


Grundzüge

der

National-Oekonomie.

Von

Max Wirth.

Köln, 1856.

Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg.






Grundzüge

der

National-Oekonomie.

Von

Max Wirth.

Köln, 1856.

Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg.

Seinen

Westfälischen Freunden

widmet dieses Buch

als Zeichen der Hochachtung und Liebe

der

Verfasser.

Vorwort.

Erst vor wenigen Jahren ist der richtige Begriff des Werthes, über den die National-Oekonomen lange in Zwiespalt waren, durch Friedrich Bastiat in seiner ganzen Tiefe erfaßt und als eherner Grundstein der Wissenschaft hingestellt worden. Durch seine einfache Erklärung dieses Fundamental-Begriffes der Volkswirthschaft wird manche Dunkelheit erläutert, mancher Irrthum beseitigt. Da noch kein Lehrer der politischen Oekonomie darauf Rücksicht genommen hat, da auch die letzten Lehrbücher der National-Oekonomie nicht über Adam Smith's Erklärung des „Tauschwerthes" hinausgehen, so schien es mir ein wissenschaftliches wie ein staatswirthschaftliches Bedürfniß, auf dem Fundamente jenes Grundsatzes, von dem wir bald sprechen werden, ein neues Lehrbuch auszuarbeiten, in welchem zwar die verschiedenen Ansichten gewürdigt, die wirthschaftlichen Verhältnisse aber von jenem neuen, klareren Standpunkte aus beurtheilt werden.

Gewöhnlich wird die Geschichte der Wissenschaft deren Gesetzen vorangestellt. Ich glaubte von diesem Gebrauche abgehen zu dürfen, weil die Geschichte besser verstanden wird, wenn die Grundbegriffe vorher erläutert sind und dann als Maßstab des Guten und Schlechten in der Geschichte angelegt werden. Dieser Abschnitt ist in den bisherigen Lehrbüchern der National-Oekonomie entweder gar nicht oder nur sehr kurz behandelt worden. Mir schien ein

näheres Eingehen auf die wirthschaftlichen Ansichten und Handlungen der Vergangenheit von hohem Werthe, und da die Geschichte der Volkswirthschaft gewisser Maßen die schönere Hälfte der Weltgeschichte ist, so glaube ich um so mehr entschuldigt zu sein, als ich an vielen Stellen die Gelegenheit wahrnehmen konnte, auf Irrthümer früherer Zeiten und Lehren aufmerksam zu machen, wodurch namentlich der Anfänger fast spielend bis ins Innere der Wissenschaft eingeführt wird und sodann deren Gesammt-Organismus mit Leichtigkeit seinem Gedankengange einverleibt.

Ich schloß eben meine Arbeit, als die „Grundlagen der National-Oekonomie von Wilh. Roscher“ erschienen. Ich muß gestehen, daß ich mit einigem Zagen nach dem Buche griff; denn die ausgezeichneten Leistungen dieses Forschers konnten wohl die Besorgniß erwecken, daß meine Arbeit durch die seinige unnütz geworden, daß das Resultat eines zehnjährigen Studiums und Gedanken-Processes von mir vergeblich in ein System zusammengefaßt sein möchte.

Obgleich ich nun fand, daß Roscher in der That alles geleistet hatte, was man nach seinen früheren Schriften von ihm erwarten konnte, so sah ich mich nach Durchlesung seines vortrefflichen Werkes dennoch wieder ermuthigt. Denn nicht allein hat Roscher einen großen Theil der von mir behandelten Gegenstände folgenden Bänden vorbehalten, sondern auch die neuen Forschungen Bastiat's über das Wesen des „Werthes“ völlig unbeachtet gelassen, nur die allgemein angenommenen Wahrheiten der älteren Oekonomisten mit einem reichen Schatze statistischer Belege von Neuem ins Licht setzend. Zudem ist die historische Methode Roscher's so verschieden von der meinigen, die ich eine beweisführende nennen möchte, daß beide Werke in den Zweigen, welche sie gleichzeitig besprechen, einander ergänzen, wie das Beispiel die Regel.

Es kann sein, daß ich in der ersten Hälfte des dritten Buches zum Zwecke der Deutlichkeit zuweilen die Harmonie der logischen Aufeinanderfolge vernachlässigt habe, und daß aus demselben Grunde einige Wiederholungen sich eingeschlichen haben. Da es aber in

neuerer Zeit immer mehr Bedürfniß geworden ist, die Wissenschaft größeren Kreisen zugänglich zu machen, so wird das durch den genannten Fehler gewonnene größere Verständniß diesen wohl entschuldigen.

So schließe ich denn mit dem Wunsche, ein Scherflein zur Verbreitung der Kenntniß jener Naturgesetze beigetragen zu haben, von deren Beachtung das Wohl der Völker abhängig ist.

Wiesbaden, im December 1854.

Max Wirth.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Grundbegriffe der Volkswirthschaft.

Zweites Buch.

Geschichte der Volkswirthschaft.

Drittes Buch.

Die wirthschaftliche Bewegung.

Erstes Buch.

Grundbegriffe der Volkswirthschaft.

Einleitung.

Die National-Oekonomie ist die Wissenschaft derjenigen Naturgesetze, unter deren Einfluß die Erzeugung, Vertheilung und Verzehrung der Güter in der menschlichen Gesellschaft vor sich geht; bei deren Beachtung die Völker gedeihen, bei deren Uebertretung sie leiden und untergehen. Dem strengen, aber unabänderlichen und nothwendigen Gesetze des Wachsthums, des geistigen und materiellen Fortschrittes unterworfen, erhebt sich die Menschheit doch nur langsam und allmählich aus der Finsterniß der tiefsten Unwissenheit zum Lichte der Erkenntniß. Der Wahn ist der Anfang, die Wahrheit ist das Ziel des langen Weges, den sie zu wandeln hat. Erst durch viele Irrthümer gelangt sie zur Erkenntniß der Wahrheit; die Weltgeschichte gleicht daher einem Verzeichnisse von Verbrechen gegen die weisen Gesetze der Natur, und der einzige Trost für den Schmerz, welchen dieser Anblick bereitet, liegt in der Beobachtung, daß jene Verbrechen, daß die Leiden der Menschheit sich von Stufe zu Stufe vermindert haben, in demselben Maße, in welchem sich die Erkenntniß der Naturgesetze, d. i. der Wahrheit, erweiterte.

Eine jener organischen Satzungen, welche in der gesammten Natur wie in der menschlichen Gesellschaft sich offenbart, ist das Gesetz der Gegensätze. Auf ihm scheint alles Leben in der organischen und anorganischen Schöpfung zu beruhen. Ohne dieses und ähnliche Gesetze ist die Weltgeschichte nicht zu verstehen. Sehen wir um uns, so finden wir dieses Gesetz in der Polarität des Magnets, der Krystalle, in den Gegensätzen von Licht und Schatten, von Kälte und Hitze, von Sommer und Winter, von Tag und Nacht, von Mann und Weib, von Schmerz und Lust, von Liebe und Haß, von Gut und Böse. Alle Stoffe, alle Dinge, alle Wesen scheinen von diesem Dualismus durchdrungen zu sein, scheinen diesem erst die Bewegung, das Leben zu verdanken. Diese Gegensätze erhalten sich wechselseitig; das Gute wird durch das Böse bedingt; der Körper verdankt seine Erhaltung dem Gifte; der Genuß ist ohne Anstrengung, ohne Arbeit, nicht möglich.

Wenden wir dieses Gesetz auf die menschliche Gesellschaft an, so kommen wir zu folgenden Aufschlüssen: Die erste Lebensäußerung des Menschen ist das Bedürfniß. Ihm steht als Gegensatz gegenüber die Befriedigung. Um das Bedürfniß zu befriedigen, ist eine Anstrengung, eine Arbeit erforderlich. Diese erst ermöglicht den Genuß. Arbeit und Genuß sind also Gegensätze, die sich wechselseitig bedingen, hervorrufen, erhalten. Ohne Anstrengung, ohne Arbeit, welcher Art sie auch sei, wird auf die Dauer jeder Genuß schaal und zuletzt zur Pein. Eben so wenig möglich ist die Arbeit ohne den Genuß, weil dieser stets die Kräfte zu neuen Anstrengungen stärken muß, ohne welche Stärkung diese verkümmern und endlich zu Grunde gehen müßten. So ist es bei einzelnen Menschen, so ist es bei ganzen Völkern. Nehmen wir die Geschichte zur Hand, so erweis't sich dieses Gesetz zur Evidenz.

Bei den Griechen und Römern war die Arbeit verachtet und den Sklaven zugetheilt. Die müßigen Herren bedurften, um sich den Genuß zu erhalten, stets neuer Reizmittel; und nachdem die stärksten Dosen davon verbraucht waren, da verfielen jene Staaten in eine Sittenlosigkeit, von welcher wir uns kaum eine Vorstellung machen können, in eine Fäulniß, daß der Gährungsproceß der Völkerwanderung, die Eroberung durch die Barbaren als eine wahre Erlösung zu betrachten war. So lange die Römer noch zu erobern hatten, war ihre Arbeitskraft, wenn auch in eine traurige Bahn gelenkt, doch noch in Thätigkeit: mäßiger Genuß hatte noch Reiz für sie. Als aber die eroberte Welt zu ihren Füßen lag, als sie nur noch genießen, nichts arbeiten, nichts hervorbringen wollten, da trat bald die leibliche und geistige Fäulniß ein. Wir sprechen es also mit Bestimmtheit aus: Die Griechen und Römer gingen unter, weil sie ein oberstes Gesetz der Natur nicht kannten oder mißachteten. Weil die Römer sich an ihm noch mehr vergingen als die Griechen, so war ihr Untergang auch schrecklicher. Der mächtige Adel des Mittelalters, was ist in Deutschland und Frankreich aus ihm geworden? Wir sehen von ihm nur noch schwächliche Spuren, weil er das oberste Lebensgesetz verkannte, weil er die Arbeit verachtete. Die Ruinen seiner Schlösser winken von unsern Bergen nur noch als warnendes Beispiel, während die Burgen der Arbeit, die Städte, trotz der furchtbaren Kriege, welche meistens der Adel entzündet, sich aus den Trümmern der Zerstörung stets blühend wieder erhoben haben.

Betrachten wir auf der Kehrseite die Lage der Sclaven des Alterthums, der Leibeigenen und Bauern der Feudalzeit, so sehen wir auch bei ihnen das Gesetz zur Geltung gelangen, daß die Arbeit ohne den Genuß die leiblichen und geistigen Kräfte verkümmert und zerstört. Diese haben sich in vielen Jahrhunderten zu keiner Geltung emporgeschwungen, sie haben

ihre eigene Emancipation dem Mittelstande zu verdanken, welcher in der weisen, mäßigen Beobachtung jenes Naturgesetzes materiel und geistig zum Kern der Nation sich emporgeschwungen hat. Ihm verdanken jetzt drei Welttheile ihre zauberhafte Entwicklung.

Das Christenthum hatte die Sklaverei gebrochen und in die mildere Leibeigenschaft verwandelt; dennoch vermochten seine humanen Lehren der Arbeit noch nicht die Achtung zu verschaffen, welche ihr gebührt. Da holte endlich die Wissenschaft aus der unergründlichen Werkstätte der Natur neue Kräfte; die Maschine vernichtete die Knechtschaft der Arbeit, — sie wird der Sklave der Zukunft sein! Vor dem Donner der ersten Kanone wankten die Grundpfeiler des arbeitverachtenden Feudalismus, und was die Buchdruckerpresse davon nicht in die ewige Nacht verjagt, das wird die Dampfmaschine gar begraben.

Der größte Wendepunkt der Weltgeschichte brach an; die Finsterniß schwand in Sturmeseile; überwältigende Ideen eroberten das geblendete Geschlecht; die Erfindungen reihten sich an einander wie eben so viel Stufen auf dem Wege zur Wahrheit; ereignißschwangere Entdeckungen erweiterten den Blick der Menschen, und endlich offenbarte ein großer Mann das Gesetz, wegen dessen Verletzung das Alterthum unterging, — das Gesetz der Arbeit. Die Wissenschaft, welche mit jenem Naturgesetze sich beschäftigt, ist seit Adam Smith das Evangelium der materiellen Welt!

Hinter den Schutzmauern der Reichsstädte hatte die freie Arbeit als junge Pflanze ihre ersten Wurzeln geschlagen; nach der Erfindung des Schießpulvers und der Entdeckung von America wurden indessen auch die Staatsregierungen auf die Bedeutung der Industrie aufmerksam. Sie erkannten, welche Hülfsquelle ihnen aus der freien Arbeit mit der Zeit erwachsen würde, und sie begannen, sich in ihrer Weise mit der Industrie zu beschäftigen.

Der Grundcharakter der antiken Gesellschaft war deren hohe Meinung von der Allmacht des Staates, war das Aufgehen des Individuums im Staate. Erst das Geschlecht der Germanen, der Träger der neuen Cultur-Epoche, brachte das Princip der individuellen Freiheit in die Welt. Dieses Princip mit der Staats-Oberhoheit zu versöhnen, darum dreht sich ein tausendjähriger Kampf.

Da die Praxis der Wissenschaft lange vorhergeht, so ist es am zweckmäßigsten, der Natur den freien Lauf zu lassen, so lange man deren Gesetze nicht kennt, weil dann das Richtige sich eher herausentwickelt, als wenn die Menschen mit Irrthümern eingreifen. Die Freiheit war aber im Mittelalter in ihr Gegentheil ausgeartet. Die freie Arbeit mußte sich zu Genossenschaften verbünden, und gegen die rohe Gewalt des Faustrechts mit Schutzmauern sich umgeben. Es entstand eine Menge kleiner Territorien,

welche durch die Ausübung ihres Hoheitsrechts den Verkehr hundertfältig hemmten.

Nachdem endlich der Staat über den ausgearteten Particularismus in Europa gesiegt hatte, nachdem die Erfindung des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst und die Entdeckung von America den Feudalismus gebrochen und den Sieg der freien Arbeit angebahnt hatten, da wurden, statt der Natur den freien Lauf zu lassen, vielfache künstliche Experimente angestellt, um das Vermögen und den Wohlstand der Völker zu vermehren, welche, aus falschen Begriffen entspringend, die Entwicklung derselben hemmten, statt sie zu befördern. Während nämlich der antike Staat bei seiner Verachtung des Gesetzes der Arbeit wenigstens dem Verkehr keine unnöthige Schranke auferlegte, während er sich in die Production und Vertheilung, in die Ausfuhr und Einfuhr der Güter nicht weiter mischte, als es der Staatscasse zum Nutzen gereichte, griffen die modernen Staatsgewalten von Kaiser Karl V. an in alle Functionen der Production und Vertheilung, ja, der Consumtion der Güter ein. Die Unkenntniß der Naturgesetze, denen diese unterworfen sind, Irrthümer über das Wesen des Vermögens, des Capitals und des Geldes, welche damals allgemein waren, von denen also auch die Regierungen nicht verschont blieben und bis auf den heutigen Tag nicht verschont geblieben sind, machten aus den Maßregeln des Staates eben so viele Hindernisse der gedeihlichen Entwicklung.

Die Römer hatten in ihrem weiten Reiche den Verkehr durch prachtvolle Straßen erleichtert, während in den modernen Staaten sich überall Schlagbäume erhoben; die Römer hatten die Zölle nur als eine Finanzquelle angesehen, während sie in den modernen Staaten ein Mittel wurden, fremde Erzeugnisse auszuschließen, ein Monopol zu Gunsten Weniger zu schaffen. Während Plato den Begriff des Geldes, die Theilung der Arbeit und Aristoteles das Wesen des Tauschwerthes schon richtig dargestellt hatten, waren die Völker und Regierungen des Mittelalters und der neueren Zeit bis zur Schwelle unserer Generation noch nicht über den Wahn hinausgekommen, daß der Reichthum eigentlich in Gold und Silber, in Geld bestehe. Dieser Irrthum hatte seit Karl V. eine Staatswirthschafts-Methode ins Leben gerufen, die unter dem Namen Mercantilsystem darauf ausging, die Ausfuhr zu vermehren und die Einfuhr zu vermindern, die, in der Meinung, ein Land könne nur um das reicher werden, um was ein anderes ärmer wird, den Verfall von ganzen Ländern herbeiführte.

Aus mangelnder Kenntniß der Gesetze der Volkswirthschaft sind die meisten Leiden der Menschheit entsprungen. Wagten es ja tüchtige Historiker noch am Schluß des vorigen Jahrhunderts den Krieg als eine wirthschaftlich heilsame Erscheinung zu bezeichnen. (Fischer, Geschichte des deutschen

Handels.) Wir wollen indessen an dieser Stelle der Darstellung der Geschichte der Volkswirthschaft nicht vorgreifen; jene Andeutungen werden genügen, um die Wichtigkeit derselben darzuthun.

Da nach Johann Baptist Say der meiste Streit in der Welt auf Wortstreit sich reducirt, so wird es angemessen sein, die Erklärung einiger Wörter vorauszuschicken, in dem Sinne, wie wir sie gebrauchen wollen.

Unter „Dingen" verstehen wir alle Stoffe, alle organischen und anorganischen Kräfte der Natur, so wie deren Aeußerungen, seien sie, wie wir uns auszudrücken pflegen, materieller oder geistiger Natur.

Mit „Sache" wollen wir ein Ding stofflicher Art bezeichnen.

„Güter" heißen wir im Allgemeinen alle Dinge, die unsere Bedürfnisse zu befriedigen versprechen. In volkswirthschaftlichem Sinne werden wir unter „Gütern" alle Dinge verstehen, denen durch Arbeit, durch Dienstleistung oder, um auf den Ursprung zurückzugehen, durch „Bewegung" von Seiten des Menschen Werth (Tauschwerth) beigebracht ist. Wo wir schlechtweg Güter sagen, sind im Verlauf unserer Darstellung stets Güter der letzteren Art gemeint.

„Vermögen" ist eine bestimmte Anhäufung solcher Güter in den Händen eines Individuums, einer Corporation, einer Gemeinheit, einer Gesellschaft; denn da der Werth erst mit der menschlichen Gesellschaft erscheint, so kann es außerhalb derselben kein Vermögen geben.

„Reichthum" ist Ueberfluß an Vermögen.

„Production" ist diejenige Bewegung des Menschen, wodurch Dingen Werth beigebracht wird.

„Consumtion" ist die Bewegung, durch welche Dingen Werth genommen wird.

Dies vorausgeschickt, werden wir die Grundbegriffe der Volkswirthschaft erläutern, sodann eine gedrängte Uebersicht über deren Geschichte geben, ferner die Production und Vertheilung des Vermögens in ihren Wechselwirkungen zu betrachten und endlich den Zusammenhang mit der Staatsregierung zu beleuchten versuchen.

---

1. Der Werth.

Auf dem Begriffe des Werthes ruht unsere Wissenschaft; deßhalb ist sie von Manchen die „Wissenschaft der Werthe" benannt worden*). „Es gibt keinen Gegenstand," sagt A. Blanqui, der zu früh geschiedene Verfasser der Geschichte der politischen Oekonomie, „welcher die National-Oekonomen mehr beschäftigt und zu mehr Abhandlungen Anlaß gegeben hat, als die Definition des Werthes. Der größte Theil der Schriftsteller hat sich in ein Labyrinth metaphysischer Spitzfindigkeiten über den ökonomischen Sinn dieses Wortes verirrt. Wir wollen nicht alle die Titel dieser nunmehr unnützen Monographieen anführen. Es ist endlich von allen Schriftstellern, welche einen Namen in der Wissenschaft haben, anerkannt, daß die von Adam Smith begründete Erklärung den unschätzbaren Vortheil hat, den besonderen Charakter des Tauschwerthes klar zu bezeichnen, des einzigen, über den sich die Abhandlungen auslassen, weil er das Product der menschlichen Arbeit ist."

„Das Wort Werth", sagt Mac Culloch, „ist häufig angewandt worden, nicht bloß um den Tauschpreis eines Artikels oder seine Eigenschaft, gegen andere Gegenstände, als die Arbeit allein geben kann, vertauscht zu werden, sondern auch um seine Brauchbarkeit zu bezeichnen, oder das Eigenthümliche, welches er besitzt, unsern Bedürfnissen zu genügen oder zu unserm Wohlbehagen und Genusse beizutragen. Aber es ist klar, daß die Brauchbarkeit der Waaren eine von ihrer Tauschfähigkeit ganz verschiedene Eigenschaft ist: dies bezeugt die Kraft, welche das Getreide hat, unsern Hunger zu stillen, und das Wasser, unsern Durst zu löschen. A. Smith hat diesen Unterschied aufgedeckt und die Wichtigkeit gezeigt, welche sich daran knüpft, daß man die Brauchbarkeit der Waaren oder, wie er sagte, ihren Gebrauchs- oder natürlichen Werth von ihrem Tauschwerth unterscheide. Wollte man so wesentlich verschiedene Eigenschaften mit einander vermischen, so würde man augenscheinlich auf einen Weg der widersinnigsten Schlüsse

*) Ein Schriftsteller nennt sie die „Wissenschaft des Tausches (Katallaktik)."

gerathen. Auch würde es zur Vermeidung eines Mißverständnisses über den Sinn eines so wichtigen Wortes, wie das Wort „Werth“ ist, besser sein, es nur von dem Tauschwerthe zu gebrauchen und das Wort „Brauchbarkeit“ (Nutzbarkeit) anzuwenden, um die Macht oder Eigenschaft zu bezeichnen, welche ein Artikel für die Befriedigung unserer Bedürfnisse und die Erfüllung unserer Wünsche besitzt.“

Die von Mac Culloch vorgeschlagene Methode ist heutzutage als allgemein adoptirt anzunehmen, und sie hat vor den Irrthümern einer Verwechslung von Gebrauchs- und Tauschwerth bewahrt.

Auch Roscher unterscheidet den Gebrauchs- und Tauschwerth in dieser Weise. Der Gebrauchswerth ist also nach A. Smith das Maß der Nutzbarkeit eines Gutes, der Tauschwerth das Maß von Fähigkeit, andere Dinge zu kaufen.

Als die französischen und englischen National-Oekonomen den Werth in seine ursprünglichen Bestandtheile zerlegen wollten, geriethen sie in Widerspruch.

Während A. Smith den Ursprung des Werthes in der Arbeit sah, suchte Johann Baptist Say denselben in der Brauchbarkeit (utilité). Als die Smith'sche Schule ihm erwiderte, daß die Luft ein sehr brauchbares, ja, unentbehrliches Ding sei, das gleichwohl nicht den mindesten Werth habe, da entgegnete die französische Schule, daß es auch Dinge gäbe, welche wenig oder keine Arbeit zu ihrer Herstellung erforderten und doch großen Werth hätten, z. B. der Diamant.

Dieser Widerspruch blieb der permanente Stein des Anstoßes unter den National-Oekonomen, und selbst in der neuesten Zeit hat ihn nicht einmal Roscher zu beseitigen versucht. Den Socialisten und Communisten war er ein willkommener Zankapfel, um den Handschuh wider die Oekonomisten aufzuheben.

Um diesen Widerspruch zu lösen, versuchte Ricardo den Ursprung des Werthes in der Arbeit und der Seltenheit zu finden, Senior in der Seltenheit, Storch im Urtheil.

Molinari sagt: „Werth haben heißt geeignet sein, das eine oder das andere Bedürfniß des Menschen zu befriedigen. Diese Eigenschaft besitzen die Dinge theils von Natur, theils gibt man sie ihnen durch die Arbeit. Die Natur arbeitet umsonst; nur der Mensch läßt sich seine Arbeit bezahlen, oder, besser gesagt: er tauscht seine Arbeit gegen die Arbeit Anderer aus. Die Dinge tauschen sich aus im Verhältniß zu ihren Productionskosten, d. h. im Verhältniß der Quantitäten Arbeit, die sie enthalten. Je mehr man also Dinge hat, welche Arbeit enthalten, desto reicher ist man; desto besser kann man seine Bedürfnisse befriedigen,

indem man diese Dinge verbraucht oder sie gegen andere verbrauchbare Gegenstände austauscht."

Rau sucht den Begriff des Werthes wie folgt zu bestimmen: „Derjenige Grad von Vortheil, welchen ein sachliches Gut für den Eigenthümer hervorbringen kann, heißt sein Werth im weiteren unbestimmten Sinne." Mit dieser Erklärung ist dem Werthe indessen eine zu enge Gränze gezogen; denn es gibt mehr Güter, oder Dinge, welche Werth haben, ohne „sachlich" zu sein, z. B. der Vortrag eines Lehrers, die Musik eines Orchesters, der Gesang einer Prima-Donna.

Welche nun auch die verschiedenen Meinungen der National-Oekonomen über das Grundelement des Werthes seien, insgesammt stimmen sie darin überein, daß außer der Arbeit auch die Natur Werth schaffe. Insonderheit legen sie in dieser oder jener Ausdrucksweise den „unentgeltlichen Naturkräften im Boden" die Eigenschaft bei, Werth zu erzeugen. Darauf basiren sie die Lehre von der Boden- oder Grund-Rente, welche der Reinertrag des Bodens sein soll, nachdem der Arbeitslohn und der Gewinn für das in denselben verwandte Capital abgezogen sind. Auch A. Smith bekennt sich zu dieser Lehre von der Bodenrente. Indem er aber bei allen übrigen Fragen der Volkswirthschaft durch eine Inconsequenz die Bodenrente außer Acht läßt und den Werth nur von der Arbeit ableitet, gewinnen seine Lehren doch eine Wahrheit, die nicht zu erschüttern ist, deren Unerschütterlichkeit er aber vorzugsweise jener Inconsequenz verdankt.

Die Lehre von der Bodenrente sollte nämlich von einer verhängnißvollen Wichtigkeit werden; denn auf sie stützten die Socialisten und Communisten die Rechtfertigung ihrer Systeme, für die zehntausend Menschen in den Straßen von Paris ihr Leben ließen.

Wenn nämlich die unentgeltlichen Naturkräfte im Boden Werth erzeugen, also über den Betrag des Lohnes und des Gewinnes für Arbeit und Capital, welche zur Bebauung des Bodens verwandt worden sind, einen Ertrag abwerfen, dann befinden sich die Eigenthümer des Grundes und Bodens im Besitze eines Privilegiums vor ihren ungünstiger situirten Mitmenschen. Viele hervorragende National-Oekonomen haben daher auch anerkannt, daß das Grundeigenthum ein Monopol sei.

Auf dieses Zugeständniß warfen sich die Communisten, um sofort die Consequenz zu ziehen: „Vor Gott sind alle Menschen gleich, hebe dich weg, Grundeigenthümer, und mache der Gesellschaft Raum, tritt das Eigenthumsrecht dem Staate ab, damit die Grundrente an Alle gleichmäßig vertheilt wird." Die Socialisten, welche es eben so unbillig fanden, daß ein Theil der Menschen durch den bloßen Besitz von Grund und Boden, ohne Mühe und Arbeit, von der Natur Werthe geschenkt erhielte, die aber von einer

Gütergemeinschaft eine zu große Umwälzung oder zu große andere Nachtheile befürchteten, verlangten als Aequivalent wenigstens das Recht auf Arbeit, d. h. die Verpflichtung des Staates, jedem Einzelnen Arbeit zu garantiren. Man muß gestehen, die National-Oekonomen haben, nachdem sie jene Prämisse zugegeben, nicht das Recht, diese modernen Alchymisten einer Inconsequenz zu zeihen.

Sollten wir also wirklich der Natur eine so große Ungerechtigkeit in der Vertheilung der Güter vorzuwerfen haben, oder sollten vielleicht die National-Oekonomen im Irrthum sich befinden? — Wir glauben das Letztere.

Die Natur erzeugt nur Brauchbarkeit, keinen Werth! Der Werth erscheint erst mit und in der menschlichen Gesellschaft.

Der **Werth** ist das Maß der **Dienstleistung**!

Das Wort „Dienstleistung" wirft die Systeme der Socialisten und Communisten unerbittlich über den Haufen; es zerstört die Annahme, daß die „unentgeltlichen Naturkräfte im Boden" Werth erzeugten; es lös't die Grundrente in die Capitalrente auf; es macht allen Zweifeln und Inconsequenzen der Wissenschaft ein Ende. Man ist nicht mehr genöthigt, zwischen Gebrauchs- und Tausch-Werth zu unterscheiden. Die Brauchbarkeit ist dem Stoffe eigen; Begriff, Charakter und Ursprung des Werthes aber sind in dem Worte Dienstleistung enthalten. Die folgenschwere Wichtigkeit der Feststellung des Begriffs des Werthes macht es uns zur Pflicht, obige Definition so klar als möglich zu erläutern und daher etwas länger, als es sonst üblich ist, bei diesem Gegenstande zu verweilen. Ausführlichkeit an dieser Stelle wird unser späteres Beweisverfahren wesentlich vereinfachen und den hier aufgewandten Raum zehnfach ersparen.

Professor Karl Heinrich Hagen in Königsberg ist in seinem 1839 erschienenen Buche „Von der Staatslehre" obiger Erklärung außerordentlich nahe gekommen. Zwar nimmt er in seinem klar durchdachten Werke immer noch den Unterschied zwischen Gebrauchs- und Tausch-Werth an, allein indem er den „Tausch" eine „Auswechslung von Diensten" nennt, hat er den Weg gezeigt, auf welchem Friedrich Bastiat endlich das Räthsel lös'te.

In Folge der erörterten Theorie, welche auch den unentgeltlichen Kräften der Natur Werthschaffung beilegt, nahmen die National-Oekonomen drei Factoren der Wertherzeugung, der Production der Güter, an: die Arbeit, das Capital (angehäufte Arbeit) und die Productivdienste der Natur. Während aber die Meisten die Productivdienste der Natur nur im Boden sich dachten, dehnte Hagen mit Recht den „Naturfond" auf den gesammten Stoff, auf den Boden wie auf die Kräfte der Menschen, aus. Er theilte

den „Naturfond" in einen persönlichen und einen dinglichen, von denen der erstere in allen Anlagen des Menschen, der letztere in allen dinglichen Naturgaben und vorzüglich in dem Grund und Boden besteht. „Unstreitig", sagt er, „gebührt dem persönlichen Naturfond der Vorzug, nicht bloß weil er der Person des Menschen angehört, sondern weil es auch von dessen Ausbildung abhängt, was der Mensch ist und werden kann."

Wir wollen weder dem persönlichen noch dem dinglichen „Naturfond" einen Vorzug zugestehen; jedenfalls können wir nicht zugeben, daß allein im Boden unentgeltliche Naturkräfte dienstbar seien. Sie walten allenthalben, im Boden wie im Menschen selbst, in den Thieren wie durch die physicalischen und chemischen Gesetze, durch welche die Stoffe in den Laboratorien und Manufacturen Maschinen in Bewegung setzen und zu Erzeugnissen umgebildet werden. Eine Kraft, die aber überall und für Alle unentgeltlich da ist, kann ganz aus der Berechnung gelassen werden, wie $a + b = c + b$ gleich $a = c$.

Der Werth entspringt nur aus der Dienstleistung des Menschen. Was die Natur umsonst bietet, ist Brauchbarkeit. Sie bietet ihre freiwilligen Dienste aber nicht allein dar im Boden des Landwirthes, sondern auch im Innern der Erde, wo sie Metalle und Kohlen im Laufe der Jahrtausende krystallisirt. Sie bietet umsonst ihre Dienste dar, sei es, daß sie durch Regen und Sonnenschein, durch die Wechselwirkung ihrer mineralischen Stoffe das Wachsthum der Früchte befördert oder Wasserstoff und Sauerstoff liefert, sei es, daß sie die Sturzbäche von den Gebirgen löſ't und unentgeltlich die Mühlen treibt, welche das zur Nahrung der Menschen unentbehrliche Mehl bereiten, oder daß sie die Erzeugung von Thieren veranlaßt oder das Wachsthum werthschaffender Menschen begünstigt. Von der Natur wird der Mensch nicht umsonst erzogen oder erhalten. „Im Schweiße seines Angesichts soll er sein Brod essen." Die Dienstleistungen der Mutter pflegen den Säugling zum kräftigen Knaben heran, die Dienstleistungen des Lehrers erziehen diesen zu einem werthschaffenden Individuum. Nicht die Natur stellt einen erwachsenen Menschen her, sondern zahllose Dienste und Mühen; sie liefert nur den Stoff und den Keim, den Verdauungsproceß und das Wachsthum; die Werthe, welche zur Erhaltung und Heranbildung eines Menschen nöthig sind, müssen die Eltern schaffen. Ganz eben so verhält es sich mit den Metallschätzen und den Früchten des Feldes. Die Natur krystallisirt die Metalle, aber sie fördert sie nicht zu Tage, sie läutert sie nicht, bildet aus ihnen nicht die Werkzeuge, welche dem Menschen zu neuer Werthschaffung helfen. Die Natur vermittelt den Keim-Proceß umsonst, aber sie säet und sie ärntet nicht, sie rodet, düngt und entwässert den Boden nicht, auf daß er fähig werde, die Keimkraft zu entwickeln.

Ein Mann auf einer wüsten Insel besitzt keinen Werth, weil dieser eine Beurtheilung und Abschätzung von gegenseitigen Diensten voraussetzt. Er besitzt nur brauchbare Gegenstände. Wenn eine zweite Person sich einfindet, dann erscheint der Werth durch den Tausch. Aus diesem Grunde war Hagen so nahe daran, den Fundamental-Begriff des Werthes zu erfassen, als er den Tausch für eine Umwechslung von Dienstleistungen erklärte.

Schon vier Jahre sind verflossen, seitdem Friedrich Bastiat dieses oberste Axiom unserer Wissenschaft feststellte, und unbegreiflicher Weise ist es sogar noch von dem gelehrten Roscher ignorirt worden. Es wird deßhalb angemessen sein, wenn wir den Gedankengang des großen Oekonomisten in ein paar Zügen wiederzugeben und ihn dann, so viel wie möglich, für unsern Zweck zu vervollständigen suchen.

Der Mensch, sagt Bastiat, ist passiv und activ. In ihm sind Bedürfniß und Befriedigung, aus der Empfindung entspringend (besser gesagt: durch den Stoffwechsel bedingt), ihrer Natur nach immanent, unübertragbar. Zwischen beiden steht die Anstrengung als Bindemittel, aus unserm Willen hervorgehend und folglich übertragbar. Die Uebertragung solcher Anstrengungen, dieser Umtausch von Diensten, bildet den Stoff der politischen Oekonomie. „Weil aber auf der anderen Seite die ökonomische Wissenschaft in dem Worte „Werth" sich zusammenfaßt, von welchem sie nichts als die lange Erklärung ist, so folgt daraus, daß der Begriff des Werthes unvollständig, falsch aufgefaßt wird, wenn man ihn auf die beiden Erscheinungen unseres Empfindungsvermögens gründet, — auf das Bedürfniß und die Befriedigung, die zwischen den Individuen unübertragbar und unmeßbar sind, — statt ihn zu gründen auf die Aeußerungen unserer Thätigkeit, auf die Anstrengungen, auf die gegenseitigen Dienste, welche ausgetauscht werden, weil sie verglichen und abgeschätzt werden können, und welche man abschätzt, eben weil sie ausgetauscht werden."

Die Nutzbarkeit der Stoffe und Kräfte der Natur, in Verbindung gesetzt mit den Anstrengungen der Menschen, erzeugen die Producte; je größer der Antheil der ersteren, desto geringer der der letzteren, desto größer die Nutzbarkeit, desto geringer der Werth.

„Der Werth entspringt den Anstrengungen, welche die Menschen machen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen; er setzt Vergleichung, Schätzung voraus; deßhalb beginnt er erst mit der menschlichen Gesellschaft, wo Dienste mit einander abgemessen werden können. Wir arbeiten, um uns zu nähren, zu kleiden, zu unterrichten, zu heilen, zu beschützen. Diese Dienste sind gegenseitig; wir vergleichen sie, beurtheilen sie, schätzen sie; das Ergebniß ist — der Werth!"

„Eine Menge von Dingen kann die relative Wichtigkeit einer Dienstleistung erhöhen. Wir finden diese Dienste mehr oder weniger groß, je nachdem sie uns mehr oder weniger nützlich sind, je nachdem mehr oder weniger Personen geneigt sind, sie uns zu machen; je nachdem sie mehr oder weniger Arbeit, Mühe, Geschicklichkeit, Zeit, Vorstudium von diesen Personen heischten, je nachdem sie uns mehr oder weniger davon ersparen. Alles läuft somit auf einen Tausch von Dienstleistungen hinaus."

Dieser Tausch ist selten einfach. Manchmal vermittelt er sich durch den Verkehr zwischen mehreren Contrahenten, öfter durch die Vermittlung des Geldes und trennt sich dann in Kauf und Verkauf. Meistens steckt der Werth in Waaren, welche eine Masse der mannigfaltigsten Dienstleistungen zu ihrer Vollendung erheischt haben; aber immer läßt er sich auf die Natur der Dienstleistung zurückführen. Der Werth ist somit das Verhältniß zweier ausgetauschter Dienstleistungen, und der Tausch gibt zwar den Dingen und Handlungen, welche ausgetauscht werden, nicht die Existenz, wohl aber den Begriff des Werthes.

Dieser Begriff war da, als eines Tages der Lahme zum Blinden sagte: Trage du mich, ich will für dich sehen, und uns beiden ist geholfen.

„Wir alle werden mit einem gebieterischen materiellen Bedürfniß geboren, welches bei Todesstrafe befriedigt werden muß, — dem des Athmens. Auf der andern Seite sind wir von einem Medium umgeben, welches diesem Bedürfniß im Allgemeinen ohne irgend eine Anstrengung unsererseits abhilft. Die atmosphärische Luft hat also Nutzbarkeit, ohne Werth zu besitzen. Sie hat keinen Werth, weil keine Anstrengung, keine Dienstleistung erforderlich ist, um sie sich zu verschaffen. Denn Jemandem einen Dienst erweisen, heißt ihm eine Mühe ersparen; und da, wo man keine Mühe anzuwenden hat, um eine Befriedigung herzustellen, braucht man auch keine zu sparen. Wenn aber ein Mann in einer Taucherglocke auf den Grund des Meeres hinabsteigt, dann legt sich ein fremder Körper zwischen die Luft und seine Lunge; um die Verbindung herzustellen, muß eine Pumpe in Bewegung gesetzt werden! Da ist eine Anstrengung zu machen, eine Mühe anzuwenden; gewiß wird dieser Mann ganz geneigt dazu sein, denn es handelt sich um sein Leben, und er selbst könnte sich keinen besseren Dienst erweisen, als diese Mühe sich zu nehmen. Statt aber selbst diese Anstrengung zu machen, bittet er mich, dieselbe zu übernehmen; und um mich dazu zu bestimmen, verpflichtet er sich, selbst eine Mühe zu übernehmen, durch welche ich eine Befriedigung erlange. Wir setzen uns ins Reine, schätzen unsere Dienste und schließen ab. Was haben wir also? Zwei Bedürfnisse und zwei Befriedigungen, zwei Anstrengungen, die Gegenstand einer frei-

willigen Uebereinkunft sind, zwei Dienstleistungen, welche ausgetauscht werden, und — der Werth erscheint.

Der Werth liegt also keineswegs in der Brauchbarkeit der Luft; denn sie dient in freier Atmosphäre zu nichts Anderem als in der Taucherglocke. Sie hat dieselbe Beschaffenheit da wie dort; es ist immer Stickstoff und Sauerstoff, was gebraucht wird; keine neue Eigenschaft ist hinzugethan. Die Luft an sich selbst hat weder da noch dort einen Werth. Werth hat nur der Dienst, die Arbeit, durch welche sie in die Taucherglocke gebracht worden ist.

Auch das Wasser hat an und für sich keinen Werth. Gesetzt nun, ich wohne in einem Dorfe, welches kein trinkbares Wasser besitzt. Solches muß eine Stunde weit hergeholt werden. Ich hole mir jeden Morgen meinen Wasservorrath. Die drei Factoren, welche der menschlichen Thätigkeit zum Grunde liegen: Bedürfniß, Anstrengung und Befriedigung, sind vorhanden. Ich kenne die Nutzbarkeit des Wassers, aber den Werth noch nicht.

Nun geht mein Nachbar auch zur Quelle. Ich sage eines Tages zu ihm: Erspare mir die Mühe, den Weg zu machen; leiste mir den Dienst, das Wasser, das ich brauche, mir von der Quelle mitzubringen. Während dieser Zeit werde ich etwas für dich thun; ich will dein Kind buchstabiren lehren. Wir verständigen uns. Es folgt daraus ein Austausch von zwei Diensten, wovon der eine den andern aufwiegt, oder der eine so viel werth ist als der andere. Was gegenseitig verglichen, abgeschätzt, ausgetauscht wird, sind zwei Anstrengungen, nicht zwei Bedürfnisse oder Befriedigungen; denn nach solchem Maßstab müßte man den Vortheil des Buchstabirens mit dem des Trinkens vergleichen.

Bald sage ich zu meinem Nachbar: Dein Kind ist mir unbequem, ich will lieber etwas Anderes für dich thun; du fährst fort, mir Wasser zu bringen, und ich werde dir zwei Groschen geben. Sobald der Vorschlag angenommen ist, kann man sagen: Der Dienst ist zwei Groschen werth.

Später wartet mein Nachbar gar nicht mehr auf meine Aufforderung. Er weiß aus Erfahrung, daß ich jeden Tag trinken muß. Er sorgt selbst für mein Bedürfniß; zugleich versorgt er die übrigen Bewohner des Dorfes. Kurz, er wird Wasserhändler. Man fängt nun an, den Ausdruck zu gebrauchen: Das Wasser kostet zwei Groschen. Dieser Ausdruck läßt sich im gewöhnlichen Leben nicht ausmerzen; wie man auch sagt: „Die Sonne geht unter", oder wie man in der Umgangssprache Geld für Capital nimmt. Dennoch ist diese Ausdrucksweise unrichtig; denn das Wasser hat seine Natur nicht verändert, es ist immer noch umsonst zu haben. Die Dienstleistung, welche es in meine Wohnung schafft, nur sie ist zwei Groschen werth. In

Paris hat das Trinkwasser einen bestimmten Preis; dieser Preis ist aber auch nur die Belohnung für den Dienst, der es an Ort und Stelle schafft.

Die Luft, das Wasser repräsentiren also die Brauchbarkeit, der Dienst aber den Werth. Die Nutzbarkeit bleibt stets dieselbe, der Werth aber schwankt, vermehrt oder vermindert sich, je nach dem der Dienst groß oder klein ist, der den brauchbaren Stoff beschaffen soll.

Der Diamant spielt in den Büchern der Oekonomisten die Rolle, welche die Perturbationen bei den Astronomen einnehmen. Die Anhänger von der Werththeorie der „Brauchbarkeit" bedienen sich desselben, um diejenigen aufs Eis zu führen, welche behaupten, der Werth entspringe aus der Arbeit. Der Diamant ist eine glänzende Waffe, mit der sich alle Schulen bekämpfen. Die englische Schule sagt: „Der Werth liegt in der Arbeit!" Die französische zeigt ihr einen Diamant: „Hier", sagt sie, „ist ein Product, das fast gar keine Arbeit erfordert und doch von unermeßlichem Werthe ist." Sobald hingegen die französische Schule behauptet, der Werth liege in der Nutzbarkeit, so setzt die englische dem Diamant die Luft, das Wasser, das Licht entgegen. „Die Luft ist sehr nützlich (brauchbar)", sagt sie, „und hat keinen Werth; der Diamant hat eine sehr zweifelhafte Nutzbarkeit und ist mehr werth als die ganze Atmosphäre, ohne welche gleichwohl kein Geschöpf existiren könnte."

Durch unsere Erklärung wird aller Streit geschlichtet, und die hadernden Parteien behalten, jede in ihrer Art, Recht.

Das Licht hat am Tage keinen Werth, weil keine Anstrengung erforderlich ist, um es sich zu verschaffen. In der Nacht müssen wir eine Oellampe, ein Talglicht oder eine Gasflamme anwenden, um uns Licht zu verschaffen; um jene Dinge aber hervorzubringen, sind viele Dienstleistungen nothwendig, die alle einen Gegendienst erforderten, folglich einen Werth hatten. Das Licht ist Nachts nicht mehr umsonst zu haben.

Der Diamant hat großen Werth, weil viel Zeit und Mühe angewandt werden muß, weil viele Mühe oft vergeblich verwandt wird, um ihn zu finden. Ein Mensch kann in einer Stunde einen werthvollen Diamant finden; dafür könnten aber wieder hundert Menschen zehn Jahre lang suchen, ohne ihren Zweck zu erreichen. Es kostet also im Allgemeinen eine große Summe von Zeit und Anstrengung, um den Diamant zu erwerben; er ist eine große Dienstleistung werth. Wenn ein Mensch einen Diamant zufällig schon in einer Stunde findet, so ist das kein Beweis, daß er nur so viel werth ist, als diese Stunde Arbeit; sein Werth wird vielmehr nach dem Maße der Mühe berechnet, die der Käufer aufwenden müßte, wenn er den Edelstein selbst suchen wollte, eine Mühe, die ihm durch den Dienst des Verkäufers erspart wird. Der Preis eines Diamants müßte schon sehr

hoch sein, bis der Kauflustige sich dazu entschließen würde, sich selbst einen zu suchen. Er würde wahrscheinlich den Genuß des Besitzes eines solchen Edelsteins lieber sich versagen, als sich der Gefahr aussetzen, zehn Jahre vergeblich zu suchen.

Aus dem Vorhergehenden erhellt, daß die Höhe des Werthes im Verhältniß zu der Mühe steht, die demjenigen, welcher eine Dienstleistung empfängt, erspart worden ist. Der Werth liegt weder im Wasser, noch in der Luft, noch im Diamant, noch in all den Stoffen, aus welchen das Talglicht, die Gasflamme bereitet sind, sondern in den Diensten, die zur Herbeischaffung, kurz, zur Herstellung der augenblicklichen Verzehrbarkeit des Verbrauchsgegenstandes geleistet oder erspart worden sind; deren Preis festgestellt wurde durch die Uebereinkunft der Contrahirenden.

Die Repräsentanten der verschiedenen ökonomistischen Schulen haben den Werth in Ausflüssen oder einzelnen Eigenschaften der Dienstleistung gesucht, welche sammt und sonders in dieser zusammentreffen (auch die „Seltenheit" Senior's, das „Urtheil" Storch's). Ihre Definition war nicht erschöpfend; sie schienen einander zu widersprechen, indem sie sich in die einzelnen Fragmente der „ganzen" Wahrheit theilten.

Unser Axiom zieht sich nun durch das gesammte System der Volkswirthschaft; besonders wichtig ist unsere Erklärung des Werthes aber für die Beurtheilung der „Bodenrente" und der Grundsteuer.

---

2. Der Preis.

Der Preis ist der jeweilige Schwebepunkt des Werthes; er ist der Werth, wie er für einen anderen Werth-Gegenstand je nach Zeit und Umständen gefordert, hingegeben, ausgetauscht wird.

Während das Wesen des Werthes in sich selbst, d. h. in dem Maße der Dienstleistung, beruht, ist der Preis — wie das Gewand, das je nach Jahreszeit und Mode wechselt — durch Aeußerlichkeiten bedingt und geregelt. Sein Umfang ist das Ergebniß von Nachfrage und Angebot.

Ist das Angebot stark, zahlreich und die Nachfrage schwach, gering, dann ist der Preis ein niedriger. Ist aber umgekehrt die Nachfrage stark und das Angebot schwach, dann ist der Preis hoch. Fehlt aber das Angebot oder die Nachfrage ganz, dann gibt es auch keinen Preis.

Stets wird der Preis um den Werth, wie um einen festen Pol, ventiliren. Uebersteigt der Preis den Werth, dann wird die Concurrenz sich einstellen, um den Gewinn zu theilen. Das Angebot wird sich vermehren und den Preis wieder auf das Niveau hinabdrücken. Ist der Preis hingegen geringer als der Werth, dann wird die Nachfrage sich vermehren, das Angebot vermindert werden, weil Viele das Geschäft nicht mehr einträglich finden, und der Preis wird wieder zum Niveau emporsteigen. Diese Erscheinung stellt sich beim Preise ein, der Werth mag in irgendwelcher Gestalt sich darstellen; sei die Dienstleistung, welche den Werth hervorbrachte, eine mittelbare oder unmittelbare, eine einfache oder angehäufte. Sie kommt z. B. vor beim Arbeitslohn, wie beim Waarenpreise und Capitalzinse.

Wenn der Preis der Arbeit, der Arbeitslohn, unter den Werth, d. h. unter das Maß der Dienstleistung, herabsinkt (deren Normal-Satz ist die Befriedigung der Lebsucht), dann werden Arbeiter sich zurückziehen, um ihre Dienste anderswo anzubieten, es wird geringere Dienstleistung, weniger Werth angeboten werden für denselben Preis; wenn die Entwerthung des Arbeitslohnes längere Zeit und in größeren Kreisen fortdauert, dann wird die Vermehrung von Arbeitern sich verringern, allmählich aufhören wegen unbefriedigter Lebsucht. Sobald diese Abnahme des Angebots von Arbeitskräften

eine Zeit lang angehalten haben wird, dann wird sich Mangel einstellen, und die Nachfrage muß sich wieder vermehren, bis der Arbeitslohn das Niveau des Werthes wieder erreicht hat.

Sobald hingegen auf der anderen Seite der Preis der Arbeit deren Werth übersteigt, dann werden mehr Arbeiter ihre Dienste anbieten, durch die leichtere Befriedigung der Lebsucht werden die Heirathen begünstigt, die Arbeiterbevölkerung wird vermehrt werden, und das dergestalt vermehrte Angebot muß endlich den Preis auf das Niveau der Nachfrage sinken machen, bis wieder der erstere Fall eintritt.

Ganz eben so ist das Verhältniß mit dem Zins oder dem Preis, der für die Dienstleistung des Capitals gezahlt wird. Wird mehr Capital angeboten, als die Nachfrage verlangt, dann sinkt der Zins; übersteigt die Nachfrage dagegen das Angebot von Capital, dann steigt die Rente.

Vor Allem richtet der Preis der Waaren sich nach dem Verhältniß von Nachfrage und Angebot. Der Werth einer Waare ist eine größere oder kleinere Summe von Dienstleistungen, die einen Stoffwechsel hervorgebracht haben und deren jede einzelne wieder bezüglich des Preises von dem Gesetze der Nachfrage und des Angebots abhängig gewesen war. Der Werth fällt hier mit den Productionskosten zusammen, die aus Arbeitslohn und Capitalgewinn bestehen. Der Preis der Waaren wird nicht minder um dieses Centrum ventiliren. Sobald der Preis einer Waare deren Productionskosten übersteigt, dann werden sofort mehr industrielle Unternehmer zur Verfertigung solcher Waare sich anschicken. Die vermehrte Quantität derselben verstärkt das Angebot und drückt bei gleicher Nachfrage den Preis auf das Niveau der Productionskosten hinab. Sinkt derselbe aber unter dieses Niveau, dann werden Manche sich aus dem Geschäfte zurückziehen, Manche weniger produciren, das Angebot wird sich vermindern und der Preis demgemäß wieder der normalen Höhe sich nähern.

Der Preis ist daher zugleich der Regulator der Production und des Verbrauchs; er zeigt durch große Billigkeit an, wo Ueberfüllung eines Productionszweiges, und durch große Theurung, wo Mangel an einem Producte herrscht; er gibt dadurch den Producenten einen Fingerzeig, von welchem Geschäfte sie lassen, nach welchem sie sich hinwenden sollen.

Gewöhnlich hat man bisher einen Unterschied gemacht zwischen **Preis** und **Marktpreis**, weil der Begriff des Werthes nicht genau genug hergestellt war. **Wir** brauchen diese Unterscheidung nicht mehr, weil der Preis von selbst eine Wechselwirkung von Nachfrage und Angebot voraussetzt, was aber nichts weiter ist, als das „Markten".

Adam Smith unterscheidet zwischen **Real-** und **Nominalpreis** der Waaren; allein was er Realpreis nennt, ist eigentlich nichts Anderes als

der Werth. „Die Arbeit", sagt er und zeigt damit, daß er dem wahren Begriffe des Werthes bis dahin noch am nächsten gekommen ist, „die Arbeit ist der wahre Maßstab des Tauschwerthes aller Waaren. Der Realpreis eines Dinges, dasjenige nämlich, was ein Ding dem, der es sich verschaffen will, wirklich kostet, ist die zu seiner Anschaffung erforderliche Mühe und Beschwerde; was ein Ding demjenigen, der es sich verschafft hat und darüber verfügen oder es gegen irgend etwas Anderes vertauschen will, wirklich werth ist, das ist die Mühe und Beschwerde, welche es ihm ersparen und dafür anderen Leuten zuschieben kann. Was mit Geld oder anderen Gütern gekauft, wird eben so durch Arbeit erhandelt, als das, was man durch eigene Beschwerde sich verschafft*). Jenes Geld und jene Güter ersparen uns in der That diese Beschwerde. Sie enthalten den Werth einer bestimmten Quantität Arbeit, welche man gegen etwas vertauscht, wovon man zur Zeit glaubt, daß es den Werth einer gleichen Quantität enthalte. „Die Arbeit war der erste Preis, das ursprüngliche Kaufgeld, welches für alle Dinge gezahlt wurde."

Setzt man statt Arbeit — „Dienstleistung", dann ist auch das, was A. Smith meint, erschöpfender ausgedrückt. Der Dienst z. B., den das Capital leistet, läßt sich nicht gut mit „Arbeit" bezeichnen; es müßte eine neue Kategorie aufgestellt werden (Say hat es gethan); bei unserer Definition des Werthes ist dies nicht nöthig, weil sie Alles auf Einen Urbegriff zurückführt.

Das Geld nennt A. Smith den Nominalpreis; oder richtiger der Nominalpreis wird nach ihm durch Geld ausgedrückt. Im Verkehr ist diese Bezeichnung des Preises durch das Geld allerdings das übliche und verständlichste Kennzeichen desselben.

---

*) Bei der Frage von der Zollgesetzgebung kommt dieser Satz besonders zur Anwendung, weil Viele glauben, was man für fremdes Arbeitsproduct zahle, sei dem Inlande, so weit die Arbeit dabei betheiligt ist, verloren.

3. Das Geld.

Die ökonomischen Begriffe haben ein ähnliches Schicksal in der Welt gehabt, wie die astronomischen. Die Alten hielten die Erde für einen flachen Klumpen, von dessen Gränzen sie sich keine Vorstellung machten. Ihr astronomisches System stützte sich auf den Augenschein; deßhalb glaubten sie, Sonne, Mond und Sterne drehten sich in vierundzwanzig Stunden um die Erde. Solche Vorstellungen waren bis Galilei und Copernicus gäng und gebe; ja, in einem Katechismus des Königreichs Neapel wird heute noch die Lehre, daß die Erde sich um sich selbst und um die Sonne bewege, für ein ketzerischer Irrthum erklärt.

Dieses besonders der Menge eigene Urtheilen nach dem bloßen Augenschein wird nirgends häufiger angetroffen, als in national-ökonomischen Dingen. In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden zwar die Gelehrten durch Adam Smith endlich mit den hauptsächlichen Naturgesetzen bekannt gemacht, welche die Production und die Vertheilung des Vermögens regeln, allein die Menge klebt zum größten Theil heute noch an den alten vorurtheilsvollen Vorstellungen.

Eine dieser Vorstellungen ist es, daß das Vermögen, das Capital, der Reichthum vorzugsweise in edlen Metallen, besonders in geprägtem Gold und Silber — in Geld —, bestehe. Der Umstand, daß der Werth der Güter nach Geld abgemessen wird, daß für Geld Alles zu haben ist, dieser Augenschein hat jenen Irrthum erzeugt, dessen sich eine ganze handelspolitische Schule schuldig gemacht und dadurch viel Schaden verursacht hat.

Das Geld ist aber nur ein Werthmesser, ein bequemes Tauschmittel; es ist, wie Adam Smith sagt, das große Umtriebsrad der Güter.

Geld ist eine Waare, wie jede andere. Es ist, wie jede Waare, den Preisschwankungen ausgesetzt, die aus der Wechselwirkung zwischen Nachfrage und Angebot hervorgehen. Da es aber nur wenig Preisschwankungen ausgesetzt und unter allen Waaren die verbreitetste, so ist das Geld zugleich der Werthmesser der Güter geworden. Es ist zum Tauschmittel der Güter erkoren worden, weil die edlen Metalle, von allen Völkern gekannt,

durch ihr verhältnißmäßig geringes Volumen, ihre bequeme Transportabilität, ihre Dauerhaftigkeit, ihre große Theilbarkeit die zum Tauschmedium bequemste Waare sind.

Doch nicht immer waren es die edlen Metalle, welche zu Geld ausgeprägt wurden. Die Spartaner schlugen eiserne Münzen, die Römer gebrauchten in den einfachen, ärmeren Zeiten der Republik Kupfer. Kaiser Friedrich II. gab bei der langwierigen Belagerung von Parma Ledergeld aus, welches willig angenommen und später wieder eingelöſ't wurde. Auch die Russen bedienten sich noch vor zweihundert Jahren des Ledergeldes.

Bei den Malayen und Chinesen gibt es Zinngeld, bei den Senegambiern Eisen-Münzen; in Rußland auch solche aus Platina. In Abyssinien galten Salzbarren als Geld, in Hochasien Thee. Die alten Mexicaner brauchten Cacaobohnen, Baumwollzeuge, Goldstaub in Federkielen als Geld, die alten Bewohner von Rügen Leinwand; in Newfoundland gebrauchte man früher Stockfische, in Maryland Tabak.

In den Urzuständen der Völker versahen aber auch noch andere Dinge die Function des Geldes; denn ein Tauschmittel, das Allen gemeinsam, ist auch von den wildesten Stämmen als unentbehrlich erkannt und angenommen worden. Die indianischen Ureinwohner America's gebrauchten und gebrauchen Salz, Seemuscheln, Felle als Zahlungsmittel. Die Urgermanen bedienten sich neben dem Gelde, mit dem sie durch die Römer oder vielleicht durch phönizische Kaufleute bekannt geworden zu sein scheinen, des Rindviehes und des Getreides, um einen Werth abzuschätzen oder eine Zahlung zu leisten. Bei vielen Negerstämmen gelten neben dem Vieh auch Sklaven als Zahlungsmittel. Bei manchen dieser Stämme soll sogar ein ideelles Geld bestehen, eine Rechnungs-Einheit, „Matute" genannt, die zur leichteren Vergleichung der Dinge unter einander dient. Eine Sache ist ihnen 10, eine andere 20 Matuten werth.

Als großes „Umtriebsrad der Güter" leistet das Geld, was in anderer Weise gute Straßen und Eisenbahnen für die Erleichterung des Verkehrs bewerkstelligen. Denn entfernten wir das Geld, dann müßten die Menschen die Erzeugnisse ihrer Arbeit stets direct gegen die Waaren, deren sie gerade bedürfen, austauschen, oder, besser gesagt, eine Dienstleistung müßte gerade gegen die, deren man bedarf, ausgetauscht werden. Der Tischler müßte ein Möbel zum Bäcker tragen, um Brod zu erhalten, und der Bäcker mit einer Ladung Brod sich bepacken, wenn er vom Brauer ein Faß Bier kaufen wollte. Die Unmöglichkeit, die beiderseitigen Werthe stets auszugleichen, würde eine Menge von Unzuträglichkeiten mit sich führen, einen Tausch zwischen entfernteren Orten und Menschen unmöglich machen oder bald von selbst ein System des Credits hervorrufen.

Nachdem einmal das Geld als bequemes Tauschmittel allgemein in Gebrauch gekommen, war es natürlich, daß es zu gleicher Zeit als Werthmesser der Güter benutzt wurde. Die Waare, deren sich Jedermann bedient, die also Jedermann kennt, ist das beste Mittel, um andere Dinge danach zu schätzen. Jägervölker, wie die Indianer, denen Thierfelle statt des Geldes dienen, gebrauchen solche sowohl als Zahlungsmittel, um sich ihre Bedürfnisse dafür einzutauschen, wie auch als Werthmesser. Bei der nächsten Stufe der Civilisation, den Hirtenvölkern, dient Vieh, besonders Rindvieh, als ein solcher Werthmesser, und in den ersten Anfängen des Ackerbaues Getreide.

Der Umstand nun, daß das Geld als der stete Repräsentant des Werthes fungirt, hat die nach dem Schein urtheilende Menge zu dem Irrthum verleitet, daß das Geld an sich selbst das Capital, der Reichthum sei. An und für sich genommen, hat aber das edle Metall, aus welchem das Geld verfertigt wird, neben seiner sehr beschränkten Nützlichkeit nur so viel Werth, als Dienstleistungen erforderlich waren, um es zu produciren. Eine Vermehrung der Quantität der edlen Metalle bringt dem Weltmarkte gegenüber nicht mehr, ja, fast weniger Veränderung hervor, als die jeder anderen Waare. Die Annehmlichkeiten des Gebrauchs goldener und silberner Gefäße und Schmucksachen mögen vermehrt werden, auf das Geld selbst hat die größere oder geringere Menge edlen Metalles nur den Einfluß, daß die Geldstücke größer oder kleiner werden, daß für ein größeres oder kleineres Stück eine gleiche Quantität anderer Waaren abgegeben wird, daß also nur die Gestalt des Geldes sich verändert, während weder Capital, noch Reichthum in Beziehung auf die Allgemeinheit sich vermehren oder vermindern. Gold und Silber sind außerdem ein so geringer Theil der Güter, des Capitals, des Reichthums, daß die vorhandene Masse dieser edlen Metalle für das National-Vermögen als solches von geringer Bedeutung ist. Frankreich z. B. besitzt im Verkehr weit mehr Metallgeld, als England, und dennoch ist England weit reicher. Ist also die vorhandene Menge Goldes groß, so gibt ein großes Stück Gold einen gewissen Werth an, ist die vorhandene Masse hingegen gering, so wird für ein kleineres Stück Gold dieselbe Quantität von Werth gegeben. Eine Veränderung im Vorrath der edlen Metalle mag allenfalls den Gebrauch von Luxus-Artikeln schmälern oder vermehren, auf den National-Wohlstand wird sie wenig Einfluß haben; es hat nur je ein größeres oder kleineres Stück Geld denselben Werth und Preis. Wenn es vorkommt, daß in armen oder finanziel zerrütteten Ländern das edle Metall seltener wird, so ist diese Erscheinung nicht Ursache der Zerrüttung, sondern nur Symptom.

Im Welt-Verkehr äußert daher ein Unterschied im Metall-Vorrath wenig oder gar keine Wirkungen. Wenn man sonach von der Entdeckung

neuer Goldgruben große Umwälzungen in der Güterwelt erwartet, so irrt man sich. Bei einer solchen können Einzelne, wie bei einer Lotterie, gewinnen; der Reiz des Goldes mag ein Mittel zur Gründung neuer Colonieen sein und so mittelbar zur Cultur beitragen; die Menschheit im Ganzen wird sich aber durch eine solche Vermehrung des Gold-Vorrathes wenig bereichern, d. h. nur um so viel, als sie sich billiger die Annehmlichkeit kostbarer Utensilien verschaffen kann.

Es ist fast unmöglich, das Verhältniß des vorhandenen Geldes zu der Quantität aller Güter genau zu bestimmen; nur so viel ist gewiß, daß alles Geld der Welt nicht den tausendsten Theil des vorhandenen Capitals ausmacht. Das Geld circulirt fortwährend, um den Austausch zwischen Producenten und Consumenten so rasch, als möglich, zu bewerkstelligen; ein Geldstück vermittelt so den Austausch einer Masse von Werth-Gegenständen. Gesetzt den Fall, daß die Zahl der Consumenten und die Masse der producirten Güter sich gleich bleibt, die Summe der edlen Metalle sich hingegen vermehrt oder vermindert, so wird dies auf den Vermögensstand der Völker weiter keinen Einfluß haben, als daß im ersteren Falle eine größere Menge Geldes für eine gewisse Quantität von Gütern, seien es Stiefel, Bier, Fleisch, Früchte, Maschinen, seien es geistige Producte, gegeben wird, daß die Zahl der Gegenstände des Luxus, wie silberne und goldene Geschirre, Schmucksachen, sich vermehrt, und daß im letzteren Falle die Summe der Luxus-Gegenstände sich vermindert, daß eine geringere Menge edlen Metalles für eine bestimmte Quantität genannter Güter geboten wird.

In Folge der in Californien und Australien entdeckten Goldregionen und des ungeheuren Zuwachses an Gold, welches der civilisirten Welt zuströmt, hört man häufig die Besorgniß aussprechen, eine solche ungeheure Vermehrung des edlen Metalles möchte eine gewaltige Umwälzung der Eigenthums-Verhältnisse herbeiführen. Man glaubt, daß die Werth-Verhältnisse der Güter sich bedeutend verändern müßten, und daher viele Leute reich, viele aber arm würden. Wir glauben Keines von Beiden, sind vielmehr der Meinung, daß das Werth-Verhältniß der Güter unter einander sich gar nicht verändern wird, sondern daß nur das quantitative Verhältniß des Werthmessers, des Geldes, zu den übrigen Gütern ein anderes werden wird, aber ohne großen unmittelbaren Einfluß auf die Vermögens-Verhältnisse der Individuen.

Wie wir bereits nach der bisherigen Erfahrung gesehen, haben die wöchentlichen oder monatlichen Goldsendungen aus Californien und Australien den Preis des Goldes beinahe gar nicht gedrückt, weil mit der Vermehrung eines Productes auch dessen Consum zunimmt. Eine Veränderung des Preises des Goldes durch die Vermehrung der Quantität, und folglich

des Angebots, ohne entsprechende Nachfrage, kann aber nur so allmählich geschehen, daß, weil der größere Theil des Goldes in Gestalt von Barren oder Goldstücken fortwährend den Eigenthümer wechselt, bei dem nur allmählich eintretenden Sinken des Preises die jeweiligen Inhaber jedes Mal nur eine Kleinigkeit verlieren, die kaum so beträchtlich sein wird, als das Schwanken des Goldcourses in Zeiten politischer oder mercantiler Krisen. Der erste Inhaber verliert also bei einem Sinken des Goldwerthes eine Kleinigkeit. Er wird es sofort in andere Hände übergehen lassen. In der dritten Hand wird aber schon weniger verloren, weil man sogleich den Preis der Waare, für welche das Goldstück geboten wird, nach dem Werthe desselben abmißt, bei einem Sinken des Goldwerthes also steigert.

Eine große Umwälzung könnte nur eintreten, wenn es über Nacht plötzlich Gold und Silber regnete. Dann könnten diese edlen Metalle durch ihre Fülle alle anderen Güter vielleicht um die Hälfte in die Höhe treiben, so daß alle Inhaber von Schuldverschreibungen und Banknoten, die auf einen gewissen Gold- oder Silber-Betrag lauten, die Hälfte verlieren würden. Das wäre für die Capitalisten allerdings ein großes Unglück; allein ein solcher Fall kann niemals eintreten. Wegen der Art und Weise, in welcher die edlen Metalle gewonnen werden, könnte ein solches Sinken des Preises derselben oder, was dasselbe ist, das Steigen der Waarenpreise durch die Vermehrung der angebotenen Quantität von Gold und Silber nur sehr allmählich geschehen. Der eclatanteste Fall der Vermehrung der Gold- und Silber-Masse ist schon da gewesen bei der Entdeckung von America. Durch die Erschließung der Silbergruben von Potosi wurde der Vorrath des Silbers um das Zehnfache vermehrt, und dennoch wissen wir von keiner großen Umwälzung in der Güterwelt durch das Silber an und für sich, wenn wir es nicht mit zu den Eigenschaften dieser edlen Metalle rechnen wollen, daß sie den Anstoß gaben zur Colonisation von America, indem der Golddurst die Abenteurer Europa's dahin führte. Trotz jener Vermehrung des Vorrathes des Silbers um das Zehnfache verminderte sich dessen Preis nur ungefähr um das Vierfache, weil mit der stärkeren Production auch die Consumtion bedeutend zugenommen hatte. Viele Geräthschaften, die früher aus Eisen waren, wurden ferner nur noch aus Silber gemacht. Da also eine solche Vermehrung der edlen Metalle nur allmählich geschehen kann, so werden alle diejenigen, welche dadurch in ihren Interessen bedroht sind, sich zu sichern suchen. Die Inhaber von Pfandbriefen werden das Capital zeitig kündigen und dann Capital und Zinsen vielleicht in einen anderen Maßstab umsetzen lassen; die Eigenthümer flüssiger Capitalien werden solche productiv in Geschäften anzulegen suchen, und die Vermehrung des edlen Metalls wird vielleicht nichts Anderes bewirkt haben,

als eine Vermehrung der industriellen Thätigkeit. Nur die Inhaber von Leibesrenten und festen Gehalten würden größeren Nachtheil leiden; doch müßten bei einer bleibenden Entwerthung des Metalls die Besoldungen demgemäß bald erhöht werden. Die Uebergangs-Periode würde sie allerdings schwer treffen, während die Besitzer von Waaren auch während dieser nicht einmal zu leiden hätten, indem sie ihre Preise nach jeder Schwankung der Valuten-Verhältnisse einrichten. Der Fall ist übrigens höchst unwahrscheinlich, daß das Gold und das Silber zu gleicher Zeit so sehr vermehrt würden. Die Silber-Production hat vielmehr seit mehreren Jahrhunderten eine große Gleichmäßigkeit bewahrt; und das Silber ist in den meisten Ländern das gesetzliche Zahlungsmittel. In England, Portugal, Bremen ist Gold das gesetzliche Zahlungsmittel; wenn nun in Folge der Gold-Production in Californien und Australien der Werth des Goldes sinken sollte, so steht es jenen Staaten frei, die Silberwährung einzuführen, oder den Preis der Goldmünzen nach dem Maßstabe des Silbers herabzusetzen. Das Silber steht zum Golde ungefähr wie 1 : 15 (im Mittelalter stand es schon einmal 1 : 11) oder, was dasselbe ist, das Silber ist in fünfzehnmal größerer Masse vorhanden, als das Gold. Um diese Menge so zu vermehren, daß ein Sinken um nur ein Viertel des Silberwerthes entstände, dazu gehörte die Entdeckung von Silberminen, wie sie die Welt noch nicht gesehen.

Gleichwohl heischt es die Vorsicht, daß man bei Ausleihung von Capitalien auf sehr lange Zeit, daß man bei Erbpacht z. B. den Fall einer Veränderung der Metallpreise vorsieht und eventuel noch einen anderen Maßstab annimmt. Ein solcher ist aber Getreide. Das Getreide ist die im Preise veränderlichste und zugleich stäteste Waare: veränderlich in Monaten und Jahren, stät in den Jahrhunderten. Die Getreide-Preise haben sich, wenn man Jahrhunderte mit einander vergleicht, weniger verändert, als der Preis jeder anderen Waare, den des Geldes nicht ausgeschlossen. „Die in Getreide ausbedungenen Renten", sagt Adam Smith, „haben ihren Werth weit besser bewahrt, als die in Geld ausbedungenen, selbst wenn die Benennung der Münze keine Aenderung erlitten hatte. — Gleiche Quantitäten Arbeit pflegt man zu sehr verschiedenen Zeiten weit eher mit gleichen Quantitäten Getreide, diesem Lebensmittel der Arbeiter, als mit gleichen Quantitäten Goldes und Silbers, oder auch jeder anderen Waare, zu erkaufen. Gleiche Quantitäten Getreide pflegen also in sehr verschiedenen Zeiten weit eher einen und denselben Real-Werth zu haben, oder ihren Besitzer zu befähigen, so ziemlich dieselbe Quantität Arbeit von Andern damit zu erkaufen oder zu seiner Verfügung zu haben. Sie pflegen dies, sage ich, weit eher zu thun, als gleiche Quantitäten von fast jeder anderen Waare; denn ganz genau thun es auch die gleichen Getreide-Quantitäten nicht. Der

Unterhalt der Arbeit, oder der Real-Preis der Arbeit, ist unter verschiedenen Umständen sehr verschieden: reichlicher in einer Gesellschaft, die zur Wohlhabenheit fortschreitet, als in einer solchen, die still steht, und wieder reichlicher in einer still stehenden, als in einer, mit der es rückwärts geht. Doch wird man für jede Waare bald eine größere, bald eine kleinere Quantität Arbeit erkaufen können, und zwar je nach der Quantität von Lebensmitteln, welche man gerade dafür zu kaufen im Stande ist. Deßhalb ist eine in Getreide ausbedungene Rente nur den Veränderungen der mit einer bestimmten Getreide-Quantität erkaufbaren Arbeits-Quantität unterworfen, wogegen eine in irgend einer anderen Waare ausbedungene Rente nicht nur den Veränderungen der mit einer gewissen Getreide-Quantität erkaufbaren Arbeits-Quantität, sondern auch den Veränderungen der mit einer bestimmten Quantität eben jener Waare erkaufbaren Getreide-Quantität ausgesetzt ist.

„Man muß indessen bemerken, daß der Real-Werth einer Getreide-Rente sich zwar von Jahrhundert zu Jahrhundert weniger verändert, als der einer Geldrente, dafür aber von Jahr zu Jahr desto veränderlicher ist. Der Geldpreis der Arbeit ändert sich nicht von Jahr zu Jahr zugleich mit dem Geldpreise des Getreides, sondern er paßt sich überall, statt nach dem zeitweiligen oder gelegentlichen Preise dieses Lebensbedürfnisses sich zu richten, vielmehr dem Durchschnitts- oder gewöhnlichen Preise desselben an. Der Durchschnitts- oder gewöhnliche Preis des Getreides wird wieder durch den Werth des Silbers, durch die Ergiebigkeit oder Unergiebigkeit der Bergwerke oder durch die Quantität der zur Herbeischaffung einer gewissen Silber-Quantität nöthigen Arbeit und folglich des während der Arbeit verzehrten Getreides bestimmt. Der Werth des Silbers ändert sich zwar zuweilen beträchtlich von Jahrhundert zu Jahrhundert, selten jedoch sehr von Jahr zu Jahr; vielmehr bleibt er oft ein halbes oder auch ein ganzes Jahrhundert hindurch ein und derselbe oder wenigstens beinahe ein und derselbe.

„Es leuchtet also ein, daß die Arbeit eben so wohl der einzige allgemeine, als der einzige genaue Maßstab des Werthes oder das einzige Preismaß ist, nach welchem die Werthe aller Waaren immer und überall verglichen werden können. Man kann den Real-Werth verschiedener Waaren nicht von Jahrhundert zu Jahrhundert nach den Quantitäten Silber, die dafür gegeben werden, man kann ihn nicht von Jahr zu Jahr nach den Getreide-Quantitäten schätzen. Aber nach den Arbeits-Quantitäten kann man ihn mit der größten Genauigkeit sowohl von Jahrhundert zu Jahrhundert, als von Jahr zu Jahr schätzen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert ist Getreide ein besserer Maßstab als Silber, weil von Jahrhundert zu Jahrhundert für gleiche Getreide-Quantitäten viel eher die nämliche Arbeits-Quantität zu haben ist, als für gleiche Quantitäten Silber. Umgekehrt ist

von Jahr zu Jahr das Silber ein besserer Maßstab, weil für gleiche Quantitäten desselben viel eher die nämliche Quantität Arbeit zu bekommen ist."

Nachdem wir somit gesehen haben, daß Geld eine Waare ist, wie jede andere, leuchtet es von selbst ein, wie unbegründet die noch immer häufige Klage ist: „Das schöne Geld geht aus dem Lande!"

Das Geld mag aus dem Lande gehen; es kommt nur darauf an, was man dafür bekommt. Wäre man in Frankreich so thöricht, uns für einen Thaler ein Fuder Wein abzugeben, dann wäre es recht vortheilhaft für uns, recht viele Thaler nach Frankreich wandern zu lassen.

Wir haben schon in der Einleitung erwähnt, daß es ein ganzes handelspolitisches System gegeben habe, das s. g. Mercantil-System, welches von dem Grundsatze ausging, daß der Reichthum vorzugsweise in Geld bestehe. Dieses System ist in Spanien vom Staate ins Leben geführt worden und hat jenes Land an den Bettelstab gebracht, eben weil „das Geld im Lande blieb". Das geschah folgender Maßen. Zur Zeit der Entdeckung von America war Spanien ein gewerbthätiges, reiches Land von 24 Millionen Einwohnern. Das Ausland bezog viele Industrie-Erzeugnisse aus Spanien. Als später die Gold- und Silber-Production in America große Massen dieser edlen Metalle aus den Colonieen nach dem Mutterlande strömen ließ, wollte man, jenem Princip getreu, diesen stets wachsenden „Reichthum" dem Lande erhalten, und die Regierung erließ ein Verbot der Ausfuhr dieser edlen Metalle, welches so streng gehandhabt wurde, daß es in der That wirksam war.

Da nun das Bedürfniß nach Geld, wie das nach jeder anderen Waare, in jedem Lande eine gewisse Summe nicht überschreitet, da jedes Volk nur eine bestimmte Quantität von Getreide, Vieh, Tuch, Eisen, Wein braucht, und folglich auch nur eine bestimmte Anzahl von jener Waare, die das Werkzeug des Austausches zwischen den Producenten und Consumenten ist, eine bestimmte Summe von Geld brauchen kann, so muß, wird dieses Maß nicht erreicht, eine Einfuhr, wird es überschritten, Ausfuhr eintreten. Da nun aber in Spanien durch die fortgesetzte Importation von Gold und Silber der erforderliche Bedarf an Geld überschritten, die Ausfuhr von Geld aber gleichwohl verhindert oder erschwert wurde, so mußte dieses nothwendiger Weise durch seine Masse im Preise fallen; oder, was dasselbe ist, die Preise aller anderen Waaren, der Preis der Arbeit stieg im entsprechenden Verhältnisse. Bei steigendem Preise der Lebensmittel und erhöhtem Arbeitslohne war die Industrie Spaniens ihrerseits genöthigt, die Preise ihrer Erzeugnisse zu vertheuern. Dies rief die Concurrenz des Auslandes ins Leben. Was Frankreich, England, Italien, die Niederlande bis dahin aus Spanien bezogen hatten, das erzeugten sie bald selbst billiger; und

Spanien ging es wie dem König Midas, es verhungerte bei seinem Golde. Von 24 Millionen Einwohnern war das gesegnete Land zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bis auf 8 Millionen herabgesunken. Was das Mercantil-System übrig ließ, das vollendete die Inquisition. Erst nach dem Verluste fast aller Colonieen ist eine Besserung ersichtlich. Nach Beseitigung jener schrecklichen Irrthümer ist das Land im Aufblühen begriffen und zählt wieder gegen 16 Millionen.

---

4. Das Capital.

Wir hätten vom Gelde sofort zu seinem Ergänzungs-Mittel, dem Credit, übergehen können; wir wollen diesen Gegenstand aber einer späteren Darstellung vorbehalten, um sofort zu einem anderen wichtigen Factor der Volkswirthschaft zu schreiten, — dem Capital.

Im gemeinen Leben versteht man unter „Capital" eine Summe Geldes. Diese Vorstellung kommt daher, daß man gewohnt ist, das Capital in Form von Geldstücken ausgeliehen, angezahlt zu sehen. Diese Geldstücke sind aber, wie wir im vorigen Abschnitte gesehen haben, nur der Werthmesser, das Repräsentationsmittel des Werthes. Weil der Schuhmacher mit Eisen, der Schneider mit Leder, der Schmied mit Holz im größeren Maßstabe nichts anzufangen weiß, so zieht er das Capital in Gestalt des Geldes, als des bequemsten Tauschmittels, dem Capital in einer anderen Gestalt vor, außer in der, worin er es gerade braucht. Will ein Capitalist dem Schuster ein Capital in Gestalt von Leder, dem Schneider in Gestalt von Tuch vorstrecken, dann werden diese auch zufrieden damit sein, und der Preis wird nur dem Namen nach in Geld, als dem allgemeinen Werthmesser, festgesetzt sein.

Capital kann also u. A. auch in Gestalt von Geld vorkommen; absolut aber ist dies durchaus nicht nöthig. Nach A. Smith ist Capital accumulirte Arbeit. Besser gesagt ist es: accumulirter Werth. Capital im Allgemeinen ist also eine Quantität von Stoffen, denen durch menschliche Arbeit, durch Dienstleistung Werth beigefügt und die zu späterem Gebrauch aufgespart worden ist, um reproductiv (wiedererzeugend) consumirt (verbraucht) zu werden. Im Einzelnen theilen Manche das Capital selbst wieder in productives und unproductives ein. Dieser Ausdruck ist unpassend. Man kann sagen „unproductives Vermögen", aber nicht „unproductives Capital". Das Capital kann zwar eine Zeit lang müßig liegen, es kann unklug verwandt werden; doch ist in der National-Oekonomie, wenn man schlechtweg „Capital" sagt, stets „productives" darunter verstanden, d. h. eine Anzahl von Arbeits-Producten, welche zum Behuf neuer Production

ge- und verbraucht werden. Wir gehen im dritten Buche näher auf diesen Proceß ein.

Dieses Capital zerfällt wieder in stehendes (z. B. Häuser, Bergwerke, Grundstücke) und in umlaufendes (alle Arten beweglicher Güter).

Capital ist also z. B. die eingebrachte Aernte, welche im laufenden Jahre zur Ernährung der Bevölkerung dient und productiv consumirt wird, d. h. in den während dieser Zeit producirten Gütern, so wie der Aernte des nächsten Jahres mit Zinsen und Gewinn wieder erscheint. Capital sind die Industrie-Erzeugnisse, Werkzeuge, Vieh und Waaren jeder Art, Gebäude; Capital ist der Grund und Boden *).

Ohne Capital ist nicht allein der civilisirte Staat, — ist jede Gesellschaft unmöglich. Denn die Lebensmittel, von welchen der Mensch lebt, während er den Unterhalt für die nächsten Wochen und Tage verdient, sind Capital; die Werkzeuge, mit welchen er arbeitet, die Kleider, mit denen er sich wärmt, das Haus, in welchem er wohnt, das Holz, mit dem er kocht, — alles das ist Capital. Capital ist die Lebens-Bedingung der Arbeit, und in der Gesellschaft so nothwendig, wie die Luft.

Man kann das Capital vorzugsweise in vier Kategorieen theilen; es besteht:

1) Aus Stoffen zur Verarbeitung, in so fern dieselben, wegen irgend einer darauf verwandten Mühe, nicht ohne Vergütung überlassen werden, also einen Werth haben: Wolle, Flachs, Leder, Seide, Holz u. s. w.

2) Aus Werkzeugen, deren sich die Menschen zur Verrichtung der Arbeit bedienen: Handgeräthe, Maschinen, Schiffe, Fuhrwerk u. s. w.

3) Aus Vorräthen, welche man während der Dauer der Arbeits-Verrichtung verbraucht: Lebensmittel, Zeuge, Häuser u. s. w.

4) Aus Grund und Boden.

Wenn unter so bewandten Verhältnissen französische Socialisten die „Vernichtung des Capitals" predigten, so hat die sonst an menschlicher Unvernunft ziemlich reiche Weltgeschichte einen so schlagenden Beweis von solcher nicht aufbewahrt. Verblendete Menschen in Paris hatten behauptet, das Capital sei der Arbeit feindlich, die Lösung der socialen Frage bestehe darin, das Capital zu vernichten; dies wurde ein Losungs-Wort in der Februar-Revolution. Sie hätten eben so gut sagen können: Die Lösung der socialen Frage sei — der Selbstmord; denn das Capital ist eben die Lebensbedingung der Arbeit. Je mehr das Capital wächs't, desto billiger

*) Auch Hermann rechnet sehr richtig den Grund und Boden zum Capital. Fast alle Oekonomisten waren bisher anderer Ansicht; doch davon beim Abschnitte über die Bodenrente.



wird es, nach dem Gesetze und Verhältnisse von Angebot und Nachfrage, d. h. desto niedriger werden die Zinsen. Wo aber die Zinsen sehr niedrig werden, da wird die Lust zu industriellen Unternehmungen gesteigert, die Nachfrage nach Arbeitern vermehrt sich, und mit ihr steigt der Arbeitslohn. Je größer also die Masse des Capitals, um so befriedigender der Zustand der Arbeiter; denn es steigt durch die vermehrte Nachfrage nach Arbeitern nicht allein der Lohn an sich selbst, sondern durch die aus vermehrter industrieller Thätigkeit entstehende Concurrenz werden auch die Industrie-Erzeugnisse billiger und erhöhen somit die Zahl der Genüsse des arbeitenden Standes. Die Erfahrung steht hier, wie überall, der Theorie zur Seite; denn letztere ist eben das aus ersterer gezogene Resultat. Man vergleiche die Lage der Arbeiter in dem capital-armen Rußland mit dem Zustande derselben in dem capital-reichen Holland!

Die Lösung der socialen Frage liegt vielmehr in der Vermehrung des Capitals; denn nur dadurch wird die Arbeit vermehrt, die Production erhöht, somit die Befriedigung der Bedürfnisse erleichtert und der Genuß vergrößert.

Wie wir oben bemerkten, ist das Capital (der Erwerbs-Stamm), wie jede Dienstleistung, jedes Arbeits-Product, dem Gesetze von Nachfrage und Angebot unterworfen; und danach bestimmt sich der Preis, die Entschädigung, der Zins, der Gewinn, welcher für den Dienst, den das Capital leistet, gewährt wird. Damit sind wir bei einem neuen Abschnitt angelangt.

5. Der Gewinn.

Die meisten Oekonomisten, namentlich die deutschen, unterscheiden zweierlei Arten von Gewinn, den Capital-Gewinn und den Unternehmer- oder Gewerbs-Gewinn. In dem einen, wie im anderen Falle ist der Gewinn unzertrennlich vom Capital. Untersuchen wir vorläufig nur den sogenannten Capital-Gewinn.

Wenn es wahr ist, daß der Werth in der Dienstleistung besteht, dann hat der Dienst, den das Capital oder den vielmehr der Verleiher dem Borger leistet, einen Werth. Für diesen Werth muß, wer ihn haben will, einen Preis zahlen; dieser Preis ist der Capital-Gewinn im weiteren Begriffe. Derselbe heißt Gewinn im engeren Sinne, wenn Borger und Verleiher in Einer Person vereinigt, wenn der Capitalist zugleich Unternehmer ist, und Zins, wenn Beide getrennt sind.

Wie bemerkt, unterscheiden Viele den Capital-Gewinn und den Unternehmer-Gewinn. Unserer Meinung nach ist letzterer kein Grundbegriff, nur ein Bequemlichkeits-Ausdruck. Der Unternehmer-Gewinn zerfällt vielmehr in Capital-Gewinn und Arbeitslohn. Er richtet sich in seiner Höhe sowohl nach dem Werthe der Arbeit, wie nach dem Risico, welchem das Capital ausgesetzt ist.

Der Arbeitslohn bietet nach den unendlichen Abstufungen der Arbeit von der mechanischsten bis zur geistvollsten so viele Nüancen dar, daß es allerdings schwer sein mag, ihn immer zu erkennen; dennoch ist er die eine Hälfte des sogenannten Unternehmer-Gewinnes. Die andere Hälfte ist der Capital-Gewinn. Derselbe ist für einen Unternehmer aus dem Grunde höher, als für den Ausleiher, weil die Prämie dazu kommt, welche der Besitzer eines Capitals für die Gefahr bezieht, die das Capital in einem Geschäfts-Unternehmen zu bestehen hat. Sie ist groß oder klein, je nachdem die Gefahr, der das Capital ausgesetzt, groß oder klein ist. Der Capital-Gewinn wird also gering sein, wo die Gefahr gering ist, wie z. B. bei landwirthschaftlichen Unternehmungen, bei den gewöhnlichen Gewerben; der Capital-Gewinn wird hoch sein, wo die Gefahr, den Erwerbsstamm

einzubüßen, groß ist, wie bei gewissen Fabrik-Unternehmungen und großen Handels-Speculationen.

Die Zurückführung des sogenannten Unternehmer-Gewinnes gelingt gar vollständig durch die Analysirung des Arbeitslohnes. Der Arbeitslohn darf nur nicht bloß der rein mechanischen Körper-Anstrengung zugemessen werden, sondern auch der Arbeit, welche der Geist vollbringt. Die Arbeit des Malers besteht nur zu einem kleinen Bruchtheile in der mechanischen Bewegung, welche den Pinsel nach der Leinwand führt; die mechanische Arbeit des Schreibens ist der geringste Theil der Arbeit des Gelehrten. Die Dienste, welche Beide leisten, um sie gegen andere auszutauschen, sind geistiger Natur. Auch der Preis für solche geistige Dienste ist dem Gesetze des Angebots und der Nachfrage unterworfen; da hohe Gaben aber selten sind, das Angebot also gering ist, so werden solche Dienste auch höher belohnt, als rein mechanische, körperliche. Ganz so verhält es sich mit dem Arbeitslohne, den der Unternehmer bezieht. Ein glücklicher Gedanke, Vorsicht, Gewandtheit, Klugheit sind alles Dinge und Eigenschaften, welche zu höheren Dienstleistungen befähigen, also höheren Arbeitslohn verdienen. Der sogenannte Unternehmer-Gewinn besteht also nur in der Prämie für die Gefahr, welcher das Capital ausgesetzt ist, und dem Lohne für den Dienst, welchen dasselbe leistet (Zins), so wie in dem je nach der geistigen und körperlichen Dienstleistung, je nach dem Werthe der Arbeit bestimmten Arbeitslohne.

Wenn wir somit Gewinn sagen, so verstehen wir Capital-Gewinn darunter, d. h. den Preis, welchen das Capital, das ein Unternehmer in Bewegung setzt, für seine Dienste erhält. Je nach Beschaffenheit dieser Dienste ist der Lohn hoch oder niedrig. Ist große Gefahr vorhanden, das Capital bei einem Unternehmen in die Schanze zu schlagen, dann ist der Gewinn im Falle des Gelingens hoch, weil eine Prämie bezahlt werden muß, die zur Amortisation für alle diejenigen Fälle dient, wo das Capital verloren wird. Ist die Gefahr hingegen gering, so ist diese Prämie klein.

Ganz so verhält es sich auch mit dem Zins (Pachtzins, Miethe oder Rente) oder dem Preis, welchen der Borger dem Verleiher für den Dienst zahlt, den dessen Capital dem Ersteren leistet. Die Zinsen sind hoch, wo viel Gefahr für das ausgeliehene Capital zu besorgen ist; sie sind niedrig, wo das Capital sehr sicher ist, weil im ersteren Falle ebenfalls die Prämie für möglichen Verlust in Anschlag kommt. Der Zins richtet sich ferner in Folge des Gesetzes von Angebot und Nachfrage auch nach dem Grade der Gewerbthätigkeit eines Landes. Er ist z. B. bei sonst gleichen Verhältnissen höher in einem neu angebauten Lande, als in einem alten, wo jedes Ding schon an seinem Platze ist; höher in einer Colonie, als im

Mutterlande, weil dort dem Capital raschere, größere und gewinnbringendere Verwendung in Aussicht steht.

Wir deuten dies alles hier nur kurz an, um das Verständniß des Nächstfolgenden zu erleichtern. Die ausführliche Darstellung folgt an einer späteren Stelle. Wir kommen jetzt zu einer Controverse, in der unsere Beweisführung die Probe zu dem Fundamental-Satze bilden soll, auf welchem unser System beruht. Dieser Umstand wird ein längeres Verweilen bei dem Gegenstande rechtfertigen. Doch vorher noch ein Wort vom Arbeitslohne.

6. Der Arbeitslohn.

Die Vergütung für den **unmittelbaren** Dienst, den ein Mensch dem anderen leistet, den ein Mensch dem anderen erspart, ist der **Arbeitslohn**.

Eine **unmittelbare** geistige oder leibliche **Anstrengung** des Menschen muß es sein, die den Arbeitslohn bedingt; denn sonst könnte auch die Entschädigung für den Dienst, welchen der Verleiher des Capitals dem Borger leistet, unter die Kategorie des Arbeitslohnes gezählt werden.

Unter den Arbeitslohn wird die Entschädigung für die Dienste jeder Erwerbsclasse der menschlichen Gesellschaft zu zählen sein. Der **Werth** der Arbeit oder, um mit Ricardo zu sprechen, der „natürliche Preis" derselben wird bestimmt durch das Maß von Anstrengung, Mühe, welche dem Arbeitgeber erspart wird. Der **Preis** der Arbeit hingegen, die jedesmalige Höhe des **Arbeitslohnes** hängt ab von dem Gesetze von Nachfrage und Angebot. Ricardo meint: „Der natürliche Preis (Werth) der Arbeit ist der, welcher die Arbeiter in den Stand setzt, zu subsistiren und ihr Geschlecht fortzupflanzen."

Wenn man hier speciel die geringste Classe von Arbeitern, die Handlanger und Tagelöhner, meint, die zu ihrer Arbeit keiner Lehrzeit bedürfen, dann mag dieser Maßstab des Lohnes der richtige sein. Allein durchgängig läßt sich auch dies nicht als Maßstab des Werthes der Arbeit annehmen; denn es gibt Arbeit, welche so gering bezahlt wird, daß ein zwölfstündiger Dienst derselben nicht so hoch belohnt wird, um einen Menschen einen Tag zu ernähren. Wir brauchen nur die Arbeit von Menschen anzuführen, welche nebenbei noch eine andere Beschäftigung haben oder sonst doch ernährt werden, z. B. die Winter-Arbeit der Landleute, die Arbeit der Frauen, der Kinder, auf dem Lande das Spinnen u. s. w. Wenn eine Frau den ganzen Tag spinnt, so verdient sie im höchsten Falle zwei Silbergroschen. Davon kann sie unmöglich leben. Sie wird aber von ihrem Manne oder ihrer Familie ernährt und kann ihre Nebenbeschäftigung zu geringerem Preise anschlagen. Auch die Landleute, welche im Winter am Webstuhle sitzen,

können ihre Dienstleistung billiger anschlagen, weil sie nebenbei vom Ertrage ihrer Aecker, die sie im Sommer bestellen, dennoch zu leben haben.

Im Allgemeinen läßt sich also die Befriedigung der Lebsucht nicht als die äußerste Gränze des Arbeitslohnes annehmen. Denn nachdem z. B. die Spinnmaschine den Preis des Garnes auf einen gewissen Grad herabgedrückt hat, müssen die Spinner um denselben Preis ihre Dienste leisten, und wenn sie dabei zu Grunde gingen, wofern sie es nicht vorziehen sollten, vernünftiger Weise bei Zeiten zu einer anderen Arbeit überzugehen, wozu sie früher oder später dennoch gezwungen werden.

Auf der anderen Seite kann der „natürliche Preis" einer Arbeit auch viel höher sein, als erforderlich ist, um sich und eine Familie nothdürftig zu ernähren, weil der Arbeiter zu seiner Ausbildung vielleicht viel Capital hat verwenden müssen, welches ihm durch den Lohn amortisirt werden sollte.

Nimmt man den Werth der gesammten Jahres-Arbeit eines Mannes, dann müßte derselbe allerdings wenigstens so hoch sein, um sich und eine Familie ernähren zu können. Denn setzt man den Fall, daß der Dienst des Arbeiters dem Arbeitgeber nicht so viel Mühe erspart, um jene Gegenleistung zu machen, dann würde die Arbeiter-Bevölkerung bald abnehmen, da die Arbeiter nicht mehr im Stande wären, eine Familie zu ernähren; es würden viele Heirathen unterbleiben oder viele Kinder aus Mangel an Pflege sterben. (Letzteres ist am häufigsten der Fall.) Dies würde so lange fortdauern, bis durch Mangel an Arbeitern das Angebot sich verminderte und die Arbeitgeber sich genöthigt sähen, durch Erhöhung des Lohnes denselben wieder unter die Arme zu greifen. Der Werth der Jahres-Arbeit eines Arbeiters muß also mindestens einer Summe gleichkommen, welche dessen Existenz sichert. Um diesen Maßstab wird der Preis der Arbeit, der Arbeitslohn, wie um seinen Mittelpunct ventiliren, unter dem Einflusse von Nachfrage und Angebot. Ist das Angebot von Arbeit stark und die Nachfrage schwach, so kann der Preis sogar unter das Niveau sinken, welches die Befriedigung der Lebsucht bedingt; ist die Nachfrage dagegen stark und das Angebot schwach, so kann der Arbeitslohn dieses Niveau auch bedeutend überschreiten. Im ersteren Falle wird große Noth eintreten; im letzteren wird der Arbeiter schon auf eine höhere Stufe des Lebensgenusses sich erheben, er wird z. B. durch eine bessere Erziehung, die er seinen Kindern angedeihen läßt, denselben zu einer einträglicheren Berufs-Art emporhelfen. Der Preis der Arbeit, wenn er auch durch den Werth bedingt ist, wenn er niemals auf längere Zeit so tief sinken kann, daß er die Befriedigung der Lebsucht in Frage stellt, richtet sich in seiner sonstigen Höhe doch nur nach Angebot und Nachfrage. Ein beträchtliches Steigen oder Fallen der Lebensmittelpreise für kürzere Zeit wird, obgleich es die Lage der Arbeit verbessert

oder verschlechtert, auf den Arbeitslohn doch wenig oder gar keinen, wenn nicht sogar einen nachtheiligen, Einfluß haben. Nur wenn ein anhaltendes Steigen der Lebensmittel-Preise auf längere Zeit Statt fände, oder wenn der Geldwerth selbst afficirt würde, dann würde ein Steigen des Arbeitslohnes eintreten müssen, weil die Arbeiter durch die erschwerte Lebsucht sich vermindern, also die Nachfrage nach Arbeitern verhältnißmäßig steigen würde. Eine vorübergehende Theuerung würde eher im Stande sein, den Lohn herabzudrücken, weil mehr Arbeiter sich anbieten, oder Leute, die bei ihrer gewöhnlichen Arbeit ihr Auskommen hatten, noch über die gewöhnliche Zeit hinaus Arbeit suchen und dadurch das Angebot vermehren. Viele Dienstherren und Meister suchen sich auch wegen der Theuerung durch eigene Anstrengung zu helfen; sie entlassen einen Theil ihrer Dienstboten und ihrer Gehülfen, welche dann das Angebot von Arbeit wieder vermehren und den Lohn durch die Mitbewerbung herabdrücken. Auch sehen sich oft unabhängige Arbeiter oder Meister in solchen Jahren aus Mangel an Unterhalts-Capital genöthigt, ihre Arbeit als Gesellen anzubieten.

Wie nun in theuren Jahren Alles mehr auf eine Verringerung des Arbeitslohnes hinwirkt, so befördern wohlfeile Jahre die Erhöhung des Arbeitslohnes wegen vermehrter Unternehmungslust, während die geringeren Preise der Lebensmittel schon eine relative Verbesserung der Arbeiter hervorbringen. Ein französischer Schriftsteller von Kenntniß und Scharfsinn, Messance, hat zugleich die merkwürdige Wahrnehmung gemacht, daß die Armen in wohlfeilen Jahren mehr arbeiten, als in theuren. Er sucht dies aus den Tabellen mehrerer Fabrik-Districte nachzuweisen. So viel ist gewiß, man hat die Erfahrung gemacht, daß gut genährte, also gut bezahlte Arbeiter verhältnißmäßig weit mehr leisten, als schlecht bezahlte, so daß viele einsichtsvolle Fabricanten ihre Löhne aus freien Stücken erhöht haben. Americanische Arbeiter leisten z. B. mehr, als englische, englische mehr, als deutsche, deutsche mehr als russische. Daß Ricardo's Erklärung des „natürlichen Preises" der Arbeit nicht zutrifft, ergibt sich auch aus dem Unterschiede zwischen W i n t e r - und S o m m e r - Lohn. Im Winter hat der Arbeiter mehr Auslagen schon wegen der Feuerung und des Lichtes, der wärmeren Kleidung; dennoch ist der Winter-Lohn niedriger.

Ein charakteristisches, aber zugleich erfreuliches Merkmal des Arbeitslohnes ist es, daß er sich mit dem F o r t s c h r i t t e des Wohlstandes verbessert. „Nicht die dermalige Größe des National-Reichthums, sondern sein unausgesetztes Wachsen bringt ein Steigen des Arbeitslohnes hervor. Demnach steht der Arbeitslohn nicht in den reichsten Ländern am höchsten, sondern in den blühendsten, oder denen, welche am schnellsten reich werden. England ist in diesem Augenblicke sicherlich ein viel reicheres Land, als irgend ein

Theil von Nordamerica, und dennoch steht der Arbeitslohn in Nordamerica weit höher, als in irgend einem Theile Englands." A. Smith führt hierauf China als ein sehr reiches Land an, in welchem, weil es still steht, die Arbeiter auf ein Minimum des Lohnes reducirt sind. China ist ein äußerst bevölkertes Land; die Niedrigkeit des Arbeitslohnes ließe sich also auch aus der starken Mitbewerbung (Concurrenz) von Arbeitern erklären; allein man hat dieselbe Erscheinung auch in sehr dünn bevölkerten Ländern. In Europa ist sogar der Lohn in den volkreichen Ländern höher, als in den weniger bevölkerten, höher in den Städten, als auf dem Lande, und zwar bloß aus obigem Grunde, weil das Landvolk mehr still steht, die Städte rascher vorschreiten und Capital ansammeln, weil in England, Belgien, Frankreich, Deutschland die Capital-Ansammlung schneller vor sich geht, als in Spanien, Italien, Rußland. Da der Mensch, nach A. Smith, die am schwersten zu transportirende Waare ist, so sehen wir, daß der Preis der Arbeit von Ort zu Ort weit mehr wechselt, als der des Getreides, welches mehr von Jahr zu Jahr seinen Preis verändert.

Die Ursachen, welche den Werth der Arbeit bedingen, sind sehr mannigfaltig; wir können sie kaum anders als in allgemeinen Umrissen aufführen. Der Arbeitslohn ist hoch oder gering, je nachdem 1) mehr oder weniger Zeitaufwand und Capital nothwendig sind, um die zu einer bestimmten Arbeit erforderliche Fertigkeit zu erwerben; 2) je nachdem die Arbeit selbst mehr oder weniger angenehm, mehr oder weniger ermüdend, mehr oder weniger gefährlich ist; 3) je nach der Beständigkeit, Sicherheit, Ehre der Beschäftigung; 4) je nach dem größeren oder geringeren Vertrauen, das auf den Arbeiter gesetzt werden muß; 5) je nach der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit des Erfolges.

Die unter Nr. 1 angeführte Bedingung wird nur zu oft außer Acht gelassen von Leuten, die sich über die Ungleichheit beklagen, mit welcher die Glücksgüter der Erde, namentlich der Arbeitslohn, vertheilt würden: während die Einen sich kaum kümmerlich von ihrer Hände Arbeit ernährten, könnten Andere von ihrem Verdienste prassen. Solche Leute vergessen, daß der Handarbeiter zur Erlernung der einfachen Griffe, die er zu seiner Arbeit nöthig hat, wenig oder keine Lehrzeit, wenig oder keinen Aufwand von Capital braucht. Ganz anders verhält es sich mit dem Richter, dem Advocaten, dem Arzte, dem Ingenieur und selbst dem gewöhnlichen Handwerker.

Während der Handlanger schon vom sechszehnten Jahre an seinen vollen Tagelohn verdienen kann, muß der Handwerker erst seine Lehrzeit bestehen, während welcher er nichts verdient; er muß für das Lehrgeld und für Kleidungsstücke Capital aufwenden. Die Zinsen und die Amortisation

für dieses Capital müssen bei der Berechnung seines künftigen Arbeitslohnes in Anschlag gebracht werden.

Der Arzt, der Richter aber haben weit höhere Capital-Auslagen nöthig, bis sie im Stande sind, ihren Beruf anzutreten. Dieses ausgelegte Capital mit Zinsen, die Summe, welche sie vom sechszehnten Jahre an, bis ihr berufsmäßiger Verdienst beginnt, als Tagelöhner hätten verdienen können, nebst Zinsen, die Amortisation dieser ganzen Summe bis zu einem Durchschnitts-Lebensjahre, alles dies muß bei der Berechnung des Lohnes oder Honorars des Arztes und Richters in Anschlag gebracht werden. Es kommt da ein Capital heraus, dessen Zinsen, vom Jahres-Verdienst abgezogen, letzteres leicht dem Niveau des gewöhnlichen Arbeitslohnes nahe bringen würden. Bei vielen Beschäftigungen, die so großes Vorstudium und solchen Capital-Aufwand bedürfen, kommt nach Abzug der Rate, welche diesem zuzurechnen ist, nicht einmal der gewöhnliche Arbeitslohn heraus. Man könnte da gar auf eine Ungerechtigkeit in der Gesellschaft wider solche geistige Arbeiter schließen, wenn nicht ein anderer der den Arbeitslohn bestimmenden Factoren in Frage käme — die Annehmlichkeit und Ehre der Beschäftigung. Der Ruhm ist der größere Theil des Lohnes, den Dichter und Gelehrte beziehen.

Die größere Annehmlichkeit und Sicherheit der Beschäftigung sind im Vergleiche mit der rohen Handarbeit als eine theilweise Belohnung zu betrachten, oder mit anderen Worten: Es wird sich wegen der Sicherheit und Annehmlichkeit eine größere Nachfrage nach solcher Beschäftigung einstellen, welche auf den Arbeitslohn drückt. Die größere Annehmlichkeit der Beschäftigung des Richters, die Ehre, welche seinem Stande zu Theil wird, die Sicherheit seiner Stellung, die Aussicht auf eine Pensionirung im Alter sind alles Vortheile, die der rohe Handarbeiter nicht genießt und welche also bei der Berechnung des Arbeitslohnes als Zahlen mit in Anschlag gebracht werden. Wie oft wundert und beschwert man sich über das hohe Honorar, das eine Sängerin bezieht, im Vergleich mit dem bescheidenen Verdienst eines Schriftstellers! Doch sind Beide obigen Regeln unterworfen. Bei der Ersteren ist vor Allem die Prämie für die Gefahr in Anschlag zu bringen, welcher das Anlage-Capital ausgesetzt ist. Viele Jahre und viele Tausend Thaler können zur Ausbildung vergeudet werden, und in einer einzigen Stunde, durch eine Krankheit, kann die Sängerin ihre Stimme verlieren. Sie muß, weil sie den Umständen nach überhaupt nicht lange auftreten kann, in wenig Jahren ihr Anlage-Capital amortisiren. Schon aus diesem Grunde sind Sängerinnen in der Regel besser bezahlt, als Schauspielerinnen gleicher Qualität, weil die Dienste der letzteren auf längere Zeit brauchbar sind. Die Sängerin muß ferner eigentlich

alles das Capital wieder verdienen, welches bei hundert Anderen, die in ihrem Unternehmen mißglückten, verloren gegangen ist. Vor Allem kommt bei einem Geschäft auch die größere oder geringere Ehre in Betracht. Klebte an dem Beruf einer Sängerin bei unseren Sitten und Anstands-Begriffen nicht gewisser Maßen noch eine levis notae macula, eine gewisse Anrüchtigkeit, so würden sich viel mehr Damen zur Ausübung desselben herbeilassen und durch das vermehrte Angebot den Lohn herabdrücken. Manche Familie verbirgt eine Catalani, die unter anderen Begriffen von Anstand sich der Bühne nicht entzogen hätte.

Gerade dieser Umstand, das Maß der Ehre, bestimmt zum Theil das Honorar des Dichters, des Soldaten. Beide sind erbärmlich belohnt, weil der größere Theil des Preises ihrer Arbeit durch die Ehre aufgewogen wird.

„Jagd und Fischerei," sagt A. Smith, „die wichtigsten Beschäftigungen der Menschen im rohen Zustande der Gesellschaft, werden im gesitteten Zustande ihre angenehmsten Vergnügungen, und sie thun dann zum Zeitvertreib, was sie früher aus Noth thaten. Daher sind im gesitteten Zustande der Gesellschaft diejenigen, die aus dem, was Anderen zum Zeitvertreib dient, ein Gewerbe machen, sämmtlich sehr arme Leute. Die Fischer waren arm seit der Zeit des Theokrit. Ein Wilddieb ist allenthalben ein sehr armer Mann. Die natürliche Lust an diesen Beschäftigungen macht, daß sich ihnen mehr Menschen widmen, als bequem davon leben können, und so kommt das Product ihrer Arbeit für sein Größen-Verhältniß immer zu wohlfeil zu Markte, als daß es den Arbeitern mehr als das kärglichste Auskommen verschaffen könnte."

Ueber die Einwirkung der Beständigkeit oder Unbeständigkeit des Geschäftes auf die Höhe des Arbeitslohnes führt A. Smith noch folgende Beispiele an: „In den meisten Gewerben kann ein Geselle fast an allen Arbeitstagen des Jahres ziemlich sicher sein, Beschäftigung zu finden. Ein Maurer dagegen oder ein Steinmetze kann weder bei hartem Froste, noch bei schlechtem Wetter arbeiten, und hängt außerdem noch zu allen Zeiten von den zufälligen Aufforderungen der Besteller ab; er ist folglich oft der Gefahr ausgesetzt, ohne Arbeit zu sein. Deßwegen muß das, was er verdient, so lange er beschäftigt ist, ihm nicht nur für die Zeit, wo er nichts zu thun hat, den Unterhalt verschaffen, sondern ihn auch einiger Maßen für die angstvollen und verzweifelten Momente schadlos halten, die bei dem Gedanken an eine so unsichere Lage nicht wohl ausbleiben können. Wo demnach der zusammengerechnete Verdienst der meisten Gewerks-Arbeiter ziemlich eine gleiche Höhe mit dem Tagelohn der gemeinen Arbeiter hat, beträgt der Lohn der Maurer und Steinmetzen gewöhnlich halb oder doppelt

so viel. Dennoch scheint keine Art gelernter Arbeit leichter zu erlernen zu sein."

Wenn zu der Unbeständigkeit der Beschäftigung noch die Gefahr, die Schwierigkeit, die Unannehmlichkeit und Unreinlichkeit kommt, dann müssen diese Nachtheile auch durch höheren Lohn ausgeglichen werden. Ein Dachdecker, ein Schornsteinfeger, ein Abdecker werden daher bedeutend höheren Lohn beziehen, weil ein geringeres Angebot zu solchen Diensten vorhanden ist.

Das Maß des Arbeitslohnes richtet sich aber auch nach dem größeren oder geringeren Vertrauen, welches das Geschäft erfordert. Ein Juwelier, der oft weniger Geschicklichkeit nöthig hat, als mancher andere Arbeiter, wird doch einen höheren Lohn davon tragen. Derselbe Umstand bedingt auch einen Theil des Honorars des Arztes.

Ein Advocat wird mehr Jahres-Einkommen haben, als ein Richter, weil seine Stellung weniger sicher ist, weil er keine Aussicht auf Pensionirung hat und seine Laufbahn von vielen anderen Bedingungen, überhaupt von solchen abhängt, die außer ihm selbst, im Publicum liegen. Wir kommen hier auf die Wahrscheinlichkeit und Unwahrscheinlichkeit des Erfolges. Wäre der Advocat des Erfolges zu einer bestimmten Zeit gewiß, so würden sich bei freier Ausübung dieses Geschäftes weit mehr Individuen dazu drängen und den Lohn herabdrücken. Der Erfolg ist aber ungewiß, deßhalb muß in dem Honorar des Advocaten eigentlich auch das Capital seiner Collegen mit stecken, die zu Grunde gegangen sind.

Doch kommt noch ein anderer Umstand in Betracht, welcher den Lohn wieder etwas herabdrückt; das ist das abergläubische Vertrauen der Menschen auf ihr Glück, welches besonders bei den Lotterieen und dem Soldatenstande in die Augen fällt. Dieser Umstand bewirkt nämlich, daß mehr Leute, als sonst, zu solchen Beschäftigungen sich drängen, die im Allgemeinen als sehr unsicher betrachtet werden können.

Wie bei allen anderen Dingen wird der Werth des Arbeitslohnes durch den allgemeinen Werthmesser gemessen und der Preis durch das allgemeine Tauschmittel ausgetauscht — durch das Geld. Eigentlich sind es die Dienste der Arbeit, welche gegenseitig ausgetauscht werden. Der Tagelöhner muß Speise, Kleider haben; statt seine Dienste unmittelbar mit dem Bäcker, dem Fleischer, dem Schneider auszutauschen, bedient er sich des Geldes, weil der Austausch der Dienste dadurch leichter bewerkstelligt und der Werth leichter gemessen wird.

Wir schließen diesen Abschnitt mit der tröstlichen Betrachtung, daß das Loos der Arbeiter mit steigender Civilisation sich fortwährend verbessert. Nicht allein die Annehmlichkeiten des Lebens werden jeden Tag zugänglicher, die Transport- und Industriewaaren-Preise billiger, sondern auch

der Arbeitslohn selbst steigt mit dem fortwährend sich vermehrenden Capital. Die Maschinen drücken die Arbeit nur in den Uebergangs-Perioden; für die Dauer verbessern sie die Arbeiter, weil sie denselben die mechanischen, geringer belohnenden Beschäftigungen abnehmen, und weil bei gleicher Arbeitskraft eine größere Summe von Producten zur allgemeinen Vertheilung kommt. Durch Sparsamkeit können die Arbeiter selbst am meisten zur Verbesserung ihrer Lage beitragen, indem sie durch Aufwenden von Capital lohnendere Arbeit abwarten und durch bessere Ausbildung sich und ihre Kinder zu einträglicheren Beschäftigungen heranbilden können. Die Civilisation strebt auf diesem Wege zur Ausgleichung der schroffen Gegensätze, zu dem Glücke mittlerer Zustände.

---

7. Die Bodenrente.

Adam Smith mißt neben der Arbeit den „unzerstörbaren Kräften des Bodens" die Eigenschaft bei, an und für sich Werth zu schaffen; Ricardo den productiven und unvergänglichen Eigenschaften der Erde; Say den Naturkräften (agents naturels); der Fourierist Considerant der rohen Erde.

Aus dieser Auffassung entsprang auf der einen Seite die Theorie von der Bodenrente; auf der anderen Seite bemühten sich die Socialisten, darauf das „Recht auf Arbeit" zu begründen, d. h. das Recht der Arbeiter, zu fordern, daß die Gesellschaft stets Arbeit gebe, garantire, und die Communisten, daß das Grund-Eigenthum als ein Monopol, eine Usurpation, abgeschafft werden müsse.

Aus der Definition, die wir am Anfang vom Werthe gegeben haben, geht hervor, daß die genannten Schriftsteller und mit ihnen fast alle National-Oekonomen mit Unrecht den unentgeltlichen Naturkräften die Eigenschaft, an und für sich Werth zu schaffen, beigemessen und dadurch den Communisten das Material zu ihrer Beweisführung geliefert haben. Der Americaner Carey war schon auf dem richtigen Wege zur Erkenntniß des wahren Wesens des Werthes, als er gegen die Ricardo'sche Theorie der Bodenrente mit zum Theil schlagenden Beobachtungen auftrat; den Beweis aber hat erst Friedrich Bastiat geliefert. Wir wollen ihn, soweit es in unseren Kräften steht, zu vervollständigen suchen.

Unter „Grundrente" verstehen die National-Oekonomen denjenigen Theil an den Früchten des Bodens, welcher nach Abzug der Zinsen oder des Gewinnes für das hineingewandte Capital, und nach Abzug des Arbeitslohnes, dem Eigenthümer des Bodens übrig bleibt. Dies soll das Product der ursprünglichen Kräfte des Bodens sein. Die Bodenrente ist nach Smith, Say, Ricardo u. s. w. zu unterscheiden von der Capitalrente.

Wir selbst sind nach der Erklärung des Werthes, welche wir als Prämisse vorausgeschickt, zu der Schlußfolgerung genöthigt, daß es keine

Bodenrente, nur Capitalrente gibt, weil die sogenannten unzerstörbaren Kräfte des Bodens nur Nutzbarkeit, keinen Werth bieten.

Lassen wir zuvörderst die Anderen, und unter ihnen den gewandtesten Dialektiker, sprechen.

„Bodenrente", sagt David Ricardo, „wird derjenige Theil von der Production des Bodens genannt, der dem Grund-Eigenthümer für die Benutzung der ursprünglichen und unzerstörbaren Kräfte des Bodens bezahlt wird. Dies wird aber öfters verwechselt mit Capital-Interessen oder Capital-Gewinn, und in der gewöhnlichen Sprache des Lebens wird unter diesem Ausdruck alles das verstanden, was der Pachter dem Boden-Eigenthümer jährlich bezahlt. Wenn von zwei neben einander liegenden Landgütern von gleichem Flächen-Inhalt und gleicher Fruchtbarkeit das eine alle nothwendigen und nützlichen Oekonomie-Gebäude besitzt, auch überdies in gutem Stande und gut gedüngt sich befindet, zweckmäßig mit Zäunen und Gräben versehen ist, während das andere keinen dieser Vorzüge hat: so wird natürlich für den Gebrauch des einen mehr Pacht bezahlt, als für den des anderen; aber in beiden Fällen wird das, was dem Boden-Eigenthümer bezahlt wird, Bodenrente genannt. Es leuchtet indessen ein, daß nur ein Theil von der Summe, welche jährlich für das bessere Landgut bezahlt wird, für die Benutzung der ursprünglichen und unzerstörbaren Kräfte des Bodens Ersatz ist; der andere Theil wird für die Benutzung des Capitals gegeben, das zur Verbesserung des Bodens und zur Errichtung der Oekonomie-Gebäude angewandt worden ist. Adam Smith nimmt manchmal das Wort „Bodenrente" in dem strengen Sinne, welchen ich ihm stets beigelegt wünsche, aber weit öfter in der gewöhnlichen und gemeinen Bedeutung. Er erzählt uns, daß die Nachfrage nach Bauholz und der daraus hervorgehende hohe Preis desselben in den südlichen Ländern Europa's Ursache gewesen sei, daß man in Norwegen Länder verpachtet habe, die vorher keine Bodenrente abgeworfen hätten. Ist es aber nicht einleuchtend, daß diejenigen, welche, wie er es nennt, Bodenrente zahlten, keine andere Absicht hatten, als die kostbaren Bäume zu erhalten, mit denen der Boden bedeckt war, um durch den Verkauf derselben ihr Geld mit Gewinn wieder zurückzubekommen? Wenn hingegen, nachdem die Holzstämme abgeschlagen, dem Eigenthümer des Bodens irgend eine Summe für die Benutzung des Bodens, sei es, um ihn wieder mit Holz oder auch mit anderen Producten zu bepflanzen, bezahlt würde, so könnte man dies Bodenrente nennen, da es die Bezahlung für die Benutzung der „productiven Kräfte des Bodens" wäre. Aber in dem von A. Smith angeführten Falle wurde das Geld für die Erlaubniß bezahlt, die Holzstämme fällen und verkaufen zu können, nicht aber für die Freiheit, Bäume anzupflanzen.

„Auf gleiche Weise spricht er auch von Bodenrente der Kohlenminen und Steinbrüche, wovon das eben Erwähnte gleichfalls gilt, daß nämlich das Geld, welches in diesem Falle dem Eigenthümer der Mine und des Steinbruchs gezahlt wird, bloß als Aequivalent der Kohlen und Steine gegeben wird, die er herauszugraben erlaubt, ohne daß es sich im Mindesten auf die ursprünglichen, unzerstörbaren Kräfte des Bodens beziehe. In einer Untersuchung, Bodenrente und Capital betreffend, ist diese Unterscheidung von großer Wichtigkeit; denn es wird sich ergeben, daß die Ursachen, welche das Steigen der Bodenrente bewirken, ganz verschieden sind von denen, welche auf das Steigen des Capitalgewinnes ihren Einfluß äußern, und daß Beide selten Eine und dieselbe Richtung nehmen. In allen Ländern, wo die Civilisation Fortschritte gemacht hat, bleibt das Quantum, welches jährlich dem Bodeneigenthümer gezahlt wird, mag es reine Bodenrente oder auch noch Capitalgewinn dazu sein (Pachtgeld), durch die Wirkung entgegengesetzter Ursachen manchmal eine Zeit lang unveränderlich; manchmal vermehrt, manchmal verringert es sich auch, je nachdem die eine oder die andere Ursache das Uebergewicht erhält. Wenn ich von „Bodenrente" spreche, so wünsche ich, daß man darunter das Geld versteht, welches der Grundeigenthümer für die Benutzung der ursprünglichen und unzerstörbaren Kräfte seines Bodens erhält.

„Bei der ersten Ansiedlung eines reichen und fruchtbaren Landstriches, wo man also für den Unterhalt der bestehenden Population nur eine kleine Strecke urbar zu machen und zu bewirthschaften braucht, oder wo das Capital, welches die Colonisten besitzen, vor der Hand keine größere Ausdehnung der Boden-Cultur erlaubt, gibt es gar keine Bodenrente; denn Niemand würde wohl Lust haben, für die Benutzung des Bodens einem Anderen etwas zu bezahlen, wenn es Ueberfluß an herrenlosem Boden gibt, der folglich der willkürlichen Benutzung eines Jeden freisteht. Nach dem allgemeinen Gesetze von Vorrath und Nachfrage kann keine Bodenrente für dergleichen Land bezahlt werden, und zwar aus demselben Grunde, aus welchem man für den Gebrauch von Luft und Wasser, oder aller der anderen unzähligen Geschenke der Natur etwas bezahlt. Mit Hülfe einer gegebenen Quantität Materialien, des Drucks der Atmosphäre und der Elasticität des Dampfes kann man Maschinen in Bewegung setzen, welche die menschliche Arbeit bedeutend abkürzen; aber für den Gebrauch dieser Naturkräfte wird nichts bezahlt, weil sie unerschöpflich sind und zu Jedermanns freiem Gebrauche stehen. Auf gleiche Weise macht der Brauer, der Destillateur, der Färber fortwährend von Luft und Wasser in seinem Geschäfte Gebrauch; aber da Beide unerschöpflich sind, so haben sie keinen Preis."

Wir sehen bei dieser Stelle, wie leicht man durch die unrichtige Auf-

fassung des Wesens des Werthes in Irrthümer geräth. Nicht weil Luft und Wasser unerschöpflich sind, haben sie keinen Preis, sondern nur so lange sie ohne Dienstleistung zu haben sind. Das Wasser des Meeres ist unerschöpflicher, als alle Flüsse, und dennoch hätte es einen Preis, wenn man es hundert Meilen von der Küste haben wollte oder müßte. Doch wir lassen Ricardo fortfahren:

„Hätte der Boden überall die nämlichen Eigenschaften, wäre er nämlich seiner Quantität nach überflüssig vorhanden und in der Qualität sich überall gleich, so könnte man für die Benutzung desselben nichts verlangen, es müßte denn die ganz besonders günstige Lage einige ungewöhnliche Vortheile gewähren. Bloß darin hat also die Bodenrente ihren Grund, daß der Boden hinsichtlich seiner productiven Kraft verschieden ist, und man bei steigender Bevölkerung auch den Boden von geringerer Qualität oder weniger vortheilhafter Lage in Cultur nimmt. Sobald in Folge wachsender Population Boden vom zweiten Grade der Fruchtbarkeit in Cultur genommen wird, so fängt der Boden, welcher vom ersten Grade der Fruchtbarkeit ist, an, Bodenrente abzuwerfen, und der Preis, welcher für seine Benutzung bezahlt wird, hängt von der Verschiedenheit hinsichtlich der Qualität dieses zweierlei Bodens ab.

„Sobald Boden dritter Qualität in Cultur genommen wird, trägt sogleich der vom zweiten Range Bodenrente, und dieses bestimmt sich wieder nach der Verschiedenheit der productiven Kräfte des einen und des anderen. Der Boden erster Qualität steigt zugleich im Preise; denn er muß eine stets größere Bodenrente tragen, als der zweiter Qualität, gerade wegen des Unterschiedes Beider im Ertrag, bei übrigens gleicher Arbeit und gleichem Capital. So wie die Bevölkerung in dem Grade zugenommen hat, daß Boden geringerer Qualität in Cultur genommen werden muß, um nur den Lebensunterhalt zu gewinnen, so steigt die Bodenrente alles fruchtbareren Landes.“

„Bodenrente“, sagt Ricardo weiter, „ist stets die durch Anwendung zweier gleichen Quantitäten Arbeit und Capital in den Producten erhaltene Differenz.“

Warum, fragen wir, soll diese Differenz gerade in der Verschiedenheit der Güte des Bodens ihren Grund haben, warum nicht in der Geschicklichkeit und Klugheit des Bebauers? Guter Boden gilt in der Gesellschaft bereits als ein größeres Capital, das in demselben Verhältniß höhere Zinsen fordert, als der geringere Boden weniger Früchte trägt. Und im Urzustande, wo der Boden noch keinen Preis hat, da ist für den Eigenthümer der größere Ertrag, den sein Boden vor einem benachbarten voraus hat, der s. g. Unternehmer-Gewinn, wenn wir das Wort der Bequemlichkeit

halber gebrauchen wollen, der sich aber wohlverstanden in Capital-Gewinn und Arbeitslohn auflös't. Ricardo hat mit obigen und ähnlichen Deductionen die Theorie der Bodenrente unter allen Schriftstellern am schärfsten und ausführlichsten zu beweisen gesucht. Wir geben zu, seine Meinung hat keinen geringeren Augenschein für sich, als die Meinung der alten Welt, daß Sonne, Mond und Sterne in 24 Stunden um die Erde sich drehten; wir halten sie aber für eben so falsch, wie die letztere. Da mit dieser Aufstellung die ganze Wissenschaft auf eine andere Prämisse gebaut wird, so müssen wir mit unserem Beweise gründlich sein.

Der Satz, auf welchen zuvörderst Alles ankommt, ist der: Ist es wahr, daß die productiven, unzerstörbaren Kräfte, welche die Natur uns unentgeltlich liefert, neben der Arbeit Werth schaffen helfen? Ist dieser Satz richtig, dann haben wir Unrecht.

Adam Smith sagt: „Bei der Bebauung der Erde arbeitet die Natur gemeinschaftlich mit dem Menschen, und obgleich die Arbeit der Natur nichts kostet, so hat dasjenige, was sie producirt, nichts desto weniger seinen Werth, eben so wie dasjenige, was selbst die theuersten Arbeiter hervorbringen."

Mit unserer Definition des Werthes verträgt sich diese Aufstellung nicht. „Setzen wir hier", sagt Bastiat, „Nutzbarkeit, so erklärt sich Alles!"

„Man kann", sagt A. Smith ferner, „die Rente als das Product jener Kraft der Natur ansehen, deren Benutzung der Eigenthümer dem Pachter leiht. Sie ist das Werk der Natur, nachdem man alles davon abgezogen hat, was man als das Werk der Menschen betrachten kann. Dies ist selten weniger, als der vierte, oft mehr, als der dritte Theil des ganzen Boden-Erzeugnisses. Niemals würde eine gleiche Quantität menschlicher Arbeit, in Fabriken angewandt, eine so große Reproduction hervorbringen. In diesen macht die Natur nichts, der Mensch Alles."

Unser großer Lehrer irrte selten so sehr, wie hier. Auf welchen Grundlagen sollte denn jene genaue Berechnung der Größe der Bodenrente beruhen? Unsere Landwirthe sind froh, wenn sie sehr mäßige Zinsen für das in den Boden fest verwandte Capital erhalten. Warum sollte die Natur in den Fabriken nicht dieselbe Wirkung äußern? Ist denn die Wirkung des Wassers, des Feuers, des Dampfes, der Elektricität, welche die Maschinen in Bewegung setzen, — sind die chemischen Gesetze, die Gesetze des Falles und der Schwere, welche überall mit einwirken, nichts?

Buchanan, welcher die Theorie Smith's adoptirt, bemerkt darüber Folgendes: „Smith, indem er den Theil der Boden-Production, welcher

den Gewinn des Boden-Fonds (Boden-Stocks) vorstellt, als vortheilhaft für die Gesellschaft betrachtet, hat nicht daran gedacht, daß die Rente nur die Wirkung der Theuerung ist, und der Eigenthümer alles, was er auf diese Weise gewinnt, nur auf Kosten der Consumenten gewinnt. Die Gesellschaft gewinnt nichts durch die Bodenrente; nur eine Classe gewinnt auf Kosten der anderen."

Buchanan hatte hier offenbar die englischen Zustände im Auge, wo allerdings damals durch die Kornzölle den Grundeigenthümern ein Monopol gewährt war, welches ihnen einen höheren Ertrag aus den Boden-Producten verschaffte. Dieser höhere Ertrag war aber offenbar keine Frucht des Bodens, keine Bodenrente, sondern eine Monopolrente, und die Communisten hatten ganz Recht, wenn sie gegen diesen Mißbrauch ihre Pfeile schleuderten.

Mac-Culloch bemerkt: „Was man eigentlich „„Rente"" nennt, ist die Summe, welche gezahlt wird für den Gebrauch der natürlichen Kräfte und der dem Boden innewohnenden Macht. Sie unterscheidet sich gänzlich von der Summe, welche für Gebäude, Zäune, Straßen und andere Boden-Verbesserungen bezahlt worden ist. Die Rente ist also immer ein Monopol."

Derselben Ansicht sind: Scrope, Senior, Scialoja, Florez Estrada, J. B. Say, Garnier, Blanqui.

Considerant geht von demselben Princip aus, und Proudhon führte dasselbe mit seiner vulkanischen Logik ad absurdum durch das Paradoxon: „Das Eigenthum ist der Diebstahl." Er meinte nur das Grundeigenthum, und wollte nur mit einem grellen, frappirenden Schlagworte das ausdrücken, was obige National-Oekonomen bereits zugestanden hatten, daß es Monopol sei. Sobald man das Monopol zugibt, darf man sich nicht darüber beschweren, wenn ein schärferer Logiker die Consequenz zieht. In der That haben scharfsinnige Socialisten, wie Considerant und Proudhon, nicht ermangelt, ihre Projecte mit jenem Satze der National-Oekonomen zu rechtfertigen. Considerant verlangte als Ersatz, als Gegenleistung für dieses „Monopol", als Vergütung für Vortheile, deren die nicht Grundeigenthum besitzenden Menschen beraubt sind, das Recht auf Arbeit. Die Communisten, noch consequenter, verlangten überhaupt die Aufhebung dieses Monopols, dieser Usurpation.

„Man muß sich hüten," sagt Storch in den national-ökonomischen Vorträgen, die er den Großfürsten Nikolaus und Michael mündlich gehalten und nachher in drei Bänden veröffentlicht hat, „die ursprüngliche Grundrente für einen Zins von der Kaufsumme des Grundstückes anzusehen. Zwar kann man sich keine Länderei anders, als durch Kauf, erwerben,

wenn in einem Lande aller Boden vertheilt und Eigenthum geworden ist, aber der Kaufpreis bringt nicht die Rente hervor, sondern bezahlt sie; er ist nicht ihre Ursache, sondern ihre Wirkung, und sie geht also dem Kaufe voraus."

Die letztere Bemerkung scheint uns unerheblich; denn von jeder Sache, die man kaufen will, wird vorher der Werth abgeschätzt, ob sie schon einmal verkauft gewesen ist oder nicht, der Werth mag in früherer oder in gegenwärtiger Dienstleistung, in Capital oder Arbeitslohn bestehen. Woher weiß man denn, daß in dem geforderten Kaufpreise die Grundrente mit abgeschätzt ist? Ein americanischer Oekonomist hat sogar berechnet, daß die Kaufsumme eines Gutes niemals das dafür nach und nach aufgewandte Capital erreiche.

Auch Liebig sagt in seinen „Chemischen Briefen": „Ich habe, wie Viele vor mir, die Erfahrung gemacht, daß die Fruchtbarmachung eines an sich unfruchtbaren Bodens, wenn dessen Unfruchtbarkeit von dem Mangel an wirksamen Bestandtheilen herrührt, zu Ausgaben nöthigt, welche mehr betragen, als man für den Ankauf des fruchtbarsten Feldes zu machen hätte."

„Die Bodenrente", bemerkt Storch ferner, „kann größer und kleiner werden, während das Grundstück von einem und demselben Eigenthümer, also für den nämlichen Preis, besessen wird. (Das ist mit jedem anderen Gute der Fall.) Die Entdeckung einer Erzader, einer Heilquelle, die Anlegung einer Straße, eines Canals, die Errichtung einer Fabrik oder einer Niederlassung in der Nähe und tausend ähnliche Umstände können die Rente weit über die Zinsen der Kaufsumme erhöhen; andere Umstände können sie auch unter dieselbe herabbringen.

„Die ursprüngliche Bodenrente beruht einzig auf dem Rechte des Eigenthums.

„Die Grundrente entsteht oder ist um so höher, je näher ein Grundstück dem Markte seiner Erzeugnisse liegt, und umgekehrt."

Wir haben dazu vorläufig zu bemerken, daß in einem Lande, wo alles Grundeigenthum vertheilt und die wirthschaftliche Bewegung nicht durch künstliche Mittel: Prohibitiv-Gesetze und Monopole, gehindert ist, welches letztere überhaupt bei der Beurtheilung der Wirkung der ökonomischen Naturgesetze vorausgesetzt werden muß, — der Werth, den die Grundrente bezahlen soll, stets in dem Capital stecken wird. Und wenn bemerkt wird, daß die Grundrente Schwankungen unterworfen ist, daß sie höher und niedriger stehen, daß also der ursprüngliche Werth des Bodens sich vermehren und vermindern könne, so kann das auch von allen anderen Gütern gesagt werden; sie sind an dem einen Orte mehr werth, als an dem anderen, zu der einen Zeit mehr, als zu der anderen, je nach dem Gesetze von Angebot

und Nachfrage. Wenn man von den Naturkräften des Bodens spricht, so kann man auch die Naturkräfte des Menschen anführen. Der Arbeitslohn eines Schneidergesellen mag zwölf Groschen, oder wie viel, täglich betragen. Nun wird die Nähmaschine erfunden und eingeführt. Der Lohn sinkt auf acht Groschen. Nach einiger Zeit aber werden überseeische Märkte für Kleider eröffnet, und jeder Geselle, der früher mit der Nadel arbeitete, schafft jetzt mit der Nähmaschine. Er verdient dann vielleicht zwanzig Groschen. Ganz denselben Schwankungen sind die Preise der Waaren ausgesetzt. Jemand hat einen großen Vorrath an Eis. Nun stellt sich ein früher Frost ein (wie in Nordamerica z. B., wo im Indianer-Sommer das Thermometer oft von 20 Grad über 0 in einer Nacht auf 10 Grad unter 0 sinkt); die stehenden Gewässer überziehen sich mit einer Eisdecke. Sofort ist das Eis, welches zwei Tage vorher noch zwei Groschen das Pfund gekostet hat, nichts oder beinahe nichts mehr werth, nur so viel, als es Mühe, Arbeit, Dienstleistung erfordert, um es zu holen. Ein Anderer hat einen großen Vorrath an irgend einer Waare; durch eine neue Erfindung wird die Herstellung derselben (z. B. künstliches Mineralwasser) erleichtert. Sofort fällt der Preis. Denselben durch Nachfrage und Angebot erzeugten Schwankungen ist auch der Preis des Bodens ausgesetzt. Wenn man anführt, daß bei steigender Bevölkerung und zunehmendem Reichthum eines Landes die Bodenpreise, und folglich die Grundrenten, steigen, so läßt sich ganz dasselbe vom Arbeitslohn sagen. Dieser ist in den industrie- und volksreichen Ländern höher, als in den armen; in England, Holland, Belgien, der Schweiz höher, als in Rußland, Oesterreich, Schweden. Diese Thatsache ist nicht genügend berücksichtigt worden, weil sie dem gäng und gäben Vorurtheil widerspricht.

Jene Beispiele erhalten aber erst ihre Deutlichkeit, wenn wir uns das Princip noch einmal vergegenwärtigen.

Die Naturkräfte haben nur Nutzbarkeit. Sie sind umsonst. Der Werth wird erst durch die Dienstleistung, die Arbeit des Menschen, geschaffen. Der Werth repräsentirt frühere oder gegenwärtige Dienstleistung oder, wie Smith sagt, frühere und jetzige Arbeit.

Durch den Fortschritt in der Civilisation werden immer mehr Naturkräfte der menschlichen Arbeit nutzbar gemacht. Die Arbeit kann mit Hülfe jener immer mehr hervorbringen. Der Arbeitslohn steigt also (Uebergangs-Perioden abgerechnet) stets, während die früheren Dienstleistungen, weil sie unter ungünstigeren Umständen zu Stande gekommen, an Werth verlieren, also gegen die späteren im Nachtheil sind.

Die ursprünglichen Stoffe und Kräfte der Natur erhalten also erst Werth, nachdem der Mensch sie benutzt, in Bewegung, in Anwendung gebracht, in die Lage versetzt hat, zur Erzeugung des Werthes mitwirken zu können. Bei der Luft und dem Wasser, welche in unbeschränkter Fülle vorhanden sind, ist dies nicht zu erörtern; sie sind als unentgeltliche Naturstoffe von allen National-Oekonomen anerkannt. Anders verhält es sich nach diesen mit den Urkräften des Bodens.

Die Thätigkeit, die Mühewaltung, die Arbeit, die Dienstleistung des Menschen läßt sich auf einen Begriff zurückführen, die Bewegung. Der Charakter aller menschlichen Thätigkeit ist die Bewegung. Wo der Mensch diese Aeußerung seines Seins mit der Natur und ihren Kräften in Verbindung setzt, entsteht Production und Werth.

Allein jene Urkräfte der Natur liegen nicht bloß in der Luft, im Wasser, im Boden, sondern auch im Feuer, in der Elektricität, im Sonnenlicht, im Magnetismus, in der Schwerkraft und allen jenen Naturkräften, die wir kennen und noch zu kennen lernen das Glück haben werden; sie liegen auch in den Thieren und endlich im Menschen selbst. Alle diese Kräfte sind an und für sich umsonst. Die Muskelkraft des Pferdes, der Geruch des Hundes, die Intelligenz und Erfindungsgabe des Menschen, sie sind unentgeltliche Naturkräfte, so gut wie die unzerstörbaren Urkräfte des Bodens. Wenn man den Besitz der ursprünglichen Bodenkräfte ein Monopol nennen will, dann könnte man auch die höhere Intelligenz eines Menschen ein Monopol nennen; denn höhere Intelligenz eines Menschen wirft auch mehr Arbeitslohn ab, als das gewöhnliche den Menschen zugetheilte Maß von Verstand. Wenn der Besitz eines besseren Grundstückes ein Monopol gewähren soll, so gewährt auch der Besitz einer neuen Erfindung, so lange sie nicht bekannt ist, dem Erfinder ein Monopol.

Versetzen wir uns in den Urzustand bei Entstehung einer Gesellschaft, wovon wir ein tägliches Beispiel in America und Australien vor Augen haben.

Der Boden, sammt seinen freiwilligen Erzeugnissen, hat keinen Werth, so lange der Mensch nicht Hand an ihn gelegt hat. Der Werth erscheint überhaupt erst mit der menschlichen Gesellschaft. Ein wildes Pferd, das in den weiten Prairieen des Westens von Nord-America umherläuft, hat keinen Werth, so lange es nicht eingefangen ist; der Urwald mit seinen Riesenbäumen hat keinen Werth, so lange der Mensch nicht die Axt angelegt hat.

In einem unangebauten, nicht in Besitz genommenen, hundert Meilen von der Civilisation entfernten Landstriche kann das schönste Schiffsbauholz wachsen. Es hat keinen Werth. Kommt nun ein Ansiedler und schlägt Bäume, jagt Wild, rodet Boden, baut ein Blockhaus, pflanzt Mais und Kartoffeln, so erhalten die Producte, die er sich verschafft, den Werth der

Arbeit, welche er darauf verwendet, sammt dem Werth früherer Arbeit oder Dienstleistung, welche er machen mußte, um sich die Werkzeuge und die Lebensmittel (im weitesten Sinne des Wortes) zu verschaffen, vermittels deren allein er sein Werk vollbringen konnte. Erscheint an derselben Stelle ein zweiter Ansiedler, so kann der Erste von seinen Producten an den Anderen verkaufen. Dieser wird sich aber hüten, mehr dafür zu zahlen, als die Dienstleistung werth ist, mehr, als die Arbeit beträgt, welche der erste Ansiedler auf das Product verwandt hat, mehr, als die Mühe werth ist, die ihm durch das Erzeugniß des Anderen erspart wird. Denn sobald A. für das Holz, das er gefällt hat, mehr Entschädigung verlangen würde, als es B. Mühe kosten würde, es selbst zu fällen, so würde B. sich selbst den Dienst leisten, das Holz zu fällen. Denn da und so lange die Bäume unentgeltlich von der Natur geliefert werden, ist das Holz nicht mehr werth, als die Arbeit, welche dem Käufer durch diesen geleisteten Dienst erspart wird. B. kann dem A. mehr vergüten für das Holz, das er zu seinem Blockhause braucht, als dieser selbst dafür Arbeit aufgewandt hat, weil die Jahreszeit schon so vorgeschritten ist, daß er das Holz schleunig braucht, oder weil er nicht so viel Fertigkeit und Kraft im Holzfällen hat; die Arbeit, welche ihm erspart wird, ist also mehr werth, als die Mühe, welche A. aufgewandt hat, um die Bäume zu fällen; sobald aber A. mehr fordern würde, als B. durch die Dienstleistung des A. ersparen würde, so würde B. die Arbeit selbst verrichten, weil die Bäume von der Natur umsonst geboten werden.

Wenn die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerica sich für den Acker wilden, unbebauten Bodens 1¼ Dollar bezahlen läßt, so ändert dies nichts an der Sachlage. Diese Kaufsumme ist nicht die Entschädigung für die „ursprünglichen Kräfte" des Bodens, nicht die Vergütung der (capitalisirten) Bodenrente, sondern sie ist die Entschädigung für einen geleisteten Dienst, — nämlich dafür, daß die Regierung den Ansiedler in seinem Eigenthume schützt und seine Niederlassung durch öffentliche Verkehrserleichterungen begünstigt. Müßte der Colonist sich auf eigene Faust vor fremden Angriffen vertheidigen, so würde er eine große Zeit des Jahres mit Vorsichtsmaßregeln zubringen müssen, die ihm jetzt größtentheils erspart werden, und statt deren er weit mehr Arbeit vollbringen kann, als ihm durch die Zahlung eines Dollars per Acker erspart wird. Wo dagegen die Wildniß so entfernt ist, daß der Schutz des Staates nicht ausreicht, da siedeln sich nur Squatter an, die für den Boden nichts bezahlen, und erst, wenn die Cultur nachgerückt ist, genöthigt werden, den Preis nachträglich zu entrichten, wenn die Vortheile, welche der Staat bietet, schon fühlbar werden.

Aus diesem Beispiele geht deutlich hervor, daß die ursprünglichen Kräfte der Natur an sich keinen Werth haben; daß also diejenigen, welche mit J. B. Say u. A. denselben unbedingt Werth beimessen, im Irrthum sich befinden.

Ricardo hat das eingesehen und, wie schon bemerkt, zugestanden, daß bei einer neuen Ansiedlung nur die Arbeit den Werth hervorbringe, daß also die Naturkräfte an und für sich keinen schaffen. Nachdem aber das Princip, welchem die Bodenrente ihr Dasein verdanken würde, aufgegeben ist, kann auch dessen Consequenz sich nicht mehr halten. Ricardo rettete durch seine glänzende Dialektik nur den Schein.

„Nach den allgemeinen Gesetzen von Vorrath und Nachfrage", sagt derselbe, „kann keine Bodenrente bezahlt werden, wo es in Ueberfluß herrenloses Land gibt." Ricardo gibt damit offenbar das Princip preis; denn sobald „die ursprünglichen Kräfte der Natur" Werth erzeugen, so müßte dieser auch einen Preis (Bodenrente) haben, mag derselbe noch so klein und mit unseren jetzigen Mitteln kaum zu messen sein. Denn das Gesetz der Nachfrage und des Angebotes hat, wie wir gesehen haben, keinen Einfluß auf den Werth einer Sache, sondern nur auf deren Preis.

Die ursprünglichen Kräfte des Bodens haben also Werth, oder sie haben keinen Werth. Im letzteren Falle gibt es keine Bodenrente, im ersteren müssen sie auch einen Preis haben, und wäre es der tausendste Theil eines Pfennigs. Wir wissen nicht, wie man über dieses Dilemma hinaus will. Ricardo's Theorie fällt damit unbedingt. Wie wollen aber Say u. A. ihr Princip, daß jene Naturkräfte Werth haben, aufrecht erhalten, wenn dasselbe erst dann Platz greifen soll, wann die Erscheinung von Angebot und Nachfrage, ein ganz secundäres Phänomen, auftritt! Ist ein solcher Grundsatz, welcher nur je nach den Umständen Platz greift, ein Princip zu nennen? Da dasselbe in einem unangebauten Lande eine Anwendung nicht finden kann, sollte es dann nicht überhaupt auf einem Irrthum beruhen? Ein solcher Irrthum kann aber im Staatsleben, wie wir an einer späteren Stelle sehen werden, sehr nachtheilig sein. Von solchen Grundsätzen hängt z. B. die Umlegung der Steuern ab. Nun können ganze Classen der Bevölkerung durch einen solchen Irrthum unverhältnißmäßig bedrückt werden. In der französischen Revolution schaffte die National-Versammlung, von dem Grundsatze der Physiokraten ausgehend, daß nur der Ackerbau Werth producire, alle anderen Steuern bis auf die Grundsteuer ab, und bedrückte dadurch nicht allein die Grundeigenthümer auf die ungerechteste Weise, sondern beraubte auch die Staats-Casse eines so bedeutenden Einkommens, daß der Ausfall (gegen 150 Millionen) der erste Anfang zu jener furcht-

baren finanziellen Krise wurde, die mit dem Assignatenwesen ihren Ausgang nahm.

Glaube man also ja nicht, daß wir hier in fruchtloser Principienreiterei viel nutzlose Worte verschwenden. Die vorliegende Frage hat eine so ernste, folgenschwere Bedeutung, daß wir nicht gründlich genug in unserem Beweise sein können.

Adam Smith ist, wie wir bereits bemerkten, auf Kosten einer Inconsequenz der Wahrheit am nächsten geblieben; denn nachdem er anerkannt, daß die ursprünglichen Kräfte der Natur Werth haben *) (statt Nutzbarkeit, Brauchbarkeit), behauptet er, daß alle producirten Werthe eine frische oder alte Arbeit des Menschen darstellen, also angehäufte Arbeit seien. Say, indem er diese Behauptung anficht, macht darauf aufmerksam, daß sie im directen Widerspruche mit dem System der Physiokraten stehe, die nur den Urkräften des Bodens die Eigenschaft zugestanden, Werth zu erzeugen, indem die Arbeit keinen Werth erzeuge, ohne einen Gleichwerth zu consumiren. Doch davon an einer anderen Stelle.

Say stellt die Frage auf, ob nicht ein gefällter Baum, das freiwillige Product der Natur, einen größeren Werth hat, als den der Arbeit des Holzhackers, der den Baum umhieb? Wir antworten: wo der Boden, auf welchem der Baum wächs't, keinen Eigenthümer hat, — nein; wo er einen Herrn hat, der also schon einen Dienst dafür geleistet, einen Werth dafür gegeben, — ja.

Wir haben schon erläutert, daß der Baum im Urwalde, wenn er gefällt ist, durchaus keinen anderen Werth hat, als den Werth der Arbeit, die dem Käufer erspart wird. Auch Ricardo hat dies zugestanden. Wenn der Boden in Nordamerica liegt und zu einem Dollar per Morgen gekauft worden ist, so ist eben ein Dollar Capital darauf verwandt, als Entschädigung für den Dienst, welchen die americanische Regierung durch den Schutz des Eigenthums vermittels ihrer Gesetze und Waffen leistet. Wird ein Baum in einem solchergestalt erworbenen Grundstücke gefällt, so wird der Käufer außer der Arbeit, die ihm erspart wird, auch noch den verhältnißmäßigen Antheil an den Zinsen für diesen Dollar zu entrichten haben, mehr aber nicht, — für die ursprünglichen Kräfte des Bodens nichts, weil der Käufer, sollte der Verkäufer auch dafür etwas verlangen, sofort selbst einen Acker Land sich kaufen und den Baum selbst fällen kann. Sollte B. dennoch in die Forderung des A. willigen, dann wäre dies nicht, weil er ihm eine Bodenrente vergüten wollte, sondern aus dem zu-

*) Richtiger müßten wir sagen: „Werth hervor bringen", doch der Kürze wegen sagen wir: „Werth haben", weil es am Ende auf dasselbe hinausläuft.



nächst liegenden Grunde, weil ihm immer noch mehr Arbeit erspart wird. Der Mehr-Betrag würde also stets noch auf Conto des Arbeitslohnes kommen. A. kann nämlich von der Natur mit solchen Kräften ausgestattet sein, er kann sich durch Uebung, also durch Aufwand von Capital, so viel Geschicklichkeit erworben haben, daß er einen Baum in einer Stunde fällt, während B. drei Tage dazu braucht. A. wird nun seine Arbeit nicht nach der Mühe abschätzen, welche sie ihm verursacht, sondern nach der Arbeit, die er B. erspart. Durch seine größere Kraft hat A., wenn man es so nennen will, ein Monopol, so lange seine Forderung nicht den Preis übersteigt, um welchen B. sich das Product auf andere Weise verschaffen kann — d. h. die Arbeit von drei Tagen —, oder so lange nicht ein Dritter kommt, der mit A. concurrirt, wodurch das Angebot vermehrt wird. Wenn man also von einem Monopol des Bodens sprechen will, so könnte man auch von einem Monopol der Arbeitskraft, der physischen oder geistigen, reden, denn auch sie ist, wie der Boden, auf eine gewisse Zahl beschränkt. Beide Factoren bedingen sich in Beziehung auf Quantität und Qualität wechselwirkend.

Der einzige Grund von Erheblichkeit, den Say für seine eben angeführte Meinung vorbringt, ist, daß einige Naturkräfte Eigenthum werden können, andere nicht. „Unter den Naturkräften", sagt derselbe, „sind einige der Aneignung fähig, d. h. sie können das Eigenthum dessen werden, der sich ihrer bemächtigt, wie ein Feld, ein Wasserbach; andere lassen sich nicht in diesen ausschließlichen Besitz nehmen, sondern verbleiben zum Gebrauche Aller, wie der Wind, das Meer, die Flüsse, die als Lastträger dienen; die physische und chemische Einwirkung der Stoffe auf einander u. s. w. Dieser Umstand ist sehr günstig für die Vermögens-Erzeugung. Jene Naturkräfte, die einer Aneignung fähig sind, wie die Ländereien, würden bei Weitem weniger erzeugen, wenn kein Eigenthümer der Einsammlung ihrer Früchte versichert wäre und mit Zuversicht Capitalwerth darin verwenden könnte."

Unter diesen als unentgeltlich angeführten Naturkräften können wir eigentlich nur die Luft als solche anerkennen, weil sie allein Jedem ohne Mühe zugänglich und umsonst ist. Die Flüsse können Eigenthum werden, das beweisen die Flußzölle; das Meer ist gewisser Maßen Eigenthum der Küstenbewohner, die es durch Schifffahrt und Fischfang für sich ausbeuten; die Elektricität ist Eigenthum derjenigen, welche sich im Besitze der Materialien befinden, dieselbe hervorzurufen; das Sonnenlicht wird erst Werth schaffend durch den Apparat des Photographen; das Feuer hängt von dem Besitze von Holz oder Kohlen ab; auch die Wissenschaft, die Gesetze der

Mechanik sind nicht primitives Eigenthum, sie hangen ab von Eigenschaften, die nicht jedem Menschen gegeben sind. Nur die Luft ist also ein so unaneigenbares Dynamid der Natur, wie die Anhänger der Bodenrente sie unterscheiden; für den Mann in der Taucherglocke ist auch sie es nicht mehr.

Abgesehen von allem dem, hätte die Theorie der Bodenrente, selbst wenn sie richtig wäre, doch kein praktisches Dasein, so lange es noch uncultivirten Boden auf der Erde gibt, der in den Bereich von Angebot und Nachfrage gezogen werden kann. Wäre einmal die ganze Erde wie ein Garten bebaut, wären alle Mittel des Capitals, der Menschen- und Maschinen-Arbeit, der Wissenschaft, welche sämmtlich die Boden-Cultur verbessern und die Production erhöhen können, erschöpft, — dann erst würde die Theorie der Bodenrente, wenn sie überhaupt richtig wäre, in Frage kommen. Allein gerade dann ist sie an sich nicht möglich, weil ein weiterer Mehr-Ertrag des Bodens nicht mehr denkbar ist. Aller Ertrag desselben bis zu einem solchen Culminationspuncte ist aber lediglich ein Product der Arbeit und des Capitals. Alle Vortheile, welche die Güte des Bodens und die Lage der Grundstücke gewähren, sind in einer solchen Epoche längst abgeschätzt und durch Capital bezahlt worden. Von da an kann die Natur nichts Neues mehr bieten, es müßte denn eine Erdumwälzung eintreten. In den zwei Endpuncten der Erden-Cultur, dem Urzustande und dem Culminationspuncte der Cultur, stellt sich also die Bodenrente als unmöglich dar. Es bleibt uns noch übrig, den Zwischenzustand, in welchem wir uns befinden, zu betrachten.

Wir können bei unserer Darstellung nicht oft genug wiederholen, daß wir zur richtigen Beurtheilung der Wirkung der Naturgesetze einen normalen Zustand voraussetzen müssen, in welchem die freie Wirkung derselben nicht durch Handlungen der Menschen, durch störende Gesetze oder gewaltsame Angriffe modificirt wird. So lange z. B. in England die Korngesetze bestanden, welche die Einfuhr von Getreide mit einem hohen Zolle belegten, so lange konnte das Grundeigenthum allerdings eine bevorzugte Rente über den Capitalwerth hinaus beziehen. Diese Rente war aber kein Einkommen, welches in Folge eines Naturgesetzes — durch die Wirkung der ursprünglichen Kräfte des Bodens — entstand, sondern in Folge willkürlicher Gewalt, welcher die Menschen sich und die Dinge unterworfen haben. Eben so gut kann ein Bauer mit einem Sack Getreide auf den Markt gehen und einem Consumenten die Pistole auf die Brust setzen, mit der Drohung, ihn zu erschießen, wenn er ihm den Sack Getreide nicht für 100 Thaler abkaufe. Er könnte den Ueberschuß, welchen er über die ver-

ausgabten Productions-Kosten an Capital, Zins und Arbeitslohn erhält, „Grundrente" nennen; jeder Andere würde es aber eine Erpressung heißen.

Das Beispiel ist nicht aus der Luft gegriffen, denn Ricardo stellte seine Theorie der Bodenrente hauptsächlich aus dem Grunde auf, um den Ausnahme-Zustand in England theoretisch zu rechtfertigen. Mit Hülfe seiner hinsichtlich der Dialektik glänzenden Gründe gelang es der Regierung fast dreißig Jahre lang, eine mit den Waffen der Wissenschaft gerüstete geistreiche Opposition siegreich zu bekämpfen.

Ricardo sagt: „Bloß darin hat die Bodenrente ihren Grund, daß der Boden hinsichtlich seiner productiven Kraft verschieden ist, und man bei steigender Bevölkerung auch den Boden geringerer Qualität oder weniger vortheilhafter Lage in Cultur nimmt. Was der Boden erster Qualität bei gleichem Capital- und Arbeitsaufwand mehr abwirft, das ist die Bodenrente; und so geht es fort bis zum Boden von dritter, vierter, fünfter Qualität u. s. w."

Wo Zwangs-Gesetze die Einfuhr von Getreide hindern, da mag Ricardo Recht haben; dies beweis't aber nichts für die Existenz der Bodenrente. Wo aber freier Verkehr aller Bodenerzeugnisse der Erde zugelassen ist — und das muß zur richtigen Beurtheilung der Wirkung von Naturgesetzen vorausgesetzt werden, wenn die Volkswirthschaft, nachdem jene einmal festgestellt sind, sich auch mit den Störungen beschäftigen muß, welche die Wirkung dieser Gesetze beeinträchtigen —, da wird der Entwicklungsgang etwas anders sein. Denn es ist durchaus nicht nothwendig, daß die Bodenproducte durch vermehrte Nachfrage (Zunahme der Bevölkerung, des Reichthums) im Preise steigen, um Boden von geringerer Qualität zum Anbau heranzuziehen. Letzteres kann auch aus einer anderen Ursache geschehen und geschieht sogar meistens so. Es braucht bloß durch die Entdeckung einer vortheilhafteren Wirthschafts-Methode, die Erfindung einer Maschine, durch die chemische Düngung, durch den Guano, Drainirung und andere Umstände der Anbau schlechten, sumpfigen oder sonst bisher ungeeigneten Bodens möglich gemacht zu werden. Dieser Boden kann dann bei gleicher Capital-Anlage eben so viel, vielleicht oft noch mehr hervorbringen, als der zuerst in Cultur genommene Boden. Letzterer hat, weil er zu einer Zeit in Anbau genommen wurde, die in der Wissenschaft, Mechanik u. s. f. noch nicht so weit fortgeschritten war, die noch keine so guten Straßen und Beförderungsmittel, keinen so großen Markt, keine so billigen Werkzeuge, kein so wohlfeiles flüssiges Capital u. s. w. hatte, wahrscheinlich noch mehr Capital erfordert, das jetzt mit dem Boden verschmolzen ist. Dieser Boden kann sogar weniger Rente abwerfen, als der mit Hülfe der neuen Technik in Angriff genommene; ja, wir glauben sogar im Gegensatz zu Ricardo, er wird stets weniger abwerfen. Mit Recht ist wenigstens an-

zunehmen, daß Boden von geringerer Qualität öfter in Angriff genommen wird, weil eine neue Entdeckung, Erfindung, weil die vermehrte Kenntniß der Wissenschaft und Technik und das billigere Capital in den Stand setzen, solchen Boden zweiter Qualität mit derselben Capitalanlage und derselben Arbeit eben so nutzbringend anzubauen, als den Boden erster Qualität.

Die Theorie Ricardo's beruht auf der Voraussetzung, daß die Getreidepreise mit der zunehmenden Bevölkerung und dem wachsenden Reichthume steigen. Dies ist aber durchaus nicht erwiesen. Aus einer Aufstellung A. Smith's geht hervor, daß die Getreidepreise seit 500 Jahren nicht gestiegen, wenn man die Verringerung des Gold- und Silberwerthes in Rechnung bringt, eher gefallen sind. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß die Preisschwankungen im Getreide viel häufiger und größer waren, als heutiges Tages, und daß, wenn die Preise in einem Jahre auch weit tiefer sanken, als bei unserem tiefsten Stande, sie unseren höchsten Stand im Mittelalter oft um das Vierfache überstiegen. Die Beschränktheit des Marktes macht diese Thatsache leicht erklärlich. Bei unseren guten Circulations-Mitteln kann sich nicht mehr ein abnormer Ueberfluß an einem Orte aufstauen, an anderen nicht so entsetzlicher Mangel eintreten, daß Hungersnoth entsteht. So viel ist klar, daß unter den damaligen Verhältnissen der Anbau des Landes mehr erschwert wurde, als jetzt, obgleich die enormen Preisschwankungen das Getreide verhältnißmäßig theurer machten, als heut zu Tage. Trotz der Thatsache also, daß die Getreidepreise im Vergleiche zu früheren Jahrhunderten sich verhältnißmäßig günstiger für die Consumenten gestaltet haben, ist der Werth des Bodens in den angebauten Ländern gestiegen, und wurde dadurch der Neubau befördert. Das kam zum Theil von der Vermehrung des Capitals her. Doch davon an anderer Stelle.

Ricardo geht in seiner Theorie von der Bodenrente aber auch von einer falschen Voraussetzung aus, die unseres Wissens der Americaner Carey zuerst aufgedeckt hat.

„Wenn man die geschichtliche Entwicklung betrachtet," sagt Carey, „so findet man, daß die zuerst in Cultur genommenen Ländereien nicht den fruchtbarsten, sondern den minder ergiebigen, aber leicht bestellbaren, Boden haben. Man findet, daß die Ansiedler sich beständig auf hochgelegenen Ländereien mit leichtem Boden niederlassen, wo Lichten von Urwald und Trockenlegung nur wenig erfordert wird, und welche für die aufgewandte Arbeit nur wenig Ertrag liefern; eben so beständig findet man, daß sie dann die Hügel hinuntersteigen und die niedrigeren und reicheren Ländereien entholzen und entwässern, sobald Bevölkerung und Vermögen zunehmen."

Wenn die Bevölkerung klein und Land daher im Ueberfluß zu haben ist, so beginnt der Anbau stets mit dem ärmeren (zum Anbau aber leichteren und weniger Capital erfordernden) Boden, und muß dies auch thun. Mit der Zunahme der Bevölkerung und des Vermögens wird immer anderer, der Arbeit größeren Ertrag liefernder Boden in Angriff genommen, und ist dessen Ertrag im Verhältniß zu der darauf verwandten Arbeit in beständigem Steigen begriffen.

Die Colonisation America's beweis't die Behauptung Carey's. Ueberall, wo neue Ansiedlungen gegründet werden, wird das Prairieland, wo der Pflug sofort eingreifen kann (vorausgesetzt, daß nicht der ganze Landstrich, der besiedelt wird, mit Urwald bedeckt ist), zuerst in Angriff genommen, weil die Ausrodung bewaldeter Stellen weit mehr Arbeit und Capital erfordert. Der Prairieboden ist aber der sandige, ärmere. Der fette Schlammboden, das sogenannte Bottomland, wird erst viel später in Angriff genommen, wenn Capital und Arbeitskraft genügend erstarkt sind, um einen schwereren, aber nachhaltigeren Anbau zu unternehmen. America gibt überhaupt das einleuchtendste Beispiel einer rein volkswirthschaftlichen Cultur. Dort wird der Bodenbau für nichts Anderes, als eine industrielle Unternehmung angesehen. Der Boden gehört zum Anlage-Capital; er ist stehendes Capital und bildet mit dem Betriebs-Capital das Werkzeug zur Production. Carey betrachtet daher die Bodenrente nur als Wirkung von ausgegebenem Capital. Zum Beweise führt er an, daß der Gesammtpreis alles Bodens in irgend einem Lande, z. B. in England oder in den Vereinigten Staaten, bei weitem nicht so viel betrage, als die Summe, welche ausgegeben worden oder deren Verausgabung selbst jetzt nothwendig wäre, um das Land aus einem Zustande des Urwaldes in seine jetzige Lage zu bringen. In die Schätzung der für den Boden verwandten Capitalien schließt Carey alles ein, was verausgabt worden, um Wege und Canäle herzustellen, d. h. nicht in so fern, als wenn dadurch der Werth des in Anbau genommenen Bodens gehoben würde, sondern indem sie anderen und concurrirenden Ländereien zugänglich würden.

Wer die Landwirthschaft in dem größeren Theile Europa's kennt, der wird die Rechnung Carey's für richtig halten, auch ohne das für Canäle und Straßen aufgewandte Capital in Anschlag zu bringen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß das Capital, welches in der Landwirthschaft gänzlich angebauter Länder, wie in Deutschland, Frankreich, England, der Schweiz, fest angelegt ist, eine geringere Rente einbringt, als das in jeden anderen Productionszweig geworfene Capital, auch wenn man mit uns die sogenannte Bodenrente mit den Capital-Zinsen identificirt.

Es freut uns, für unsere Meinung einen deutschen Staatswirthschafts-Lehrer anführen zu können, der vor mehr als zwanzig Jahren es tadelte, daß A. Smith den Grund und Boden nicht zum Capital gerechnet habe. Professor v. Herrmann nämlich neigt sich in seinen „Staatswirthschaftlichen Untersuchungen" der Ansicht hin, daß Grund und Boden zum Capital zu rechnen seien.

Wie wir bereits oben bemerkt haben, ist die Bodenrente praktisch gar nicht vorhanden, wenn sie auch theoretisch zu rechtfertigen wäre. Bei der Urbarmachung eines Landes findet diese Theorie keinesfalls Platz, wie die Agricultur-Bewegung in America beweis't. Auch John Stuart Mill gesteht, gleich Ricardo, zu, „daß die Anhänger jener Theorie nicht behaupten, daß ihr angebliches Naturgesetz Anwendung finde auf ein früheres Stadium in der Urbarmachung und Ansiedlung eines Landes. Für dieses Stadium hätten Carey's Einwendungen eine schwache Begründung. Die Ricardo'sche Theorie sei jedenfalls unhaltbar". Mill, durch die Einwendungen Carey's in die Enge getrieben, sucht die Rente dadurch aufrecht zu erhalten, daß er die von Ricardo angenommene Reihenfolge aufgibt. „In welcher Reihenfolge", sagt er, „die Ländereien auch zum Anbau gelangen, diejenigen, welche in Proportion zu der für ihre Cultur erforderlichen Arbeit den mindesten Ertrag geben, werden stets den Preis der landwirthschaftlichen Producte liefern. Alle übrigen Ländereien werden eine Bodenrente bezahlen, welche einfach dem Ueberschuß ihres Ertrages über dieses Minimum gleich kommt. Welche unvorsichtige Ausdrücke auch gelegentlich bei Erläuterung des Gesetzes der Bodenrente gebraucht worden sein mögen, die eben erwähnten Sätze enthalten alles, was je dabei ins Auge gefaßt war."

Wir können nicht unbedingt zugeben, daß die schlechtesten Ländereien den Preis der landwirthschaftlichen Producte liefern; denn es gibt viele Ländereien, welche nicht einmal das hineingewandte Capital verinteressiren, und die ihre Eigenthümer selbst bebauen müssen, nur um einen mäßigen Arbeitslohn zu beziehen. Es sollte uns vielmehr dünken, daß derjenige den Preis macht, der am billigsten produciren kann, und das wäre reicherer Boden oder solcher, welcher weniger Capital-Anlage erfordert hat. Wenn dem so ist, dann fällt auch der von Mill für die Existenz der Bodenrente angeführte Grund.

Wir haben aber behauptet, praktisch sei die Grundrente gar nicht vorhanden. In einem cultivirten Lande, wo der sämmtliche Grund und Boden vertheilt ist, wo die wirthschaftliche Bewegung nicht durch hindernde Gesetze, nicht durch Majorate und Fideicommisse gestört ist, wo Gesetze über Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit der Bauerngüter nicht hindern, daß das Grundeigenthum in diejenigen industriellen Hände gelange, welche es

am productivsten zu bewirthschaften wissen, in einem solchen Lande, wo das Grundeigenthum durch Kauf, Tausch, Schenkung, Erbschaft leicht von einer Hand in die andere übergeht, da hat jedes Grundstück seinen capitalisirten Werth. Die Summe des Ertrags, welcher nach Abzug des Betriebs-Capitals, Arbeitslohnes und der Amortisationskosten des stehenden, aber abnutzbaren Capitals (Gebäude) von dem jährlichen Roh-Ertrag eines Grundstückes übrig bleibt, bildet die Zinsen des Anlage-Capitals; und diese sind in der Regel, im Vergleich zu Capital-Verwendungen in anderen Industriezweigen, die geringsten. Der capitalisirte Rein-Ertrag eines Grundstückes ist die Summe, welche dem Werthe desselben gleich kommt, wenn der Preis auch nach den jeweiligen Conjuncturen schwankt, und dieser Werth beträgt eher weniger, denn mehr, als die bis zum Verkaufe darauf verwandten Dienstleistungen. Ein Grundstück, das bei gleichem Betriebs-Capital und gleichem Arbeitslohn weniger abwirft, ist weniger werth, hat also auch einen geringeren Preis, als ein anderes. Ein Grundstück dagegen, welches bei gleichen Productionskosten einen höheren Ertrag liefert, hat einen höheren Werth, wird mit einem größeren Capital angekauft werden müssen, und nach Abzug der höheren Zinsen für dieses Capital eben so wenig noch einen Ueberschuß abwerfen, als das Grundstück von geringerer Qualität, also geringerem Preise. Sollte ein Grundstück aber dennoch eine Differenz zu seinen Gunsten darbieten, so fragt es sich immer noch, wie viel davon dem sogenannten Unternehmer-Gewinne, d. h. dem Gewinne des Betriebs-Capitals, der Prämie für die Gefahr, welche dieses laufen kann, und dem Arbeitslohn in seiner vollen Bedeutung, also auch der Intelligenz des Landwirthes, zugetheilt werden muß. — So urtheilt die Praxis.

Die Anhänger der Bodenrente haben vielleicht Recht, eine solche Darstellung eine triviale zu nennen; denn ob die Grundstücke stets ihren Herrn wechseln, also ihr Preis stets in Capital abgeschätzt wird, dessen Zinsen den Rein-Ertrag darstellen, oder ob das Grundstück in derselben Hand bleibt, — unzweifelhaft ist es, daß der Ertrag der Grundstücke absolut steigt, wenn mit der Zunahme der Bevölkerung und dem Wachsen des Capitals die Preise der Bodenproducte in die Höhe gehen, und daß dadurch auch ein Steigen des Werthes der Grundstücke hervorgebracht wird.

Obwohl das Steigen der Preise der Boden-Erzeugnisse, wenn überhaupt, lange nicht in dem Maße Statt findet, wie die Anhänger der Bodenrente angenommen haben, so wollen wir doch den Gegenstand auch von dieser Seite beleuchten.

Betrachten wir die wirthschaftliche Bewegung in Beziehung auf den Grund und Boden, so sehen wir, wie Anfangs das Grundeigenthum nur den Arbeitslohn abwirft. Ehe die Siedelungen mit ausreichenden Verkehrs-

mitteln versehen sind, wird es den Ansiedlern schwer, wenn nicht unmöglich, ihre Producte nach ihrem Werthe zu verkaufen, d. h. im Verhältniß zu dem Capital und der Arbeit, welche darauf verwandt worden sind. Werden dann Straßen und Canäle gebaut, werden die Colonieen in das Netz der Eisenbahnen gezogen, dann können die Producte besser abgesetzt werden; Arbeitslohn und Capital-Gewinn werden größer. Sofort wächs't die Nachfrage nach Grundeigenthum, und dessen Preis steigt. Hat nun derjenige, welcher von Anfang an ein Grundstück in dieser Gegend besessen, darum eine Bodenrente vor demjenigen voraus, welcher den Boden zu höherem Preise ankaufen mußte? Keineswegs. Der Gewinn, welcher ihm durch das Steigen des Getreidepreises zu Theil wird, ist nicht die Frucht der unentgeltlichen Kräfte der Natur, des Bodens, die nach- wie vorher wirksam sind, sondern er ist nichts, als der Unternehmer-Gewinn, d. h. der Arbeitslohn im weitesten Sinne des Wortes und der Capital-Gewinn, die Prämie für die Gefahr, der er sein Capital bei der Anlage in einer wilden Gegend ausgesetzt hat. Daß diese Gefahr nicht gering ist, beweis't die in America häufig vorkommende Erscheinung wieder verlassener Ansiedlungen.

Das Steigen des Preises der Bodenproducte hat auch seine sehr gemessene Gränze; denn sobald die Colonie in das große Netz der Verkehrswege gezogen ist, hat sie die Concurrenz der entfernteren Gegenden auszuhalten. Sobald der neue Boden mehr Gewinn abwirft, als den gewöhnlichen Arbeitslohn und mittleren Capital-Gewinn — oder, wollen wir der Kürze wegen für eine Weile sagen, den Unternehmer-Gewinn —, dann werden sofort Viele sich auf den Landbau, auf die Cultivirung des jungfräulichen Bodens werfen und durch die Concurrenz die Preise wieder auf das gewöhnliche Niveau des Arbeitslohnes und des Capital-Gewinnes herabdrücken. Der Capital-Gewinn selbst kann nicht zum Monopol werden, weil immer noch unangebautes Land in der Nähe ist, welches mit dem gewöhnlichen Maße von Arbeit und Capital in Cultur gesetzt werden kann. Zwischen Capital und Arbeit selbst besteht wieder eine gewisse Concurrenz; denn sobald das Capital sich vermehrt, so sucht es neue Beschäftigung, die Nachfrage nach Arbeitern und der Arbeitslohn steigt, und damit vermindert sich der Capital-Gewinn. Diese Verminderung des Capital-Gewinnes geht wieder bis zu der Gränze, wo das Capital anderswo lohnendere Beschäftigung findet und sich zurückzieht; dann fällt wieder der Arbeitslohn, bis er neues Capital heranzieht. So geht natürlich die wirthschaftliche Bewegung im Großen; denn rasch kann das Capital sich nicht vom Grundeigenthum zurückziehen, selbst wenn es mit Schaden arbeitet. Auch können bei dieser Darstellung Ausnahmefälle nicht in Betracht kommen, wie sie durch

Mißwachs, Krieg, Ueberschwemmungen, Handelskrisen, unbesonnenen Speculationsschwindel hervorgerufen werden können.

So geht es nun fort, bis der gesammte Grund und Boden in Privathände übergegangen ist. Von diesem Augenblicke an wird bei zunehmender Bevölkerung die Nachfrage nach Grundeigenthum steigen, und höhere Preise werden für die Grundstücke bezahlt werden.

Die Zunahme der Bevölkerung konnte nur durch eine Vermehrung der Production von Boden-Erzeugnissen und eine Erhöhung des Arbeitslohnes hervorgerufen sein. Sobald aber die Bevölkerung sich vermehrt, so steigt das Angebot von Arbeit, die Capitalien werfen sich mit größerer Lebendigkeit und in größerer Masse auf die Ausbeutung des Bodens und vermindern durch gegenseitige Concurrenz den Gewinn.

Dazu kommt noch ein Umstand. Sobald die Bevölkerung dichter anwächs't, sobald mit ihr, wie die Erfahrung nachweis't, die Production des Bodens und dessen Werth steigt, so wird Capital angesammelt; dieses überschüssige Capital zieht die überschüssige Arbeiter-Bevölkerung in Industrie-Unternehmungen, in den Handel. Industrie-Unternehmungen und Handel aber, weil sie eine höhere Geistesanstrengung erfordern, als die Bodencultur, weil das Capital bei ihnen größerer Gefahr ausgesetzt ist, liefern größeren Capital-Gewinn und Arbeitslohn; sie vermehren das Capital daher viel rascher, als dieses im Landbau vermehrt wird. Solche Prosperität wird natürlich wieder zur Vermehrung der Bevölkerung beitragen, und nun wäre der Augenblick gekommen, wo die günstiger situirten Grundeigenthümer durch ein Steigern der Preise der Bodenproducte ein Monopol ausüben, wo sie Bodenrente beziehen könnten; sei es, daß nach der Ricardo'schen Theorie Boden von schlechterer Qualität in Anbau genommen wird und somit der bessere eine Rente trüge, sei es, daß der Boden, welcher näher am Markte liegt, bei gleichen Productionskosten und gleicher Capital-Anlage, höheren Ertrag liefert. In einem solchen Augenblicke wird mehr Capital sich auf den Boden werfen; dasselbe wird allerdings dadurch den Preis der Grundstücke steigern und diejenigen, welche sie zu dem Zeitpuncte besitzen, bereichern, allein eine Bodenrente entsteht dadurch noch keineswegs. Der Boden wird hier ein Werkzeug, dessen das Betriebs-Capital und die Arbeit sich bedienen, um zu produciren. Große Capitalien werden sich auf die Landwirthschaft werfen, um den Boden mit allen Mitteln, welche die Wissenschaft und die verbesserte Technik darbieten, auszubeuten. Das aus der Industrie und dem Handel herströmende überschüssige Capital wird, weil es vor Allem eine *sichere* Anlage sucht, sich mit geringerem Gewinne begnügen; es würde mit den übrigen Grundbesitzern in Concurrenz treten und dadurch sowohl, wie durch die vermehrte Production die Preise der

Producte wieder herabdrücken, wenn diese überhaupt nicht durch die Mitbewerbung des Welthandels verhindert worden sind, das Niveau zu überschreiten.

Unserer Meinung nach wäre es eine plausiblere, weil durch die Praxis scheinbar unterstützte, Anschauung, die Existenz der Bodenrente zu beweisen, wenn man den Satz aufstellte:

Die Bodenrente kommt von der durch das Anwachsen des National-Wohlstandes vergrößerten Nachfrage nach Grundstücken.

Eine solche Begriffsbestimmung würde die Ricardo'sche Theorie ganz überflüssig machen; denn es wäre für die Existenz der Bodenrente gleichgültig, wie viel ein Grundstück davon mehr als das andere einbringt; sie könnten sämmtlich Bodenrente liefern, wofern ihr Ertrag den Gesammt-Aufwand an Capital und Arbeitslohn überstiege.

Wenn nun bei wachsendem National-Wohlstande die Nachfrage nach Grundstücken steigt, mit ihr aber folgerichtig die nach Arbeitern und somit der Arbeitslohn, dann vermindert sich der Capital-Gewinn. Wo bleibt aber dann die Bodenrente? Sie würde also capitalisirt in der Summe stecken, welche dem bisherigen Eigenthümer über den Preis bezahlt worden ist, zu welchem er oder seine Vorfahren das Grundstück erworben haben. Wir wollen es nun dahingestellt sein lassen, ob dieses Capital wirklich schon der Summe von Werthen gleichkommt, welche für die Cultivirung des Grundstückes allmählich ausgegeben worden sind; wir wollen unerörtert lassen, daß die Getreidepreise in den Jahrhunderten nur unmerkliche Veränderungen erfahren haben, daß der Arbeitslohn mit dem Anwachsen des Capitals fortwährend im Steigen begriffen ist, daß die Concurrenz das Entstehen einer Bodenrente von selbst verhindern würde; — was aber ist denn jenes Steigen des Preises der Grundstücke bei vermehrter Nachfrage Anderes, als die Wirkung eines Gesetzes, dem jede Waare gehorcht? Der Grund, daß die beschränkte Menge des Bodens das Monopol hervorrufe, ist kein Grund, denn er erstreckt sich auf alle Dinge dieser Erde, mit Ausnahme der Luft.

Sobald mit dem wachsenden Reichthum eines Landes die Bodenpreise steigen, ist dann nicht auch die Kehrseite zu betrachten, wo mit überhandnehmendem Pauperismus, wo durch Krieg, Bürgerzwist, Seuchen, Handelskrisen und große Umwälzungen im Verkehr, durch neue Entdeckungen oder Erfindungen die Bodenpreise so sinken, daß die Eigenthümer ruinirt werden? Ist nicht gerade der Fall, daß die auf den Boden verwandten Capitalien größer waren, als der spätere Preis desselben, der vorherrschende? In Europa wenigstens kann man es nachweisen. Läßt sich nun nicht die

die Erhöhung der Preise des Bodens, aus welcher man die Bodenrente folgern wollte — die Entschädigung für früheren oder künftigen Verlust — die **Prämie** nennen, **vermöge welcher es dem Grundeigenthümer überhaupt möglich wird, den Boden zu bebauen.**

Der Boden ist gerade wie jede andere Waare; er hat wie jede Waare seinen Preis, ist wie jede Waare auf ein gewisses Quantum beschränkt, und richtet die Höhe seines Preises nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Zwischen dem Boden und den Gütern herrscht eine Wechselwirkung, die vollkommene Gegenseitigkeit bedingt.

Es gründet Jemand zu günstiger Zeit eine Zeitung. Der Moment ist so glücklich gewählt, die Arbeitskräfte so tüchtig, äußere Umstände dem Unternehmer so gewogen, daß es gelingt, mit einem Aufwands-Capital von 2000 Thalern die Zeitung so zu basiren, daß sie durch ihre eigenen Einnahmen gedeckt ist. Nach Verlauf von zehn Jahren hingegen wirft sie eine so bedeutende Rente ab, daß der Eigenthümer sie für eine Summe von 32,000 Thalern verkauft. Diese gewonnenen 30,000 Thaler, sind sie etwas Anderes, als das Capital, um welches ein Grundstück im Werthe steigt, sobald die Gegend, in welcher es liegt, sich mehr bevölkert, wohlhabender und industrie-kräftiger wird? — Sie sind, sagt man, Unternehmer-Gewinn; Prämie für die Gefahr des Unternehmens; denn der Speculant konnte eben so gut 20,000 Thaler auf die Zeitung verwenden und diese schließlich zu Grunde gehen. Ganz richtig; allein eben so verhält es sich mit Grundstücken. Wenn die Stadt, in welcher ein solches liegt, fortwährend an Population zunimmt, dann steigt der Preis derselben gewiß; allein wenn der Straßenzug sich verändert, wenn z. B. eine Eisenbahn gebaut wird, welche die Stadt umgeht, dann vermindert sich auch die Geschäftsthätigkeit, und der Werth der Grundstücke sinkt eben so bedeutend. Jener Gewinn ist also nur die Prämie für die vielen Fälle, wo eine Entwerthung des Grundes und Bodens eintreten kann. Eine reelle Vermehrung des Werthes des Bodens wird nur bewerkstelligt, wenn Arbeit und Capital zur Verbesserung desselben verwandt werden. Der errungene Gewinn vertheilt sich aber dann unter diese beiden Factoren. Der steigende Werth eines Grundstücks bei wachsender Population hat also keinen anderen Ursprung, als der steigende Werth eines anderen Capitals, das zu irgend einer Production aufgewandt ist, wie z. B. zu einem Zeitungs-Unternehmen.

Die Stoffe zu den Waaren, welche die Industrie verarbeitet, kommen aus dem Boden. Wenn man nun annehmen will, daß die Bodeneigenthümer mit ihren Stoffen ein Monopol ausüben wollten, so könnten die Industriellen nicht minder ein Monopol mit der Kunst ihrer Arbeit ausüben. Denn die geistigen und körperlichen Fähigkeiten, welche den Handel und die

Industrie beleben, deren Producte, wie die Anhänger der Bodenrente behaupten, unbeschränkt sein sollen, sind jedenfalls in geringerer Anzahl vorhanden, als der Boden und die Bodenarbeiter. Die feineren Arbeiter, die Gelehrten, die Erfinder, die Künstler üben dann jedenfalls ein Monopol über den gewöhnlichen Handarbeiter, den sogenannten Tagelöhner aus. Was sie über die Zinsen, die Amortisation des Capitals, welches sie zu ihrer Ausbildung verwandt, und über den gewöhnlichen Arbeitslohn hinaus verdienen, das wäre ein Monopol, das wäre eine Vergütung, eine Bezahlung für die unentgeltlichen Dienste, welche die „ursprünglichen Kräfte der Natur" leisten; denn ursprüngliche, unentgeltliche Kräfte der Natur sind es doch, welche den Gelehrten befähigen, die Gesetze der Mechanik zu erforschen, den Mechaniker in Stand setzen, diese Gesetze anwenden und vollkommenere Werkzeuge der Production kennen zu lernen. Sollen wir nun den größeren Lohn, den solche höhere Gaben erwerben, eine Leibes- oder Geistes-Rente — ein Monopol nennen? Gut, dann wollen wir auch die Existenz der Grundrente zugestehen. Dann hat aber auch der stärkere Handarbeiter eine Leibesrente vor dem schwächeren, der gesunde vor dem kränklichen u. s. w.

Nehmen wir die Dienste, welche uns die Natur unentgeltlich leistet, dagegen in ihrer engeren Bedeutung, so verkörpern sie sich in den Stoffen. Wir erzielen keine Stoffe, sondern erhalten sie von der Natur. Die Masse von Stoffen, welche auf der Erde sich befindet, ist weder einer Vermehrung, noch einer Verminderung fähig. Was wir thun, ist nur, daß wir diese Stoffe in Bewegung setzen und sie zu einer anderen Form umschaffen, oder in eine Lage versetzen, die sie vorher nicht hatten, wodurch sie nützlicher, brauchbarer werden, als bisher, und in Beziehung auf die menschliche Gesellschaft durch die aufgewandte Mühe, Dienstleistung, den Werth erhalten.

Die Stoffe, welche uns die Natur bietet, sind an sich — wenn auch nützlich, brauchbar — werthlos. Sie erhalten ihren Werth erst durch die auf sie gewandte Arbeit. Denn die Stoffe sind für alle Menschen gleichmäßig da, und man könnte nur zweierlei unter ihnen unterscheiden: 1) solche Stoffe, die im Verhältniß zum Menschengeschlecht in unbegränztem Vorrath vorhanden sind, wie Luft und Wasser; und 2) solche Stoffe, deren Vorrath begränzt ist, wie die Bestandtheile der Erdoberfläche und Erdrinde, Mineralwasser u. s. w. Mit Luft und Wasser braucht sich die National-Oekonomie gar nicht zu beschäftigen; sie hat nur mit Stoffen zu thun, deren Anzahl beschränkt ist. Da aber solche Stoffe aus der Erdoberfläche oder Erdrinde kommen, so sind Grundstücke nicht in beschränkterer Zahl vorhanden, als alle übrigen Stoffe. Sie sind denselben Gesetzen unterworfen, namentlich dem Gesetz von Nachfrage und Angebot. Grundstücke sind, wie andere Stoffe, ein Agglomerat von Atomen. Diesem Agglomerat wird

durch größere oder geringere Arbeit, durch eine größere oder kleinere Anzahl von Dienstleistungen größerer oder geringerer Werth beigebracht. Nun richtet sich der Werth nach dem Aufwand von Mühe, der Preis nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Kommen wir auf unser Beispiel vom Eise zurück. Es hat Jemand einen großen Vorrath von Eis den Sommer über liegen. Noch vor Anbruch des Winters entsteht ein Typhus, und das Pfund Eis wird zu vier Groschen verkauft. Der Werth dieses Eises besteht nur in der Dienstleistung der Arbeit und des Capitals, die aufgewandt werden mußteu, um das Eis in den Eiskeller zu schaffen und letzteren selbst herzustellen; der Preis desselben aber richtet sich nach Angebot und Nachfrage. Am 5. November z. B. war das Eis noch vier Groschen werth; in der Nacht tritt ein strenger Frost ein, die stehenden Gewässer überziehen sich mit einer Eisdecke, und das Eis ist gar nichts mehr werth, oder besser nur so viel werth, als Mühe erforderlich ist, es sich selbst zu holen.

Diesem Gesetze sind alle Stoffe, denen durch Dienstleistung Werth beigefügt ist, unterworfen.

Nach dem, was wir oben gesagt haben, kann offenbar nicht geläugnet werden, daß die Kräfte, welche die Natur bietet, für alle Menschen umsonst sind. Bei der Industrie wirken Naturkräfte nicht minder, als bei dem Boden, dort die Kraft des Feuers, des Dampfes, der physicalischen Gesetze, hier die Macht der Sonne, die Wärme, die Keimkraft, der Regen u. s. w. Wenn man diese unentgeltlichen Naturkräfte mit b bezeichnet, die Dienstleistungen eines Menschen mit a, die eines anderen, oder eines Capitals, in Gestalt von Geld, Waaren oder Grundstücken, mit c; wenn ich dann sage: $a + b = c + b$, so ist es dasselbe, als wenn ich sage $a = c$. Man kann also in der National-Oekonomie die Naturkräfte eben so gut aus dem Spiele lassen und sich nur mit der Arbeit, der Dienstleistung, dem Capital beschäftigen. Damit fällt die Theorie der Bodenrente von selbst.

Wie oben bemerkt, sagt J. B. Say; „Unter den Naturkräften sind einige der Aneignung fähig, d. h. sie können das Eigenthum dessen werden, der sich ihrer bemächtigt, wie ein Feld, ein Wasserbach; andere lassen sich nicht in diesen ausschließlichen Besitz nehmen, sondern verbleiben zum Gebrauche Aller, wie der Wind, das Meer, die Flüsse, die als Lastträger dienen, u. s. w."

Gestützt auf diese Bemerkung, stellt Jemand zu Gunsten der Bodenrente folgendes Beispiel auf: Ein Ansiedler kommt in eine noch unbebaute Gegend Nordamerica's und sucht sich den schönsten Strich Landes heraus. So wie er den Kauf mit den Regierungs-Bevollmächtigten abgeschlossen und seinen Dollar per Acker bezahlt hat, langt ein Anderer an, der sich neben ihm eine gleiche Anzahl von Morgen kauft und sich darauf nieder-

läßt. Nun trifft es sich, daß das Besitzthum des Ersteren, den wir A. nennen wollen, bedeutend fruchtbareren Boden hat, als das des Anderen. Die Folge davon ist, daß A. bei gleicher Capitalanlage und gleicher Arbeit mehr ärntet, als B. Ist nun der Mehrertrag, welchen das Grundstück des A. liefert, nicht eine Bodenrente? Er hat doch nichts dazu gethan, er hat keine größere Dienstleistung verrichtet als B., um diesen höheren Ertrag herbeizuführen!

Darauf haben wir zu erwidern, daß der genannte höhere Ertrag nur der Arbeitslohn, die Belohnung, nur die Prämie für die Dienstleistung des Verstandes ist, mit welchem A. das bessere Grundstück ausgewählt hat; oder wenn dieses das einzige von solcher Qualität ist, und wenn B. überhaupt Land von solcher Beschaffenheit nicht finden kann, dann ist dieser höhere Ertrag der Lohn für die Klugheit, die A. hatte, zuerst zu kommen; er ist die Prämie für das aufgewandte Capital — der Unternehmergewinn. Der Gewinn ist ein für alle Mal gemacht; A. konnte eben so gut in der Lotterie gewinnen; eine Bodenrente erwächs't also nicht daraus, weil das Grundstück des A. einen höheren Capitalwerth hat, als das des B., und deßhalb höheren Ertrag liefern muß.

Wir können noch weiter gehen; wir können annehmen, durch das Grundstück des A. läuft ein Bach, der nur, so weit er dessen Gebiet durchschneidet, den nöthigen Fall hat, um eine Mühle zu treiben. A. verpachtet den geeigneten Platz einem Unternehmer, der eine Mühle da erbaut. A. bezieht eine beträchtliche Pachtsumme. Er hat also einen noch bedeutend höheren Ertrag von seinem Grundstück, dessen Besitz er nur dem Umstande zu verdanken hat, daß er zuerst kam. Dennoch fällt dieser ganze höhere Ertrag nur auf Rechnung des Unternehmergewinns. Denn A. konnte auch eine falsche Speculation machen, wie es täglich in America geschieht; der Strom der Ansiedlung konnte nach einer anderen Richtung sich lenken, wo noch besserer Boden oder günstigere Verkehrsverhältnisse gefunden worden waren. A. erhielt keine Straßen; er konnte seine Producte nicht absetzen, und mußte, wenn er nicht in der Wildniß ein Thierleben führen wollte, sein Besitzthum im Stiche lassen, für welches er Capital und Arbeitslohn verschleudert hatte. Für diese Gefahr des Ruinirtwerdens ist die Prämie, welche er in dem anderen Falle erhält, nicht zu hoch. Damit nicht genug. A. kann auf seinem Boden eine Bleimine, eine Diamantengrube finden. Auch daraus entsteht keine Bodenrente. Die Auffindung einer solchen Diamantengrube fällt in dieselbe Kategorie, wie der Lotteriegewinn. Das große Loos ist die Prämie für die fast gewisse Gefahr, daß hunderttausend Andere ihren Einsatz verlieren. Solchen Umständen, im gewöhnlichen Leben „Glücks-

fälle" genannt, begegnen wir jeden Tag. Das alles gehört in die Kategorie des sogenannten Unternehmergewinns.

Prittwitz macht die Bemerkung: „Man hat die Productivität des Bodens und die Möglichkeit einer eigentlichen Bodenrente bestreiten wollen, indem man behauptet, kein Boden könne einen Ertrag geben ohne menschliche Arbeit. Dies kann zugegeben werden, ungeachtet viele Triften, die niemals cultivirt worden sind, einen Ertrag abwerfen. Allein dieses stößt die Thatsache nicht um, daß die Eigenthümer von mehr oder weniger fruchtbaren Grundstücken bloß aus dem Eigenthumsrecht auf diese Grundstücke einen Vortheil ziehen, eben so, wie umgekehrt sie und ihre Vorfahren nur darum veranlaßt worden sind, sich auf die eine oder andere Weise in den Besitz dieser Grundstücke zu setzen, weil daraus für sie ein in Geld zu schätzender Werth hervorging, der eben die Bodenrente darstellt."

Wir können aus dieser Erklärung kaum entnehmen, ob Prittwitz den Begriff der Bodenrente aufgeben und nur das Wort beibehalten will oder nicht. Wenn er, wie wir vermuthen müssen, aus dem Besitz einer Trift, die niemals cultivirt worden ist, aus dem Eigenthumsrechte, welches eine Rente gewährt, auf die Existenz der „Bodenrente" schließen will, so haben wir zu bemerken, daß eben das Eigenthumsrecht auf diese Trift nicht ein freiwilliges Geschenk der Natur, und die Rente nicht ein Ausfluß ihrer ursprünglichen Kräfte ist, sondern daß dasselbe durch irgend eine Arbeit, irgend eine Dienstleistung, welcher Art diese auch sei, erworben worden, und daß jene Rente nichts Weiteres ist, als der Zins für diese frühere Dienstleistung, die gleichbedeutend mit Capital ist. Es ist ganz gleichgültig, welcher Art diese frühere Dienstleistung, diese Arbeit gewesen ist. Das Grundstück kann ursprünglich durch Tausch oder durch Eroberung erworben sein. Beim Tausch ist selbstverständlich ein gewisses Capital der Preis; der künftige Ertrag bildet die Zinsen dieses Capitals und kann nicht Grundrente genannt werden.

Ist bei der Eroberung etwa kein Aequivalent hingegeben worden? Im Gegentheil; das Eigenthum ist in einem solchen Falle mit dem kostbarsten Gute erkauft, mit Blut. Bei der Eroberung ist das occupirte Grundstück die Prämie für die Gefahr, welcher der Unternehmer sein höchstes Capital, das Leben ausgesetzt hatte; es ist zugleich die Entschädigung für das an Kriegskosten aufgewandte Betriebs-Capital. Nicht einmal bei der Eroberung ist sonach die Entstehung einer Grundrente nachzuweisen; auch da haben wir Capital und Zins.

Indem wir diesen wichtigen Abschnitt schließen, geben wir uns der Hoffnung hin, durch die Länge der Beweisführung nicht ermüdet zu haben. Das Princip, das wir vertheidigten, ist das Fundament unseres Systems;

wir können uns bei den übrigen Gegenständen um so kürzer fassen. Glaube man namentlich nicht, daß die Controverse praktisch von geringer Bedeutung sei; denn gerade die bisherige Theorie von der Bodenrente schneidet bei der Steuer-Gesetzgebung den meisten Ländern tief ins Fleisch ein. Wir dürfen nur wiederholen, daß die Grundsteuer auf die Existenz der Bodenrente basirt ist; daß in vielen Staaten eine Haupt-Steuerlast auf den Grundeigenthümern von vorn weg vor allen Anderen ruht, weil man nach der Theorie der Bodenrente annahm, daß sie eine Begünstigung von der Natur erhielten, die den übrigen Staatsangehörigen versagt ist. Wird man unsere Entwicklung dann noch für überflüssig halten, wenn man hört, daß die Grundsteuer, wofern nicht die übrigen Classen der Bevölkerung ihrerseits auf entsprechende Weise zu den Steuern auf anderem Wege herangezogen werden, daß die Grundsteuer, wo sie die Grundeigenthümer neben den anderen Steuern noch obendrein trifft, während die übrigen Capitalisten vielleicht leer ausgehen, eine schreiende Ungerechtigkeit ist? Wird man bedauern, unserer Darstellung gefolgt zu sein, wenn sich während derselben die Ueberzeugung aufdrängt, daß die Einkommensteuer allein die gerechteste ist? Dieser Gegenstand wird uns später beschäftigen.

Zweites Buch.

Geschichte der Volkswirthschaft.

Geschichte der Volkswirthschaft.

Die Völker sind dem Gesetze organischer Entwicklung wie die einzelnen Menschen unterworfen; sie entstehen, wachsen und vergehen wie diese. Es beruht daher die Gesellschaft nicht auf einem freiwilligen Vertrage, wie J. J. Rousseau behauptete, sondern die Menschen sind, einem Naturgesetze folgend, gezwungen, sich in Völker-Gruppen, in Staaten zu organisiren, welche zwar je nach Race und Bildungsgrad des Geschlechtes eine verschiedene Gestalt annehmen, aber gleichwohl in allen Stufen der Cultur eine überraschende Aehnlichkeit zeigen. Aristoteles hat wegen dieser Uebereinstimmung den Menschen ein politisches Thier genannt, und der scharfblickende Verfasser der „Real-Politik" bemerkt mit Recht, daß die beiden Sätze: „Der Mensch ist ein politisches Thier" und „Der Staat ist von Gott", völlig gleichbedeutend seien.

Man sieht daher bei den einzelnen Völkern denselben Kreislauf des staatlichen Lebens immer wiederkehren, dieselben Tugenden, dieselben Fehler sich wiederholen, als ob die Erfahrungen der Geschichte umsonst wären. Wir sehen eine große Aehnlichkeit zwischen den Völkern des Alterthums und der Neuzeit, zwischen dem Kastenwesen der Aegypter und dem Feudalismus, den Spartanern und St. Simonisten, — und doch ist zwischen beiden eine unermeßliche Kluft. Wie gleichförmig also auch die Entwicklung sei, so schreitet sie doch immer vorwärts; die Menschheit ist in ihrem wellenförmigen Gange zwar oft gehemmt und zurückgedrängt worden, aber doch immer siegreich vorgedrungen. Ein Jahrhundert hat, auf den Schultern des andern stehend, die Verbesserungen seiner Vorfahren als Werkzeuge benutzt, um neue Verbesserungen zum Wohle der Menschheit hinzuzufügen. In dem Maße, wie die Erkenntniß der Naturgesetze zunahm, hat sich auch das Loos der Menschen verbessert. Heut zu Tage kann sich ein Handarbeiter in einer europäischen Stadt mehr Genüsse und Behaglichkeit verschaffen, als zu Homer's Zeiten ein König.

Der wahre Fortschritt zum Besseren besteht also nur in der sich erweiternden Einsicht in die Naturgesetze, und die Leiden der Menschheit rühren

von dem Mißkennen derselben her. Die Wissenschaften, da sie sich mit Auffindung dieser Gesetze beschäftigen, sind daher die wahren Wohlthäter unseres Geschlechtes.

Obgleich die großartigsten Entdeckungen auf diesem Gebiete erst der neueren Zeit angehören, so haben die Gesetze der Erzeugung, der Vertheilung und Verzehrung des Vermögens die Alten doch schon in höherem Grade beschäftigt, als wir anzunehmen gewohnt waren.

Ueberall, wo die naturgemäße Entwicklung nicht durch einsichtsloses Eingreifen der Menschen, nicht durch Krieg und Zwang gehindert wurde, sehen wir den Wohlstand auf überraschende Weise sich entfalten, und Bildung und Freiheit gingen stets mit ihm Hand in Hand. Manches Volk mag, wie J. St. Mill sich ausdrückt, durch die Freiheit zum Wohlstande, manches durch den Wohlstand zur Freiheit gelangt sein, stets aber war die Freiheit nur dauerhaft, wo sie im Geleite der Gesittung sich befand, welche ohne Wohlstand nicht denkbar ist.

Im Alterthume, und selbst in unseren Tagen noch, folgten die Völker mehr ihrem Instincte, als einer selbstbewußten Einsicht in die Naturgesetze; da sie aber nur nach diesen sich entwickelten, so ist zur Beurtheilung der Geschichte deren Kenntniß ganz unentbehrlich. Ohne die Einsicht in die Gesetze der Volkswirthschaft ist die Geschichte kaum zu enträthseln; letztere liefert dagegen jener das Material zu ihren Beobachtungen und Schlußfolgerungen. Die ökonomischen Erscheinungen bei unseren Vorfahren sind daher von großer Wichtigkeit.

Das erste Beispiel eines ökonomischen Systems tritt uns bei den alten Aegyptern entgegen. Das Volk war in vier Kasten: Priester, Krieger, Handwerker, Ackerbauer, getheilt, welche in dem theokratischen Staate an Rang von einander verschieden waren. Man nennt die Priester- und Krieger-Kaste gewöhnlich die unproductive; allein man kann dies, obwohl es für unsere Zeit unter Umständen gelten mag, doch im Princip für jene Zeit nicht zugeben. Die Soldaten vertheidigten das Land, erhielten die Ordnung im Innern und den Frieden gegen außen; die Priester waren die Lehrer des Volkes, die Pfleger der Wissenschaft, welche durch ihre Erfindungen dem Handwerker und Ackerbauer Werkzeuge, so wie chemische und technische Hülfsmittel zur Production lieferten. Aegypten ist das einzige Land des Alterthums, wo die Arbeitstheilung so weit ausgedehnt war; es wurde dadurch sehr blühend und reich. Die Anhäufung von Capital wird da am meisten befördert, wo Jeder nur Ein besonderes Geschäft treibt; denn er wird dann mehr und bessere Arbeit liefern, als wenn er alle Dinge, die seine einzelnen Bedürfnisse befriedigen sollen, selbst produciren müßte. Der Krieger wird die Vertheidigung des Landes besser verstehen, er wird

gewandter und tüchtiger im Kriege sein, als der Ackerbauer; die Priester werden für die Wissenschaft mehr thun können, die Schulen besser besorgen, wenn sie durch nichts Anderes in diesem Geschäfte gestört werden, und der Ackerbauer wird den Boden unendlich besser und sorgfältiger bebauen, wenn er nicht genöthigt ist, in den Krieg zu ziehen oder seine Werkzeuge selbst zu machen. In Aegypten berücksichtigte man freilich die verschiedenen Anlagen der Menschen nicht, sondern es mußte Jeder in seiner Kaste bleiben. Dadurch wurde jede Regsamkeit, die Concurrenz des Geistes ausgeschlossen, und das Land mußte in Cultur und Vermögen wieder in Stillstand gerathen.

Viele griechische Schriftsteller behaupten, daß die Aegypter einen Widerwillen gegen den Handel und das Meer gehabt hätten; allein die neueren Forschungen unterstützen diese Ansicht nicht. Sie suchten sich nur gegen die seeräuberischen Griechen zu schützen. Sesostris ließ 1700 v. Chr. 400 Schiffe bauen, womit er den indischen Ocean befuhr. Aus Herodot erfahren wir, daß sie große Entdeckungs- und Handels-Fahrten auf dem Meere gemacht und sogar Africa zu einer Zeit umschifft haben, welche noch mit dem Schleier der Mythe umhüllt ist. Diese Angabe ist in Zweifel gezogen worden, allein ihre Wahrheit geht aus der Bemerkung hervor, daß jene Seefahrer im Süden endlich die Sonne nördlich, den Schatten südlich gesehen hätten. Da die Griechen noch nicht wußten, daß die Erde rund ist, so konnte Herodot diese Bemerkung nicht erfunden haben.

Wie mein begabter Freund, Dr. Braun, aus eigener Anschauung mir mittheilte, ging schon zu Sesostris' Zeiten ein Canal aus dem östlichen Nil-Arme ins rothe Meer, dessen Spuren noch jetzt vorhanden sind. Aus Trümmern an seinem Rande läßt sich schließen, daß sein Ursprung bis 1300 vor unserer Zeitrechnung zurückreicht. Wie Braun glaubt, könnte er heute noch leicht wieder hergestellt werden. Nach Herodot hatte Nego den Canal erbaut. Trotz dieses Canals wurde später eine Karawanen-Straße angelegt. Beim Baue des Nego-Canals verloren 100,000 Menschen das Leben.

Die Aegypter erreichten so, wie ihre Denkmale beweisen und die neuerdings enträthselten Hieroglyphen erzählen, einen hohen Grad von Bildung, geriethen aber in Verfall, als sie mit Gewalt und auf die Dauer die freie Entwicklung der Natur hemmten.

Die Phönizier waren schon in grauer Zeit die Fuhrleute des Meeres. Einige Industriezweige, wie Weberei und Färberei, müssen bei ihnen schon einen hohen Grad von Vollkommenheit gehabt haben, und sie scheinen überhaupt das wirthschaftlichste Volk des Alterthums gewesen zu sein. Ihre Blüthe überdauerte darum jene der Griechen; denn Tyrus fiel in seinem

Glanzpunkte erst vor Alexander, als Athen bereits gesunken war. Schon in grauer Vorzeit dehnten die Phönizier ihren Handel bis über die Gränzen der damals bekannten Welt hin aus; sie holten aus der Ostsee den Bernstein, aus England Zinn und Felle, aus Spanien Silber, und brachten dafür die feinen Gewebe von Tyrus, die Weine von Cypern und Chios dahin. Auch Waffen und Rüstzeug scheinen zu ihren Handels-Artikeln gehört zu haben. Fast an allen Küsten des Mittelmeeres gründeten sie Colonieen, sie besaßen einen Hafen im rothen Meere und im persischen Meerbusen, von wo aus sie den Handel mit Indien durch die Araber vermittelten, welche Seide, Gewebe und indische Gewürze gegen das feine Rauchwerk Arabiens eintauschten, das bei dem indischen Gottesdienste stark verbraucht wurde.

Die Phönizier trieben also eigentlichen Zwischenhandel. Sie erbauten Marseille und Karthago, welches mit Rom um die Weltherrschaft stritt und fast den Sieg errungen hätte. Leider hat uns die Geschichte nur wenig von diesem betriebsamen Volke überliefert.

Die Wirthschaft der G r i e c h e n beruhte auf der Sklaverei. Ihre Haupt-Production geschah durch den Ackerbau, die Bergwerke und den Handel. Wie im urzeitlichen Deutschland verstand man unter Volk nur die wenigen Freien, welche in ziemlichem Wohlstande leben konnten, weil die Sklaven für sie arbeiteten, weil der größte Theil der Bevölkerung nur mit dem Nothdürftigsten versehen war und dadurch das üppige Leben des bevorrechteten kleinen Theiles möglich machte. Ihr Handel blühte durch die vielen Colonieen, welche sie in Italien, Sicilien, Asien und am schwarzen Meere anlegten. Die Staats-Einkünfte bestanden aus dem Ertrage der Staatsgüter, der Zölle, Bergwerke, und aus dem Tribute unterjochter Völkerschaften.

Böckh hat uns eine treffliche Schilderung des athenischen Haushaltes geliefert, welcher ziemlich geordnet war. Die Steuern waren verpachtet, die Zölle wurden von eigenen Einnehmern erhoben, das Staats-Bauwesen, der Straßen- und Schiffsbau hatte seine besondere Verwaltung, welche zum Hülfs-Personal nur Sklaven nahm. Bei aller demokratischen Freiheit waren die Athener doch nicht frei von communistischen Bestrebungen, wie sie sich beim „θεωρικον" (Schauzettel) zeigten, welches den politischen Müßiggängern, die einer Volksversammlung beiwohnten, einen Theil der Staatscasse zuwies und endlich in eine Armen-Steuer ausartete. In Paris ist während der ersten Revolution Aehnliches versucht worden, und man ist noch schlimmer dabei gefahren. So lange der Schatz durch den Tribut besiegter Länder und zinspflichtiger Bundesgenossen in Thrazien, Karien, am Hellespont und auf den Inseln und durch die Bergwerke wieder gefüllt

wurde, ging es, und es wurde das Schaugeld häufig als ein politisches Mittel angewandt, um das Volk für sich zu gewinnen. Als aber jene Hülfsquellen versiegten*), mußte es natürlich zu Unruhen und Excessen kommen. Um den Schatz wieder zu füllen, griff man daher zu allen möglichen Mitteln, confiscirte die Güter der Verbannten, führte für fast alle Vergehen Geldstrafen ein, und Viele ließen sich lieber plündern, um nur den Demos wieder zur Ruhe zu bringen. So wurde die Zügellosigkeit immer größer, die Macht des Staates immer schwächer, ein Bundesgenosse nach dem Andern fiel, und als äußere Feinde einstürmten, konnte Athen nicht einmal mehr die Mittel zu seiner Vertheidigung aufbringen, und ging unter.

Erwähnenswerth ist die Aehnlichkeit, welche in den Vorurtheilen der Völker verschiedener Zeitalter herrscht. So besitzen wir noch eine Rede des Lysias, in welcher gegen den „Kornwucher" gedonnert wird, wie unter den unwissenden Leuten der Gegenwart.

Die Verfassung der Spartaner, welche mehrere Jahrhunderte lang die Gütergemeinschaft aufrecht hielt und viele der neuerdings angestrebten idealen Staatseinrichtungen ausgeführt hatte, scheint unsern modernen Communisten ganz aus dem Gedächtnisse gekommen zu sein. Die Erziehung der Kinder durch den Staat, die gemeinsame Eß-Anstalt, die gemeinschaftliche Bebauung des Landes, das sind Dinge, welche in Sparta längst bestanden haben. Die Gesetze des Lykurg schrieben sogar die Anzahl und Beschaffenheit der Speisen vor und enthielten ein vollständiges wirthschaftliches System. Das Stadtgebiet war in 9000, das übrige Land in 30,000 Theile für eben so viele Familien gesondert und wurde durch die Heloten, einen besiegten Völkerstamm, bebaut, denn der Spartaner arbeitete nicht. Da so von Staats wegen für Jeden gesorgt war, Keiner also durch äußeren Drang geistig angeregt wurde, so blieben die Spartaner geistig auch ganz zurück, und die Nachwelt hat uns nichts von ihnen aufbewahrt, als das Andenken an ihre Rohheit. Die Peitsche war das Erziehungsmittel der Kinder; man lehrte sie stehlen, und peitschte sie, wenn sie sich erwischen ließen. Die Erziehung der Mädchen war schamlos; sie mußten öffentlich, fast nackt, wie die Jünglinge, vor den Augen der Männer in Leibesübungen sich messen, auf der Rennbahn laufen, Wurfspieße werfen. Zur Ehe wurden sie nach der Kräftigkeit ihres Körpers und dem Feuer ihres Temperamentes ausgesucht.

*) Aristophanes gibt die Zahl der unterworfenen Städte auf 1000 an, und geißelt die Athener durch den Vorschlag, in jede 20 athenische Bürger zur Verköstigung zu legen.



Die Bildungsfähigkeit eines Volkes kann man nach dem Grade von Achtung beurtheilen, in welcher die Frauen bei ihm stehen. Kein Wunder also, daß bei jenem widerwärtigen Volke, das nur von schwarzer Suppe lebte, alles, was den Menschen veredelt, vernachlässigt war, daß Industrie, Handel, Kunst, Wissenschaft nicht bei ihnen existirten. „Wehe den Völkern," sagt A. Blanqui in seiner „Geschichte der politischen Oekonomie", „welche den Sklaven die Sorgfalt, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, überlassen und in solche Hände die nationale Güter-Erzeugung legen! Diese Verirrung hat die Gesittung des Alterthums zerstört." Die Spartaner mit ihrer Gütergemeinschaft hatten es aber zu gar keiner Gesittung gebracht. Die Bildung der Athener, wenn sie auch verfiel, hat uns mindestens Denkmale des Geistes und der Kunst aufbewahrt, an welchen wir uns noch heute erfreuen und die unvergänglich sind, so lange das Menschengeschlecht besteht.

Auch in Kreta hat ein social-communistisches System existirt. So viel uns davon bekannt ist, scheint es zwar weniger roh, als das der Spartaner, für die Bildung aber nicht förderlicher gewesen zu sein.

Die Vorurtheile in Betreff der edleren Metalle, welche zwar von der Wissenschaft heute widerlegt sind, aber doch noch unter der Masse des Volkes herrschen, scheinen auch von den Alten getheilt worden zu sein. Aus den ökonomischen Büchern Xenophon's geht hervor, daß sie Gold und Silber vorzugsweise für Reichthum hielten, und die Athener z. B. in ihrer Politik stets darauf ausgingen, edle Metalle zu gewinnen. Solche wirthschaftliche Ansichten veranlaßten Xenophon zu folgender Bemerkung: „Bei dem Bergbau auf Silber haben, wie man sagt, Alle Mangel an Arbeitern; denn es ist hier nicht so wie dann, wenn viele Kupferschmiede entstehen, wo dieselben, wenn die Kupfer-Arbeiten wohlfeiler werden, zu Grunde gehen; eben so die Eisenschmiede; oder wenn viel Getreide und Wein wächs't und die Früchte wohlfeil sind, der Landbau uneinträglich wird, so daß Viele aufhören, den Boden anzubauen, und zum Handel, zum Höckergeschäft oder Zinswucher übergehen. Je häufiger im Gegentheil das Silber erscheint, desto mehr Leute gehen an das Geschäft. Silber hat noch Niemand so viel erworben, daß nicht noch dazu verlangt würde. Wenn aber Einige recht viel gewinnen, so vergraben sie es und freuen sich nicht minder darüber, als wenn sie es gebrauchen würden. Selbst wenn die Staaten gedeihen, bedürfen die Menschen sehr des Silbers; denn die Männer wollen es verwenden auf schöne Waffen und gute Pferde und Häuser und kostspielige Ausrüstungen, die Frauen aber wenden es an kostbare Gewande und goldenen Schmuck. — Wenn aber die Staaten wieder durch Mangel an Früchten oder durch Krieg leiden, weil viel Land unbebaut ist, so brauchen sie Geld

zu Lebensmitteln und für die Hülfsvölker. Wenn nun Jemand sagen wollte, daß auch das Gold nicht minder brauchbar sei, als das Silber, so widerspreche ich zwar nicht, das aber weiß ich, daß auch das Gold, wenn es häufig erscheint, ungeschätzter wird, das Silber aber schätzbarer macht."

Es ist sonderbar, daß Xenophon, der Wahrheit so nahe, diesen Satz nicht umkehrte und den bleibenden Werth des Silbers in dessen langsamerer Production erkannte. Die griechischen Bergwerke waren eben nicht so ergiebig, als die von Potosi, welche den Silberwerth von 4 auf 1 herabdrückten. Das Silber stand damals zum Golde ungefähr wie 1 : 10, und jetzt steht es wie 1 : 15.

Aristoteles hatte in dieser, wie in so vielen Beziehungen, klarere Begriffe, wie aus folgender Erklärung des Geldes hervorgeht: „In der ersten Gemeinschaft hatte der Tausch noch nichts zu schaffen, sondern erst als die Gemeinschaft voller war; denn Jene hatten Alles gemeinsam, Diese aber schon Vieles getrennt, was sie nach ihren Bedürfnissen gern gegenseitig austauschten, wie es jetzt noch viele barbarische Völker bei dem Tausche machen; dieselben tauschen Nützliches gegen Nützliches ein, stets Gleich gegen Gleich, sie nehmen und geben z. B. Wein gegen Getreide und Anderes der Art. Ein solches natürliches Tauschgeschäft erzeugt kein Vermögen, sondern ergänzt nur gegenseitig die Befriedigung der Bedürfnisse. Als nun die Operation für das Einführen dessen, was man bedurfte, und das Ausführen dessen, woran man Ueberfluß hatte, auf immer weitere Kreise sich ausdehnte, so wurde aus Noth der Gebrauch des Geldes erfunden. Man kam zum Zwecke der Eintauschungen unter sich überein, eine Sache zu nehmen, welche, zu den Gütern gehörend, leicht zu handhaben und dauerhaft wäre, wie Eisen und Silber oder etwas Anderes der Art, zuerst einfach bestimmt nach Größe und Gewicht, zuletzt aber auch von den Menschen mit einem Zeichen versehen, damit sie des Messens und Wägens überhoben wären; denn das Merkmal wurde aufgeprägt als Zeichen der Münze. Als daher schon das Geld durch den nothwendigen Tausch erfunden war, entstand die andere Gattung des Vermögens-Erwerbs, der Kaufhandel, der Anfangs wahrscheinlich einfach begann, durch den Gebrauch aber künstlicher wurde, dergestalt, daß das Umgetauschte den größten Gewinn einbrachte. Daher scheint auch die Kunst der Erwerbung des Vermögens meistentheils mit Geld zu wirken. Man hält nämlich den Reichthum oft für eine Menge Geldes, weil man mit diesem alles Andere sich verschaffen kann. Dann aber scheint es wieder etwas Unnützes und durchaus Unbrauchbares zu sein, weil man es zu keinem der Lebensbedürfnisse brauchen kann, und der, welcher Geld in Fülle hat, (auf einer wüsten Insel z. B.) an der nothwendigen Nahrung

Mangel leiden kann; nun ist es aber ungereimt, daß dasjenige Reichthum sei, in dessen überflüssigem Besitze man vor Hunger sterben kann *)."

Die neueren National-Oekonomen haben den Begriff des Geldes nicht besser festgestellt, als der Lehrer Alexander's.

Eben so gut bezeichnet Aristoteles die Folgen des Monopols und privilegirten Wuchers. Plato, obwohl in manchen Dingen nicht so klar wie Aristoteles, bestimmt dennoch das Wesen des Geldes überraschend richtig.

Die Gold- und Silbermünze war vor den Perserkriegen noch selten in Griechenland. Von dieser Zeit an begannen die edlen Metalle aus dem Orient in den Occident zu strömen, weil die übrige Production hier stärker gewesen zu sein scheint. Die Athenienser prägten bald so gute Münze, daß dieselbe im Auslande gern angenommen wurde. Die Wichtigkeit, die man dem Gelde beilegte, brachte die Griechen schon zu Einrichtungen, welche an unsere Banken erinnern. Der Tempel zu Delphi bewahrte beträchtliche Summen, die unter dem Schutze der Religion dort am sichersten waren, und es bildete sich so eine Art Umschreibebank, welche aber bald Mitbewerber bekam, da sie keinen Zins gab. Das Gewerbe eines Bankers wurde ein sehr einträgliches, weil der niedrigste Zinsfuß 10 und der höchste 36 vom Hundert gewesen zu scheint. Bei der Unsicherheit der Capitalien und den ungeheuren Gewinnsten, die man mit Hülfe der Sklaven aus denselben ziehen konnte, stieg der Zins ganz unmäßig.

Böckh schätzt den Betrag des Miethpreises auf 8½ Procent; der Pachtzins stand niedriger, doch immer noch hoch genug, um großen Gewinnst zu bieten. Die Staatsbedürfnisse wurden durch Erhöhung der Steuern oder Zwangssteuern bei den Reichen gedeckt. Doch kommen auch Beispiele von Staatsanleihen vor, indem die Tempel zu Delphi und Delos mehrmals einen Theil der ihnen anvertrauten Summen herliehen.

Die Theilung der Arbeit, deren Erklärung besonders Adam Smith zum Verdienst angerechnet wird, ist schon von Plato völlig klar dargelegt worden. Derselbe sagt in seinem Buche vom Staat (C. II.): „Eine Stadt entsteht, wie ich glaube, weil Keiner sich selbst genügt, sondern Einer des Anderen bedürftig ist, und daher viele Genossen und Gehülfen auf Einer Wohnstätte sich versammeln müssen, um gegenseitig ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Nun ist da ein Ackersmann, hier ein Baumeister, dort ein Weber, ein Schuster und ein anderer Arbeiter. Soll nun jeder von diesen sein Werk allein gemeinsam darbieten, soll der Ackersmann die Nahrung für Vier schaffen und die vierfache Zeit und Mühe darauf verwenden, oder soll er nur für sich allein sorgen und den vierten Theil der Zeit auf den

*) Aristoteles πολιτικων I. 9.

Landbau wenden, die übrige Zeit aber auf die Anfertigung seiner Kleidung, seiner Schuhe und den Bau seines Hauses? — Das Erste ist wahrscheinlich vortheilhafter, sagte Adrimantes. — Auch ist das nicht wunderbar, fuhr er fort, denn ich bemerke selbst, daß nicht Alle gleich geartet sind, sondern der Natur nach verschieden und nicht jeder zu jedem Geschäfte geeignet. Wird nun einer etwas besser verrichten, wenn er viele Künste betreibt oder nur eine? Dann kommt noch hinzu, daß ein Geschäft oder eine Sache, die nicht immer beaufsichtigt wird, zu Grunde geht, und das wird der Fall sein, wenn einer vielerlei zugleich treibt. Diesem gemäß wird Alles reichlicher, schöner und leichter werden, wenn Jeder das, was seiner Natur angemessen ist, und in der rechten Zeit verrichtet, andere Dinge Anderen überlassend."

Was die geistige Production angeht, so war Plato in denselben Fehler verfallen, welchen man der Smith'schen Schule zum Vorwurf macht, daß sie dieselbe zu gering angeschlagen, oder wie Say die Beamten ganz unter die unproductiven Arbeiter gerechnet hat. Plato schloß Gelehrte und Dichter, als unnütz, förmlich aus seinem Staate aus. Diese Ansicht widerlegte schon Aristoteles ganz aus denselben Gründen, wie wir sie am geeigneten Orte angeben. (S. den Abschnitt „Theilung der Arbeit.")

Im ersten Buche seiner „Politik" IV. 21, wo Aristoteles die Sklaverei zu rechtfertigen sucht, entwickelt er nicht allein richtige Begriffe vom Capital, sondern definirt dasselbe sogar, ganz wie neuere americanische National-Oekonomen, als das Werkzeug zur Production. Er nennt da das Vermögen, die Habe — eine Fülle von Werkzeugen und den Sklaven ein beseeltes Werkzeug. Ferner bestimmt er den Begriff von Gebrauchs- und Tauschwerth so genau, als wenn er ein Schüler von A. Smith gewesen wäre.

Beherzigenswerth ist die Apologie, welche Aristoteles vom Mittelstande macht. Sokrates hatte schon darauf aufmerksam gemacht, daß die Tugenden der Menschen sich vorzugsweise im Mittelstande entwickelten, weil Armuth den Geist niederdrücke und gemein mache, Reichthum aber zu Trägheit, Ausschweifung und dem Laster reize. Aristoteles sagt darüber: „In allen Staaten gibt es drei Classen: Reiche, Arme und eine dritte, mittlere dazwischen. Weil nun zugestanden wird, das Mäßige und das Mittlere sei das Beste, so ist es klar, daß auch von den Glücksständen der mittlere Besitz der beste von allen sei; denn der gehorcht am liebsten der Vernunft: das Ueberschöne aber, oder das Ueberstarke, oder das Ueberedle, oder das Ueberreiche, oder der Gegensatz derselben, das Ueberarme, oder das Ueberschwache und das ganz Verachtete folgen nur schwierig der Vernunft. Denn Jene werden eher übermüthig und im Großen Uebelthäter; diese aber werden boshaft

und sehr schlimm im Kleinen; von den Ungerechtigkeiten entstehen einige aus Uebermuth, die anderen aus Bosheit (A. vergißt den Eigennutz). Zudem wollen diejenigen, welche in einem Uebermaß des Glückes, der Stärke und des Reichthums und der Freunde und anderer Güter sich befinden, weder beherrscht werden, noch verstehen sie es (und das kommt schon von Hause aus, wenn sie noch Knaben sind; denn wegen der Hoffahrt sind sie nicht einmal gewohnt, sich in den Schulen beherrschen zu lassen). — Jene aber, welche an diesen Dingen im Uebermaß Mangel leiden, sind sehr niederträchtig, so daß diese nicht zu herrschen verstehen, sondern mit sklavischer Herrschaft beherrscht werden *). Es entsteht also ein Staat sowohl von Sklaven, als auch von Herren, aber nicht ein Staat von Freien; ein Staat von Beneidenden und von Verachtenden, was am weitesten entfernt ist von staatlicher Befreundung und Gemeinschaft: denn die Gemeinschaft ist etwas Befreundetes; mit Feinden will man aber den Weg nicht gemeinsam haben."

„Es strebt auch", fährt der Weise des Alterthums fort, „der Staat meistentheils dahin, aus Gleichem und Aehnlichem zu bestehen; dieses bildet aber meistens das Wesen der Mittleren, so daß nothwendig derjenige Staat am besten geleitet wird, welcher aus Jenen besteht, und diese Bürger sind in den Staaten am meisten wohl behalten. Denn sie trachten nicht nach fremder Habe, wie die Armen, und weil weder ihnen nachgestellt wird, noch sie nachstellen, so leben sie gefahrlos dahin. Deßwegen erbat sich Phokylides schön: „„Viel Gutes des Mittleren; ein Mittlerer will ich im Staate sein!"" Nun ist aber offenbar, daß auch die beste staatliche Genossenschaft, die zwischen den Mittleren sei, und daß das Wohlregieren solche Staaten treffe, in welchen das Mittlere viel und wenigstens mehr als die beiden anderen Theile, oder, wenn nicht, doch wenigstens mehr als der eine Theil ist; denn hinzugelegt, gibt es den Ausschlag und hindert, daß die entgegengesetzten Uebergewichte entstehen. Deßwegen ist es das größte Glück, wenn die Regierten ein mittleres oder schickliches Vermögen haben, weil, wo die Einen gar Vieles, die Anderen aber Nichts erwerben, der Pöbel äußerst groß, oder die Oligarchie ungemäßigt wird, oder die Tyrannei wegen beider Uebertreibungen entsteht; denn auch aus der kräftigsten Demokratie und aus der Oligarchie entsteht die Tyrannei, aus den Mittleren aber und den sich nahe Stehenden viel weniger. Den Grund davon werden wir später in den Büchern über die Umwandlungen der Staats-Verfassungen angeben. Daß der Mittelstand der beste ist, ist offenbar; denn er allein ist nicht aufrührisch; wo die Menge im Mittelstand ist, entstehen am wenigsten

*) Wen erinnert dieser Ausspruch nicht an die Zustände Frankreichs?

Aufstände und Entartungen der Staats-Verfassungen; auch sind die freien Staate aufruhrloser aus dieser Ursache, weil dort das Mittlere zahlreich ist."

Es ist sonderbar, daß Aristoteles bei dieser Weisheit und Reife der Ansichten sich in Beziehung auf die Sklaverei, welche durch diese seine Worte ebenfalls verdammt wird, nicht über die Vorurtheile seiner Zeit erheben konnte, sondern derselben das Wort redet.

Jene weisen Rathschläge über den Mittelstand wendet er nun auf die Politik an und sagt: „Daraus wird auch klar, warum die meisten Verfassungen entweder demokratisch sind oder oligarchisch. Es gibt nämlich in den meisten Staaten wenig Mittleres; stets überwiegt einer der beiden anderen Stände, entweder die Reichen oder der Pöbel. Weil nun zwischen Beiden Kämpfe entstehen, so gründen sie, welcher davon zufällig siegt, weder eine gemeinsame noch eine gleiche Verfassung, sondern gerathen in das Uebermaß, und so errichten die Einen die Demokratie, die Andern die Oligarchie."

Diese tiefe Einsicht der Philosophen konnte indessen wegen der Sklaverei praktisch nicht von Bedeutung werden. Erst die freie Arbeit hat den wahren Mittelstand geschaffen. Durch die Maschinen, die Benutzung der Naturkräfte, die Erfindungen, die Fortschritte der Wissenschaft hat sich der Schwächere von dem Stärkeren, der Arme von dem Reichen, der Arbeiter von seinem Herrn emancipirt. Bei gleicher Arbeit wird jetzt mehr erzeugt, als früher, und somit Genüsse, welche früher einem kleinen Kreise gehörten, auf größere Kreise ausgedehnt.

Die Steinkohle, das Eisen, die Kartoffel, das Zuckerrohr, der Thee, der Kaffee, der Reiß, die Baumwolle sind Rohproducte, welche die Alten theils gar nicht, theils nur in geringer Quantität besaßen, die aber jetzt, in Massen producirt, viele Millionen reichlich nähren und das Wohlbefinden bis in die tiefsten Schichten tragen, den Mittelstand also außerordentlich gestärkt haben. Dieser ist bei den heutigen civilisirten Völkern das Product der freien Arbeit; er ist der Freund der Freiheit; darum wird er stets der Träger der Cultur sein.

Bei den Griechen finden wir im Alterthume die meiste Bildung, weil dort, abgesehen von der Sklaverei, der Mittelstand am meisten entwickelt war. Von den Griechen ging die Gesittung nach allen Theilen der alten Welt, und heute noch leuchten sie uns als Muster der Kunst voran. Sie gründeten Colonieen in Klein-Asien, Africa, Spanien, Italien, Gallien, auf Sicilien, Cypern und an den Gestaden des schwarzen Meeres. Diese wetteiferten bald mit den Mutterstaaten an Reichthum und Macht, bis sie endlich gemeinsam dem Schwerte der Römer unterlagen. Anfangs unter der Oberherrlichkeit des Mutterlandes, sagten sie sich, wie ihre Schwestern in

der Neuzeit, von demselben los, sobald ihre Entwicklung so weit gediehen war, um die Selbstständigkeit behaupten zu können, gerade wie der mündige Sohn, wenn er einen eigenen Hausstand gründet. [Darin liegt der wahre Grund der Unhaltbarkeit des Colonialwesens; weniger in Regierungsmaßregeln, denn die griechischen Ansiedlungen waren ungleich freier, als die der neueren Völker, und doch sagten sie sich los.] Später gingen sie wieder unter, weil sie, nur durch Sklavenarbeit producirend, an Geist und Körper verweichlichten, weil der Sauerteig der freien Arbeit nicht erhaltend und erfrischend auf ihr Leben einwirkte.

Die ökonomische Grundlage Roms war statt der Arbeit der Raub. Die Arbeit war verachtet und bis in ihre feinsten Schattirungen den Sklaven zugewiesen. Nicht bloß die Gewerbe wurden von ihnen ausgeübt, sondern jede Art von Industrie, die schönen Künste, die Wissenschaft. Ihre Aerzte, die Erzieher ihrer Kinder, Künstler, ja, Dichter und Philosophen waren Sklaven. Die einzige Arbeit, welche in den Augen der Römer Gnade fand, war der Ackerbau. Handel und Gewerbe wurden so geringschätzig behandelt, daß sogar Cicero in den Ruf ausbricht: „Nichts Edles kann die Werkstätte haben..... Der Handel, wenn er klein, ist als schmutzig zu betrachten, wenn er aber groß und reich ist, wenn er Vieles überall herführt, so ist er nicht sehr zu tadeln. Die Kaufleute gewinnen übrigens nichts, wenn sie nicht etwas lügen."

Wo ein Philosoph und Staatsmann so spricht, da darf man sich nicht wundern, wenn die Gesetze der Nation selbst keine bessere Sprache führen. „Die Handelsvölker", heißt es in einem der den Handel ächtenden Edicte zur Zeit der ersten Kämpfe mit Karthago, „müssen für uns arbeiten; unser Gewerbe ist, sie zu besiegen und Lösegeld von ihnen zu empfangen. Setzen wir sonach eher den Krieg fort, der uns zu ihren Herren gemacht, als daß wir uns dem Handel ergeben, der sie zu unseren Sklaven gemacht hat." Solcher Politik blieben die Römer auch getreu, und ihr schmachvoller Untergang war nur die gerechte Strafe für die Thränen und den Schweiß, welchen sie den unterjochten Völkern abgepreßt hatten.

Der Untergang Karthago's war ein unermeßlicher Verlust für die Menschheit; das geistige und physische Capital, welches mit dieser großen Handelsstadt zerstört wurde, hätte die Civilisation unendlich befördert, während sie bei den ihren Raub verprassenden Römern schließlich zu Grunde ging.

Von einer eigentlichen Staatswirthschaft ist in Rom erst von dem Kaiserthum an die Rede. August veranstaltete die erste Volkszählung, um die Steuern danach zu bemessen; die Erbschaftssteuer wurde auf den zwanzigsten Theil der Erbschaft, die Verbrauchssteuer für Lebensmittel auf 1 pCt. fest-

gesetzt, die Zölle wurden geregelt, und dem Tarife, der uns überliefert ist, nach zu urtheilen, scheinen die unsrigen jene der Alten an Widersinnigkeit weit zu übertreffen. Wie ihre modernen Collegen suchten auch die Römer ihre Eroberungen durch vollständige Vernichtung der Stammeseigenheit der unterjochten Völker zu sichern und führten daher überall ihre Gesetze und wo möglich ihre Sprache ein, wodurch allerdings eine überraschende Einheit in den sämmtlichen Zweigen der Verwaltung sich bildete. Dreißig Legionen, die einen Heeresstand von 400,000 Mann bildeten, erhielten diese, in Sprache, Sitten und Interessen so verschiedenen Völkerschaften in Gehorsam; sorgfältig gepflegte Straßen erleichterten den militärischen Verkehr, und großartige Bauten erhoben sich überall, wo es darauf ankam, den Herren der Welt zu nützen. Man staunt vor der Größe jener Zeit, und unsere größten Monarchieen verschwinden vor den 100 Millionen Unterthanen des Kaisers Claudius." Allein mit welchen Mitteln wurde dieses Reich geschaffen, mit welchen erhalten! Aus welchem Budget schöpfte man die Hülfsquellen für jene schwelgerischen Gastmähler, die Mittel zu jenen Prachtbauten, jenen Palästen und üppigen Villen! Selten wird daran gedacht bei Bewunderung der römischen Größe. Gab es großartige industrielle Unternehmungen, welche sie lieferten, oder war es der Handel, der so ungeheure Summen aufbrachte? Gab es dort Arme? Arbeitete man in Fabriken, in der Werkstätte, oder wie zur Zeit der Republik am häuslichen Herd? Welches war das Loos des Gewerbs-Arbeiters und des Landmannes? Wie trieb man den Handel? [Blanqui.]

Diese Fragen, deren Wichtigkeit die römischen Staatsmänner nicht einmal geahnt zu haben scheinen, traten mehr als einmal gebieterisch vor die herrschende Volksclasse, und der römische Senat hat von dem Auszug der Plebejer bis zum Sklavenaufstand unter Spartacus mehr als Ein Compromiß durch Agrar-Gesetze und Vertheilung von Gut und Geld zwischen Patriziern und Plebejern abgeschlossen.

Die Sklaverei war in Rom noch mehr als in Griechenland das wesentliche Moment des Staates. Die Römer wollten bloß verzehren, nicht arbeiten; sie verschwendeten den Raub der Welt in äußerem Glanz, Gelagen und Schwelgereien. So lange sie noch etwas zu erobern hatten, erhielten die unaufhörlichen Kriege die Lebensgeister in Thätigkeit; als aber das Weltreich gegründet war, verfaulten sie wie ein stagnirendes Wasser. Die Industrie, die Arbeit war so verachtet, daß Augustus über den Senator Avinius die Todesstrafe aussprach, weil er eine Manufactur leitete; ja, man ging so weit, die Ladenmädchen z. B. den Freudenmädchen gleich zu stellen. Der Handel beschränkte sich mehr auf Ackerbau-Producte und hatte der Natur derselben gemäß keine große Ausdehnung. Es war daher kein

Wunder, daß die Hungersnoth von Zeit zu Zeit die Bevölkerung der Hauptstadt decimirte und die Industrie so zurückblieb, daß Wolle fast der einzige Kleidungsstoff war. Die Wohlthat leinener Leibwäsche kannten die Römer noch nicht, daher die täglichen Bäder ein Bedürfniß waren.

Als man die Forderungen des unteren Volkes nach einem Antheil an dem Raube der ausgebeuteten Völker nicht mehr unterdrücken konnte, riß in Rom derselbe Mißbrauch ein, wie in Athen, und der Ruf „Panem et circenses!“ wurde zum Sprüchwort. Die Schwelgerei und Sittenlosigkeit nahmen immer mehr zu, die Verbrechen häuften sich, die Bevölkerung nahm ab, bis zuletzt die germanischen Barbaren als wahre Wohlthäter auftraten, um der Welt den Anblick eines verfaulenden Cadavers zu ersparen. Um diese Zeit erschien auch das Christenthum.

Die Juden, aus deren Schoße die neue Lehre hervorging, haben ihren Ursprung eigentlich einer socialen Revolution zuzuschreiben; denn der Auszug aus Aegypten unter Moses scheint nichts Anderes gewesen zu sein, als ein Aufstand der unteren Kasten, welchen ein großes Werk unter Leitung eines großen Mannes gelang.

Auch das Christenthum ist socialen Ursprungs, worauf nicht allein seine Lehren, sondern eine Menge seiner Einrichtungen hinweisen. Sein Hauptverdienst bestand aber darin, daß es die Sklaverei brach. Diese Thatsache allein stempelt es zur bedeutendsten Erscheinung der Weltgeschichte.

Die Alten betrachteten den Sklaven wie eine Sache, wie ein Thier, dem sie nicht einmal nach dem Tode die Gleichheit zugestanden, sondern im jenseitigen Leben einen besonderen Aufenthalt anwiesen. Indem nun das Christenthum die Menschen vor Gott gleich stellte, griff es die Sklaverei an der Wurzel an. Hinsichtlich der Sklaven waren die Germanen von den Römern nicht verschieden; auch sie behandelten dieselben wie Sachen, und verschlossen ihnen den Zutritt zur Walhalla. Es wurde daher auch erst durch das Christenthum die Sklaverei bei ihnen gebrochen und in die Leibeigenschaft oder das noch mildere Colonat aufgelös't. Es gab zwar schon vor Tacitus Leibeigene (liti), welche an die Scholle gebunden waren, allein erst nach Einführung des Christenthums keine eigentlichen Sklaven (servi) mehr, die nicht an die Scholle gebunden, sondern gleich dem Vieh verkäuflich waren. In der in Fäulniß begriffenen römischen Welt mußte die neue Lehre einen tiefen, erschütternden Eindruck machen. Die Lehre von dem Gehorsam und der Unterordnung unter die Oberen gefiel den Hohen, und der Grundsatz der Gleichheit den Unteren. Diese wurden gehoben, ohne daß die Großen erniedrigt wurden. So kam es, daß das Christenthum, trotz aller Verfolgungen, schnell Eingang fand und sich allgemein verbreitete.

Wenige Jahre nach der Regierung Konstantin's ist die Freilassung von Sklaven schon auf die bloße Beurkundung eines Bischofes gestattet, die Gesetzgebung wird milder, und es zeigt sich deutlich der Einfluß der neuen Lehre.

Ein Umstand, welcher später in Mißbrauch ausgeartet ist, trug in der ersten Zeit außerordentlich zur socialen Verbesserung der unteren Classen bei — die Ohrenbeichte und der Einfluß des Priesters am Sterbebette. Massenhafte Freilassungen von Sklaven und großen Schenkungen für Klöster und Stiftungen, welche beide ganz besonders die volkswirthschaftliche oder, wenn man lieber will, die sociale Seite des Christenthums charakterisiren, wurden auf diesem Wege erlangt, und es entstand dadurch eine wesentliche Reform in der Volkswirthschaft.

Die Klöster waren es, welche die Wissenschaft aus der Sündfluth der Völkerwanderung retteten und fortpflanzten, welche die Erziehung des Volkes vermittelten, diesem in gewerblicher Beziehung die beste Anleitung gaben und im Ackerbaue mit gutem Beispiele vorangingen. Sie waren die Zufluchtsstätten der Armen und Unterdrückten, namentlich der entlaufenen Leibeigenen, gegen welche schon die ältesten Gesetze Maßregeln getroffen hatten. Die Klöster haben seit anderthalb Jahrtausenden die Brüderlichkeit und Gütergemeinschaft praktisch ausgeübt, welche die Communisten unserer Zeit als etwas Nagelneues aufstellen wollten. Die milden Stiftungen waren ein Institut, welches durch seine Humanität das rohe Mittelalter weit über das fein gebildete Alterthum stellt.

Durch die Kirchen-Versammlungen schuf das Christenthum ein mächtiges kosmopolitisches Mittel zur Sittigung der Völker; es bahnte dadurch den ersten Weg zur Solidarität der Nationen, vor welcher sich einst der Krieg in einen edlen Wetteifer der Arbeit verwandeln wird.

Auch bei den Urgermanen wurden die Gewerbe nur von Sklaven betrieben; in den Klöstern mußten sie sich aber weit besser entwickeln, da ihnen hier die Wissenschaft zu Hülfe kam. Wir wissen, daß Chemie, Physik und Technik dort gepflegt wurden und bald ihren Einfluß auf die Gewerbe äußerten. Das Pulver, der Gebrauch des Hopfens, die Destillation u. a. wurden in den Klöstern erfunden. Aus ihnen ging die Arbeit frei hervor, um sich dann in den Städten unter dem Schutze der Association zur großen Industrie auszubilden.

Wie schwer es hält, sich von Vorurtheilen los zu machen, beweis't der Jahrhunderte lang verbreitete Irrthum über das Wesen des Zinses. Hier war es hauptsächlich die Geistlichkeit, welche das Zinsnehmen verdammte, obwohl sie sich selbst dessen Einflusse nicht entziehen konnte und durch Vermittlung der Juden die Sache doch beibehielt. Justinian setzte

schon den Zinsfuß fest und bestimmte ihn für Personen hohen Ranges auf 4, für alle Anderen auf 6 und für Kaufleute ausnahmsweise auf 8 Procent; für Versicherung gegen Seegefahr waren sogar 12 Procent gestattet. Erst nach mehr als tausend Jahren war es der Wissenschaft vorbehalten, zu beweisen, daß sich der Zinsfuß und der Preis der Waaren allen Staats-Anordnungen entzieht. In den Capitularien Karl's des Großen findet man schon den Versuch eines höchsten Preises des Korns; aber alle diese strengen Maßregeln hatten natürlich keine andere Folge, als den Zins noch höher und das Getreide noch theurer zu machen; wie die Geschichte jener Zeiten deutlich nachweis't. Uebrigens schuf Karl doch viel Gutes; er stellte Sicherheit im Lande her, befahl, die Arbeiter, die Leibeigenen gut zu halten, und begünstigte die Gründung von Städten.

Von Karl dem Großen an tritt der Feudalismus als geschlossener, ausgebildeter Organismus in die Weltgeschichte.

Die Germanen waren auf den Schauplatz getreten als ein seinen Natur-Anlagen, seinen Sitten nach völlig neues Geschlecht, welches mit den Römern nichts gemein hatte, als den kriegerischen Geist. Sie unterschieden sich von diesen, als ein edleres Geschlecht, namentlich durch ihre Liebe der persönlichen Selbstständigkeit und ihre Achtung der Frauen. Bei diesen „Barbaren" nahm das Weib einen ganz anderen, würdigeren Standpunkt ein, als bei den gebildeten Römern; durch das Allod und die Weiberlehen erhielt es freies Eigenthum, und dieses trug nicht wenig zur Entfesselung der unteren Stände bei.

Die Unverletzlichkeit der Person war so geheiligt, daß die Todesstrafe so gut wie nicht existirte. Alle Wunden, Beschädigungen, selbst der Tod wurden je nach dem Stande mit einer höheren oder niedrigeren Geldstrafe, dem Wehrgelde, gebüßt. Der Feudalismus wandelte bald das ganze Staatsleben um und setzte an die Stelle der rohen Gewalt das Recht und die Milde, begründet auf der Freiheit der Einzelnen. Der Schwache schloß sich dem Stärkeren an, leistete ihm Dienste und wurde dafür von diesem gegen Angriffe von Mächtigeren in Schutz genommen. Die Sklaverei verschwand vollends und wurde in die Leibeigenschaft umgeändert, ein schon weit milderes Verhältniß, weil der Leibeigene keine Sache mehr war, sondern ein Mensch, weil er die Gesetze anrufen, weil er nicht mehr ohne das Land verkauft werden konnte, weil die Mutter nicht mehr von ihren Kindern, das Weib nicht mehr von seinem Manne getrennt werden durfte. Für unser Zeitalter ist die Leibeigenschaft freilich eben so veraltet, als es ihrer Zeit die Sklaverei war; allein für jene Zeit war sie ein unermeßlicher Fortschritt. Der Adel war frei von Steuern, was damals nur ein ärmlicher Ersatz für die Wehrpflicht war. Wie kleinlich geberden sich dagegen die

Junker der Neuzeit, welche jene ehrenhafte Verpflichtung von sich ab auf das Volk gewälzt haben, und doch die Entschädigung für Thaten in Anspruch nehmen, welchen sie längst nicht mehr gewachsen sind!

Um die Emancipation von der Sklaverei vollständig zu machen und die Freiheit auf unerschütterliche Grundsäulen zu bauen, schuf das Germanenthum als ehernen Schild der freien Arbeit die Association. Die Vergesellschaftung hat in den Zünften des Mittelalters, in der Hanse, dem rheinischen und schwäbischen Städte-Bunde schon glänzende Früchte getragen. Sie schickt sich heute an, die sociale Frage gar zu lösen und mit Hülfe der Maschinen die Menschen völlig zu emancipiren und selbst von Natur-Ereignissen unabhängig zu machen.

So sehen wir, trotz vielfacher Stürme, die Menschheit materiel doch immer voranschreiten und selbst ungünstige Ereignisse zu ihrem Vortheile benutzen, wie dies mit den Einfällen der Ungarn der Fall war. Diesen zu begegnen, beschloß Heinrich die Gründung fester Städte an der Ostgränze Deutschlands und ließ den zehnten Mann vom Lande in die Stadt ziehen. Dadurch wurde nicht allein eine Bahn gebrochen zur Befreiung der Leibeigenen, sondern auch das Gewerbewesen so begünstigt, daß es bald zu großer Blüthe gelangte.

Eben so trug ein anderes Ereigniß, welches sonst nur zu beklagen wäre, nicht wenig zur Entwicklung der Städte, dieser Schirmburgen der freien Arbeit, bei — die Kreuzzüge.

Diese Unternehmungen, welche den Thatendrang des rauflustigen Adels, der sich stets gegenseitig befehdete und Capital und Industrie dabei zerstörte, in eine andere Bahn lenkten, waren eine wahre Wohlthat für die bedrängten Städte. Um Geld zu erhalten, verkaufte und verpfändete der Adel zahlreiche Ländereien, wodurch ein Theil des Grundeigenthums frei wurde und die Städte an politischer Macht zunahmen. Auf der anderen Seite erweiterten die Kreuzzüge die Handelswege, machten das Abendland mit den Künsten des Orients bekannt und verschafften so der Industrie neue Nahrung. Die Schifffahrt nahm zu, der Handel vergrößerte sich, und durch den wachsenden Reichthum der Bürger vermehrten sich die Einkünfte des Staates. Die Gemeinden sahen damals den ersten Schimmer von Unabhängigkeit, und von da an konnte der dritte Stand dem Adel gegenüber gestellt werden. Die Venetianer verschafften den Grundsätzen der Handelsfreiheit überall Eingang, wohin sich ihr Einfluß erstreckte. Ihnen verdankt man die Gründung der ersten Factoreien und den Anstoß zu den großen industriellen Unternehmungen und Finanz-Speculationen, bei welchen die Juden, diese „listigen Oekonomisten des Mittelalters", eine bedeutende Rolle gespielt haben.

Die Erwerbung von Grundbesitz und der Gewerbsbetrieb war den Juden untersagt; sie trieben daher Handel und zeigten sich bei den vielen Verfolgungen, welche sie zu erdulden hatten, sehr erfinderisch in Ausflüchten. Sie sind die Erfinder des Wechsels, welcher unser Bankwesen anbahnte und den Credit wesentlich beförderte. Da Geld die dauerhafteste und im Mittelalter die gewinn-versprechendste Waare war, und die Geistlichkeit bei dem Vorurtheile gegen das Zinsnehmen sich genöthigt sah, ihre Ersparnisse an die ungläubigen Juden auszuleihen, von denen Zins zu nehmen eher als ein Verdienst betrachtet wurde, so gerieth allmählich der Geldhandel fast ausschließlich in deren Hände. Weil man aber von dem Wesen des Geld-Umlaufes keinen Begriff hatte, so suchte man durch Zwangs-Maßregeln den Zinsfuß festzusetzen, was denselben natürlich nur noch erhöhte; denn er stieg oft bis auf 30 und 40 Procent, und als man sogar durch Ausfuhrverbote helfen wollte, die Geldsendungen aber unsicher zu transportiren waren, da erfanden die Juden den Wechsel, welcher eine so bedeutende Rolle in der Welt spielen sollte.

Zu einer Zeit, wo eine regelmäßige Postverbindung nicht bestand, die Versendung von Waaren und Geld durch Privat-Gelegenheit vor sich gehen mußte, wo die Boten und Handelszüge aber auf jeder Meile Gefahr liefen, geplündert zu werden, da kamen nämlich die Juden, welche damals fast ausschließlich den Geldhandel vermittelten, auf den Gedanken, Forderungen und Schulden, die sie und ihre Geschäftsfreunde in entfernten Ländern durch Bezug von Waaren contrahirten, gegenseitig zu compensiren. Bis dahin waren die Waaren stets gegen baares Geld verkauft oder nach Geld abgeschätzt und gegen andere Waaren direct vertauscht worden. Dieser Tausch ging bei Manufacturwaaren in der Regel auf den Märkten und Messen vor sich, wohin, wegen der großen Verschiedenheit der Münzsorten, die Kaufleute Gold- und Silberbarren mitbrachten und an der Münzstätte des Marktes in die landesübliche Münze umprägen ließen. Nach und nach hatte sich aber ein gewisser ständiger Waarenbedarf und Waarenzug zwischen mehreren Ländern herausentwickelt. Kaufleute entfernter Länder standen mit einander in Verbindung und schickten sich die Erzeugnisse ihrer Länder, ohne die Messen selbst zu beziehen. In diesem Verhältnisse die Waaren stets mit Geld zu bezahlen, war äußerst mißlich und wegen der Unsicherheit des Verkehrs gar gefährlich. Mailand lieferte seine Rüstungen, Venedig orientalische Gewürze und Seidenstoffe, die seine Schiffe im Orient holten, Spanien exportirte Weine, Niedersachsen Biere, Flandern Tuche, England Korn, Vieh, Zinn.

Für die mailänder Rüstungen oder die spanischen Weine, welche man in Deutschland bezog, konnte man von da Bier nach Flandern schicken;

Flandern, das Tuch nach Spanien und Mailand exportirte, konnte, statt sich das baare Geld von dort remittiren zu lassen, seine Forderung gegen das Guthaben, welches die mailänder und spanischen Kaufleute in Deutschland hatten, compensiren; es konnte das aus Deutschland bezogene Bier dafür anrechnen. Der schriftliche Schein, durch welchen nun dieser Austausch von Werthen, die Compensation, vor sich ging, war der Wechsel.

Als durch die immer tiefer gehende Theilung der Arbeit der Ueberschuß über die zur Erhaltung der Bevölkerung nothwendigen Producte jährlich größer wurde, das Capital somit wuchs und in Folge dessen die Arbeitskraft stieg; als große Massen von Gütern sich anhäuften, der Handel den Verkehr zwischen den Nationen immer mehr ausdehnte — da gewannen die Kaufleute die Ueberzeugung, daß die Ausfuhr und Einfuhr von Waaren in einem Lande sich so ziemlich gleich stehen, und daß große Portokosten und Verluste gespart werden, wenn man die Baarsendungen durch den Wechsel ersetzt. Nach und nach erhielt der Wechsel immer größere Bedeutung; er wurde zuletzt der Schöpfer des Bankwesens, d. h. des organisirten Credits.

Eine der glänzendsten Erscheinungen in der germanischen Entwicklung ist die Hanse. Ein Bund gegen die Seeräuber (See-Könige) und das Strandrecht, jenes die Menschheit brandmarkende Raubsystem, waren die Grundlage dieser großartigen Association. Nachdem das Meer von jenen See-Rittern gesäubert war, welche ärger gehaus't hatten, als ihre Brüder auf dem Lande, nahm der Handel einen raschen Aufschwung, und die Hanse wuchs so mächtig empor, daß sie bald alle Städte Nord-Deutschlands umfaßte und in England, Rußland und Skandinavien Privilegien vor den Eingeborenen besaß. Sämmtlicher Handel des Nordens war in ihren Händen, ihre Schiffe beherrschten die Meere und geboten den nordischen Königen. Erst mit der Entdeckung America's sank sie wieder, nachdem sie noch im Vereine mit den Städten Ober-Italiens das große Werk der Befreiung der Gemeinden vom Feudal-Adel vollendet hatte, welche erst in jüngster Zeit wieder in Frage gestellt wurde.

Während im Alterthume der Reichthum nur Verweichlichung und den Untergang der Völker herbeiführte, ist er unter dem Walten der Freiheit ein Mittel zum Fortschritt, zur Cultur geworden. Das bewegliche Eigenthum stellte sich stolz neben das Grundeigenthum; Schritt für Schritt erkauften die Städte ihre Freiheit von dem Kaiser und den Fürsten, und nie wird ihnen dieses mit ihrem Schweiße errungene Gut wieder entrissen werden können. Der Wohlstand der Bürger erregte Aufsehen, und es mischte sich bald die weltliche und geistliche Macht in die volkswirthschaftlichen Verhältnisse. Verordnungen gegen den Luxus, über Kleidung und

Essen erschienen, man ordnete die Zölle und trachtete, durch verschiedene Zwangs-Maßregeln die damals häufig wiederkehrende Noth zu beseitigen. Philipp der Schöne versuchte, in Frankreich den Preis des Getreides gewaltsam zu fixiren, er verbot die Ausfuhr edler Metalle; allein mit allen diesen Beschränkungen wird man damals nicht mehr ausgerichtet haben, als heute.

Vernünftigere Grundsätze befolgten die italienischen Freistaaten, welche einer Freiheit genossen, wie sie das Alterthum nicht gekannt hat. Die freie Arbeit schuf durch den Handel und die Industrie Schätze, die es möglich machten, daß eine einzige Stadt mit ihrer Flotte das Meer beherrschte, den Türken den Frieden dictirte und Heere ausrüstete, welche selbst dem Kaiser siegreich widerstanden. Man arbeitete dort nicht für Einzelne, sondern für sich, für die Freiheit und Unabhängigkeit Aller. Gar oft zeigte sich, daß die Politik der Staatsmänner, welche man aus Comptoiren und Krambuden geholt hatte, freisinniger und einsichtsvoller war, als die der adeligen Herren, deren Stelle sie eingenommen hatten. Gute Rechtspflege, geringe Abgaben, unbedingte Freiheit des Verkehrs hoben den Wohlstand, ermunterten die Kunst und vermehrten ohne Hülfe des Staats die Anstalten für Wohlthätigkeit und den Unterricht. Die Denkmale der Kunst, welche jene Städte uns überliefert haben, erregen noch heute unsere Bewunderung und Nacheiferung. Dabei war das Staats-Budget sehr klein, wie z. B. das von Florenz, welches uns erhalten ist, nur 300,000 Florin betrug; und doch besaß es allein zweihundert Wollfabriken, welche jährlich 80,000 Stück Tuch lieferten, deren Verkauf mehr als 30,000 Arbeitern ihre Löhne sicherte.

Am mächtigsten war Venedig, welches mit Königen und dem Kaiser Krieg führte, die ausgedehntesten Colonieen besaß und fast den ganzen Handel mit dem Morgenlande in Händen hatte. Das erste bankähnliche Institut kommt dort vor und verbreitete sich bald in die übrigen Freistaaten. Man erstaunt über die hohe Einsicht, welche manche Staatsmänner jener großen Zeit an den Tag legten.

Indem aber Venedig den freien Handel als Monopol für sich behielt, wurde es lässig und später, nach der Entdeckung America's und des Vorgebirges der guten Hoffnung, unfähig, die verstärkte Concurrenz auszuhalten. Es besaß nicht mehr die Zähigkeit und Ausdauer, um den Wettkampf von Neuem zu beginnen.

Die ersten Schläge gegen die Freistaaten Ober-Italiens führte der Kaiser Karl V., der böse Dämon Deutschlands wie Europa's. Seiner Engherzigkeit in religiösen Dingen hat Deutschland seine Spaltung in zwei Confessionen und seine politische Zerrissenheit zu verdanken. Der Beschränktheit

seiner Begriffe über Volkswirthschaft entsprang das Mercantil-System, in welchem er alle verkehrten ökonomischen Anschauungen jener Zeit zu einem System vereinigte, unter dessen Trugschlüssen wir heute noch leiden. Man glaubte damals durch Vermehrung des Geldes auch den Reichthum zu vermehren, weil man keinen Begriff davon hatte, daß die Masse der Umtriebs-Waare, des Geldes, im Verhältniß zur Production und Consumtion stehen müsse. Karl V. fing daher an, schlechtes Geld zu prägen und durch Beschränkungen und Verbote die Handelsfreiheit, welche im Begriff war, zu siegen, zu unterdrücken.

Der Entwicklung eines erleuchteten Bürgerthums abhold, war er sowohl der Feind der Freiheit der Gütererzeugung, wie der Freiheit des Glaubens. Da sich von seiner Regierung an das sogenannte Mercantil-System ausbildete, welches so viel Unheil angerichtet hat und immer noch stiftet, so erörtern wir am besten dessen Anschauungsweise an dieser Stelle:

Das Mercantil-System, dem Wortlaute nach Handels-System, dem Inhalte nach aber besser Sperr-System genannt, verdankt seinen Ursprung der Vorstellung, daß das Vermögen eigentlich in Geld, in Gold oder Silber bestehe. Die nach dem Augenschein urtheilende Menge sah, daß für Geld zu jeder Zeit Alles zu haben war, daß es nur unmerklichen Preisschwankungen und zugleich dem Verderben weniger ausgesetzt ist, als jede andere Waare. So nistete sich denn die Meinung ein, daß alle übrigen Güter nur Genüsse seien, welche man sich vermittels des Geldes verschaffe. Alle Maßregeln der Staats-Oekonomie wurden also dahin gerichtet, das Geld zu vermehren, ohne Rücksicht darauf, ob dadurch die Production selbst erschwert oder erleichtert wurde; und so fest können falsche Vorstellungen sich einwurzeln, daß bis auf den heutigen Tag die große Masse von solchen Irrthümern sich nicht emancipirt hat.

Nach der Entdeckung America's, erzählt Adam Smith, war lange Zeit das Erste, wonach die Spanier fragten, wenn sie an eine unbekannte Küste kamen, ob Gold oder Silber in der Gegend zu finden wäre. Je nach den Nachrichten, die sie hierüber einzogen, bestimmten sie, ob es der Mühe lohne, sich daselbst niederzulassen, oder ob das Land der Eroberung werth wäre. Plano Carpino, ein Mönch, den der König von Spanien zu einem der Söhne des bekannten Dschingiskan geschickt hatte, sagt, die Tataren hätten ihn oft gefragt, ob in dem Königreiche Frankreich eine große Menge von Schafen und Ochsen sei. Ihre Frage hatte dieselbe Absicht, wie die der Spanier; sie wollten wissen, ob das Land reich genug wäre, um der Eroberung werth zu sein. Unter den Tataren ist, wie unter den meisten übrigen Hirtenvölkern, die gewöhnlich mit dem Gebrauche des Geldes nicht bekannt sind, Vieh das Werkzeug zum Handel und der Maßstab des Wer-

thes. Nach ihrer Ansicht bestand daher der Reichthum in Vieh, wie er nach der Ansicht der Spanier in Gold und Silber bestand. Vielleicht kam von beiden Ansichten die tatarische der Wahrheit am nächsten.

In der Meinung, daß das Vermögen nur in Geld (es ist hier immer Metall-Geld gemeint) bestehe, verlangten die Mercantilisten Maßregeln von Seiten des Staates, welche den Vorrath an Geld im Inlande vermehrten. Da die Masse des Geldes im Allgemeinen sich nur wenig vermehrt, so konnte durch Anhäufung des Geldes in einem Lande dieses nur um so viel reicher werden, als ein anderes ärmer ward. Das Bestreben der Anhänger des Sperr-Systems ging also dahin, zu bewirken, daß die Ausfuhr an Waaren aus einem Lande die Einfuhr von Waaren in dasselbe übersteige, damit die Differenz in baarem Gelde remittirt werde. Um den Belauf dieses baaren Geldes war nach der Meinung der Mercantilisten das mehr Waaren exportirende Land reicher und das mehr importirende ärmer geworden. Jene Differenz zwischen der Ausfuhr und Einfuhr wurde die Handels-Bilanz genannt. Letztere war einem Lande günstig, wenn es mehr exportirte und die Differenz an Geld herausbezahlt bekam. Um nun eine solche, nach der Meinung der Mercantilisten günstige Handels-Bilanz herzustellen, wurde darauf hingewirkt, daß von Staats wegen die Ausfuhr erleichtert und die Einfuhr erschwert wurde. Die Staatsregierungen gingen nur zu leicht auf diesen Irrthum ein und bewahrten ihn so hartnäckig, daß Oesterreich erst vor ein paar Jahren mit diesem Systeme brach. Daher wurde die Einfuhr von Waaren durch hohe Zölle und Verbote verhindert, die Ausfuhr durch Prämien begünstigt, die Exportation von Gold oder Silber dagegen verboten oder erschwert. Bis auf den heutigen Tag wird es unter der Masse des Volkes noch als ein Unglück beklagt, wenn das Geld aus dem Lande geht.

Nun ist aber das Geld wie das Wasser; es sucht sich stets an einem Orte, wo es sich aufgestaut hat, dahin zu verlaufen, wo es in geringerer Menge vorhanden ist. So wie bei jeder anderen Waare muß der Preis des Goldes und Silbers sinken, wenn es an einem Orte zu stark sich anhäuft, so wie dessen Preis steigen muß da, wo zu viel exportirt wurde. Sobald nun in dem einen Lande der Preis des Goldes und Silbers steigt und in dem anderen sinkt, werden die Eigenthümer jener edlen Metalle in dem letzteren Lande es nach dem ersteren schicken, um es besser zu verwerthen, vorausgesetzt, daß die Preiserhöhung die Fracht übersteigt. In ein solches Land, wo durch den Ueberfluß an edlem Metall dessen Preis gesunken ist, werden sofort auch Waaren strömen, um das Metall zu kaufen, weil es billiger ist, als in dem anderen Lande, woher dann die Waaren kommen, und so wird die Handels-Bilanz wieder ausgeglichen, welche überhaupt im Allge-

meinen sich stets ausgleichen muß. Die Geldhändler sorgen außerdem schon dafür, daß das Niveau des Geldes in allen dem Verkehr eröffneten Ländern ein fast gleichmäßiges ist.

„Ein Land," sagt Adam Smith, „das keine eigenen Bergwerke hat, muß ohne Zweifel sein Gold und Silber aus fremden Ländern beziehen, gerade wie ein Land, das keine eigenen Weinberge hat, seine Weine anderswo nehmen muß. Es scheint jedoch nicht nöthig zu sein, daß der Staat seine Aufmerksamkeit mehr auf den einen als auf den anderen Gegenstand verwende. Ein Land, das Mittel hat, Wein zu kaufen, wird immer so viel Wein bekommen, als es braucht; und ein Land, das Mittel hat, Gold und Silber zu kaufen, wird niemals um diese Metalle in Verlegenheit sein. Sie sind gleich allen anderen Waaren für einen gewissen Preis zu kaufen, und wie sie der Preis aller anderen Waaren sind, so sind diese wieder der Preis jener Metalle. Wir können mit vollkommener Sicherheit darauf rechnen, daß die Freiheit des Handels uns ohne alle Fürsorge der Regierung stets mit so viel Wein versorgen wird, als wir brauchen, und mit eben so großer Sicherheit können wir darauf rechnen, daß sie uns stets mit allem Golde und Silber versorgen werde, das wir zu kaufen und entweder zur Circulation unserer Waare, oder zu anderen Zwecken anzuwenden im Stande sind.

„Die Quantität jeder Waare, welche der menschliche Fleiß kaufen oder produciren kann, richtet sich in jedem Lande nach der wirksamen Nachfrage (eines Bettlers Nachfrage ist nicht wirksam), d. h. nach der Nachfrage derjenigen, welche die Rente, die Arbeit und den Gewinn vollständig zu zahlen bereit sind, die bezahlt werden müssen, wenn die Sachen hergestellt und zu Markt gebracht werden sollen. Keine Waare aber richtet sich leichter oder genauer nach dieser wirksamen Nachfrage, als Gold und Silber, weil keine so leicht als diese Metalle, wegen ihres geringen Volumens und großen Werthes, von einem Orte nach dem anderen — von Orten, wo sie wohlfeil sind, nach anderen, wo sie theuer sind, von Orten, wo sie über die wirksame Nachfrage hinausgehen, nach anderen, wo sie hinter derselben zurückbleiben — gebracht werden kann.

„Einem Mangel an Gold und Silber würde auch weit leichter abgeholfen werden, als irgend einem andern; denn ein Paketboot kann ohne Mühe für fünf Millionen Guineen Gold einladen; um aber für eben so viel Getreide zu transportiren, müßte man 1000 Schiffe zu je 1000 Tonnen haben. Es waren daher alle grausamen Gesetze Spaniens und Portugals nicht im Stande, die ganze von America importirte Masse von Gold und Silber im Lande zu erhalten. Die fortwährende Einfuhr aus Peru und Brasilien überstieg die Nachfrage, der Preis sank, und die anderen Länder kauften oder schmuggelten einen großen Theil der edlen Metalle ge-

gen ihre Waaren aus Spanien weg. Eine Regierung braucht sich also nicht darum zu kümmern, daß edle Metalle in ihrem Lande seien. Der Handel sorgt schon dafür; ja, selbst dann, wenn sie die Ausfuhr oder Einfuhr zu hindern strebte, würde sie nicht im Stande sein, es in großem Maßstab durchzusetzen. Jene Metalle brachen, als die Spartaner die Mittel hatten, sie zu kaufen, durch alle Dämme der Lykurgischen Gesetzgebung durch. Alle harten Zoll-Gesetze vermögen nicht, die Einfuhr des holländischen, schwedischen und ostindischen Thee's in England zu verhindern, weil er billiger ist, als derjenige der britischen Compagnie. Und doch ist der Thee an Volumen hundert Mal größer, als Silber, und fünfzehnhundert Mal größer, als Gold.

„Dieser leichte Transport der edlen Metalle ist zum Theil die Ursache, daß ihr Preis nicht so schwankt, wie derjenige von anderen Waaren. Seit der Entdeckung America's ist er stets im Sinken begriffen, allein immer nur stufenweise und allmählich. Um eine solche Veränderung hervorzubringen, daß der Geldpreis dadurch plötzlich auffallend gesteigert würde, dazu würde eine ähnliche Umwälzung im Handel nothwendig sein, wie die, welche durch die Entdeckung America's versucht wurde. Wenn es trotz dem in einem Lande, welches die Mittel hat, Gold und Silber zu kaufen, an diesen Metallen fehlen sollte, so hat man andere Mittel, dieselben zu ersetzen. Wenn das Material zur Fabrication fehlt, so stocken die Gewerbe; wenn es an Lebensmitteln fehlt, müssen die Leute darben; wenn es aber an Geld fehlt, so ersetzt der Tauschhandel seine Stelle, obwohl mit einiger Unbequemlichkeit. Die Wechsel, die Creditbriefe, die Zahlungs-Anweisungen, das Commissions-Geschäft helfen diesem Mangel ab, und ein gut eingerichtetes Papiergeld würde oft sogar mit Vortheil dessen Stelle vertreten. Es war daher die Fürsorge der Regierung nie unnöthiger, als wenn sie darüber wachte, die Menge des Geldes in einem Lande zu vermehren.

„Inzwischen ist keine Klage so allgemein, als die über Geldmangel; allein es fehlt immer nur denen, welche nicht die Mittel haben, es zu kaufen. Uebrigens hört man diese Klage aber oft in ganzen Handelskreisen, und dann rührt sie gewöhnlich (ungewöhnliche Ursachen sind Krieg, bürgerliche Unruhen, Mißärnten) von Geschäfts-Uebertreibung her. Ungewöhnlich hohe Handels-Gewinnste reizen die Kaufleute zu Unternehmungen, welche ihre Mittel übersteigen, und wenn sie bis zur Zahlungsfrist nicht hinreichend Waaren verkauft haben, so müssen sie Geld borgen. Die Schwierigkeit aber, welche sie dann haben, Geld zu erhalten, ruft die Klage über Geldmangel hervor; es rührt diese dann aber nicht von dem Mangel an Gold und Silber her; letztere können noch immer in derselben Menge vorhanden sein,

allein der Andere hat keinen Credit oder kein anderes Aequivalent, womit er sie kaufen könnte."

Die Klage über Geldmangel ist daher nur eine Klage über den Mangel an Capital. Die Besorgniß für die Sicherheit des Capitals veranlaßt die Eigenthümer, dasselbe zurückzuhalten und lieber eine Zeit lang unbeschäftigt zu lassen, und daher entsteht der Mangel. Man kann also auch nicht anders abhelfen, als durch Beseitigung der Gefahr, Beendigung einer Krisis und Wiederherstellung des Vertrauens.

Man sollte es nach dem gewöhnlichen Urtheil der gesunden Vernunft nicht für nöthig halten, die Lehre von der Handels-Bilanz widerlegen zu müssen; sie hat aber schon so viel Unheil gestiftet, und wurzelt trotz ihrer Widersinnigkeit noch so tief in vielen Köpfen, selbst in unserer Handels-Gesetzgebung, daß es doch nicht ganz überflüssig sein mag, noch Einiges darüber zu sagen. Im Verkehr zwischen Völkern, wie Individuen, werden Werthe gegen Werthe vertauscht und diese Werthe nach dem Dienste gemessen, der durch sie geleistet wird, nach der Arbeit, die dem Dienst-Empfänger erspart wird, und nach der Mühe, welche der Dienstleister selbst aufwenden mußte. Nun kann aber Jeder nur dann am meisten Dienste leisten, d. h. Werthe erzeugen, wenn er sich nur mit einer einzigen oder mit wenigen Arbeiten beschäftigt. Wie die Einzelnen, so haben auch die Völker verschiedene Fähigkeiten und Anlagen, und produciren dann am meisten, wenn sie sich nur mit wenigen, ihren Talenten und Verhältnissen entsprechenden Gegenständen beschäftigen. Da sie aber dann von diesen Gegenständen mehr erzeugen, als sie brauchen, so werden sie dieselben gegen andere austauschen, deren sie bedürfen. Sie werden also gegenseitig reicher; denn Reichthum oder Vermögen ist nichts als eine Anhäufung von Dienstleistungen; die Macht, Bedürfnisse zu befriedigen.

Nehmen wir den Fall an: Ein schlesischer Kaufmann schickt eine Partie Leinwand im Werthe von 20,000 Thalern nach Pesth, so werden an der Gränze 20,000 Thaler als Export notirt. Gewinnt Jener nun 4000 Thaler bei dem Geschäfte, so erhält er für seine Leinwand 24,000 Thaler, welche er sich baar zuschicken lassen kann. In diesem Falle enthalten die Ausfuhrlisten 20,000 Thaler und die Einfuhrlisten nichts. Nun gilt aber das Geld in Schlesien nicht mehr als in Ungarn, dagegen ist der Wein dort theurer als hier. Der Kaufmann berechnet nun vielleicht, daß nach Abzug aller Kosten seine 24,000 Thaler in Gestalt von Wein in Schlesien mehr werth sind. Er kauft daher Ungar-Wein und führt denselben in Schlesien ein. Die Importlisten weisen nun die Summe von 24,000 Thalern auf, und die Handels-Bilanz berechnet einen reinen Verlust von 4000 Thalern. Der Kaufmann verkauft aber seinen Wein um 30,000

Thlr., und hat also am ganzen Geschäfte 10,000 Thlr. gewonnen. Wenn nun alle Individuen in Schlesien ähnliche Geschäfte machen, so werden sie natürlich auch alle einen Gewinn haben. Es ist unmöglich einzusehen, warum das Volk dann ärmer wird. Was für Schlesien gilt, kann eben so auch auf Ungarn angewandt werden; denn dieses hätte die Leinwand nicht so billig und gut selbst herstellen können, wie Schlesien, und hat sich dafür nicht einmal etwas entzogen, sondern nur seinen Ueberfluß an Wein hergegeben, der ihm außerdem noch theurer bezahlt worden ist, als wenn es ihn im eigenen Lande hätte veräußern müssen. Es haben also beide Länder gewonnen, wie es naturgemäß sein muß, sonst würde der Handel aufhören. Ganz anders urtheilen aber die Vertheidiger der Handels-Bilanz.

Es ist unbegreiflich, wie es heutzutage noch Leute in Deutschland geben kann, die mit ernster Miene von der Handels-Bilanz sprechen, und doch fand sich einer unserer schärfsten ökonomischen Denker zu der spöttischen Frage veranlaßt, ob der Werth eines Schiffes, das mit seinen Waaren strandet, von dem also nur Export, keine Einfuhr notirt wird, auch zu dem National-Gewinne zu rechnen sei!

Aus Spanien sind seit Karl V. die Irrlehren des Mercantil-Systems verbreitet worden. Der eine Schriftsteller dieses Landes überbietet den anderen an Kühnheit in der Form, in welcher er seine Absurditäten vorträgt. Da ruft der Eine aus: „Gibt es je eine unumstößliche Wahrheit, so ist es die, daß kein Land, das sich bereichert, mehr einführen kann, als es ausführt: indem sonst sein „„Capital"" zusehends abnehmen müßte." Jeder Idiote sollte doch einsehen, daß er, um reich zu werden, mehr einnehmen, als ausgeben muß. Allein in Spanien waren Gelehrte wie Staatsmänner gleich verblendet. Der spanische Minister Ustariz schrieb noch 1740 (Theorie und Praxis des Handels): „Es ist nothwendig, mit Strenge sämmtliche Mittel anzuwenden, welche uns dahin führen können, an das Ausland mehr von unseren Erzeugnissen zu verkaufen, als es an uns von den seinigen verkaufen wird: hier liegt das ganze Geheimniß und der einzige Nutzen des Handels."

„Das ist", ruft Blanqui aus, „das System, welches die unzähligen Kriege veranlaßt hat, deren Schauplatz Europa seit der Thronbesteigung Karl's V. gewesen ist, und welches noch gegen ihr Wissen die Handelspolitik fast sämmtlicher Regierungen der Neuzeit beherrscht. Alle haben sich seither bemüht, das Geld zurückzubehalten und ausländische Waaren zu verbieten; alle haben geglaubt, in der Einfuhr eine Ursache des Ruins zu sehen, ohne zu gewahren, daß die Einfuhren um so nöthiger wurden, als die inländische Erzeugung bei jedem Volke genau in dem Verhältnisse zu



den Beschränkungen abnahm, die ersonnen wurden, um ihren Aufschwung zu fördern. Es hieß überdies einem Luftgebilde nachjagen, wenn man verkaufen wollte, ohne zu kaufen, und nach dem Monopol der Manufacturen rang, indem man für den Ertrag der Bergwerke die großen Arbeiten der Industrie aufgab. Spanien hat diesen verhängnißvollen Irrthum Karl's V. später schwer gebüßt; es hat seine Fabriken verloren, weil es eine zu große Wichtigkeit dem Golde seiner Colonieen beigelegt hatte, und später sind ihm seine Colonieen entgangen, weil es zu sehr seine Fabriken vernachlässigt hatte.

„Allein dieses schlechte System ist nicht der einzige Irrthum, den Karl V. in Europa in Aufnahme gebracht hat. Die Menschheit hat seinem Andenken noch schwerere Vorwürfe zu machen, weil er in einem ungeheuren Maßstabe die Sklaverei, welche (in der alten Welt) gerade zu Grabe gegangen war, und die Ausbeutung des Menschen, die zu ihrem Ende neigte, (in der neuen Welt) wieder eingeführt hat. Der Negerhandel wurde unter dieser Regierung wie eine rechtmäßige und regelmäßige Einrichtung organisirt, und man rief aus den Zeiten der Griechen und Römer die verderbliche Lehre wieder auf, vermöge deren die Gewinnste der socialen Arbeit von Rechts wegen einigen Privilegirten gehörten. Millionen Menschen gingen in America als Opfer dieses verabscheuenswürdigen Vorurtheils unter, und Africa hat nach drei Jahrhunderten noch nicht aufgehört, seinen Tribut an Blut und Thränen dem System abzutragen, welches die Frucht dieses Vorurtheils gewesen ist. Man kann sich keinen Begriff von den sämmtlichen Widersinnigkeiten machen, welche in diesem Zeitraum ersonnen wurden, um den Bewohnern des Mutterlandes die Gewinnste und Einkünfte der neuen Colonie zu sichern; noch nie war die Frechheit des Privilegiums auf eine so tyrannische Weise hervorgetreten. Das Mutterland drängte alle seine Erzeugnisse der Colonie auf und verbot ihr sogar, sich dieselben auf ihrem eigenen Boden zu verschaffen. Es ward den Americanern verboten, Lein, Hanf und Reben zu pflanzen, Manufacturen zu errichten, Schiffe zu erbauen, ihre Kinder anderswo als in Spanien erziehen zu lassen. Zu gleicher Zeit schrieb man ihnen gewisse unnütze Verzehrungen vor, und sie wurden Plackereien unterworfen, deren Geschichte gegenwärtig als fabelhaft erscheinen würde. Die Peitsche des Aufsehers der Pflanzung stellte damals die ganze spanische Gesittung dar.

„Während die Maximen der Regierung Karl's V. in America die Einführung der Sklaverei und der gehässigsten Monopole begünstigten, ermunterten sie in Europa den Despotismus und die Faulheit durch Mittel jeder Art. Die Klöster vermehrten sich und wurden auf Kosten des Landbaues und der Arbeit dotirt. Die Inquisition zündete ihre tausend

Scheiterhaufen gegen die bürgerliche und religiöse Freiheit an; prunkvolle und nutzlose Denkmale folgten auf jene zahlreichen Bauten des öffentlichen Nutzens, welche auf eine so glänzende Weise die Verwaltung der italienischen Freistaaten ausgezeichnet hatten. Man hätte glauben sollen, daß in Europa nur fünf oder sechs Halbgötter in Tempeln zu beherbergen wären: das Menschengeschlecht mußte sich glücklich schätzen, unter das Stroh zu kriechen. Das war die Zeit aller schlechten Ansichten, aller schlechten Systeme in der Industrie, in der Politik, in der Religion. Wir begehen gegenwärtig nicht Einen Fehler, wir gehorchen nicht einem einzigen gewerblichen Vorurtheil, welche uns nicht durch diese unheilbringende Gewalt vermacht worden wären, die stark genug war, um ihre unseligsten Verirrungen in Gesetze zu verwandeln. Nein, nie wird die Wissenschaft hinlänglich starke Ausdrücke, nie die Menschheit Thränen genug finden, um die fluchwürdigen Thaten einer solchen Regierung zu brandmarken und zu beklagen! Philipp II., unseligen Andenkens, hat daraus nur die Folgerungen gezogen; Karl V. hat den Grund dazu gelegt. Allein die Frevel des Sohnes haben mit seinem Leben aufgehört, und die Lehren des Vaters hemmen noch nach drei Jahrhunderten den Gang der Gesittung.

„Unter welchem Gesichtspunkte man immer auch die Geschichte Karl's V. betrachte, man kann nicht anders als anerkennen, daß dieser Alleinherrscher die herrliche Entwicklung des Reichthums und des Wohlstandes, die durch die Arbeit der entfesselten Bürgerschaften des Mittelalters geschaffen worden waren, gehemmt hat. Durch den Versuch, die Weltherrschaft Karl's des Großen wieder aufzubauen und den verschiedenen europäischen Staaten ihre Physiognomie mit ihrer Unabhängigkeit zu nehmen, hat er sie zur Pest der stehenden Heere und der voraus erhobenen Auflagen verurtheilt u. s. w."

Den schwersten Fluch hat Deutschland auf Karl V. zu werfen. Bis zu seiner Regierung war die deutsche Nation die mächtigste, reichste, gebildetste der Erde. Ihm stand es frei, durch Anschluß an die Reformation die Zukunft unseres Landes zu sichern; durch seine unselige Verblendung ist das religiöse Schisma entstanden, der dreißigjährige Krieg, welcher den Wohlstand verschlang, den eine fünfhundertjährige Arbeit angehäuft hatte.

Wenn auch die deutsche Reichs-Einheit der Kurzsichtigkeit Karl's V. zum Opfer fiel, so konnte er doch die religiöse Umwälzung nicht aufhalten. Durch die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdrucker-Presse wurde die Leibeigenschaft vollends gebrochen, die Wissenschaft zum Gemeingute Aller gemacht und jene Zeit angebahnt, wo Maschinen die gröberen Arbeiten den Menschen abnehmen, welche sich selbst die Naturkräfte unterthänig

gemacht. Es war natürlich, daß nach diesem materiellen Umschwunge, zu welchem die Entdeckung von America noch Vieles beitrug, auch eine geistige Revolution Statt fand.

Der Protestantismus hat auf die ökonomische Bewegung einen außerordentlichen Einfluß geübt. Durch die Säcularisation von Tausenden von Klöstern ist eine ungeheure Summe von Grundeigenthum der freien Bewirthschaftung übergeben worden. Die Arbeit machte einen neuen Schritt der Freiheit entgegen; die proclamirte Freiheit der Forschung lenkte den Geist auf das Studium der Natur, und die Wissenschaft sollte bald deren Gesetze und Kräfte der freien Arbeit dienstbar machen. Die Aufhebung so vieler Feiertage sollte allein so viel zum wirthschaftlichen Fortschritt beitragen, daß heute noch die protestantischen Länder, obgleich zum größten Theil in weniger gesegnetem Klima liegend, wohlhabender sind, als die katholischen. Wir würden zu weit gehen, wollten wir alle Erfolge des Protestantismus aufzählen; Ein Umstand allein aber mußte ihn in Aller Augen rechtfertigen, daß er nämlich die Veranlassung zur Läuterung der katholischen Kirche selbst war; denn diese steht ohne Zweifel heute veredelter da, als vor dreihundert Jahren.

Obgleich Luther den religiösen Charakter der Reformation streng festzuhalten sich bemühte, so hatte dieselbe doch eine so tiefgreifende Wirkung, daß neben ihr eine social-politische Revolution entstand; daß gerade die unteren Stände mit Ideen auftraten, welche überraschen mußten. Die Führer des Bauern-Aufstandes in Franken und Schwaben (1525) hatten einen Verfassungs-Entwurf für das deutsche Reich ausgearbeitet, in welchem wir nicht wenige der Gedanken der Neuzeit wiederfinden. In einem Manifeste, das unter dem Titel: „Die zwölf Artikel", unter dem Landvolke in Schwaben verbreitet wurde, verlangten die aufständischen Bauern für die Gemeinden das Recht, ihre Pfarrer selbst zu wählen, wie es erst heute in America und der Schweiz vorhanden ist. Sie forderten Beschränkung des Zehnten, die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Beschränkung der Jagd-Vorrechte u. s. w. Indem sie freies Holz verlangten, geriethen sie schon auf den Abweg des Communismus.

Wenn diese Zustände in einem späteren Jahrhundert abgestellt worden sind, so hatten jene Bauern doch auch Reformen angeregt, die uns heute noch beschäftigen und beschäftigt haben, wobei freilich Klarheit und communistischer Irrthum durch einander lief.

In dem Verfassungs-Entwurfe für das deutsche Reich, welchen Wendel Hipler und Genossen in Heilbronn ausgearbeitet haben, wird im Art. III. verlangt: „Alle Bodenzinse sollen mit dem zwanzigfachen Betrage, also 1

Pfennig mit 20, abgelös't werden. — Den Kaufleuten soll die Straße gesichert und eine neue Ordnung gemacht werden, wie sie jede Waare geben sollen, damit man sich im Kaufe danach richten könne und der gemeine Nutzen gefördert und gemehrt werde."

Im Art. VII. heißt es: „Es wäre gut, wenn alle Zölle, Geleit, Umgeld, Aufschläge, Steuern und Beschwerden, die bisher allenthalben im Gebrauche waren, abgeschafft würden, ausgenommen, was als nothwendig erkannt würde, damit der Eigennutz den gemeinen Nutzen nicht beschwere. — Es sind so viele Zölle bei geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen, Herren, Rittern, Edlen, Prälaten, Mönchen und Städten aufgekommen, daß dadurch alle Kaufmanns-Händel beschwert werden und der gemeine Mann alle Waaren desto theurer kaufen muß. — Die zur Beförderung des allgemeinen Nutzens, zur Erhaltung der Brücken, Wege und Stege nothwendigen Zölle sollen gegeben werden, und was übrig bleibt, zum gemeinen Nutzen hinterlegt werden."

Im Art. VIII. heißt es: „Alle Straßen im deutschen Reiche sollen frei und ohne Zwang gehalten werden; Niemand soll gezwungen sein, Geleit zu bezahlen: denn die Fürsten und Herren tragen es dergestalt von dem römischen Reiche zu Lehen. In welches Fürsten oder Herrn Gebiet Jemand beschädigt oder ihm das Seinige genommen wird, das soll derselbe Fürst oder Herr gänzlich bezahlen. — Alles Umgeld von Wein, Bier und Meth soll abgeschafft werden; es würde denn aus wichtigen Ursachen etwas Weniges bewilligt."

Im Art. IX. werden alle Steuern auf Grund und Boden aufgehoben, ausgenommen dem römischen Kaiser soll seine Steuer, die in zehn Jahren Einmal kommt, vorbehalten sein.

Art. X. bestimmt die Münzen. Sie sollen alle in Ein Korn und Gewicht gebracht werden, doch der Freiheiten und Rechte eines Jeden unbeschadet. Alle Bergwerke ohne Ausnahme sollen frei sein. Keiner soll eine Münze verschlechtern, bei Strafe des Verbrennens, damit der gemeine Mann in der Münze unbetrogen bleibe.

Im Art. XI. heißt es: „Der große Nachtheil der Armen im Kaufen und Verkaufen soll bedacht und im Reiche Ein Maß und Gewicht, Eine Elle, Ein Fuder, Eine Länge der Tücher und Barchente und aller anderen Waaren aufgerichtet werden."

Nach Art. XII. sollen die großen Handels-Gesellschaften aufgehoben werden; denn Arme und Reiche werden dadurch, daß jene alle Waaren nach ihrem Gefallen taxiren, übervortheilt.

Während diese Bestimmung verständiger Weise das Monopol angreift, folgen darauf in bunter Reihe weise und thörichte Vorschläge, von welchen

einer den anderen aufhebt. Während sie auf der einen Seite den Handel beschränken und den Credit schwächen, suchen sie ihn durch andere Bestimmungen wieder zu heben: Wer Geld vorräthig oder erspart hat, soll es beim Magistrate gegen 4 Procent Zinsen hinterlegen können, und der Magistrat soll dieses Geld wieder an geschickte arme Männer gegen 5 Procent ausleihen. Schließlich sollten alle Bündnisse der Fürsten, Ritter u. s. w. aufgehoben werden und nur der kaiserliche Schirm und Friede gelten, damit Leib und Gut gesichert sei, die Straßen und der Handel frei wären und der gemeine Nutzen seinen Fortgang habe.

Es herrscht heute noch ein großer Streit darüber, wem das Mißlingen des Bauern-Krieges zuzuschreiben sei, und man hat häufig Luther deßhalb angeklagt; allein das Unternehmen konnte schon aus volkswirthschaftlichen Gründen nicht gelingen. Jede Revolution ist social, in so fern sie stets Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse bezweckt. Wenn aber Unklarheit über den Zweck selbst herrscht und Mittel dazu angewandt werden, welche den Naturgesetzen und der Volkswirthschaft geradezu ins Angesicht schlagen, so kann das Unternehmen nicht gelingen. Die Städte, welche klarere wirthschaftliche Ansichten hatten, schlossen sich daher dem Unternehmen nicht an. Da außerdem die einzelnen communistischen Bestrebungen Besorgnisse erregten und überhaupt keine Bewegung ohne den Mittelstand durchgeführt werden kann, so mußte der Bauern-Krieg mißlingen.

Man sieht auch hier wieder, wie wenig die Geschichte ohne die National-Oekonomie zu begreifen und zu erklären ist.

Es ist auffallend, daß die Communisten der Neuzeit unseres Wissens der Schwärmer des Reformations-Zeitalters nicht gedacht haben. Der Communismus ist nichts Neues. Thomas Münzer führte 1525 in Mühlhausen in Thüringen die Gütergemeinschaft ein und erließ den Befehl an die Reichen, ihr Vermögen mit den Armen zu theilen. Wer nicht gutwillig hergeben wollte, dem wurde mit Gewalt genommen. Die Folge war natürlich, daß das niedere Volk die Arbeit einstellte und selbst die Landleute in die Stadt strömten, um an der allgemeinen Glückseligkeit Theil zu nehmen, die freilich nicht lange dauerte. Es trat bald Mangel ein, dem man durch Raubzüge in die Umgegend abzuhelfen suchte, und der Unfug wurde so groß, daß man ihm mit Gewalt ein Ende machen mußte.

Noch ärgerer Scandal wurde in Münster in Westfalen 1534 verübt. Der Bäcker Johann Matthias von Haarlem und der Schneider Johann Bockhold von Leyden brachten dort durch Predigten einen solchen Anhang an sich, daß sie sich der Regierung der Stadt bemächtigten und sofort alles Gold und Silber in Beschlag nahmen. Sie führten nun die Güter-

gemeinschaft und sogar die Vielweiberei ein. Den gemeinen Ausschweifungen und Grausamkeiten, welche verübt wurden, mußte endlich auch hier mit Gewalt ein Ende gemacht werden; es ist nur zu bedauern, daß solche Excesse das andere Extrem zur Herrschaft brachten, so daß jene Stadt sich noch heute von dem Religions-Fanatismus nicht befreit hat.

Derselbe Geist, welcher das Mercantil-System schuf, war auch der Urheber der Colonial-Politik, und wie die Meinung, daß das Geld ausschließlich der Reichthum sei, die Jahrtausende beherrschte, so ist seit drei Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag die Meinung gäng und gäbe, daß die Länder nur durch Colonieen reich würden. Fragt man: wodurch ist England zu solcher Blüthe gelangt? — so ist allzeit die Antwort schlagfertig: durch seine Colonieen; ohne daran zu denken, daß Spanien mehr Colonieen hatte, als Großbritannien, und dabei in gänzlichen Verfall gerieth.

Die Mutterstaaten glaubten, von einem solchen Gedankengang ausgehend, die Colonieen nur als melkende Kühe, als Ausbeutungs-Anstalten betrachten zu dürfen, und daraus entstand ein System von Beschränkungen der Colonieen, welches deren Entwicklung eine geraume Zeit hemmte, die der spanischen sogar untergrub. Erst seitdem die americanischen, vor allen die nordamericanischen Colonieen frei sind, haben sie jenen Aufschwung genommen, der die Welt in Erstaunen setzt. Seitdem hat man begriffen, daß das Mutterland nicht bloß durch die monopolisirte Ausbeutung des Tochterstaates sich bereichert, sondern daß der freie Austausch den beiderseitigen Vortheil steigert, indem die Colonieen einen viel größeren Aufschwung nehmen, das Mutterland enorme Kosten spart und die Summe der eigenen Arbeitsproducte vermehrt, mit denen die Producte der Colonie gekauft werden können.

Obgleich die Hansa Colonieen hatte, z. B. Bergen in Norwegen, Archangel in Rußland, so waren diese doch mehr Factoreien, und das eigentliche Colonial-Wesen begann erst nach der Entdeckung von America (1492).

Die erste Triebfeder, welche jene kühnen Abenteurer bewog, über den unermeßlichen Ocean zu steuern, den noch kein menschliches Auge gesehen, war der Durst nach Gold. Wir wollen daher dem Golde eine gewisse civilisatorische Bedeutung nicht abstreiten; denn es lockt die Menschen mit magischer Gewalt nach den entfernten neuen Ländern, es erschließt dadurch der Menschheit neue unermeßliche Reiche, die rasch aufblühen, wie wir ein merkwürdiges Beispiel an Californien und Australien in unseren Tagen erlebt haben; allein der Reichthum, das Gedeihen der Colonieen lag nicht im Golde. Erst dann nahmen die nordamericanischen Siedlungen ihren

denkwürdigen Aufschwung, als sie gesehen hatten, daß der jungfräuliche Boden noch ganz andere Schätze hervorbringe wie Gold — als sie das Zuckerrohr, die Baumwolle, den Tabak, die Cochenille gewannen, als sie Urwälder lichteten und Prairieen in Kornfelder verwandelten.

An den Traum des Sir Walther Raleigh von der goldenen Stadt und dem Lande Eldorado glaubte noch hundert Jahre später der Jesuit Gumila, und er sprach mit vieler Wärme aus, wie glücklich er sein würde, das Licht des Evangeliums zu einem Volke tragen zu können, welches im Stande wäre, die frommen Arbeiten der Missionäre so gut zu belohnen.

Allmählich schienen die Staaten indessen zu begreifen, daß das Gold mit zunehmender Fülle an Werth entsprechend abnehme. Sie suchten daher die Quellen, wo sie die edlen Metalle schöpften, zu verheimlichen oder abzusperren, um sie für sich allein auszubeuten, und als die Gold-Production unergiebiger wurde, als man sich überzeugt hatte, daß noch größere Schätze aus den Producten gewonnen werden könnten, da übertrug man dieselbe monopolistische Prohibitiv-Politik auf die Producte des Bodens. Die Pflanzer der Colonieen wurden gezwungen, den sämmtlichen Ueberschuß ihrer Erzeugnisse nur an das Mutterland zu verkaufen und ihrerseits ihre Bedürfnisse nur vom Mutterlande zu beziehen. Der Preis trug dabei natürlich den Stempel des Monopols; denn dieses bestimmte die Preise nach dem höchsten Stande, wenn es verkaufte, und nach dem niedrigsten, wenn es einkaufte.

Während die privilegirten Handels-Gesellschaften oft den Preis der Colonial-Producte willkürlich herabsetzten, suchten sie denselben in Europa auf einer künstlichen Höhe zu erhalten, und dieses, sowohl für die Entwicklung der Colonieen wie des Mutterlandes beklagenswerthe, System verstieg sich zuweilen zu solchem Wahne, daß die Eifersucht der Mutterstaaten verheerende Kriege entflammte, daß die Holländer z. B. Pflanzungen von Gewürzbäumen auf den Molukken anzündeten, damit ihre Nebenbuhler keinen Vortheil daraus schöpfen könnten, daß sie in Amsterdam ganze Schiffsladungen von Muscatnüssen vernichteten, um den Preis in der Höhe zu erhalten.

„Der große Irrthum Europa's", sagt Blanqui, „ist, seine Gewinnste mehr in dem hohen Preise gesucht zu haben, welcher aus der Seltenheit oder dem Monopol der Colonial-Erzeugnisse hervorging, als in ihrer Fülle. Am Anfang bemühten sich die zuerst Gekommenen, ihre Nebenbuhler zu hindern, auch dorthin zu kommen: sie versuchten sogar, die Straße nach Indien zu verstecken, wie Geizige ihren Schatz verstecken; nachdem aber einmal die Straße bekannt war, so untersagten sie den Fremden das Landen in ihren Besitzungen, und als man trotz der Gewalt und Drohung sich

doch darein ergeben mußte, Mitwerber zu dulden, so schufen die Kriege der Tarife Unterschiede nach den Ursprüngen unter den Erzeugnissen des nämlichen Bodens. Der Zucker und der Kaffee kosteten mehr, je nachdem sie durch ausländische oder heimische Schiffe eingeführt wurden. Manche americanische, dem festen Lande nahe gelegene Colonie wurde genöthigt, ihr Getreide aus Europa kommen zu lassen, auf die Gefahr hin, im Falle des Verspätens der Ankunft des Getreides vor Hunger zu sterben. Diese ganze widersinnige Gesetzgebung ist noch jetzt in Kraft. England hat sie in seiner berüchtigten Navigations-Acte (neuerdings endlich aufgehoben), Frankreich durch alle seine Mauthbestimmungen, Spanien durch die Ehrfurcht für seine eigene Erfindung befestigt. Länder, getrennt durch einen Meeresarm von einigen Stunden, sind fast so fremd unter dem Himmel der Antillen, als wenn der atlantische Ocean seine fünfzehnhundert Meilen Breite zwischen sie hinein streckte. Wir selbst (die Franzosen) opfern noch gegenwärtig zweien oder dreien Inseln, welche weniger bevölkert sind, als ein einziges unserer Departemente, die allgemeinen Interessen des nationalen Handels. Die Folgen des Systems, wie es von den ersten Colonieen-Stiftern angenommen wurde, haben uns endgültig nur den Negerhandel, die Mauthfehden, die Seekriege, ungeheure Schiffsauslagen, selbst zur Zeit des Friedens, und die Nothwendigkeit eingetragen, die Verzehrungs-Gegenstände sehr theuer zu bezahlen, welche gegenwärtig ganz Europa zu einem wohlfeilen Preise haben sollte, wenn es auf den befruchtenden Anbau der Colonieen den zehnten Theil der Schätze verwandt hätte, die verschwendet wurden, um sie zu verwüsten.

„Einstens werden unsere Enkel Mühe haben, zu glauben, daß dieses System so lange gedauert habe, und daß die Völker Europa's so große Opfer für die Aufrechthaltung eines Zustandes der Dinge getragen haben, der ihrem wohlverstandenen Interesse so sehr zuwider war. Man hat, um es zu erklären, gesagt, daß der ausschließliche Handel der Colonieen durch die Abwehr der Mitwerbung nicht Gefahr liefe, durch die Störungen erreicht zu werden, welche mehr oder weniger den Handel bedrohen, den man mit unabhängigen Nationen treibt; aber abgesehen davon, daß die Mitwerbung ein wirklicher Vortheil ist, muß man noch erwägen, daß das Monopol sich nur bei Colonieen, die gering an Umfang und leicht zu bewachen sind, ausüben läßt. Die ganze britische Marine würde gegenwärtig nicht hinreichen, das Uferland der americanischen Union gegen den Schmuggel zu schützen, wenn dieses Land England noch gehörte, und wenn ein Gewinn dabei wäre, dorthin Erzeugnisse zu bringen. Die strengen Verordnungen der spanischen Regierung, ihre Mauthbeamten, ihre Küstenwächter haben Südamerica nicht gehindert, sich mit europäischen Waaren überschwemmen zu

lassen. Es ist ferner nicht wahr, daß die Mutterstaaten dem Sperr-System die Regelmäßigkeit ihrer Versorgungen mit Colonial-Waaren verdanken. Preußen, Oesterreich, Sachsen, kurz, ganz Deutschland, die Schweiz und alle Staaten, welche keine überseeischen Colonieen besitzen, haben nie an Zucker, Kaffee, Baumwolle Mangel gelitten; im Gegentheil, es sind diese Artikel dort immer wohlfeiler gewesen, als in den Ländern mit überseeischen Besitzungen. Da diese Staaten kein Monopol auszuüben noch anzusprechen haben, so wählen sie die Orte, wo sie sich unter den vortheilhaftesten Bedingungen die Waaren verschaffen können, deren sie bedürfen, und die Erfahrung hat bewiesen, daß sie stets wohlfeiler versehen worden waren, als die seefahrenden Nationen."

Nichts zeigt klarer, daß das Colonial-Sperr-System den Aufschwung des Mutter- wie des Tochterlandes hemmte, als das Beispiel Nordamerica's. Zwei Jahrhunderte vergingen, bis die von Holland und dann von England abhängige Colonie zu 3 Millionen Einwohnern es gebracht hatte; und in 80 Jahren sind diese 3 Millionen zu 24 angewachsen, nachdem die Colonie ein selbstständiger Staat geworden war, der seine Producte frei austauschte. Gerade so alt ist die industrielle Blüthe Alt-Englands. Wenn dieses auch seinen unermeßlichen Aufschwung anderen Ursachen, der Spinn- und Dampfmaschine, den Eisenbahnen u. s. w., zu verdanken hat, so beweis't derselbe doch wenigstens, daß die Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten dem Mutterlande nicht geschadet hat, trotz der entgegengesetzten Wahrsagungen *). Sie hat aber im Gegentheil genützt; denn die Ausfuhr englischer Waaren nach der Union hat sich verzehnfacht, im Vergleich zu der Zeit, wo diese noch englische Colonie war, und zugleich lie-

---

*) Bristol, sagt de Levis, war der Haupt-Stapelplatz des Handels mit Nordamerica. Seine Kaufleute und vornehmsten Einwohner traten zusammen und erklärten dem Parlamente auf die nachdrücklichste Weise, wie ihre Stadt auf ewig ruinirt wäre, wenn die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannt würde, mit dem Zusatze: daß in ihren Hafen nicht einmal mehr so viele Schiffe einlaufen würden, daß seine Erhaltung der Mühe verlohnte. Trotz dieser Gegenvorstellungen zwang die Noth zum Abschlusse des Friedens und zur Einwilligung in diese so gefürchtete Lostrennung. Noch waren nicht zehn Jahre abgelaufen, so wandten dieselben Kaufleute von Bristol sich ans Parlament mit dem Erlaubnißgesuche, ihren Hafen zu erweitern und zu vertiefen, der, weit entfernt, ihrer Besorgniß zufolge, verlassen zu stehen, sich nicht mehr groß genug fand, um alle Fahrzeuge zu fassen, welche die Ausdehnung des Handels mit dem unabhängigen America hereinführte.

fert dieselbe seitdem in mehr als hundertfacher Quantität jenen Rohstoff, durch welchen die englische Industrie vorzugsweise dominirt — die Baumwolle. Der Austausch der gegenseitigen Producte, der Handel, geht seitdem viel ungestörter, sicherer und gewinnreicher vor sich, als vorher. Nichts ist lehrreicher in dieser Hinsicht, als ein Vergleich zwischen der Ausfuhr Englands nach den unabhängigen Vereinigten Staaten und nach den abhängigen Colonieen in Ostindien. Die ersteren zählen 24 Millionen Einwohner, die letzteren umfassen gegen 150 Millionen Menschen. Im Jahre 1849 betrug die Ausfuhr aus England nach Ostindien 6,803,274 Pfund Sterling; nach Nordamerica aber 11,971,028 Pfd. Sterl. Nach letzterem ist also im Vergleich zur Bevölkerung die Ausfuhr beinahe zwölf Mal bedeutender als nach den ostindischen Colonieen Englands. Dabei ist noch in Betracht zu ziehen, daß die übrigen europäischen Länder, namentlich Deutschland, noch außerdem einen ganz bedeutenden Verkehr mit der Union haben, während ihr Handel mit den britisch-ostindischen Colonieen im Vergleich damit kaum in Anschlag zu bringen ist.

Die Verderblichkeit des bei den Colonieen angewandten Sperr-Systems, so wie die Wohlthaten des freien Verkehrs haben sich sohin an Nordamerica mit völliger Klarheit herausgestellt.

Wie sehr aber auch der Aufschwung der Colonieen durch die Monopol-Politik gehemmt wurde, für England und Holland lag gleichwohl der Vortheil darin, daß sie in neue Handelsbahnen geworfen wurden.

Während Deutschland in einem dreißigjährigen Kriege, im Kampfe für die Religionsfreiheit, für die Errungenschaften der Reformation, als der Martyrer der übrigen Nationen verblutete, während sein in einem halben Jahrtausend aufgesammelter Reichthum durch fremde Kriegsknechte aufgezehrt, zerstört wurde, ein Drittheil seiner Bevölkerung durch Schwert, Hunger und Seuchen verdarb, so daß von Tausenden von Dörfern heute keine Spur mehr vorhanden ist, daß weite Haiden jetzt da sich erstrecken, wo vor 200 Jahren üppige Fluren sich ausbreiteten, — während derselben Zeit gründeten die Spanier, Portugiesen und Engländer mächtige Staaten in der neuen Welt, schufen Handelsstraßen und vermittelten so neue Absatzwege für die einheimische Industrie, die bald die Rolle übernehmen sollte, welche die deutsche bis dahin gespielt hatte.

In diesem Contraste der gegenseitigen Beschäftigung beider Völker, welche wir eben verglichen haben, liegt der eigentliche Grund des Aufblühens von England, nicht in der Colonial-Politik. Es mag sein, daß Colonieen am Anfang ihres Entstehens den Schutz des Mutterlandes nöthig haben, allein dann kostet die Unterhaltung der Flotten und Heere dem letzteren weit mehr, als es aus der Colonie ziehen kann. Wenn eine solche

aber genügend erstarkt ist, um selbstständig existiren zu können, so gewinnt das Mutterland mehr bei freiem internationalem Verkehr mit dem Tochterstaate, wie das Beispiel Nordamerica's deutlich bewiesen hat. Deßhalb wird Canada, Australien und in ferner Zeit auch Ostindien seinem Beispiele nachfolgen.

Fassen wir Alles in ein Bild zusammen, so bietet sich uns kein passenderer Vergleich dar, als die Erziehung der Kinder. Diese kosten, bis sie erwachsen sind und etwas gelernt haben, viel Mühe und Geld. Wenn sie mündig geworden sind, trennen sie sich von den Eltern, um eine selbstständige Existenz zu gründen, und fangen an zu verdienen. Dann sind sie die beste Stütze der Eltern. — So geht es mit der Gründung von Colonieen, soweit es den Staat als moralische Person betrifft. —

Aber auch für die auswandernden Individuen wird die Ansiedlung erst dann vortheilhaft, wenn die Colonie einen ansehnlichen Grad von Cultur gewonnen hat. Letzteres ist mit Nordamerica gewiß der Fall, und trotzdem berechnet man, daß das Capital und die Arbeitskraft der Auswandernden zusammen genommen im Mutterlande mehr Gewinn erzielen, mehr produciren würden, weil die Verluste bei der Uebersiedlung größer sind, als die späteren Vortheile. Es drängt sich dem gebildeten Theile des Volkes durch die Erfahrung immer mehr die Ueberzeugung auf, daß Auswanderer nur für die Zukunft ihrer Kinder sorgen, selbst aber die Früchte der Uebersiedlung nicht mehr genießen.

Wenn irgend etwas die Vorurtheile der Menschen in Betreff des Geldes erschüttern mußte, so war es die durch die Ausbeutung in America bewirkte Vermehrung der edlen Metalle. Es hat zwar in Rom, wohin die Beute von allen geplünderten Völkern geschleppt wurde, schon viel Silber und Gold gegeben, allein, wie die Ausgrabungen in Pompeji beweisen, doch nicht in dem Maße, wie jetzt. Später mag die Völkerwanderung, der Ritus der Kirche u. s. w. viel zum Verschwinden des edlen Metalles beigetragen haben, so daß bei den Germanen das Geld so selten war, daß häufig das Vieh seine Stelle vertrat.

„Bei den Deutschen", sagt einer unserer Geschichtschreiber, „war das Geld im grauesten Alterthume noch wenig oder gar nicht üblich, und als es auch bei ihnen eingeführt wurde, war das umlaufende Metall gleichwohl noch mehrere Jahrhunderte lang, und zwar bis ins vierte, selbst bis ins fünfte unserer Zeitrechnung, wenigstens bei manchen Stämmen noch so selten, daß häufig völlige Unmöglichkeit gegeben war, die ausgesprochenen Vermögensbußen ganz oder nur theilweise mit Geld zu bezahlen. Aus diesem Grunde mußte derjenige, dem eine Entschädigung (Wehrgeld) zugespro-

chen war, an der Stelle von Münze öfters Vieh, Getreide, Waffen und andere geldeswerthe Sachen als Bezahlung annehmen. Damit nun aber über den Werth solcher Gegenstände kein Streit entstehe, war es nothwendig, daß der Preis derjenigen, die am häufigsten an Geldes Statt als Buße gegeben wurden, von den Gesetzen selbst bestimmt wurde. Dies ist denn auch vielfach geschehen. In dem ripuarischen Gesetzbuche wird zuvörderst gesagt, daß, wer Wehrgeld zu entrichten habe, einen gehörnten, sehenden und gesunden Ochsen für zwei Gulden annehmen könne und eine gehörnte, sehende und gesunde Kuh für einen Solidus, ein sehendes und gesundes Roß für 7, ein Mutterpferd von gleichen Eigenschaften für 3, ein Schwert mit der Scheide für 7, einen Degen ohne Scheide für 3, einen guten Harnisch für 12, einen Helm mit dem Federbusch für 6, gute Beinschienen für 6, einen Schild mit der Lanze für 2, einen noch nicht gezähmten Falken für 3, einen abgerichteten Edelfalken für 12 Gulden."

Durch Ausbeutung der americanischen Bergwerke wurde der Vorrath an edlen Metallen ungefähr um das Zehnfache vermehrt. Da aber einem vorhandenen Bedürfniß abzuhelfen war, da der Verbrauch an Münze und kostbaren Geräthschaften stieg, so sank der Preis nicht entsprechend, sondern nur etwa um das Drei- bis Vierfache, oder, was dasselbe ist, der Preis aller anderen Waaren stieg um eben so viel. Dieses Steigen verursachte natürlich denen, welche feste Löhne oder Zinsen bezogen, großen Schaden, weil sie der Bewegung der Waarenpreise nicht so schnell folgen konnten. Da man nun immer noch bloß das Geld für den Reichthum hielt, so zerbrachen sich Staatsmänner und Geschäftsleute den Kopf darüber, woher dieses Steigen komme.

Man suchte nun künstlich zu helfen, und der Durst nach Gold rief die sonderbarsten Maßregeln hervor. Nachdem aus den Laboratorien der Alchymisten zwar eine nützliche Anregung zum Studium der Chemie, aber kein Gold hervorgegangen, begannen die Regierungen die Münzen zu verschlechtern, um mehr Geld im Lande zu haben; man erließ Geldausfuhr-Verbote, untersagte den Gebrauch von Gold und Silber zu Geräthschaften. Allein alle diese Verordnungen machten das Uebel natürlich nur noch ärger. Erst als die Münz-Revolution vollendet war, fingen die höher stehenden Geister an einzusehen, daß die einzige Entdeckung der Kartoffel mehr eingetragen hat, als alle Bergwerke America's.

Welcher außerordentlichen Consumtion übrigens auch die edlen Metalle fähig sind, zeigt die Gold-Ausbeute von Californien und Australien, die sammt der großen Menge von Papiergeld doch den Goldpreis in Europa noch kaum merklich herabdrücken konnte.

Die Finanznoth, hervorgebracht durch die stehenden Heere und die unaufhörlichen Kriege, zwang die Regierungen, die Erhebung der Steuern, von welchen in Frankreich circa vier Fünftel an den Fingern der Steuerpächter hangen blieben, strengen Regeln zu unterwerfen. Das Parlament in England und Sully in Frankreich führten zuerst diese Reformen ein. Sully hat dadurch seinem Lande große Dienste geleistet; allein von den wirthschaftlichen Vorurtheilen jener Zeit konnte er sich doch nicht losmachen, daher seine Maßregeln eine merkwürdige Mischung von Irrthum und Wahrheit bilden. Von dem Grundsatze ausgehend, daß man zuerst das Volk bereichern müsse, um den Fürsten zu bereichern, richtete er sein Haupt-Augenmerk auf den Ackerbau als das erste Gewerbe, schaffte er viele auf dem Boden ruhende Lasten ab und entfernte die den Güter-Umlauf hemmenden Fesseln. „Die Ursachen des Untergangs oder der Schwächung der Monarchieen", sagte er in einer Denkschrift an Heinrich IV., „sind: übertriebene Abgaben; Monopole, hauptsächlich für Getreide, die Vernachlässigung des Verkehrs, des Handels, des Landbaues, der Künste und Handwerke; die große Zahl der Staatsstellen; die Kosten dieser Aemter; die übermäßige Amtsgewalt jener, welche sie bekleiden, die Kosten, Verzögerungen und Unbilden der Rechtspflege, der Müßiggang, der Prunk und alles, was darauf Bezug hat, die Schwelgerei und Verderbniß der Sitten; die Schwankungen in der Münze; die ungerechten und unklugen Kriege; der Despotismus der Staatsherrscher; ihre blinde Anhänglichkeit an gewisse Personen; ihr Vorurtheil zu Gunsten gewisser Stände; die Begehrlichkeit der Minister und Günstlinge; die Erniedrigung der Leute von Stand; die Mißachtung und Vernachlässigung der Gelehrten; die Duldsamkeit für schlimme Gewohnheiten und die Uebertretung der guten Gesetze; die Menge verwirrender Edicte und nutzloser Anordnungen."

Sully erklärte sich mit Recht gegen zu großen Luxus, weil die Anbahnung mittlerer Zustände das Ziel aller socialen Entwicklung ist, indem er sogar gegen manche Industriezweige eiferte, z. B. die Seidenweberei, welche Heinrich IV. begünstigt hatte und die doch eine Quelle des Wohlstandes für Frankreich geworden ist. Uebertriebener Luxus ist allerdings tadelnswerth; allein was dem einen Stande oder einer Generation Luxus, ist für eine andere Bedürfniß. Solche Maßregeln wirken daher nur hemmend auf Handel und Gewerbe ein. Jeder Verbrauch fremder Erzeugnisse schien ihm ein an Frankreich begangener Diebstahl, jede Ausfuhr von Metallgeld ein Unglück, dem man durch die kräftigsten Mittel vorbeugen müsse. So wurde Sully bald der eifrigste Vertreter des Mercantil-Systems und zerstörte durch übermäßige Zollschranken zum Theil das Gute wieder, das er durch Begünstigung des Ackerbaues und Ordnung des Staatshaushaltes

geschaffen hatte. Da indessen damals der Landbau noch über neun Zehntel der Arbeit absorbirte, so konnte seine Verblendung nicht so viel schaden, wie ähnliche Maßregeln in neuerer Zeit.

Richelieu und Mazarin, die Nachfolger Sully's, vernichteten durch ihre maßlosen Verschwendungen bald die Wohlthaten, welche dieser gestiftet hatte, so daß Colbert wieder damit beginnen mußte, die zerrütteten Finanzen zu ordnen, indem er die Steuern auf eine gleichmäßige Grundlage zurückführte. Er stärkte die Steuerkraft des Landes durch Erleichterung der Güter-Erzeugung, da er erkannte, daß es das sicherste Mittel ist, das Volksvermögen zu heben, wenn man die Ansammlung des Privatvermögens begünstigt. Er hob daher eine Menge innerer Zölle und Abgaben, z. B. den Zoll von Valenciennes, welcher den Handel mit Italien fast unmöglich gemacht hatte, auf, setzte die Aus- und Eingangszölle auf mäßige Verhältnisse herab und schaffte die lästigsten ganz ab. In einer Denkschrift an den König stellte er zuerst die Grundsätze des heutigen Schutzzoll-Systems auf: Herabsetzung der Ausgangszölle, Verminderung der Eingangszölle für alle Producte, welche den Fabriken dienen, Erhöhung derselben für alle fremden Fabricate. Und doch war dies schon ein Fortschritt gegen das Mercantil-System, denn es war doch wenigstens in Einer Beziehung etwas für die Erleichterung des Verkehrs geschehen.

Unglücklicher Weise übertrieb Colbert in einem späteren Tarif von 1667 die Maßregeln gegen die ausländischen Fabriken. Das Ausland ergriff Repressalien, Holland z. B. verbot die Einfuhr von Wein, Branntwein und anderen französischen Waaren, und es entstand so eine künstliche Industrie in Frankreich, während der Ackerbau, aus welchem es wegen der Vortrefflichkeit seines Klima's und Bodens den größten Reichthum zu schöpfen hat, abnahm. Die Fabricanten gewöhnten sich daran, den Schutz, der ihnen nur vorübergehend als eine Begünstigung gewährt worden war, als ein Recht zu betrachten, und heute noch leidet Frankreich unter diesem System. Die Redensarten: „Man darf dem Auslande nicht tributpflichtig werden; unser Markt darf nicht mit ausländischen Waaren überschwemmt werden, damit wir nicht ausgesogen werden und das Geld aus dem Lande geht," — wurden Stichwörter, deren man sich heute noch bedient, um das Monopol zu vertheidigen.

Auf der anderen Seite eröffnete Colbert doch dem Verkehr und der Arbeit so viele neue Bahnen, daß die französische Industrie bald europäische Berühmtheit erlangte. Er ließ Straßen bauen, Canäle graben, Sümpfe entwässern, Baumschulen anlegen, ordnete das Wechsel- und Handelsrecht, das Postwesen, das Forstwesen (sein Edict ist die Grundlage des jetzigen Code forestier), er verbesserte die Viehzucht und schuf aus Dünkirchen

einen Freihafen. Nur seinem schöpferischen Geiste war es möglich, die Mittel zu den Verschwendungen Ludwig's XIV. zu liefern.

Als Colbert starb, hatte der sogenannte „große" König das Land bald an den Rand des Abgrundes gebracht, in welchem sein Enkel untergehen sollte. Die Steuer-Erpressungen überstiegen allmählich alles Maß, und dennoch flossen von 150 Millionen nur 30 in den Staatsschatz, weil die Steuern durch Pächter erhoben wurden, welche dem Könige oft aus einer augenblicklichen Verlegenheit helfen mußten. Dieser Mißstand brachte den Marschall Vauban, welcher sich um die Technik so verdient gemacht hat, auf den Gedanken, die Steuern-Erhebung zu vereinfachen und sie durch eine einzige Abgabe, den Königs-Zehnten (dîme royale), zu ersetzen. Der Vorschlag fand aber wenig Anklang und setzte den vermeintlichen Verfasser der Schrift darüber vielen Verfolgungen aus. Wir werden in einem späteren Abschnitte die Gründe entwickeln, warum die einfache Einkommensteuer die billigste und zweckmäßigste ist. Vauban war der Wahrheit sehr nahe gekommen; und wie schön drückt er seine Verwerfung der Salzsteuer mit den Worten aus: „Das Salz ist ein Manna, womit Gott das Menschengeschlecht beschenkt hat, auf welches man daher keine Steuer hätte legen sollen!"

Hier können wir auch der herrlichen Arbeit des Abbé Saint-Pierre „Ueber den ewigen Frieden" erwähnen, welcher erhabene Gedanke auch von Kant aufgegriffen und in neuerer Zeit von weniger tiefen und geistreichen Nachahmern so breit geschlagen worden ist.

Was ein Volk mit der Freiheit des Handels zu leisten vermag, das haben die Holländer durch ihre glorreiche Entwicklung seit dem Unabhängigkeits-Kampfe bewiesen. Auf ein kleines Land beschränkt, dessen Boden sie mit großer Anstrengung dem Wasser der Flüsse und des Meeres abringen mußten, wurden sie gleichwohl die Herren der Meere, gründeten sie Colonieen, Königreichen an Umfang gleich.

„Mag anderswo auch die Hungersnoth herrschen," sagt der Verfasser des Buches „Ueber den Reichthum Hollands", „zu Amsterdam werdet ihr Weizen, Roggen und andere Getreide-Arten finden; dort fehlen sie nie." Durch ihre Schifffahrt waren die Holländer die unentbehrlichen Vermittler des Welthandels geworden. Sir William Petty schätzte im Jahre 1690 die Tonnenzahl ihrer Schiffe auf ungefähr die Hälfte der ganzen Tonnenzahl Europa's, und gleichwohl hatten sie gar kein Erzeugniß auszuführen, das ihrem Lande entsprungen wäre. Ihr Land war das allgemeine Magazin aller Industrieen, und ihre Schiffe waren, nach dem Ausdrucke des Sir William Temple, die Fuhre des Oceans. Die Theilung der Arbeit ward bei ihnen mit einer bewunderungswürdigen Einsicht geübt;

nicht nur Handelsleute, sondern auch ganze Städte beschäftigten sich ausschließlich mit einem einzigen Zweige des Handels. Middelburg z. B. trieb den Weinhandel, Vlissingen den mit Westindien; Saardam war mit Schiffsbaumeistern bevölkert, Sluys mit Häringsfischern. In jedem dieser Zweige bestand eine thätige Mitwerbung, und alle wurden mit einer Geschicklichkeit und einer Sparsamkeit betrieben, welche würdig sind, als Muster zu dienen. Die erfahrensten Kaufleute Hollands setzten den Grund von dessen Blüthe in die vollkommene Toleranz, in die Freiheit in Religion, Politik und Handel.

Diese außerordentliche Blüthe eines so kleinen Landes konnte nicht verfehlen, die Eifersucht und den Wetteifer der benachbarten Nationen zu erwecken. England namentlich, durch das Genie Cromwell's zu neuer Thatkraft erwacht, betrachtete den Reichthum und die Macht seines Nachbars mit scheelen Blicken, und bald sehen wir, wie beide Staaten, der eine unter dem Banner der Handelsfreiheit, der andere unter dem des Mercantil-Systems, zum Kampf in die Schranken traten. Holland wurde im Laufe der Zeit zwar zurückgedrängt, aber nicht vernichtet; denn es besitzt noch heute nach zwei Jahrhunderten eine Macht und einen Reichthum, welchem kein Land von gleicher Größe gleichkommt, und noch lange nach dem Tode Cromwell's konnte es eine holländische Kriegsflotte wagen, bis vor London zu erscheinen. Wir deuten dies an, weil der Sieg, den England errang, und der Aufschwung, den es später nahm, dem Sperrsystem zugeschrieben worden ist, weil heute noch die Anhänger des Schutzzoll-Systems die Blüthe der englischen Industrie und Schifffahrt solchen Prohibitiv-Maßregeln, wie der Navigations-Acte, zuschreiben. Wer die Dinge aber nicht bloß von der Oberfläche oder mit vorgefaßter Meinung betrachtet, muß einsehen, daß Cromwell mit anderen Maßregeln als mit der Navigations-Acte die Industrie Englands gehoben hat.

Vermittels der Navigations-Acte — act of navigation — wurde der englischen Schifffahrt das Monopol des See-Transportes vor fremden Schiffen ertheilt, durch unbedingte Verbote sowohl als durch starke Auflagen. Allen Schiffen, deren Eigenthümer, Capitän und drei Viertheile der Mannschaft nicht englische Unterthanen sein würden, sollte es verboten sein, in den Colonieen (Niederlassungen, Ansiedlungen) Großbritanniens oder an dessen Küsten Handel zu treiben, bei Strafe der Confiscation des Schiffes und der Ladung. Da nun die anderen Staaten, welche ihre Schiffe von England und seinen Ansiedlungen ausgeschlossen sahen, Repressalien gebrauchten, so kam es, daß die Schiffe immer den Rückweg leer machen mußten, also die Hälfte der Fracht verloren. Die Spanier ließen die Engländer in ihren Häfen nicht laden, nachdem diese es ihren Schiffen

verboten hatten; daher kamen auch die englischen Schiffe befrachtet an und gingen leer zurück. Woher nun der Nutzen der Navigations-Acte für den Handel entspringen sollte, wenn die halbe Fracht stets verloren ging, das vermögen wir nicht einzusehen. Es ist vielmehr ein grober Irrthum, wenn man glaubt, daß England der Navigations-Acte seinen gewerblichen Aufschwung zu verdanken habe. Sie war nur als politische Maßregel zu rechtfertigen; sie war ein Opfer, das dem Handel zu Gunsten der Politik auferlegt wurde. Auch nur in dieser Hinsicht hat Adam Smith die Navigations-Acte gebilligt. Cromwell mußte zur Behauptung der Reformen der englischen Revolution eine Kriegsflotte schaffen oder vielmehr die vorhandene in großartigem Maßstabe vermehren. Er sah ganz richtig ein, daß eine solche nur aus einer tüchtigen Handels-Marine hervorgehen könne, in welcher vorher die nöthige Mannschaft herangebildet war. Da aber bis dahin die Holländer die Rhederei zum größten Theil in Händen gehabt hatten, so mußten erst Handelsschiffe geschaffen werden, und weil durch die Navigations-Acte zum Transport der Waaren die doppelte Anzahl von Schiffen als gewöhnlich nöthig war, so erreichte Cromwell seinen Zweck, die Vermehrung der Flotte, vollkommen, aber nur um den Preis eines fortwährenden Opfers, welches bis zu unserer Zeit dauerte.

Der außerordentliche Zusammenfluß von Waaren, welche bei wachsendem Verkehr aus den Hinterlanden und den überseeischen Ansiedlungen in den Seehäfen zusammenströmten und einen bedeutenden Umsatz veranlaßten, machte die Unbequemlichkeit der Käufe mit baarem Gelde fühlbar. Man gerieth daher auf den Gedanken, das Geld gemünzt oder in Barren an einem sicheren Orte zu hinterlegen und die Kaufsumme stets vom Käufer auf den Verkäufer übertragen zu lassen. Man sparte dadurch den Transport und gewann an Sicherheit und Bequemlichkeit. So entstanden die Umschreibe-Banken, deren größte zuerst in Amsterdam 1609 gegründet wurde. Wir haben indessen gesehen, daß schon die Tempel zu Delphi und Delos ähnliche Geschäfte verrichteten; wir wissen, daß Christus die Geldmäkler aus dem Tempel zu Jerusalem jagte, und auch zu Rom scheint es Banken gegeben zu haben. Formel wurde die erste 1157 in Venedig, 1349 eine zu Barcelona, 1407 eine zu Genua, 1619 die hamburger und 1694 die Bank von England gegründet.

Man erweiterte bald den Zweck des Bankwesens und fing an, es zur Organisation, zur Vermehrung des Credits zu benutzen. Zunächst handelte es sich darum, die bei den Kaufleuten unproductiv daliegende Münze, welche sie zu ihren Zahlungen stets vorräthig haben müssen, productiv zu machen. Dies geschah einfach durch die Banken, wo Schulden und Forderungen zu-

sammenlaufen und gegenseitig ausgeglichen werden, ohne daß der ganze Betrag aller zu zahlenden Forderungen stets vorräthig ist. Nun ging man weiter und gewährte Credit auf noch nicht abgeschlossene Käufe, Lieferungen und Waaren auf dem Lager: man discontirte Wechsel. Dadurch wurde die Production ungemein unterstützt, weil Unternehmungen früher begonnen, Arbeitskraft früher beschäftigt, der richtige Zeitpunct deßwegen immer ergriffen werden konnte. So kam es denn, daß die neue Zeit seit der Entdeckung von America mit der freien Arbeit und dem Credite sich um so viel rascher entwickelte, als das Alterthum mit der Sklavenarbeit und dem Wucher.

Die wichtigsten Erscheinungen des Bankwesens lieferten uns die schottische und americanische Bankfreiheit und die Operationen der englischen Bank; das lehrreichste Ereigniß war aber das System von Law.

Der Schotte Law hatte in seinem Vaterlande die wohlthätigen Wirkungen des Bankwesens kennen gelernt, ohne durch die Krisis, welche in Folge übertriebener Ausgabe von Papiergeld eintrat, vorsichtig gemacht zu sein. In Frankreich, wo durch die maßlose Verschwendung Ludwig's XIV. und des Regenten die Finanzen in eine äußerst trostlose Lage gebracht worden waren, wurde Law wie ein Erlöser begrüßt, der durch ein Wunder der Noth abhelfen sollte. Law ist vielfach verkannt und für einen bloßen Schwindler gehalten worden, allein man hat ihm Unrecht gethan: seine Entwürfe waren richtig berechnet; aber gedrängt durch die Regierung und selbst noch befangen in dem unglückseligen Wahne, daß bloß Geld Reichthum sei, ließ er sich zu Uebertreibungen verleiten, welche den finanziellen Ruin Frankreichs zur Folge hatten. Da er ganz richtig den Reichthum in einem Ueberflusse an Capital sah, irrthümlich aber das Geld als den fast ausschließlichen Bestandtheil desselben betrachtete, so strebte er dahin, das Geld zu vermehren, und weil er in Schottland gesehen hatte, daß Papiergeld das Metall sehr vortheilhaft vertritt, so glaubte er durch Vermehrung des ersteren seinen Zweck erreichen zu können. Er wußte nicht, daß Geld wie jede Waare nach der Consumtion sich richtet und mit wachsender Menge im Preise sinkt, oder, was dasselbe ist, daß andere Waaren bei vermehrtem Angebot des Geldes im Preise steigen.

Das erste Unternehmen, zu welchem Law die Genehmigung des Regenten 1716 erhielt, war der heutigen Bank von Frankreich ganz ähnlich. Es wurde mit einem Capitale von sechs Millionen in 12,000 Actien begonnen und sollte zum Discontiren von Wechseln, Abrechnen mit Kaufleuten dienen, wobei man Noten ausgeben wollte, deren Nominal-Betrag in Me-

tallmünze an den Inhaber gezahlt werden sollte *). Kaum war die Bank gegründet, so kehrte der Credit wieder, und das Institut gewann so sehr das allgemeine Vertrauen, daß es mit einem Grund-Capital von sechs Millionen bis zu fünfzig Millionen Noten ausgeben konnte. Die Einlagen von Gold und Silber wuchsen täglich mit der Nachfrage nach Noten, und Law war so in weniger als zwei Jahren an das Ziel gelangt, welches jetzt noch erst einige wenige Handelsstädte erreicht haben; er hatte mit Einem Male das System des Vertrauens (Credit) durch Errichtung der Zettelbanken organisirt.

Bis hieher war Alles in Ordnung; Law ging aber weiter und wollte Monopole, Handels-Privilegien für die Bank, welche nothwendig die größten Gefahren herbeiführen mußten. Alle Steuern sollten durch die Bank erhoben und diese überhaupt der Centralpunkt werden, wo alle materiellen Interessen ausgeglichen werden sollten. Berauscht von dem glücklichen Erfolge des ersten Unternehmens, schien ihm nichts unmöglich, und er faßte den Gedanken, sämmtliche Capitalisten zu einer Gesellschaft zu vereinigen, und um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, schob er ein Project vor, welches zu den Vorurtheilen jener Zeit vollkommen paßte: die Gründung einer Handels-Gesellschaft zur Colonisation und Ausbeutung der Missisippi-Länder. Es entstand die westindische Compagnie mit einem Capital von hundert Millionen, bestehend aus 200,000 Actien zu 500 Francs, in der Form von auf den Inhaber lautenden Noten, die durch Indossirung übertragbar waren.

Um die Actienzeichnung zu erleichtern, durfte man die Beträge zu ¾ in Staats-Rentenscheinen bezahlen. Das Unternehmen ging rasch voran; das Publicum war eher zu leichtgläubig, denn es schien gar nicht daran zu denken, daß die Rentabilität der Actien lediglich von dem Erfolge der Colonie abhange. Die Compagnie hätte eben so gut auf ein Bergwerk im Mond oder ein Unternehmen, Sonnenstrahlen aus Gurken zu ziehen, gegründet werden können, dieselbe wäre nicht weniger sicher und die Leichtgläubigkeit des Publicums nicht staunenswerther gewesen. Die Dividenden bestanden auch stets nur aus den Zinsen der Staatsscheine, welche von der Regierung an die Actionäre bezahlt wurden. 1718 wurde Law's Bank zu einer königlichen erklärt und das Capital den Actionären baar heimbezahlt. Die neue Bank erhielt zu dem Privilegium der westindischen Compagnie noch den Alleinhandel nach Ostindien, mit der Ermächtigung, eine neue

*) In jüngster Zeit ist ein gutes Werk über die Law'sche Operation in allen Details erschienen: „Law und sein System, ein Beitrag zur Finanz-Geschichte", von D. J. Heymann.

Anzahl von Actien darauf auszugeben. Um deren Ausgabe zu erleichtern und die Actien der westindischen Compagnie, welche gefallen waren, wieder zu heben, erfand Law den Mißbrauch der Agiotage; er verpflichtete sich, in einem gegebenen Zeitpuncte über dem Pari aufzukaufen, indem er sich erbot, den Unterschied zwischen dem Börsenpreise und dem Pari zu bezahlen. Alles, was Law begann, glückte, und die Actien stiegen bald in geometrischer Progression.

Der National-Charakter der Franzosen begünstigte nämlich nicht wenig diese schwindelhaften Unternehmungen. Rerum novarum cupidissimi, wie schon Cäsar sie nennt, haben die Franzosen auch eine abenteuerliche Leidenschaft, schnell reich zu werden. Ihre ganze Industrie trägt den Stempel dieser Leidenschaft. Dazu sehr leichtgläubig, sind sie für die sinnlosesten Speculationen zugänglich. Wir haben in den letzten Jahren einen Anlauf en miniature an der pariser Börse gesehen. Man kaufte Actien, ohne danach zu fragen, welche Begründung sie hätten. Eben so ging es damals mit der Colonisation der Missisippi-Länder, und die Gesammtsumme der Actien wuchs zu einem Fictiv-Capital an, welches die Begriffe der Menschen verwirrte.

Statt nun die Speculationswuth des Publicums zu mäßigen, ging Law immer weiter und faßte den kolossalen Gedanken, die Staatsschuld mit dem neuen Papiergelde zu bezahlen. Ausgehend von dem Grundsatze, daß durch Vermehrung des Geldes der Reichthum absolut vermehrt werde, und daß Papier sehr gut die Stelle des Metallgeldes vertrete, glaubte man diesen Zweck durch willkürliche Vermehrung des Papiergeldes erreichen zu können. Die Actien der indischen Compagnie sollten an die Stelle der bisherigen Staatsgläubiger treten, und diese, wie man bald darauf sagte, ihre Rentenscheine gegen die „Nebelscheine" des Missisippi eintauschen. Kaum waren die Actien ausgegeben, so stiegen sie aufs Dreifache, Fünffache und selbst Zehnfache ihres Nennwerthes. Es entstand bald ein Hazardspiel, welches bis dahin und bis heute seines Gleichen nicht gehabt hat. „Die Wechsel des Vermögens", sagt Thiers, „waren so rasch, daß die Jobber Zeit hatten, ungeheure Gewinnste zu machen, wenn sie Actien nur Einen Tag behielten. Man nennt einen, der, beauftragt, Actien zu verkaufen, zwei Tage ausblieb. Man glaubte die Actien gestohlen; durchaus nicht: er erstattete ehrlich den Betrag derselben, hatte sich aber Zeit genommen, eine Million für sich zu gewinnen. Man lieh die Fonds auf die Stunde aus und nahm einen Zins, der beispiellos war; allein die Jobber konnten diesen bezahlen und doch noch einen Gewinn für sich machen. Es ist sonach nicht erstaunlich, daß die Bedienten plötzlich so reich wie Herren wurden: man erzählt von Einem, welcher bei schlechtem Wetter seinem

Herrn begegnete und seine Kutsche anhalten ließ, um ihn einzuladen, einzusteigen."

Der Schwindel war so weit getrieben, daß die Actien auf das dreißigfache stiegen und das ursprüngliche Grund-Capital von 1500 Millionen zu einer Fictiv-Summe von 45 Milliarden anwuchs. Der Rückschlag auf diese Ueberspeculation konnte daher nicht ausbleiben. Schon die Dienstfertigkeit, womit die Bank der Verschwendung des Regenten zu Hülfe kam, hatte das Mißtrauen der Parlamente erregt, welche jener bald das Recht streitig machten, die Steuern einzuziehen und die öffentlichen Zahlungen zu leisten. Einsichtsvolle Geschäftsleute geriethen in Besorgniß, und die vier Brüder Paris gründeten mit 100 Millionen einen Verein gegen die Law'sche Bank, welchen sie „Anti-System" hießen. Da ihr Capital sicherer fundirt war, so machten sie bald die Actien der Bank sinken, und als Law dieselben durch Edicte zu halten suchte, trat die Krisis um so rascher ein, und die Papiere sanken reißend. Es zeigte sich schon damals, daß Zwangsmaßregeln dem Verschwinden der Metallmünze nie vorbeugen, wohl aber das Uebel vermehren. Es wurde verboten, Münze zwischen den Städten, wo Bureaux der Bank waren, zu transportiren, Noten gegen Metall auszutauschen, Diamanten und Edelsteine zu tragen, und alle alten Geldsorten wurden confiscirt.

Solche Maßregeln verwandelten bald das Mißtrauen in Schrecken, und Alles eilte, sein Papier gegen solidere Gegenstände umzutauschen. Hätte Law sich bei Zeiten zu mäßigen gewußt, so hätte er zwar große Verluste von Privaten nicht verhüten können, der Bestand der Bank wäre aber gesichert gewesen. Allein gedrängt durch den Hof zu jenen unsinnigen Uebertreibungen, folgte er der Regierung in Erlassung von Zwangsmaßregeln, welche nur dazu dienten, den Untergang zu beschleunigen, der auch bald mit der Schnelligkeit einer Lawine hereinbrach. Komischer Weise half die Regierung selbst dazu, indem sie ihre eigenen Noten herabsetzte.

So kamen Tausende an den Bettelstab durch Uebertreibung einer Institution, welche bei beobachtetem Maße nur segensreich wirken kann. Die Gefahren und die Segnungen des Credits wurden durch Law in einem lehrreichen Beispiele so dramatisch dargestellt, daß wir uns leicht vor ähnlichem Schaden bewahren können, ohne uns die Vortheile des Credits zu verschließen. Es scheinen die Franzosen in allen Dingen berufen, den übrigen Völkern die Experimente vorzumachen, auf daß diese ihnen praktische Folge geben. Jene kurzen zwei Jahre bieten daher eine Fülle von Lehren für viele Jahrhunderte. Sie gaben wenigstens eine Ahnung jener Culturbewegung, zu welcher die freie Arbeit und der Credit die Menschen allmählich emporschwingen kann.

Während Frankreich noch an den Folgen des größten Staats-Bankbruchs, an den Steuer-Erpressungen eines verschwenderischen Hofes, an den Bedrückungen bevorrechteter Stände dahinsiechte, bestieg ein Genie den Thron des preußischen Staates. Nie hat ein größerer Feldherr, nie ein gerechterer und weiserer König, nie ein klügerer Staatsmann die Krone getragen. Unter seiner Leitung wurde die jüngste, kleinste, ärmste Monarchie Europa's eine weltgebietende Macht. Er war es, und niemals ein Anderer, der dem gesammten Europa zu gleicher Zeit siegreich die Spitze bot. Groß im Unglück, mäßig im Glück, verabscheute der Feldherr ohne Gleichen den Krieg und zog es vor, als er siegreich die Bedingungen dictiren konnte, mit mäßigen Ansprüchen seinem Lande den Frieden zu sichern. Alle Elemente des Mittelalters waren in Fäulniß gerathen; es galt, eine neue Staats-Organisation zu schaffen. Die Völker, durch Religions- und Dynasten-Kriege, durch schlechten Staatshaushalt erschöpft, bedurften der Ruhe, einer sparsamen Finanz-Verwaltung, um sich wieder zu erholen. Das Recht war seit dem Verfall des Kaiserthums und der Vehme, seit dem religiösen Schisma verloren gegangen. Friedrich II. stärkte wieder das Rechtsbewußtsein, indem er sich wie der niedrigste seiner Unterthanen den Gesetzen unterwarf. Diese Selbstüberwindung stellt ihn am höchsten. Er gab dem „Rechtsstaate", der dem germanischen Stamme, unter welcher äußeren Gestalt es sei, ureignen Staatsform, wenn man es so nennen darf, erst die formelle Begründung. Friedrich sicherte die Rechtspflege, stellte das Gesetz über das Staatsoberhaupt, verbesserte das Erziehungswesen des Volkes, gewährte die Freiheit der Gewissen, der Rede und der Schrift, sorgte für Ordnung im Staatshaushalt, für gerechte Vertheilung der Staatslasten; er vermehrte die Verkehrsmittel des Landes, begünstigte den Ackerbau, unterstützte die Industrie. Sein Heerwesen wurde das Model der europäischen Armeen, der Staat Friedrich's des Großen der Musterstaat für die Monarchen Europa's. Joseph II., Katharina II., Ludwig XVI. waren des großen Königs Schüler.

Friedrich hatte kein bestimmtes System der politischen Oekonomie, — die Zeit der Systeme war noch nicht gekommen — aber er war praktischer Volkswirth, und unter seiner Leitung, unter dem Rechtsschutze, welchen in seinen Staaten die Bürger genossen, entwickelten sich bald wieder Ackerbau, Industrie und Handel zu einer Blüthe, wie sie seit dem Verfall der Hansa in Deutschland nicht gesehen worden war. Den Landbau erleichterte Friedrich durch Verbesserung der Communicationsmittel, die Industrie unterstützte er durch Staats-Vorschüsse.

Bei der hohen Ueberlegenheit des großen Königs über seine Zeitgenossen war es nicht zu verwundern, daß unter seiner Leitung der Staat

etwas mehr Fürsorge übernahm, als ihm eigentlich zukommt, wenn er nicht Mißgriffe machen will. Indem Friedrich die vaterländische Industrie unterstützte, war er von demselben Vorurtheile befangen, dem die heutigen Schutz-Zöllner noch huldigen: daß man wo möglich alles, was man braucht, im Inlande anfertigen müsse, — ein System, welches so sehr dem Gesetze der Arbeitstheilung widerspricht, aber zu unserer Zeit den Consumenten, zu Gunsten weniger Producenten, so große Opfer auferlegt. Friedrich hatte daher eine große Liebhaberei für den Wein- und Tabakbau, die Seidenzucht und andere Productionsarten, welche wegen der Rauhheit des Klima's in Norddeutschland theurer oder schlechter beschafft werden, als in anderen Ländern. Viele Weinberge wurden unter seiner Regierung frisch angelegt, wo man klüger gethan hätte, Gerste oder Lein zu bauen und diese gegen die Weine Ungarns oder Frankreichs auszutauschen. Es fehlte nur noch, daß er Treibhäuser errichten ließ, um darin Kaffee zu ziehen.

Ein anderes Experiment Friedrich's, über welches wir nicht mit einem Scherz hinüberkommen, waren seine Getreide-Magazine. Er errichtete solche in allen Theilen des Landes und stellte den Grundsatz auf: Getreide zu kaufen, wenn es unter ein gewisses Minimum sank, und zu verkaufen, wenn es über ein gewisses Maximum stieg. Indem er den Leuten sagte: Wer zu einem bestimmten Minimum sein Getreide nicht mehr verkaufen kann, der komme zu mir; wer es um ein bestimmtes Maximum nicht mehr kaufen kann, komme wieder zu mir, hatte er eine Art von Nivellateur geschaffen, welcher für die damalige Zeit — wir können es nicht läugnen — nützlich gewesen sein mag; nur gehörte eine so gefüllte Casse, wie die Friedrich's, dazu. Damals, wo die Wege noch so schlecht und die reine Unmöglichkeit vorlag, das Getreide im Innern des Landes weit zu transportiren, wo also der Handel nicht die Rolle, welche Manche heute noch vom Staate verlangen, übernommen hatte, konnte es allerdings nützlich sein, wenn der Staat bei übergroßer Wohlfeilheit aufspeicherte, bei großer Theurung verkaufte. Heute sind die Eisenbahnen die Regulatoren des Getreidepreises, und die kostspielige Einmischung des Staates ist überflüssig geworden; der Handel sorgt für Alles.

Als man sich in Frankreich von der Betäubung zu erholen begann, in welche der Law'sche Bankbruch dasselbe versetzt hatte, war es kein Wunder, daß man in das entgegengesetzte Extrem gerieth. Die Industrie und der Handel waren bei den Schwankungen des Papierschwindels fast zu Grunde gegangen, nur der Ackerbau war übrig geblieben; es war daher dem geängstigten Publicum nicht zu verdenken, daß es nur noch in dem Boden Werth suchte. Es war dies schon als ein Fortschritt zu betrachten, da man richtigere Begriffe vom Gelde erhielt. Mercier de la Riviere be-

merkte damals zur rechten Zeit: „daß das Geld nicht auf unsere Hände regne, nicht auf dem Felde wild wachse. Um Geld zu haben, muß man es kaufen, und nach diesem Ankauf ist man nicht reicher als vorher; man hat nur in Geld einen Werth empfangen, der jenem gleich ist, den man in Waaren gegeben hat."

Aus jener Ansicht, daß nur der Boden Werthe schaffe, ging das System der Oekonomisten oder, unter welchem Namen es bekannter ist, der Physiokraten hervor. Quesnay, Leibarzt Ludwig's XV., war dessen Haupt, Männer wie Gournay und Mercier de la Riviere seine Apostel.

Die Physiokraten legten nur dem Ackerbau die Fähigkeit bei, Werthe zu erzeugen; nach ihnen kann bloß die auf ihn verwandte Arbeit einen Ueberschuß über die Consumtion — Capital — anhäufen. Diesen Ueberschuß nannten sie den Reinertrag und schlossen logisch, daß nur letzterer besteuert werden dürfe, die einzig richtige Steuer also die Grundsteuer sei. Alle anderen Arbeiter seien nur Lohn-Empfänger, welche für den Ackerbau arbeiteten, aber direct nichts producirten. Wie fast alle Irrthümer der National-Oekonomen, rührte auch dieser von dem unrichtigen Begriffe von Werth her.

Die Physiokraten vergaßen, daß auch die meisten Boden-Producte ihren vollen Gebrauchs-Werth erst durch weitere Dienstleistungen erhalten. Das Korn muß erst gemahlen und gebacken, das Vieh muß erst geschlachtet und sein Fleisch gebraten werden, ehe es genießbar wird. Was sind die Bergwerks-Producte, welche der Landwirthschaft die Werkzeuge zur Arbeit liefern, ohne die mannigfachsten Dienstleistungen, die den Stoffen, welche aus den Eingeweiden der Erde kommen, erst ihren Werth verleihen? Ein so einfaches Instrument, wie eine Sense, durch wie viele Hände muß sie gehen!

Quesnay hat eine ökonomische Tafel verabfaßt, deren erster Probe-Bogen, von der Hand des Königs mit der Aufschrift: „Arme Bauern, armes Reich — armes Reich, armer König," versehen, gedruckt wurde. Er gibt darin die Vertheilung der Grundrente in zahlreichen Formeln an, die wie ein Evangelium aufgenommen wurden, so daß Mirabeau der Aeltere sagte: „Es gibt drei wunderbare Erfindungen in der Welt, die Schrift, die Münze und das Tableau économique." — Die Tafel hat aber für heute keinen Werth.

Abgesehen von jenem Irrthume im Princip, woraus eine ungerechte Steuervertheilung hervorging, stellten die Physiokraten doch durchaus praktische und heilsame Forderungen auf. Sie vertheidigten die unbedingte Freiheit der Industrie und des Handels, und das war schon

ein unermeßlicher Fortschritt gegen das Mercantil-System. Voltaire hat in seinem „Mann mit vierzig Thalern (Einkommen)" die Lehre vom Reinertrage mit Recht lächerlich gemacht; gleichwohl hatten die Physiokraten durchweg richtigere Begriffe von der Volkswirthschaft, als die Encyklopädisten. Jene waren zwar Anhänger der absoluten Monarchie, weil sie glaubten, daß ein einzelner Mensch leichter eines Besseren belehrt werden könne, als das vielköpfige Volk, — eine Ansicht, welche durch Karl I. und II. und durch Jakob II. in England schon thatsächlich widerlegt war; allein sie hatten dennoch durchweg liberale Ansichten, die Gournay treffend in dem Spruche zusammenfaßte: „Laisser faire, laisser aller."

Der Einfluß der Lehren der Physiokraten machte sich in Frankreich bald geltend, und auch im übrigen Europa brach sich damit eine wirthschaftlichere Methode in den Finanzen Bahn.

Auf dem System der Physiokraten fußten die großen Reformen Turgot's, welche bei dem guten Willen Ludwig's XVI. dem französischen Volke manche Leiden hätten ersparen können; allein die Zeit war noch nicht reif. Nie hat ein Staatsmann mit solcher Beharrlichkeit die Vorurtheile des Volkes bekämpft und die Lehren der Wissenschaft im Leben wirksam zu machen gesucht. Seine Edicte trafen die Monopolisten jeder Classe, vom Adel bis zum Handwerker. Er hob die Frohnden und die Zünfte auf, erstrebte die gleiche Vertheilung aller Abgaben, ein einziges Gesetzbuch für das ganze Reich, Ein Maß und Gewicht, eine Reform des Unterrichtes, die Einführung eines Katasters und eine Menge anderer Sachen, die alle zur Befreiung der Arbeit dienen sollten. Er hob gleich Anfangs das Gesetz wegen der Getreide-Ausfuhr auf, überzeugt, daß der freie Verkehr am besten dem Mangel vorbeuge.

Da die Freigebung des Getreide-Handels gerade mit einem Mißjahre zusammentraf, so widersetzte sich das Volk der Maßregel und plünderte die Getreide-Zufuhren, so daß Turgot endlich Gewalt brauchen mußte. Dadurch, und indem sogar Männer wie Galiani und Necker die thörichten Vorurtheile der Zeit vertheidigten, wurde der wohlwollende Minister sehr unpopulär.

„Das Recht, zu arbeiten," sagt Turgot, „ist das erste, heiligste und unverjährbarste; denn indem Gott dem Menschen Bedürfnisse gab, machte er für ihn das Hülfsmittel der Arbeit nothwendig." In diesem Ausspruche kommt er dem richtigen Begriffe von Werth so nahe, wie keiner seiner Vorgänger und wenige seiner Nachfolger.

Das Mißlingen seiner Entwürfe ist hauptsächlich der geringen Bildung des Volkes und seinem Irrthume über die Bodenrente zuzuschreiben. Man kann ein Volk nicht rascher glücklich machen, als dieses seiner Entwicklung

nach sein kann, und muß daher die Vorurtheile desselben schonen. Dies war auch der Mißgriff Joseph's II., der seine Reformen zu rasch und gewaltsam einführte. Ein Theil des Widerstandes gegen Turgot war aber auch gerechtfertigt. Die Grundbesitzer, welche ihn früher gegen das Geschrei der Menge wegen des Getreide-Handels unterstützt hatten, erhoben sich gegen die Grundsteuer, welche alle anderen Steuern ersetzen sollte, und wie Recht sie hatten, bewies die spätere Durchführung dieser Maßregel durch die constituirende Versammlung. Sie entblößte die Staatscasse eines Drittheils ihrer Einnahme und belastete die Grundbesitzer übermäßig.

Kaiser Joseph II., der Friedrich II. schon in seiner Jugend zum Vorbild gewählt hatte, war noch mehr Volksfreund als der große Preußen-König. Sein ganzes Leben war dem schönen Zwecke geweiht, das Glück seiner Völker zu begründen, die ihn leider zu wenig begriffen und zu früh verloren. Joseph II. war hochherzig, doch vorzüglich mild und gütig, und wie zum Wohlthun geschaffen. „Weniger geneigt zu der glänzenden Laufbahn des Waffenruhmes," sagt einer unserer ersten Geschichtschreiber, „als zu jener der Abschaffung von Vorurtheilen und Bedrückungen, wollte er seine Auszeichnung dadurch erlangen, daß er sein Volk von schädlichen Fesseln befreie und dadurch so viel als möglich glücklich mache. Diesem Zwecke wollte er sich ganz und mit voller Hingebung widmen; er wollte Alles selbst sehen, hören und leiten, mit voller Seele in die Geschäfte sich stürzen, ihnen alle Vergnügungen opfern, nur in der Durchführung seiner Plane seine Freude und Erholung suchen. Seine ganze Natur war ideal."

Als er im Alter von 24 Jahren den Thron bestieg, traf er ein Volk an, das, ohne geistige Anregung von oben, sich selbst überlassen, durch viele Schranken gehemmt, in seinen Beschäftigungen und Berufsarten an Vorurtheilen und am Schlendrian hing. Ideen zur Verbesserung der Landwirthschaft und der Industrie waren nur wenige vorhanden, und wo sie sich auch offenbarten, wurden sie mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung aufgenommen. „Es ist dies theilweise zwar in den meisten Zeitaltern der Fall, aber in dem gegenwärtigen war die Abneigung des Volkes gegen industrielle und landwirthschaftliche Fortschritte zum wirklichen Stumpfsinn ausgeartet."

In diesem Zustande liegt der eine Theil der Ursachen, welche so viele Reformplane des großen Kaisers erschwerten und vereitelten. Der andere Theil ist in dem Stande der politischen und ökonomischen Bildung jener Zeit überhaupt zu suchen. A. Smith hat seine Lehre erst zwölf Jahre nach Joseph's Thronbesteigung publicirt. Der junge Kaiser glühte nach Thaten zur Verbesserung der Volkszustände; allein da kein sicheres Princip bekannt war, das als Leitstern unwandelbare Grundsätze vorgezeichnet hätte,

so war ein gewisser Widerspruch in den Acten Joseph's nicht zu vermeiden. Außerdem beging er den Fehler, daß er, statt mehr die Leitung des Ganzen, Großen zu übernehmen und die Details Anderen zu überlassen, zu viel um Einzelheiten sich bekümmerte und dadurch seine Kräfte zersplitterte. Gerade diese Eigenheit des großen Habsburgers, welche sein Andenken als ein theures Pfand im Munde des Volkes erhalten hat, war nicht das Mittel, welches seine Reformplane am meisten gefördert hätte; wir meinen die Leutseligkeit, mit welcher er überall unerkannt unter das Volk sich zu mischen und im Einzelnen zu rathen und zu helfen suchte, und die der Mund des Volkes in so vielen Anekdoten verherrlicht hat. Für Einen Mann ist es eine Unmöglichkeit, Alles in Person zu sehen und überall selbst zu helfen. Einzelnen wird geholfen, aber hundert Andere schmachten doch unter der Willkür der Verwaltung; die Unterthanen theilen bei einem solchen Hange zum „Fürsehungspielen" im Kleinen das Loos der Lotto-Spieler, wo Einer gewinnt und Tausende den Einsatz verlieren.

Wegen jener Eigenheit ließ sich Joseph II., stets in der besten Absicht, manchmal zu Willkür-Acten hinreißen, die das Volk gegen die Maßregeln selbst einnahmen. — Von seinem Streite mit der Hierarchie haben wir hier nicht zu sprechen.

Obgleich er in wirthschaftlicher Beziehung kein bestimmtes System verfolgte, so that er doch als praktischer Staatsmann alles, was in seinen Kräften stand, um die Production zu erleichtern.

Schon die (freilich fruchtlosen) Bemühungen Joseph's, die Schelde-Schifffahrt für Belgien frei zu machen, beweisen, daß er den freien Verkehr zu schätzen wußte. Durch Vermehrung der Verkehrswege, Vereinfachung der Verwaltung, durch die Verbesserung der Rechtspflege (wobei er besonders einen besseren Geist in den Reichs-Hofrath zu Wien und das Reichs-Kammergericht zu Wetzlar zu bringen versuchte), durch die Hebung der Volksschulen brachte er die nationalen Kräfte in solchen Fluß, daß die Ackerbau- und Gewerbe-Industrie während seiner Regierung zu vorher unbekannter Blüthe gedieh, ohne welche Oesterreich nicht jene unverwüstliche Ausdauer in den Kriegen mit Napoleon hätte entwickeln können. Besonders das Streben nach Volksbildung war es, welches den großen Habsburger noch höher stellt, als den Hohenzollern; denn Friedrich II. vernachlässigte diesen Zweig der Staats-Obliegenheit noch in nicht geringem Grade; sonst hätte er nicht Unterofficiere zu Schullehrern gemacht.

„Joseph II.", sagt Joh. Georg August Wirth, „umfaßte die Verbesserung seines Landes nicht als kalter Staatsmann, sondern als glühender Menschenfreund. Er glaubte an eine höhere Bestimmung der Völker, und war deßhalb weit mehr der Repräsentant seiner Zeit, als Friedrich der

Große. Wäre Joseph II. im Reformations-Zeitalter an der Stelle Karl's V. Kaiser gewesen, so würde er sich mit Freuden an die Spitze der strebenden Partei in Staat und Kirche gestellt haben. Freund der Demokratie war er freilich nicht; allein zur Zeit, wo Sickingen und Hutten ihre politisch-reformatorischen Plane dem Kaiser mittheilten, handelte es sich nicht um Demokratie, sondern um die Beschränkung der Macht der Fürsten zum Vortheil einer starken Reichs-Gewalt des Kaisers. Einen solchen Entwurf würde Joseph II. mit allem Nachdruck unterstützt, er würde überhaupt das Reich und die Kirche nach den Ideen der Zeit von oben reformirt haben.

„Fassen wir Alles zusammen so finden wir Joseph II. als den Repräsentanten einer werdenden Zeit, als den Ausdruck einer Periode, wo die schöpferische Kraft der Nation nach allen Richtungen wieder erwacht war, doch in dem Losringen vom Alten ihr Ziel noch nicht vollständig gesichtet hat, daher in Vielem fehlgreift (z. B. die kurzsichtige Unterstützung der Vergrößerungsplane Rußlands bei Eroberung der Krim), äußerlich noch nicht zu völliger Gestaltung gelangt, allein dennoch die Bürgschaft gewährt, daß das organische Leben der Deutschen noch nicht abgeschlossen, sondern zu einer neuen, noch höheren staatlichen Blüthe für die Zukunft berufen sei.

„Es wird nicht selten die Meinung ausgesprochen, daß die Reformen des Kaisers auch in seinen Erbstaaten ohne wesentlichen Erfolg geblieben seien, weil er zu Vieles unternommen habe und das Wichtigste unmittelbar thun wollte. Diese Ansicht wird von den Thatsachen selbst widerlegt.

„Freilich bürdete der Kaiser sich selbst die ganze Last der Geschäfte auf; dessen ungeachtet war die Staatsverwaltung in Oesterreich niemals rascher, als unter ihm, selten der Bittstellende und Rechtsuchende jeder Art pünctlicher mit Entschließung versehen. Seine umfassenden neuen Einrichtungen fanden allerdings vielen Widerspruch; allein dennoch schlugen sie in Oesterreich bleibend Wurzel. Nichts beweis't dies schlagender als der Umstand, daß sie in ihren wohlthätigen Folgen niemals ganz verwischt werden konnten, obgleich die Wirksamkeit Joseph's II. so kurz war und sein Staats-System von seinen Nachfolgern so bald wieder verlassen wurde. Wer in Oesterreich dem Stande der Dinge auf den Grund sieht, stößt heute noch auf die Fußstapfen des größten Kaisers, welchen das Haus Habsburg hervorgebracht, des menschenfreundlichen Joseph II., und Vieles würde sich dort anders verhalten, wenn Er nicht vorangegangen wäre. Es ist bei entscheidenden Fortschritten auf der Bahn der Aufklärung und Völkerbildung nicht nothwendig, daß gerade alles erreicht werde, was ihre Urheber angestrebt haben; genug, wenn das Wesen durchdringt und die Anregung zu weiteren Leistungen in der Zukunft zurückläßt. Schon die historische Erinnerung an Joseph II. wirkt daher in Oesterreich als ein Segen, und wird

früher oder später in hochstehenden Männern das Verlangen zur Nacheiferung erwecken."

Diese Weissagung scheint in Erfüllung gegangen zu sein.

Montesquieu, ein so erhabener Geist im Gebiete der Rechtsphilosophie und Politik, stand in volkswirthschaftlicher Hinsicht keineswegs über seiner Zeit. Was kann es Weiseres geben, als sein Ausspruch: „Nur solche sollten zur Regierung gelangen, welche man zur Annahme eines solchen Amtes zwingen muß!" — was ist auf der andern Seite wieder unrichtiger, als seine Vertheidigung des Luxus, „weil er den Armen Geld zu lösen gebe*)!"

Montesquieu theilte auch das Vorurtheil der Massen gegen die Maschinen. „Wenn ein Werk", sagt er, „einen mäßigen Preis hat, der sowohl dem recht ist, welcher es kauft, wie demjenigen, welcher es gemacht hat, so würden die Maschinen, welche die Fabrication vereinfachen, d. h. die Zahl der Arbeiter vermindern würden, verderblich sein."

Sismondi hat diese Meinung in noch hervorstechenderer Form ausgesprochen. „Nehmen wir den Fall," sagt er, „daß es dem Könige von England gelänge, alle Arbeit seines Landes vermittels einer großen Curbel zu verrichten, was bliebe dann dem Volke zu thun übrig? Es müßte verhungern."

Wir behaupten das Gegentheil. Wenn dem Könige von England ein solches Wunder gelänge, so würde er mit der verrichteten Arbeit die Producte schaffen, deren sein Volk bedarf; diese Producte müßten consumirt werden. Da der König sie nun wahrscheinlich nicht umsonst hergeben wird, so müßte das Volk ihm dafür Dienste leisten; und wenn alle Dienste zur Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse durch die Curbel schon verrichtet wären, so würde die Phantasie des Volkes neue Genüsse auf geistigem Gebiete schaffen, die dem Könige so viel werth wären, als seine eigenen Dienstleistungen.

Kurz, mit jeder neuen Maschine, die dem Menschen einen Theil der groben Arbeit abnimmt, werden Arbeiter auf feinere Arbeit angewiesen und die Civilisation dadurch gehoben.

Nur die Uebergangsperiode ist peinlich für alle diejenigen, deren Arbeitszweig durch die Erfindung einer neuen Maschine betroffen wird. Allein die Welt befindet sich in einer fortwährenden Uebergangsperiode; und der Fortschritt der Menschheit wäre unmöglich, wenn die Individuen nicht durch die Macht der Dinge gezwungen würden, immer bessere Arbeitsarten zu er-

*) „Wenn die Reichen nicht großen Aufwand machen, so sterben die Armen Hungers." Geist der Gesetze, VII. 4.

lernen: und diese Macht sind eben die Maschinen, welche den Menschen fortwährend von gröberer Arbeit erlösen.

Das sah Montesquieu nicht ein. Er fügte vielmehr obiger Stelle hinzu: „Wenn die Wassermühlen noch nicht überall eingerichtet wären, so würde ich sie nicht für so nützlich halten, als man glaubt, weil sie vielen Händen die Arbeit nehmen." Say antwortet ihm sehr schlagend: Wir haben heut zu Tage weniger Müller oder mit der Handmühle Beschäftigte, dagegen mehr Kaufleute, mehr Handwerker, welche die Producte der Erde den weitesten Schichten in weit größerem Maße zu Theil werden lassen.

Man kehre den Satz einmal um, und entferne alle Maschinen. Dann werden wir in den Zustand der Wilden versetzt, die das Nothdürftigste mit furchtbaren Anstrengungen zu erlangen suchen müssen, während sie jeden edleren Genuß entbehren.

Mitten unter den Irrthümern des Mercantil-Systems, welche Montesquieu theilte, kommen wieder einzelne lichte Stellen in seinen Schriften vor, worin er die Wahrheit in voller Schärfe erfaßt. Während er so an einer Stelle die Thorheit der Handels-Bilanz theilt, indem er sagt: „Ein Land, welches immer weniger Waaren sendet, als es empfängt, setzt sich selbst ins Gleichgewicht, indem es verarmt," — als ob man arm würde, wenn man mehr einnimmt, als ausgibt — thut er an einer anderen den schönen Ausspruch: „Die natürliche Wirkung des Handels ist, zum Frieden zu führen. Zwei Nationen, welche unter sich Handel treiben, machen sich wechselseitig abhängig: wenn die eine ein Interesse hat, zu kaufen, so hat die andere ein Interesse, zu verkaufen, und alle Verbindungen sind auf wechselseitige Bedürfnisse gegründet." Mit welch beredter Ironie geißelt er nicht die Neger-Sklaverei, und hat gewiß durch die Vorbereitung der Geister nicht wenig zu jenem großen Staatsacte beigetragen, dessen ruhmvoller Durchführung England sich rühmen kann.

Jean Jaques Rousseau hat sich unter den Philosophen des 18. Jahrhunderts am meisten mit Volkswirthschaft beschäftigt, und seine Lehren haben bis in die heutige Zeit Anhänger gefunden, obgleich sie nicht gerade besonders sinnreich waren. Schon in der ersten Schrift, die seinen Ruf gründete, in der Preisschrift der dijoner Facultät, die die Grundlage seines „Contrat social" wurde, stellt er die Behauptung auf, daß die Civilisation dem Menschen zum Verderben gereiche, daß er im Urzustande sich am glücklichsten befinde, und daß Künste und Wissenschaften an allem Unheile der Menschheit schuld seien. Rousseau gibt nicht an, aus welchen Werken er seine Geschichtskenntniß geschöpft hat; aber schon die alleroberflächlichste Beobachtung älterer Zeiten hätte ihn überzeugen müssen,

daß in der Regel die ärmsten und rohesten Völker zugleich die unfreiesten und lasterhaftesten gewesen sind; daß mit dem Einfluße der Kunst und Wissenschaft auch die Sittlichkeit, der Wohlstand und die Freiheit wuchsen. Rousseau war folgerichtig auch ein Feind des Handels; nach ihm sollten die Beamten in Naturalien bezahlt und die öffentlichen Dienste frohnweise geleistet werden. Durch den Grundsatz, daß der Staat auf einem freiwilligen Vertrage (Contrat social) beruhe, nicht auf Naturgesetzen, wurde er der Gründer der späteren socialistischen Secten, welche gleich den Alchymisten mit der Gesellschaft wie in einem Laboratorium experimentiren zu können glaubten, ohne daran zu denken, daß sie ein organisches Wesen vor sich hatten. Rousseau, der seine eigenen Kinder ins Findelhaus schickte, ist von jenen modernen Alchymisten noch übertroffen worden. Wir erkennen indessen die Vortrefflichkeit seiner Schriften in anderer Beziehung vollkommen an, nur in ökonomischer können wir es nicht.

Voltaire hatte mit seiner feinen Ironie den Nagel auf den Kopf getroffen, als er Rousseau schrieb: „Ich habe Ihren Contrat social gelesen, und er hat mich so entzückt, daß mich selbst die Lust anwandelte, auf allen Vieren zu kriechen!" Dennoch theilte der Freund Friedrich's II. fast alle Vorurtheile des Sperr-Systems. Sein „Mann mit 40 Thalern", womit er das Rein-Einkommen der Physiokraten lächerlich macht, ist nur eine Auffrischung der Irrthümer der Mercantilisten. Während Rousseau absolut gegen allen Luxus war, hielt ihn Voltaire eben so absolut für die Nahrungsquelle der Armen, und Beide hatten Unrecht. Die Encyklopädisten begaben sich in ihren wirthschaftlichen Forschungen zu wenig auf den Boden der Thatsachen, daher ihre Dialektik nicht die Schärfe und Ueberzeugungskraft erreichte, mit welcher sie gegen die Hierarchie kämpften.

Mit Raynal schieden sich die Oekonomisten von den Philosophen, und die Frage der Arbeit wurde ein besonderes Thema. Für sie ergriff Raynal mit Feuer das Wort, und seine Angriffe auf den Negerhandel, auf die Monopole stempeln ihn zu einem der feurigsten Apostel der freien industriellen Bewegung.

Die französische Revolution machte durch die Vernichtung des Feudalismus und der Adelsherrschaft den dritten Stand zum vorherrschenden, nachdem dieser längst die Bildung und den Reichthum, d. h. das geistige und materielle Capital der Nation an sich gerissen hatte. Sind einst diese Güter Eigenthum des vierten Standes, dann könnte von einer Herrschaft desselben die Rede sein, wenn dieser nicht eben dadurch längst in den dritten übergegangen wäre.

Die französische National-Versammlung hat in einer denkwürdigen Nacht die Arbeit von den Fesseln eines Jahrtausends befreit, und durch das

Niederreißen aller Schranken, welche das freie industrielle Leben hemmten, in kürzester Zeit mehr gethan, als je eine Macht vor und nach ihr. Im Organisiren war sie indessen weniger glücklich; sie führte die Grundsteuer Turgot's ein, beraubte dadurch den Staat eines Einkommens von 500 Millionen, bedrückte den Ackerbau und war endlich gezwungen, den Ausfall durch andere Mittel zu decken: es erschienen die Assignaten. Die Cyniker der Empirik, welche über Theorie und Princip spötteln, könnten sich an den furchtbaren Wirkungen dieser Maßregel, einer Folge jener falschen Erklärung des Werthes, eine Lehre nehmen.

Die Beschlagnahme der Güter der Emigranten hatte unermeßliche Capitalien zur Verfügung der Regierung gestellt, allein sie flüssig zu machen, brauchte man Zeit. Der Convent griff daher zu dem Auskunftsmittel, Anweisungen (Assignaten) auf jene Güter auszustellen, welche durch den späteren Baar-Erlös aus den verkauften Gütern wieder eingelös't werden sollten. Das Mittel war zu bequem, um nicht übertrieben zu werden. Die Lehren Smith's, daß ein Land nur eine gewisse Anzahl Geld brauchen könne, wie eine bestimmte Anzahl von irgend einer Waare, die Folgen der schottischen Bank-Speculationen und die Ursachen des Law'schen Bankbruches waren schon zu sehr vergessen, um die französischen Staatsmänner vor übertriebener Ausgabe von Papiergeld zu warnen. So wuchs denn die Summe der Assignaten bis zu zwanzig Milliarden. Keine Maßregel der Schreckensregierung war von da an im Stande, deren Entwerthung aufzuhalten. Wenn es auch wahr wäre, daß Pitt dreißig Millionen falscher Assignaten hätte einschmuggeln lassen, so käme diese Summe gegen die zwanzig Milliarden doch nicht in Betracht.

Unter den Experimenten der Bergpartei war eines der absurdesten die Einführung eines höchsten Preises der Lebensmittel, welcher nicht überstiegen werden dürfe. Als in Folge einer Mißärnte und der übermäßigen Ausgabe von Papiergeld die Preise der Lebensmittel ungewöhnlich stiegen, als das zügellose pariser Volk darob in offene Empörung ausbrach, da sprach der Präsident des National-Convents (Marat): „Es handelt sich von der dürftigen Classe, für welche der Gesetzgeber nichts gethan hat, wenn er nicht Alles gethan hat. Man wende hier nicht das Recht des Eigenthums ein; das Recht des Eigenthums kann nicht das Recht sein, seine Mitbürger auszuhungern. Die Früchte der Erde gehören wie die Luft allen Menschen!" Daß mit solchen Grundsätzen alle Production aufhören mußte, bedachten die tollen Menschen nicht. Die Folgen des Maximums waren klar. Die Zufuhren an Lebensmitteln blieben aus, und die Preise stiegen noch mehr.

Condorcet, der große Führer in der französischen Revolution, würde sich freuen, wenn er so manche gesellschaftliche Verbesserungen, die er gewünscht, heut zu Tage eingeführt sähe, welche noch viel später Männer wie Malthus für unmöglich erklärt hatten. Die Forschungen Condorcet's waren, gleich denen von Malthus, vor Allem dahin gerichtet, zu untersuchen, wie das Loos der armen arbeitenden Classen verbessert werden könne. Während Malthus das einzige Radicalmittel in der geschlechtlichen Selbstbeherrschung und der Beschränkung der Heirathen suchte, vermeinte Condorcet durch organisirtes Unterstützungswesen die Lage der Armen verbessern zu können. Er schlug im Keime vor, was in unsern Witwen-, Sterbecassen, Rentenbanken und Lebensversicherungs-Gesellschaften bereits ins Leben getreten ist. „Wenn man bei den verschiedenen civilisirten Nationen Europa's", sagt Condorcet, „die Bevölkerung mit der Ausdehnung ihres Gebietes vergleicht, und wenn man erwägt, welcher bei ihnen der Stand der Cultur und der Industrie ist, die Theilung der Arbeit und die Mittel der Subsistenz, so vergewissert man sich, daß es unmöglich sein würde, dieselben Subsistenzmittel zu erhalten und folglich dieselbe Bevölkerung, ohne eine große Anzahl von Individuen, die nur ihre Arbeit haben, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen." Condorcet erkannte die Nothwendigkeit dieser Classe von Menschen an. Indem er aber bemerkte, wie schwankend und unsicher das Einkommen so vieler Familien ist, die in Betreff ihrer Erhaltung gänzlich von dem Leben und der Gesundheit ihres Principals abhangen, sagte er: „Es besteht also eine nothwendige Ursache der Ungleichheit, der Abhängigkeit und selbst des Elendes, welche unaufhörlich die zahlreichste und thätigste Classe der Gesellschaft bedroht."

Obgleich Condorcet, gleich allen Socialisten, von dem Wahne nicht frei war, daß es ein Universalmittel gegen diese Uebelstände gebe, während nur ein Zusammengreifen aller der Dinge und Kräfte, welche die Civilisation schaffen, jene Zustände allmählich verbessert, was eben die Aufgabe der Cultur überhaupt ist, so hatten seine Vorschläge doch, wie oben bemerkt, praktischen Werth, und er beging nur den Fehler, daß er die Ausführung dem Staate, statt der Privat-Association, zumuthete.

Indem er die Wahrscheinlichkeits-Berechnung der Lebenslänge und die Zinsberechnung zu Hülfe nahm, schlug er vor, einen Stock zu gründen, welcher den Greisen einen Beistand sichere und zum Theil aus deren eigenen Ersparnissen, zum Theil aus den Ersparnissen von Individuen gebildet werde, welche gestorben seien, bevor sie die Frucht ihrer Opfer genießen konnten. Wir sehen hier die Idee der Rentenversicherungs-Anstalten. Ein ähnlicher oder derselbe Fond soll dazu bestimmt werden, Witwen und Waisen zu unterstützen und denjenigen der

letzteren ein Capital an die Hand zu geben, welche in dem Alter wären, eine neue Familie begründen zu können, um sie in Stand zu setzen, ihr Talent zu entwickeln und ihre Industrie in Anwendung zu bringen. „Diese Anstalten", sagt Condorcet, „sollen im Namen und unter dem Schutze der Gesellschaft gegründet werden." Condorcet erwartete von solchen Associationscassen sogar noch eine Regulirung des Credits, damit die Industrie von den einzelnen großen Capitalisten unabhängig gemacht würde. Condorcet war sich hierin nicht ganz klar über das, was er wollte; doch scheint ihm der Gedanke der großen Associationen und Actien-Gesellschaften vorgeschwebt zu haben.

Als mitwirkendes Mittel zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen ist, wie bemerkt, sein Vorschlag zweckmäßig und, wie wir wissen, heut zu Tage praktisch ausgeführt. Nur schade, daß es so viel Mühe und Zeit erfordert, bis die ärmeren Classen zur Theilnahme an solchen Ersparungs- und Versicherungs-Anstalten gebracht werden! Universalmittel hingegen gibt es nicht. Will man gar solche Unterstützungscassen aus Staatsmitteln dotiren, so vermehrt man eher das Uebel, wie die englische Armensteuer beweis't. Das hat Malthus sehr treffend nachgewiesen. Die Ermunterung der Heirathen selbstständig gewordener Waisen vermehrt nur die Anzahl derer, welchen die prekäre Lage droht, der jene eben entronnen sind. Nur wo solche Cassen aus den eigenen Mitteln der Betheiligten gegründet werden, da waltet auch die erforderliche Selbstbeherrschung ob, um nicht leichtsinnige Ehen abzuschließen. Wo man sich dagegen auf den Staat verlassen zu dürfen glaubt, da fällt alle jene Vorsicht und Berechnung weg, welche den Menschen vor den unvernünftigen Thieren auszeichnen soll.

Die Wirkungen der Civilisation hat Condorcet hingegen sehr schön mit folgenden Worten bezeichnet: „In dem Fortschritt der Industrie, aus welchem ein vortheilhafteres Verhältniß zwischen den Kräften des Menschen und seinen Bedürfnissen hervorgeht, ist jede Generation — sei es durch ihren eigenen Fortschritt, sei es durch die Erhaltung einer früheren Industrie, die als Stütze zu weiterem Fortschritt dient, — zu höheren Genüssen berufen."

Es ist das Schicksal principwidriger Maßregeln, die als zeitweiliges Auskunftsmittel gebraucht werden, später für andere Zwecke und von anderen Leuten ausgebeutet zu werden, als für die sie bestimmt oder von denen sie ausgegangen waren. Noch heute spukt die Idee der Continentalsperre, von einem Titanenhirn erdacht, in den Köpfen von Pygmäen. Als Napoleon diese Maßregel verhängte, war er weit entfernt, die Gründe für dieselbe vorzubringen, mit welchen die heutigen Monopolisten solche Maßregel zu vertheidigen pflegen. „Es hat uns viele

Ueberwindung gekostet," sagte er, „nach so vielen Jahren von Gesittung zu den Grundsätzen zurückzukehren, welche die Barbarei der ersten Zeitalter der Völker charakterisiren; allein wir wurden genöthigt, dem gemeinsamen Feinde dieselben Waffen entgegenzusetzen, deren er sich gegen uns bediente."

Die Continentalsperre war eine politische Waffe, die Napoleon gebrauchte, um den Einfluß Englands auf dem Continente zu brechen; sie war ein Opfer, welches die Volkswirthschaft der Politik brachte. Wenn sie auch dem Handel die Meere versperrte, so gab sie doch dem Güter-Umlauf das ganze europäische Festland frei. Auf diesem wenigstens herrschte die Handelsfreiheit, welche durch die Concurrenz der verschiedenen Länder der Industrie einen Sporn gab. Dieses Beispiel aber in einzelnen Staaten principiel nachahmen zu wollen, wie es in Oesterreich, Frankreich und Rußland später geschehen ist, das gränzt an ökonomische Unzurechnungsfähigkeit.

Franklin, der Buchdrucker aus Boston, der als Gesandter Nordamerica's und im Unabhängigkeitskriege eine so bedeutende Rolle gespielt, war gewiß ein großer Staatsmann und Philosoph, in der politischen Oekonomie aber doch noch unklar. Neben den philosophischen und politischen Wahrheiten, voll Geist und Tiefe, die als Sinnsprüche die Lebensweisheit künftiger Generationen bereicherten, neben ökonomisch ganz richtigen Betrachtungen kommt manch wirthschaftlicher Irrthum bei ihm zu Tage, den man dem tiefen Denker nicht zugetraut hätte. Die Wissenschaft war zu seiner Zeit noch nicht Gemeingut geworden.

An einer Stelle macht Franklin die richtige Bemerkung:

„Fabricate sind nur eine andere Form, in welche eben so viele Lebens- und Unterhaltsmittel verwandelt sind, als dem Werthe nach den gefertigten Fabricaten gleichkommen. Dies erhellt daraus, daß der Fabricant vom Auftraggeber in der That für seine Arbeit nicht mehr erhält, als den bloßen Unterhalt, einschließlich der Kleidung, Heizung und des Obdachs, lauter Dinge, deren Werth sich nach den Lebensmitteln abmißt, die während ihrer Anschaffung verzehrt wurden."

An einer anderen Stelle aber heißt es:

„Es scheint nur drei Wege für eine Nation zu geben, um Reichthum zu erwerben. Erstens den Weg des Krieges, den die Römer einschlugen, indem sie ihre besiegten Nachbarn ausplünderten: dies ist Räuberei. — Zweitens den Weg des Handels, der meist auf Betrug hinausläuft. — Drittens den Weg des Landbaues, welcher der einzige ehrliche Weg ist, auf dem der Mensch eine wirkliche Vermehrung des in den Boden gestreuten Samens durch eine Art fortwährenden Wunders empfängt, welches die

Hand Gottes zu seinen Gunsten als eine Belohnung seines schuldlosen Lebens und seines tugendhaften Fleißes wirkt."

Den Handel und die geistige Arbeit schien Franklin also nicht zu den productiven Beschäftigungen zu rechnen.

Adam Smith erst hat die Arbeit in ihr Recht eingesetzt und den Entwicklungsproceß derselben zur Freiheit principiel vollendet, indem er ihre Begriffe, Rechte und Gewalten in einen Codex vereinigte. Die Physiokraten hatten die politische Oekonomie nur als System aufgestellt; Smith hat sie zur Wissenschaft gemacht, von deren Beobachtung das Wohl und Wehe der Menschheit abhängt. Professor an der hohen Schule zu Glasgow, lehrte Smith die Grundsätze über den Wohlstand der Völker zu gleicher Zeit, wie die Physiokraten in Paris, deren Bekanntschaft er dort gemacht hatte; daher anzunehmen ist, daß er von ihnen den Anstoß zu seinen Forschungen erhalten hat.

Der große Schotte hatte seine Ideen eine Reihe von Jahren durchdacht, ehe er sie der Welt, ein kostbares Pfand, übergab. Er stellte nicht, wie die Franzosen, gewisse Formeln auf, welchen die Thatsachen angepaßt werden müssen, sondern fand durch Beobachtung der Thatsachen die Gesetze, aus welchen jene hervorgehen. Er legte, wie die Physiokraten, dem Boden auch die Eigenschaft bei, an und für sich Werthe zu schaffen, schrieb diese aber vermöge einer Inconsequenz fast in allen seinen Entwicklungen nur der Arbeit zu, und diese Inconsequenz ist die Stärke seines Systems. Er hat den Begriff von Tauschwerth indessen so vollkommen richtig dargestellt, daß wir im Allgemeinen fast alle seine Grundsätze annehmen müssen.

Außer der schon angeführten richtigen Auffassung der Macht der Arbeit und des Tauschwerthes ist noch die herrliche Beleuchtung hervorzuheben, welche Smith von der Theilung der Arbeit gibt, die Klarheit, mit welcher er den Begriff des Geldes, des Capitals, die Gesetze des Arbeitslohnes und das Wesen des Getreidehandels, der Colonieen und Banken aus einander gesetzt hat.

Durch seine erleuchteten Ideen brachte A. Smith eine Umwälzung in den Meinungen zu Stande, welche die Welt bis dahin gehegt hatte und die heute noch in der vorurtheilsvollen Masse existiren. Alles, was für die Freiheit der Colonieen, des Handels und der Industrie seitdem geschehen ist, verdankt seinen gesunden und unwiderleglichen Grundsätzen die Begründung.

Da die von A. Smith entdeckten wirthschaftlichen Gesetze die Grundlage unserer Wissenschaft bilden und in der Entwicklung des ganzen Werkes zum Vorschein kommen, so brauchen wir uns nicht länger bei ihm aufzuhalten.

Während die Welt sonst Jahrhunderte zu ihrer Entwicklung braucht, ging sie von 1789 an im Titanenschritt, so daß die Geschichte keine ähnliche Umwälzung aufzuweisen hat. Ihr Erfolg war aber ein rein zerstörender; alles Bestehende wurde umgestürzt, die Arbeit dadurch zwar von den letzten Fesseln des Feudalismus befreit; allein schöpferisch geschah wenig oder nichts. Von den Idealen ewiger Glückseligkeit aller Stände war keines verwirklicht worden. Auf diesen Umschwung ohne Gleichen mußte eine große Abspannung folgen. Ueber die Erzeugung der Güter hatte man Klarheit erlangt, aber die gerechte Vertheilung war noch im Dunkeln geblieben, nachdem es mißlungen war, dieselbe durch Gewalt zu bewerkstelligen. Die Theorie, welche nun Malthus in seinem „Versuch über das Princip der Bevölkerung" 1798 veröffentlichte, fand daher allgemeinen Anklang. Die bevorrechteten Classen, namentlich der Adel, nahmen Grundsätze gern an, welche sie der meisten Pflichten gegen die Armen überhoben und die Schuld der Ausgleichung der Güter weniger auf die Menschen, als auf die Natur schoben.

Malthus baute sein System auf das Axiom: daß die Bevölkerung in geometrischer, die Lebensmittel nur in arithmetischer Progression sich zu vermehren strebten.

Er verfocht seine Meinung mit aller Schroffheit eines Principien-Kämpfers und brachte es durch die Härte seiner Ausdrücke nicht selten dahin, daß das empörte Gefühl den wahren Kern seiner Lehre verkannte. Bei einer Gelegenheit z. B. rief er aus: „Ein Mensch, welcher in einer schon occupirten Welt geboren wird, wenn seine Familie nicht die Mittel hat, ihn zu ernähren, oder die Gesellschaft seiner Arbeit nicht benöthigt ist, hat nicht das mindeste Recht, irgend einen Theil von Nahrung zu verlangen; er ist wirklich zu viel auf der Erde. Die Natur gebietet ihm, abzutreten, und säumt nicht, selbst diesen Befehl zur Ausführung zu bringen."

Die Haupt-Angriffe von Malthus gingen gegen die Ehe und die Wohlthätigkeits-Anstalten, vor Allem gegen die englischen Armengesetze, die so verschwenderisch waren (und zum Theil noch sind), daß sie einer Prämie für den Müßiggang glichen. Er erklärte sich gegen jedes Almosen, jede öffentliche oder Privat-Unterstützung, die in seinen Augen nur mörderische Begünstigungen waren, um die Trägheit zu ermuntern und die Zahl der Unglücklichen zu vergrößern; denn nichts vermehre sich so schnell als das Elend. Daher Montesquieu treffend bemerkt habe: „Die Leute, welche gar nichts haben, wie die Bettler, haben viele Kinder; denn es kostet dem Vater nichts, sein Gewerbe seinen Kindern zu lehren, welche schon bei der Geburt Werkzeuge dieses Gewerbes sind."

Die Ehe billigte Malthus nur für solche Leute, die im Stande wären, eine Familie anständig zu ernähren; er empfahl namentlich den Arbeitern, die obige Bedingungen zu erfüllen nicht im Stande seien, die Ehelosigkeit als das beste Mittel, den Arbeitslohn durch Mangel an Angebot zu erhöhen. Das Hagestolzenthum, sonst verachtet, wurde nun beinahe zum Range einer Tugend erhoben. Allein man merkte bald, daß die Ehelosigkeit die Zahl der Kinder nicht verminderе, ja, daß diese durch die übermäßige Zahl unehelicher Geburten sich sogar vermehre. Auch Malthus sah diesen Umstand und glaubte, daß dadurch geholfen werden könnte, wenn man den Kindern den Schutz der Gesetze und jede Unterstützung der Gemeinde entziehen würde.

Die in ihrem ursprünglichen schroffen Gewande grausam scheinenden Lehren dieses Menschenfreundes machten großes Aufsehen in Europa, wurden aber zum Theil mißverstanden, und dieses Mißverständniß wurde keineswegs dadurch verringert, daß sie die Gunst aller Bevorrechteten erlangten, die darin eine Rechtfertigung ihrer ungerechten Systeme gefunden zu haben glaubten.

Sehen wir von einigen Uebertreibungen im Ausdruck ab, dann finden wir gleichwohl die Lehren des englischen Denkers in ihrem Kerne richtig. Leichtsinnige Ehen brauchen nicht durch den Staat begünstigt zu werden, und die Entfernung jeder Schranke wäre nicht rathsam, so lange ein Volk nicht selbstständig ist. Allzu freigebige Armen-Anstalten vermehren das Uebel, wie es in England der Fall war. Es herrscht deßwegen in Deutschland bei den unteren Ständen weit mehr Sparsamkeit als dort. Es kann allerdings vorübergehende Noth geben, wo eine Hülfe ihren Zweck erfüllt; allein dauerhaft kann dem Elende nur durch Beseitigung von dessen Quelle abgeholfen werden, — durch Vermehrung der Production. Say bezeichnet beide Arten von Wohlthätigkeit mit einem sehr gelungenen Gleichnisse. In einer Gegend braucht man auf einmal weniger Fässer, und eine Anzahl von Küfern verliert die Beschäftigung. Will nun der Staat hier helfen, so muß er vorher untersuchen, aus welcher Ursache dieser Mangel herrührt. Kommt derselbe nun daher, daß ein Fehljahr eingetreten ist, so daß die alten Fässer ausreichen, dann könnte der Staat durch vorübergehende Unterstützung helfen. Rührt der Mangel an Nachfrage nach Fässern aber daher, daß die Weinberge durch ein Natur-Ereigniß zerstört worden sind oder daß ihnen eine unüberwindliche Concurrenz entstanden ist, dann kann eine einmalige Unterstützung nichts helfen; sie würde nur das Uebel verschlimmern, indem die außer Beschäftigung Gesetzten länger abgehalten würden, zu einer andern Arbeit überzugehen.

In seinen späteren Jahren gestand Malthus selbst zu, daß er bei der Aufstellung seines Princips zu schroff gewesen sei. „Es ist sehr wahrscheinlich," sagte er, „daß, als ich den Bogen zu sehr auf die eine Seite gebogen fand, ich geneigt wurde, ihn zu sehr auf die andere Seite zu biegen, in der Absicht, ihn gerade zu machen." Er hat in den letzten Ausgaben seines gedankenreichen Werkes in der That die durch ihre Schroffheit zu Mißverständnissen Anlaß gebenden Stellen gemildert.

Malthus war Geistlicher und Professor der Geschichte und politischen Oekonomie an dem East India College zu Haileybury. Er starb im Januar 1831 in seinem 69. Lebensjahre. Miß Harriet Martineau, eine Schriftstellerin von männlicher Urtheilskraft, hat in ihrer vortrefflichen Geschichte Englands (während des dreißigjährigen Friedens von 1816—1846) die Stellung und die Aufgabe des Mannes mit ein paar scharfen, klaren Zügen hingestellt. „Malthus", sagt sie, „war vielleicht der geschmähteste Mann seiner Zeit; aber er wußte so gut, daß die Schmähungen niemals von denen, welche seine Schriften gelesen hatten, kamen, daß sie ihn weder störten, noch im Geringsten die Milde seines Gemüthes oder die ruhige Heiterkeit seines Wesens beeinträchtigten. Er war es, welcher zuerst in klarer Weise und vermittelst genauer Darlegung der Gesellschaft die höchst wichtige Thatsache vor Augen stellte, welche der Armuth der Gesellschaft zum Grunde liegt, — daß die Zahl der Verbraucher natürlich auf die Subsistenzmittel drückt; und daß, so lange die Menschen und die Subsistenzmittel nicht durch Einsicht und Klugheit in ein richtiges Verhältniß zu einander gebracht werden, Armuth und Elend immer vorhanden sein müssen. Die Erklärung der Lehre liegt einfach darin: daß ein Stück Land, welches einer Familie von vier oder sechs Personen eben Unterhalt gewährt, den von diesen vier oder sechs Personen abstammenden Familien nicht Unterhalt gewähren wird; und die moralische Schlußfolgerung hiervon ist, daß die zukünftige Subsistenz solcher Familien voraus bedacht werden müsse, wenn nicht ihre Zahl durch Hunger oder Krankheit vermindert werden solle."

Bei der großen Wichtigkeit des Gegenstandes, der Malthus beschäftigte, werden wir jenem noch einen besonderen Abschnitt widmen.

Malthus war durch ein Buch G o d w i n's (Inquiry concerning political justice) zu seinem Werke über die Bevölkerung angeregt worden, und Letzterer selbst war es wieder, welcher Jenen mit großer Geisteskraft zu widerlegen suchte. Godwin hat aber seinerseits den Fehler begangen, nach einer anderen Seite hin zu übertreiben.

Malthus nämlich erklärte die menschlichen Institutionen nur für leichte, oberflächliche Ursachen der Uebel der Gesellschaft, nur für F e d e r n, welche oben

auf dem Wasser schwimmen, im Vergleich mit jenen tieferen Quellen des Uebels, die aus der Leidenschaft eines Geschlechtes für das andere stammen. Weit entfernt, daß die Leiden der Menschheit vorzugsweise der Unerfahrenheit der Regierungen und ihrem Sträuben gegen Reformen zuzuschreiben seien, müsse man vielmehr der Ueberwucherung der Bevölkerung die meisten Uebel zurechnen, von welchen sie niedergebeugt ist. Godwin forderte die Alleinherrschaft der Vernunft, weil durch sie das Elend verbannt würde, und schrieb alles Uebel in der Staatsgesellschaft der Unvollkommenheit der politischen Einrichtungen und den Gebrechen der Regierungen zu. Er sprach damals schon (1792) Ideen aus, deren Vaterschaft in der neuesten Zeit von verschiedenen Seiten in Anspruch genommen wurde, die aber ihrer Unausführbarkeit wegen so große Eifersucht nicht verdient hätten. Godwin verlangte, was Proudhon 1840 und eine berliner Zeitung (Abendpost) 1850 aufstellte (Anarchie); er forderte die Abschaffung jeder Regierung. Und doch forderten Jene unter Abschaffung des Staates eigentlich nur eine andere Einrichtung der Gesellschaft, eine Regierung unter anderem Namen und mit geringeren Befugnissen; denn niemals könnte es ihnen gelingen, die politische Staats-Organisation aufzuheben, eben weil sie ein Organismus ist.

Godwin unterscheidet sich indessen von dieser Richtung dadurch, daß er von dem idealen Zustande einer Gütergemeinschaft träumte. Er wollte dazu noch die Ehe aufheben und dachte nicht daran, daß die Bevölkerung, wenn die Pflicht der Ernährung der Kinder wegfiele, sich weit rascher vermehren und das Uebel, das er vermeiden wollte, bis zum Extrem steigern würde.

Malthus machte diesen Einwand in sehr schlagender Weise geltend. Dagegen erhob sich aber Godwin „im Namen der Menschlichkeit". „Wehe dem Lande," rief er, „wo ein Mensch aus der Classe des Volkes sich nicht verheirathen kann, ohne die Aussicht zu haben, seine Würde und Unabhängigkeit zu verlieren! Wehe dem Lande, wo, wenn unvorhergesehene Unfälle diesen Menschen niederdrücken, man ihm zuruft, daß er kein Recht habe, Unterstützung anzusprechen! Man kann versichert sein, daß irgend ein gefährliches Gebrechen in der menschlichen Ordnung liegt, wo ein solcher Mensch nicht die billige Hoffnung hat, seine Familie durch seiner Hände Arbeit zu ernähren."

Wenn Godwin auch einseitig war, so hat er doch viel Gutes gestiftet, indem er die Regierungen, die unter Pitt in England, wie in Frankreich unter den Jacobinern und Napoleon, die Allmacht an sich zu ziehen strebten und damit auch die Verantwortlichkeit für Dinge und Zustände auf sich luden, die sie zu ändern nicht im Stande waren, auf ihre Mißgriffe aufmerksam machte.

William Godwin, der 1836 im Alter von 81 Jahren starb, war, wie Miß Martineau sich ausdrückt, „ein Mann von großen Fähigkeiten, die sich nicht hinlänglich das Gleichgewicht hielten; und da die europäische Welt in seiner Jugend einen Kampf großer Kräfte, die sich nicht hinlänglich das Gleichgewicht hielten, darbot, so war er gerade der Mann, um auf die Gesellschaft seiner Zeit einen gewaltigen Eindruck hervorzubringen. Bald nachdem sein Buch über die politische Gerechtigkeit erschienen war, sah man Arbeiter ihre Ersparnisse zusammenschießen, um es zu kaufen und es unter einem Baume oder in einem Bierhause mit einander zu lesen. Es wirkte so mächtig, daß Godwin sah, es müsse Unrichtiges enthalten, und er änderte es bedeutend, ehe er eine neue Auflage erscheinen ließ. Sein Geist war scharf und vermöge seines edlen Herzens auch tief, aber er war einseitig. Bei uns waren Gesellschaft und Regierung in der entgegengesetzten Richtung einseitig gewesen, und es war eine Wohlthat für uns alle, daß die Gesellschaft, als sie von der rein conventionellen Auffassung der Dinge sich entfernte, mit einem Godwin, der in der umfassendsten Weise die natürliche Auffassung gab, zusammentraf. — Es kann kein Zweifel obwalten, daß Regierung und Gesellschaft des heutigen Englands ihren Nutzen gezogen haben von der Schärfe und der Kühnheit, der Wahrheit und dem Irrthum, der Tiefe und den Seichtigkeiten, der Hochherzigkeit und der Ungerechtigkeit Godwin's, wie er sich in seinem Buche über politische Gerechtigkeit offenbarte; und so war er einer der Wohlthäter seines Zeitalters, wenn auch vielleicht der unliebsamste."

Als ein Zeichen der großen Toleranz, mit welcher in England Ueberzeugungen und Meinungen betrachtet werden, mag die Thatsache gelten, daß Godwin, der die Abschaffung der Regierungen und die Einführung der Gütergemeinschaft verlangt hatte, in seinen alten Tagen vom Ministerium Grey eine kleine Sinecure erhielt, mit einer Wohnung, die mit dem Hause der Gemeinen in Verbindung stand, wo er Fremden oft die Sternkammer zu zeigen liebte.

Während Frankreich die alte Zeit begrub, die letzten Reste der unfreien Arbeit, die Leibeigenschaft, den Zehnten u. s. w. aufhob, dann aber in Experimenten sich erschöpfte, — schuf England — den Sklaven der Zukunft, die Dampfmaschine. Diese, von Watt erfunden, und Arkwright's Spinnmaschine brachten eine Revolution in die Welt, wie seiner Zeit die Erfindung des Schießpulvers und die Buchdruckerkunst. Während der Continent sich in Kriegen erschöpfte, begann in England eine so ungeheure Production, daß es die Kosten dieser Kriege bestreiten konnte. Welches andere Land wäre im Stande gewesen, ja, welches Land in der Welt ist je im Stande gewesen, in einem Zeitraume von zweiundzwanzig

Jahren eine Summe aufzunehmen, welche folgenden Anleihen Englands gleich kommt, die während der Kriege mit Frankreich theils zu eigenen Kriegsrüstungen, theils zu Subsidien an die Bundesgenossen gezahlt wurden? Die englische Regierung machte von 1793 bis 1815 folgende Anlehen:

	Pf. Sterl.		Pf. St.	Sh.	Pence.	
1793 . . .	4,500,000	zu	4	8	7	pCt.
1794 . . .	11,000,000	"	4	10	7	"
1795 . . .	18,000,000	"	4	15	8	"
1796 . . .	18,000,000	"	4	14	9	"
1796 . . .	7,500,000	"	4	12	2	"
1797 . . .	18,000,000	"	5	14	1	"
1797 . . .	14,500,000	"	6	6	10	"
1798 . . .	17,000,000	"	6	4	9	"
1799 . . .	3,000,000	"	5	12	5	"
1799 . . .	15,500,000	"	5	5	—	"
1800 . . .	20,500,000	"	4	14	2	"
1801 . . .	28,000,000	"	5	5	—	"
1803 . . .	12,000,000	"	5	2	—	"
1804 . . .	14,000,000	"	5	9	2	"
1805 . . .	22,500,000	"	5	3	2	"
1806 . . .	20,000,000	"	4	19	7	"
1807 . . .	14,600,000	"	4	14	7	"
1808 . . .	10,500,000	"	4	14	6	"
1809 . . .	14,600,000	"	4	12	10	"
1810 . . .	12,000,000	"	4	4	2	"
1811 . . .	12,000,000	"	4	13	6	"
1812 . . .	32,500,000	"	5	5	7	"
1813 . . .	27,000,000	"	5	8	6	"
1814 . . .	24,000,000	"	4	12	1	"
1815 . . .	36,000,000	"	5	12	4	"
Summa .	426,800,000	Pf. Sterl.				

Beinahe 3000 Millionen Thaler hat England also in dem kurzen Zeitraume von zweiundzwanzig Jahren zur Befreiung Europa's aufgebracht. Pebrer schätzt auf ungefähr fünfzig Milliarden Francs die Summe der von der englischen Regierung vom Beginn der französischen Revolution bis zum Frieden von 1815 bezogenen Einkünfte und verbrauchten Anleihen. Eine solche Summe existirt gar nicht in der Welt in Metallmünze, und sie ist fünf Mal größer, als die ganze Masse des Metallgeldes, welches in Europa in jenem Zeitraum vorhanden war.

Solche Einkünfte waren nur möglich durch außerordentliche Hülfsquellen, und diese eröffneten die Maschinen.

Erst als die Dampfmaschine in Thätigkeit war, konnte man in England die Kohlen- und Eisen-Bergwerke so ausbeuten, daß sie ergiebiger wurden, als alle Bergwerke der Welt. Vor der Erfindung der Spinnmaschine zählte Großbritannien nur 5000 Baumwollenspinnerinnen und 3000 Baumwollenweber, während gegenwärtig in England allein über 800,000 sich befinden; so sehr hatte die Spinnmaschine die „Arbeiter brodlos" gemacht! Am Ende des 18. Jahrhunderts, sagt Blanqui, wurde in Europa nicht ein einziges Stück Baumwollenzeug verbraucht, welches uns nicht Indien geliefert hätte, und fünfundzwanzig Jahre später sandte England deren dem Lande selbst zu, aus welchem es bis dahin sämmtliche Erzeugnisse dieser Art bezogen hatte. Der Gesammtwerth der Baumwollengewebe wurde in Großbritannien 1836 auf 850 Millionen Francs angeschlagen. Seitdem hat sich die Zahl der Spinnereien fast verdoppelt.

Allmählich haben sich die Meere mit Dampfschiffen bedeckt und die Länder mit Eisenbahnen überzogen. Reiche sah man während eines Menschenalters aus dem Nichts entstehen. America ist mit Hülfe dieser neuen Riesenkräfte in diesem Jahrhundert von 3 Millionen zu einer Nation von 24 Millionen herangewachsen. Keine Revolution, nicht Christenthum, nicht Völkerwanderung haben binnen so kurzer Zeit das Aussehen der Welt so verwandelt.

Solche Wunder machen es denn erklärlich, daß in England vermittelst dieser neuen ökonomischen Bewegung alle bisherigen Begriffe umgewälzt wurden und Adam Smith endlich zur Geltung kam. Während in Frankreich die auf Nationalgüter fundirten Assignaten bis auf die letzte Stufe der Entwerthung fielen, erhielten die nicht fundirten Noten der Bank von England, trotz Zwangs-Courses (1797) d. h. Bankbruchs, sich auf ihrem Nennwerth. In England überschritt also die große Masse des Papiergeldes (freilich lange nicht die Summe der Assignaten) das Bedürfniß nicht, weil durch die vermehrte Gütererzeugung, die in Frankreich durch die inneren Unruhen und äußeren Kriege stockte, eine größere Masse von Umlaufsmitteln nothwendig wurde und die Nation im Inneren des Landes mit Papier austauschte, während das Metall ins Ausland ging.

Zu allen ihren gewagten, aber glücklichen finanziellen Unternehmungen fügten die Engländer noch die sogenannte schwebende Schuld, welche eine der bequemsten Hülfsquellen der neueren Staaten geworden ist. Durch dieses Manöver wurden die Staatseinkünfte, die später fällig waren, zum Voraus bezogen, indem man Schatzscheine ausgab. Dadurch wurde ein Capital, das sonst erst ein Jahr später einkam, zum gemeinen Besten sofort in

Circulation gesetzt. Die schwebende Schuld war daher eine Zuflucht für die müßigen Capitalien; leider war sie wegen ihrer Annehmlichkeiten auch dem Mißbrauch häufig ausgesetzt.

Die Continentalsperre, statt die Engländer zu ruiniren, hatte nur ihre Thatkraft gesteigert. Zum Ersatz für den Markt auf dem europäischen Continent, welcher durch den Schmuggel übrigens immer noch versorgt wurde, eroberten sie sich alle Märkte der Erde; so daß, als der Friede die Continentalsperre wieder aufgehoben hatte, sogar eine Handels- und Geld-Krisis in England ausbrach, die freilich auch noch anderen Umständen ihren Ursprung zu verdanken hat.

Mitten in dem Kriegsgetümmel und den Sperrmaßregeln, welche in Frankreich der Volkswirthschaft Hohn sprachen, lehrte ein Mann deren wahre Principien, welcher durch die Ausführlichkeit, womit er sie anschaulich zu machen suchte, nicht wenig dazu beitrug, dieselben allgemein verständlich, populär und dadurch praktisch nutzbar zu machen. Noch heute ist das System politischer Oekonomie von Jean Baptist Say dasjenige Werk, welches den Anfänger am leichtesten in die Wissenschaft einführt. Seine Erklärung des Werthes, welche keine Verbesserung der Smith'schen Definition war, wie Say glaubte, ist durch die neueren Forschungen gefallen; allein bis zu Bastiat war eine Geringschätzung dieses klaren Denkers nicht gerechtfertigt, da er die Wissenschaft wirklich gefördert hat.

Durch seine Theorie von den Absatzwegen beschleunigte Say den Sturz des Sperr- und Colonial-Systems. Er bewies mit gemeinverständlicher Klarheit, daß es keine „Handels-Bilanz" gebe, daß die Völker Erzeugnisse nur mit Erzeugnissen bezahlen, daß nicht ein Volk um das reicher wird, um was das andere ärmer, daß vielmehr der Handel zwischen zwei Völkern beide bereichert, daß alle Gesetze, welche ihnen verbieten, zu kaufen, sie hindern, zu verkaufen, weil die fremde Nation schließlich keinen Gegenwerth für ihre Erzeugnisse erhalten könnte. Störungen, welche die industrielle Bewegung in dem einen Lande erleidet, schaden auch dem anderen; eine Mißärnte in dem einen, Sperrmaßregeln oder Krisen gereichen auch den andern zum Nachtheil. Die Interessen der Völker sind daher solidarisch, und der Krieg ist eine Thorheit, der man sich mit allen Kräften widersetzen muß. Solche Lehren sind nicht nutzlos gewesen; denn gerade diejenigen, welche sie noch vor Kurzem verhöhnten, sind deren eifrigste Verfechter geworden.

Ein Irrthum Say's, der aus seiner mangelhaften Erklärung des Werthes entsprang, war es, daß er der geistigen Production, namentlich in Beziehung auf den Staats-Organismus, zu wenig Gewicht oder Werth beilegte, daß er glaubte, eine Menge von Künstlern, Staatsmännern und

Gelehrten könnte ein Volk wenig oder gar nicht bereichern. Auf der anderen Seite geißelt er aber mit Recht den Mißgriff der unzeitigen Einmischung der Regierungen in das volkswirthschaftliche Leben, wozu ihm Frankreich Stoff genug bot. Da die wenigen Männer der Regierung alle einzelnen Geschäftszweige nicht so übersehen können, wie die betreffenden Privatleute, so traute er den Regierungen sehr wenig Einsicht zu und hielt es für das Beste, was sie thun könnten, nichts zu thun. Die bitteren Erfahrungen in Frankreich veranlaßten ihn eben, einen Satz in seiner vollen Schärfe auszusprechen, der sehr heilsame Ausnahmen zuläßt.

Das außerordentliche Experiment, welches die englische Bank durch Einstellung der Baarzahlungen glücklich überstanden, konnte nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der ökonomischen Schriftsteller auf sich zu lenken.

Heinrich Thornton suchte diese Maßregel zu rechtfertigen, indem er behauptete, daß die Banken die Arbeit unendlich begünstigen und die Gütererzeugung vermehren können, ohne der Baarschaft zu bedürfen, unter der einzigen Bedingung, ihre Emissionen mit Klugheit zu regeln.

Cobbet dagegen griff, obwohl er die Vortheile des Credit-Systems zu würdigen wußte, die Mißbräuche mit dem Papiergeld und die trügerischen Finanz-Operationen der Regierung mit vieler Kraft an.

Einer der scharfsinnigsten, aber in seinem Scharfsinn etwas einseitigen Oekonomisten war David Ricardo, welcher sich am meisten durch seine Erklärung der Bodenrente, die er mit bewunderungswürdiger Logik durchführte, bemerklich machte. Er war aber in seinen Forschungen zu abstract, er hielt sich zu sehr an das reine Princip, ohne die mitwirkenden Nebenumstände im Leben mit in Rechnung zu bringen, und da sein Haupt-Princip (Bodenrente) noch dazu falsch war, so konnten viele Folgerungen, welche er zog, mit der Praxis nicht übereinstimmen. Blanqui vergleicht ihn mit einem Mechaniker, der Maschinen nach der Theorie construirt, ohne die praktische Wirkung der Reibung, des Widerstandes der Luft, der Temperatur, des Materials zu berücksichtigen. Allein abgesehen von dem Irrthume der Bodenrente, welchen er mit anderen Volkswirthen theilte, hat Ricardo doch der Wissenschaft sehr viel genützt. Seine Untersuchungen über den Arbeitslohn, den Gewinn, den Waarenpreis und deren Verhalten zu einander sind als der erste Fortschritt seit Smith zu betrachten. Schon in seiner ersten Schrift bewies er, daß das damalige (1809) Steigen des Preises des baaren Geldes und das Fallen der Wechselcurse ein Beweis der Werthabnahme der Banknoten sei. Obgleich ein so großer Bewunderer des Papiergeldes, daß er den Verkehr in einem Lande erst für vollkommen betrachtete, wenn er durch Papier geschehe, zeigte er doch mit Klarheit die Folgen einer zu großen Ausgabe von Papiergeld. Ricardo ersann zugleich

eine neue Art von Bank-System, wonach die Noten nicht gegen gemünztes Metall, sondern gegen Barren von der Bank ausgetauscht werden sollten. Sie würde dadurch nicht so sehr um Baarzahlungen angesprochen und könnte bei gleicher Sicherheit mehr Noten ausgeben. Vielleicht wird einst ein Versuch damit gemacht werden.

Unter den Schülern Ricardo's, wie James Mill, Torrens, Mac Culloch, hat Letzterer die Grundsätze seines Meisters am meisten populär gemacht. Als Oekonom, der die Lehren A. Smith's unmittelbar im Geschäftsleben und auf die gewerblichen Fragen praktisch anwandte, ist noch Th. Tooke zu nennen.

Unter den Staatsmännern war Huskisson der Erste, welcher die Grundsätze A. Smith's in das Staatsleben übertrug und dem Sperr-System in England den ersten Stoß versetzte (1826). Sein Leben ist eine der glänzendsten Tafeln in der Geschichte der politischen Oekonomie. Seine Thätigkeit als Minister fällt ganz mit der des großen Canning, seines Freundes, zusammen, doch in allen wirthschaftlichen und finanziellen Fragen war Huskisson die Seele des Ministeriums. Mit blendender Klarheit und vernichtender Logik warf er die Sophismen der Monopolisten und Anhänger des Sperr-Systems zu Boden. Miß Martineau (Geschichte Englands) und Blanqui in seiner Geschichte der politischen Oekonomie, geben eine vortreffliche Schilderung von dem Leben dieses großen Mannes. Er, der eifrigste Beförderer der Eisenbahnen, hatte das tragische Geschick, bei der Eröffnung der Manchester-Liverpooler Eisenbahn an der Seite seiner Gattin das Leben zu verlieren.

Die vorübergehenden Uebelstände, welche die Erfindung der gewaltigen Maschinen der Neuzeit in der Uebergangs-Periode für einen Theil der Arbeiter hervorruft, veranlaßten Sismondi, sich zum Ritter des Vorurtheils der Letzteren wider die Maschinen und die durch dieselben bewirkte Vermehrung der Production aufzuwerfen. Bestürzt durch den Contrast von dem ungeheuren Reichthume und der großen Armuth, welche er in England gefunden, glaubte er, daß die Maschinen daran schuld seien und daß die Vermehrung der Güter nur in so fern eine Wohlthat sei, als ein entsprechender Verbrauch auf sie folge; eine Ersparung an allen Mitteln der Erzeugung sei daher nur dann ein Vortheil, wenn jeder, der zur Erzeugung mitwirke, ein gleiches Einkommen fortbeziehe, als wie er vor jener Ersparung bezogen habe; was nur geschehen könne, wenn er mehr von seinen Erzeugnissen verkaufe. Sismondi glaubte, daß Maschinen und Banken die Nachfrage nach Arbeit minderten und dann durch die Mitbewerbung unter den Arbeitern die Löhne noch mehr fallen müßten, daß also Jene von der größeren Menge des erzeugten Vermögens keinen Antheil bekämen. Ueberfüllung

des Marktes, Handelskrisen und die zahlreichen Arbeiter-Entlassungen wären die Folgen der erleichterten Production. Man habe dann zwar productivere, aber kostspieligere Maschinen an die Stelle der früheren gesetzt. Man habe einen Nachlaß am Zins für die Miethe der Häuser, an dem für das Darleihen von Capitalien, an dem Einkommen der Grundeigner erwirkt. Eine jährliche Fabrication von hunderttausend Franken, auf eine Million gesteigert, mache neun mitwerbende Fabriken untergehen, deren Capital somit zerstört werde. Es müsse dann eine Minderung im Verbrauche eintreten, und während der Fabricant mit aller Kraft sich bemühe, die Menge der Waaren zu vermehren und die Güte derselben zu erhöhen, ringe er ganz eben so eifrig, eben so wirksam dahin, die Anzahl der Käufer zu vermindern.

Es ist daher nach Sismondi nothwendig, eine gerechtere Vertheilung zu schaffen, und doch gesteht er ein, daß er die Kraft nicht fühle, die Mittel der Ausführung zu bestimmen. „Die Vertheilung der Gewinnste der Arbeit", sagt er am Schlusse seiner Betrachtungen, „unter jene, welche zu deren Erzeugung mitwirken, scheint mir verfehlt zu sein, und es scheint mir fast über die menschlichen Kräfte hinauszugehen, einen Zustand des Eigenthums zu begreifen, der von jenem ganz verschieden ist, welchen uns die Erfahrung zu erkennen gibt."

Bei diesem beschämenden Geständnisse hätte doch ein leichter Zweifel bei ihm darüber aufstoßen müssen, ob denn die Voraussetzungen, von welchen er ausgegangen ist, so unbedingt richtig seien! Sie sind aber in der That fast alle falsch.

Wenn Sismondi meint, daß die Vermehrung der Güter-Erzeugung nur dann ein Gut sei, wenn ein entsprechender Verbrauch folge, so daß die, welche zur Erzeugung mitwirken, eben so viel als früher erhalten, also mehr verkaufen müssen, — so versteht sich das von selbst. Das Capital besteht ja nur aus Gütern, und diese müssen productiv consumirt werden, wenn das Capital nicht müßig da liegen soll. Da Niemand so thöricht sein wird, letzteres müßig zu lassen, so wird er es zu beschäftigen suchen. Dadurch steigt aber die Nachfrage nach Arbeitern und mit ihr der Arbeitslohn.

Wenn einmal Verhältnisse bestehen, welche zu ändern Sismondi selbst kein Mittel weiß, warum kam er da nicht auf den Gedanken, daß die Natur doch billig sein könne und nicht daran schuld sei, wenn Uebelstände vorliegen, daß vielleicht eher die Menschen durch mangelhafte Einrichtungen, wie Monopole und Sperrmaßregeln, solche Uebel hervorrufen? Warum dachte er nicht daran, daß das Wohlbefinden der arbeitenden Classen sich gegen früher, wo keine Maschinen bestanden, unendlich verbessert hat? Capital kann nur Gewinn bringen, wenn es productiv consumirt wird; dies

geschieht aber durch die Arbeiter; also werden unter diese um so mehr Güter zur Vertheilung kommen, je mehr das Capital zunimmt. Dieses wird aber durch die Maschinen vermehrt; also bringen auch die Maschinen eine größere Menge von Gütern unter den Arbeitern zur Vertheilung. Außerdem nimmt die Consumtion schon an sich im Verhältnisse der billiger werdenden Production zu.

Sismondi hat sich nur durch die Uebelstände schrecken lassen, welche Uebergangs-Perioden mit sich bringen, die aber bald verschmerzt sind. Kaum kann es Erfindungen geben, welche in ihrer Tragweite der Buchdruckerkunst und den Eisenbahnen gleichkommen. Konnten je Arbeiter durch Maschinen erschreckt werden, so waren es die Abschreiber, als die Presse mit derselben Arbeitskraft auf einmal zweihundertmal mehr lieferte. Die Mönche überlieferten daher natürlicher Weise Faust dem Teufel; allein zehn Jahre später waren zwanzig- und zwanzig Jahre später hundertmal mehr Arbeiter bei der Buchdruckerei beschäftigt, als früher beim Abschreiben. Die Eisenbahnen schienen alle Fuhrleute und Kutscher ruiniren zu müssen; gleichwohl waren wenige Jahre nachher mehr Kutscher beschäftigt, die Fuhrleute haben die Wunde längst verschmerzt, und Tausende von neuen Arbeitern sind bei den Eisenbahnen beschäftigt.

Der Gesichtspunkt, von welchem Sismondi ausgeht, ist überhaupt zu beschränkt; er spricht immer nur von Fabrik-Arbeitern, als wenn diese die Mehrheit des Volkes bildeten und von ihnen die Gesammtwohlfahrt abhinge. In der That bilden sie aber nur einen sehr geringen Theil der Bevölkerung, welche fast überall zum bei Weitem größeren Theile aus Ackerbauern besteht. Rechnet man dazu die Einwohner der Städte, die Handwerker, Beamten, Gelehrten und Künstler, welche alle von den Maschinen Vortheil ziehen, so verschwindet die kleine Anzahl Fabrik-Arbeiter dagegen. So gut aber diese ein Recht hätten, sich gegen die Nachtheile der Maschinen zu beschweren, so gut haben jene ein Recht, die Vortheile derselben für sich in Anspruch zu nehmen.

Außerdem handelt es sich nicht darum, ein Uebel, wenn es einmal nicht zu ändern ist, zu beklagen, sondern demselben abzuhelfen. Man suche sich daher bei Zeiten dagegen zu sichern, wie man sich auch gegen Hagel- und Feuerschaden durch Vorsicht und Versicherungs-Gesellschaften schützt. Wenn dennoch viele Leute sich nicht assecuriren, soll deßhalb die Ordnung der Dinge angeklagt werden, wo Jemand durch jene Unklugheit leidet? Es können einmal keine Einrichtungen getroffen werden, welche die Vormundschaft einer gerechten Vertheilung des Einkommens unter die Einzelnen übernehmen. Jeder ist sich selbst der Nächste; er schaue um sich und treffe bei Zeiten Fürsorge, wenn in seinem Arbeitszweige eine Maschine erfunden wird.

Nein, die Uebelstände, welche Sismondi beklagt, rühren von anderen Umständen als von den Naturgesetzen her. Sie sind mannigfaltig, wie die menschlichen Einrichtungen selbst; sie aufzuführen, genügte ein Band nicht; und dennoch lassen sie sich in einem Satze zusammenfassen: Sie liegen in den Hindernissen, welche der Freiheit der Arbeit in den Weg gelegt werden, seien es Monopole, Sperrzölle, Zunft-Gesetze, Mangel an Freizügigkeit, Krieg, unsichere Rechtspflege oder a. m.

Durch die Vervollkommnung der Maschinen, die Theilung der Arbeit in den Fabriken, durch die Fortschritte der Chemie und Technik, durch die Erleichterung des Credits, des Handels sind die Producte billiger geworden, und auch die Arbeiter haben Theil an diesem Vortheile. Einer der ärmsten Handarbeiter würde kaum einen Homerischen Fürsten beneiden, denn er hat Genüsse, wovon diese nie eine Ahnung hatten. Die Glasfenster, die Oefen, die Eisenbahnen, der Kaffee, Thee, Tabak, die Kartoffeln, das Bier, der Branntwein, der Zucker, — das sind Güter, welche heute die Genüsse der Geringsten vermehren. Die Geschichte weis't auch ganz unläugbar die Thatsache des Fortschrittes nach, und wenn es immer noch Vermögens-Unterschiede gibt und geben wird, so ist das ein Naturgesetz, ohne welches die menschliche Gesellschaft kaum bestehen könnte.

Sismondi begründete die Forderungen der späteren Socialisten zuerst wissenschaftlich und forderte Abhülfe für alle socialen Leiden durch ein plötzliches universales Heilmittel, welches er indessen selbst nicht zu kennen eingestand und wie es in der That auch keines geben kann. Eigenthümlich war es, daß die Socialisten eine Abhülfe gegen diese Leiden gerade in den Maßregeln suchten, welche dieselben hervorgerufen, in dem Sperrsysteme, in der Beschränkung des Handels, in der Bevormundung durch den Staat, in dem Mangel an Concurrenz und Capital. Wenn nun der Staat durch eine unverständige Masse gezwungen worden ist, Arbeiter-Werkstätten zu errichten, wenn dann das Uebel noch größer wird, — ist darum die Ordnung der Dinge, die Natur, anzuklagen oder der Unverstand der Menschen?

Wir haben gesehen, welche verkehrte Begriffe bis auf unsere Zeit in der Volkswirthschaft existirten, wie Regierungen und Völker fast nur das Gegentheil von dem dachten und thaten, was die Naturgesetze bestimmen, so daß wir es mehr dem „Gange der Dinge", als dem menschlichen Verstande zuzuschreiben haben, wenn die Völker trotz ihrer verkehrten Ansichten gediehen. Wir haben gesehen, wie langsam die Wahrheit sich Bahn bricht; und doch verlangt man die augenblickliche Lösung einer Frage, welche in ihrer Vollkommenheit nur durch die Ewigkeit gelös't werden kann. Wir können Zustände nur verbessern, nicht vollkommen machen. Wenn Alles vollkommen wäre, dann würde die größte Triebfeder der

Menschen, die Concurrenz, der Fortschritt aufhören, sie hätten kein Ziel mehr vor Augen, und diese Vollkommenheit würde in ihren Gegensatz, in Fäulniß, übergehen. „Es ist aber dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." Gerade die Nothwendigkeit, daß stets verbessert werden muß, ist der Sauerteig, welcher das Menschengeschlecht vor Fäulniß und Untergang bewahrt. Und wie viel noch ist zu bessern! Wie viel ist zu bessern, das nur mit Zeit und Mühe gebessert werden kann! Ist die durch die Maschinen vermehrte Güter-Erzeugung am Ende auch daran schuld, wenn es unter den arbeitenden Ständen mehr Trunkenheit, Leichtsinn, Unreinlichkeit gibt, als unter den gebildeten, und können solche Laster auf einmal ausgerottet werden?

Nachdem wir so die Uebertreibungen Sismondi's ins Licht gesetzt haben, können wir seinem guten Willen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Um eine Krankheit zu heben, muß eine richtige Diagnose gestellt, eine Wunde muß bloßgelegt werden, wenn sie geheilt werden soll, und so können auch die socialen Uebel erst dann gebessert werden, wenn sie aufgedeckt sind. Das hat Sismondi so redlich gethan, daß er ganz vergaß, daß dieselben schon seit Jahrtausenden in höherem Grade bestanden haben, daß er Alles einer falschen Ursache, den Maschinen, zur Schuld legte, während die Fabrik-Arbeiter unserer civilisirten Länder Edelleute sind im Vergleiche zu den Leibeigenen Rußlands, ja, zu vielen Häuslingen Nord-Deutschlands, welche nicht wissen, wie das Fleisch schmeckt.

Erst wenn ein Volk auf einer gewissen Stufe der Bildung und des Wohlstandes angelangt ist, dann wird es auf die Leiden der ärmeren Classen aufmerksam und sucht sie zu heilen. Solche Klagen sind daher kein Beweis, daß das Uebel erst entstanden ist, sondern ein Beweis, daß man durch den Fortschritt zur Erkenntniß desselben gekommen ist. Aus den Steppen Rußlands, aus Sibirien erschallt keine Klage; keine Klage ist uns aus den Hütten der Leibeigenen des Mittelalters überliefert; und die Häuslinge Hannovers sind noch nicht einmal auf der Stufe angelangt, wo sie das Elend ihres Zustandes einsehen könnten. Die Klagen kommen am lautesten aus Paris und England, wo die Arbeiter den verhältnißmäßig höchsten Lohn und die am wenigsten unterbrochene Arbeit haben.

Fern sei es von uns, die Klagen über die Leiden der Arbeiter zu mißachten; wir preisen Sismondi darum, daß er sich zuerst zu deren Dolmetscher gemacht hat. Allein wir suchen die Abhülfe nicht in schrecklich klingenden Redensarten, sondern in der Beseitigung desjenigen Uebelstandes, welcher die Haupt-Ursache jener Leiden gewesen ist, der Hindernisse, die der freien Entwicklung der Arbeit im Wege stehen.

Der Vicomte Alban von Villeneuve-Bargemont, der Verfasser der „Christlichen Staats-Haushaltung", steigerte noch die Klagen Sismondi's über das Fabrikwesen; er schilderte in den schrecklichsten Farben die Drangsale der arbeitenden Classen; allein die Heilmittel, welche er vorschlägt, verrathen noch weniger Einsicht. Er erinnert sich mit Recht der Mildthätigkeit des Mittelalters, mißkennt aber dessen wahre Vorzüge und sehnt sich daher nach den Zünften und Klöstern zurück, weil diese die Zunahme der Bevölkerung aufgehalten hätten, — als ob das Verhältniß der Production zur Menge der Consumenten nicht ungünstiger wäre, wo noch eine Schaar unproductiver Leute zu ernähren ist!

Bei allen unverständigen Klagen hat Villeneuve indessen doch zwei richtige Forderungen gestellt: Verbesserung des sittlichen und gewerblichen Unterrichts und Gründung von Spar- und Hülfscassen.

Gegenüber diesen unpraktischen Menschenfreunden wies Le Comte richtig nach, daß die meisten Hemmnisse gegen sociale Verbesserungen gerade von jenen herrühren, welche am meisten dabei gewinnen würden. So wird z. B. das Uebel einer Mißärnte gerade durch das Vorurtheil der nothleidenden Classe vermehrt, welche über Wucher, zu geringen Schutz, Nachlässigkeit der Policei u. s. w. klagt (während dem Uebel nur durch den freien Handel und zeitiges Sparen, Zurückhalten des Getreides abgeholfen werden kann), welche Beschränkung des Handels im Innern und Ausfuhr-Verbote u. s. w. verlangt, wodurch gerade der vorhandene Mangel noch vermehrt wird.

Am bündigsten hat sich aber Dunoyer gegen jene unklare Richtung gewandt. Dunoyer erkannte, daß das Elend der arbeitenden Classen nicht in dem Fabriks- und Maschinenwesen, sondern in früheren Zuständen seinen Ursprung hat: in der ungleichen Vertheilung des Vermögens, der Rechts- und Vermögenslosigkeit der zahlreichsten Classe der Gesellschaft, in der Unfreiheit der Arbeit (denn die Sklaven und die Leibeigenen der früheren Zeit waren die Mehrzahl, und sie hatten nicht einmal ein Eigenthumsrecht), in dem Sperrsysteme und der zahllosen Menge trostloser Regierungs-Maßregeln, welche nur durch die mit der Civilisation vermehrte Bildung allmählich vermindert worden ist. „Gleichwohl", setzt der Verfasser hinzu, „haftet der Zustand der niederen Classen nicht bloß an den Beschädigungen, welche der höhere Theil der Gesellschaft gegen sie verschuldet haben kann; er wurzelt auch in den Fehlern, welche ihnen eigen sind, in ihrer Apathie, ihrer Sorglosigkeit, ihrer Unkunde der Ursachen, welche den Preis der Arbeit steigen oder fallen machen. Ihre Noth ist mindestens eben so sehr ihr eigenes Werk, als das der Classe, welche man anklagen kann, sie unterdrückt zu haben." Dunoyer sagte den unteren wie den oberen Classen, den Völkern

wie den Regierungen unerschrocken die Wahrheit. Er machte darauf aufmerksam, daß die Regierungen, durch die zu große Vormundschaft, welche sie häufig ausüben, in dem Volke die Vorstellung von ihrer Allmacht befestigen, die sich bis auf die Güter-Erzeugung erstrecken soll, so daß das Volk oft von Maßregeln der Regierung erwartet, was es nur durch seine eigene Thätigkeit erringen kann.

Gleich Say hatte Dunoyer eine sehr geringe Meinung von der reformirenden Kraft der Regierungen. Auch er glaubte, daß die Initiative zu allen Verbesserungen in der Gesellschaft aus den verschiedenen Arbeitsschichten des Volkes ausgehen müsse, weil diese durch die Theilung der Arbeit es besser verstehen, als die Regierung, welche Alles übersehen muß. „Es sind Landwirthe," sagt er, „welche den Landbau vervollkommnen; die Künste werden durch Künstler, die Wissenschaften von Gelehrten, die Politik und Moral durch Politiker und Moralisten gefördert. Es besteht zwischen den Dingen, welche die besondere Angelegenheit eines Jeden, und jenen, welche die Angelegenheit Jedermanns sind, bloß der Unterschied, daß bei den ersteren die Vervollkommnungen für denjenigen, welcher sie erfindet, unmittelbar anwendbar sind, während bei den zweiten, nämlich bei den politischen, die Anwendungen nur dann Statt finden können, wenn der Gedanke des Publicisten der gemeinsame Gedanke des Publicums oder wenigstens eines sehr beträchtlichen Theiles desselben geworden ist. Bis dahin kann man zu ihrer Verwirklichung nur ohnmächtige Versuche machen. Es ist möglich, daß eine Regierung mit gutem Willen es trotzdem unternehme, sie anzustellen; allein sie wird kein Werk errichten, das fortdauert. Es ist möglich, daß die Sache trotz der Staatsgewalt durch eine Partei versucht werde, welche sie stürzt und ersetzt; allein die glücklichsten Aufstände werden keinen größeren Erfolg haben, als die wohlwollendsten Zugeständnisse (Joseph II., Februar-Revolution). Die Sache wird sich erst tief für die Dauer begründen in dem Maße, wie sie in die Ideen und Gewohnheiten der großen Zahl der Mehrheit übergehen wird. . . . So würde es selbst in dem socialen Zustande, der am freiesten von Gewaltthätigkeiten ist, sehr schwierig zu verhüten sein, daß Ungleichheiten in den Stellungen entstehen; und wenn diese Ungleichheiten einmal eingeführt sind, so ist es noch schwieriger, sie zu verwischen. Man gelangt stets nur mit äußerster Mühe von einer niederen Stellung zu einem auch nur etwas höheren Stande, und die Familien, welche einmal in eine gewisse Erniederung gesunken sind, laufen Gefahr, in ihr schon deßwegen zu beharren, weil sie sich darin befinden."

In Uebereinstimmung mit Dunoyer machte Droz darauf aufmerksam, daß die Wissenschaft und die Verwaltung nicht für die Bedürfnisse der

Menschen sorgen können; daß erstere nur die Gesetze angeben kann, nach welchen producirt wird, und daß letztere schon gut ist, wenn sie die Hindernisse wegräumt, welche die Erzeugung hemmen, und die Sicherheit herstellt, unter der sie allein möglich ist.

In der ersten Generation, seitdem die Volkswirthschaft durch die Physiokraten und A. Smith in den Rang einer Wissenschaft erhoben worden war, hatte jeder der hervorragenden National-Oekonomen sein eigenes System gegründet, seine eigenen absoluten Theorieen aufgestellt. Mehr oder weniger hatte Jeder die Wissenschaft fördern helfen; allein es liefen doch, wenn wir A. Smith und Say ausnehmen, viele Einseitigkeiten unter, indem der Eine oder der Andere diese oder jene Erscheinung als den Brennpunkt annahm, um den er sich drehte, z. B. Ricardo die Bodenrente, Malthus die Bevölkerung, Sismondi das Fabrik-System und die Vertheilung des Einkommens, — indem die Einen den Werth nur im Boden (Physiokraten), die Anderen nur in der Brauchbarkeit (Say), die Dritten vorzugsweise in der Arbeit fanden u. s. w.

Am Anfange dieses Jahrhunderts trat nun eine Anzahl von National-Oekonomen, und unter ihnen besonders die deutschen, auf, welche zu dem Grundsatze sich bekannten: „Prüfet Alles und erwählet das Beste!"

Indem diese Eklektiker die hauptsächlichen Gesetze der Volkswirthschaft systematisch ordneten, haben sie nicht wenig dazu beigetragen, dieselbe dem Publicum zugänglich zu machen. Zugleich aber befreundeten sie die Regierungen damit, indem sie die Grundsätze der Lehre auf die Finanz- und gesammte Staatswirthschaft übertrugen.

Unter ihnen haben wir zu nennen den Spanier Estrada, besonders aber die Deutschen Heinrich Storch, welcher Lehrer der Großfürsten Michael und Nikolaus war und freilich seine Vorlesungen an dieselben in französischer Sprache herausgab, Rau, Pölitz, Graf Soden, Hansen, Kudler, v. Hermann. Letzterer, der in seinen „Staatswirthschaftlichen Untersuchungen" den Denker zeigt, welcher die Lehren der Vorgänger, die Gesetze der wirthschaftlichen Bewegung noch weiter zu ergründen bemüht ist, aber noch einige Vorliebe für die Ricardo'sche Lehre von der Bodenrente bewahrt, hat viel dazu beigetragen, die ökonomischen Grundsätze den deutschen Regierungen vertraut zu machen. Besonders sind in dieser Richtung noch zu nennen die vorzüglichen Schriften von Zachariä, Malchus, Nebenius, Krause, Baumstark.

Man ist in Deutschland, um die Wissenschaft praktisch zu machen, gewisser Maßen bureaukratisch zu Werke gegangen, indem dieselbe an den Hochschulen in Fächer, wie die eigentliche Oekonomie, in die Finanzen, die Polizei, getheilt worden ist und den Gattungsnamen Cameral-Wissenschaft

bekommen hat. Doch sind die Grundsätze der Volkswirthschaft in England früher ins Volk gedrungen, und erst seit sieben Jahren hat das deutsche Publicum angefangen, sich damit zu beschäftigen; freilich mit solchem Erfolge, daß wir die Engländer bald eingeholt haben werden, namentlich in Nord-Deutschland, wo die gesammte Presse für die wahren Grundsätze der Volkswirthschaft gewonnen ist.

Obwohl unsere besten National-Oekonomen Eklektiker sind, so haben doch auch einige versucht, einen eigenen Weg einzuschlagen. Schmalz und Arnd griffen die Lehre der Physiokraten wieder auf. Letzterer kam darauf zurück, um die Grundsteuer als die billigste zu vertheidigen, indem er nachzuweisen suchte, daß die Grundbesitzer den Theil davon, der den anderen Classen gebührt, auf diese wälzen würden; doch haben beide begreiflicher Weise nur wenige Anhänger gefunden.

Einer der intelligentesten Gegner der Smith'schen Lehre war Adam Müller, ein Freund und Schüler von Gentz, dem er auch nach Wien folgte. Seine gelungenste Arbeit sind, seiner eigenen Meinung nach, die Vorlesungen über die Elemente der Staatskunst, welche er 1808 in Dresden vor dem Prinzen von Weimar und einer zahlreichen Versammlung von Staatsmännern und Diplomaten gehalten, und die 1809 in drei Bänden zu Berlin heraus kamen. Sonst sind unter seinen Schriften besonders hervorzuheben eine Denkschrift für einen Verein preußischen Adels an den Fürsten Hardenberg zur Bekämpfung der neuen preußischen Gesetzgebung (im Sinne des Mittelalters), seine agronomischen Briefe, der Versuch einer neuen Theorie des Geldes (1816), eine Schrift über Gewerbe-Polizei in Beziehung auf den Landbau (1824).

Ad. Müller war der Vorläufer von Friedrich List. Während A. Smith die Volkswirthschaft kosmopolitisch auffaßte, construirte Ersterer sie national. Alle Gesetze der Production und Consumtion wurden von A. Müller nur in Bezug auf den National-Organismus gedacht.

Manche Vorwürfe, welche er A. Smith macht, sind gerecht; allein statt sich mit einer Vervollkommnung der Lehre des Letzteren zu begnügen, wollte er sie umstürzen, stellte das entgegengesetzte System auf und gerieth dadurch in eine falsche Bahn. Die Gesetze, welche A. Smith entdeckt hat, sind nicht umzustürzen, weil dieser sie eben nicht erfunden, sondern nur gefunden hat, was in der Natur geschrieben steht. Daß Smith nicht sofort alle Gesetze entdeckte, daß er dadurch in einige Widersprüche gerieth und nicht Alles befriedigend erklärte, gibt keinen Grund ab, die wirklichen Naturgesetze, die er zuerst fand, abläugnen zu dürfen.

A. Müller ist so begeistert von der Großartigkeit der Lehens-Verfassung, die für das Mittelalter unstreitig das Muster der Staatsweisheit war, daß

er dieselbe auch für uns zurückzuführen wünscht, die wir ganz andere Verhältnisse haben.

Die Lehens-Verfassung sammt der Leibeigenschaft hatten einen tiefen Sinn, so lange die Wissenschaft uns nicht alle die Werkzeuge und Kenntnisse verschafft hatte, welche die Triebfedern und Stützen der Civilisation sind. Nach den überwältigenden Umwälzungen der Völkerwanderung galt es vor Allem, die Menschen wieder an feste Wohnsitze zu gewöhnen, auf denen der National-Organismus erstarkte und sich entwickelte, und dies geschah dadurch, daß der Grundbesitz in die Hände von Familien überging, die ihn ungetheilt von Generation zu Generation vererbten. Diese Familien hatten ein Interesse daran, ihr Volk und ihr Land mächtig und blühend werden zu lassen, weil der Glanz desselben auf sie zurückstrahlte. Sie übernahmen daher auch freiwillig und unentgeltlich die Wehrpflicht. Auf der anderen Seite war die Leibeigenschaft bei dieser Geschlossenheit der Güter und den schlechten Verkehrsmitteln in wirthschaftlicher Beziehung fast eine Nothwendigkeit für die nicht besitzenden Classen selbst. Wie wir an einer anderen Stelle sehen, schwankten wegen der schlechten Wege, die jeden Getreidehandel unmöglich machten, die Getreidepreise im Verlaufe von zehn Jahren oft um das Fünfundzwanzigfache; selbst von Gegend zu Gegend in demselben Jahre oft um das Zehnfache. Bei solchen Verhältnissen hätten Lohnarbeiter in einem Jahre, wo eine solche Theuerung eintrat, den Preis des Getreides nicht erschwingen können, sie hätten verhungern müssen; und in wohlfeilen Jahren wären die kleinen Bauern zu Grunde gegangen. Heut zu Tage kennen wir weder so niedrige, noch so hohe Preise, wie das Mittelalter. Damals war es nun Pflicht und Interesse der Gutsherren, in theuren Jahren ihre Leibeigenen zu erhalten. In Jahren des Ueberflusses wurde mit den überflüssigen Bodenfrüchten mehr Vieh aufgezogen, das gewisser Maßen als lebendiges Getreide-Magazin diente; und in theuren Jahren wurde mit diesem in Fleisch verwandelten Getreide der Ausfall gedeckt.

Es ist hier nicht der Ort, uns über den weisen Sinn der Lehens-Verfassung näher auszulassen; so viel ist gewiß, die Voraussetzungen dazu sind geschwunden. Unsere Schifffahrt, unsere Straßen, unsere Eisenbahnen und Maschinen haben die Grundlagen zu neuen Gestaltungen gegeben.

Da A. Müller nun einmal die Feudalzeit als das Muster der Freiheit und Wirthschaftlichkeit ansah, so verwarf er auch in ökonomischer Beziehung das System der sogenannten Geldwirthschaft. Er schrieb allen volkswirthschaftlichen Lehren, vom Mercantil-System an, die Wirkung zu, die menschliche Gesellschaft in wirthschaftliche Anarchie aufzulösen, in der die höheren National-Interessen untergehen würden; eine unheilvolle Wirkung, wie seiner Zeit die Einführung des römischen Rechts. Die Geldwirthschaft wie das

römische Recht hätten, wie A. Müller glaubte, die Wirkung: „mit ihren einseitigen Consequenzen alles Gemüth, alle Persönlichkeit, alle Religion aus unseren Staaten verdrängen und die Bande des Blutes zerreißen zu helfen; beide hätten den Geist der Liebe und des Zutrauens und alles Gefühl der Gemeinschaft zerstört, hätten den durch die Corporationen des Mittelalters, wie durch die Persönlichkeit und Unveräußerlichkeit des Grundeigenthums fortgepflanzten geistigen Zusammenhang der Menschen aufgehoben (unsere Associationen kannte A. Müller noch nicht), Jeden auf seine arithmetische Portion angewiesen, und Handel und Gewerbe zum unsicheren Lotteriespiel gemacht."

A. Müller tadelt, daß Smith mehr die materielle, wie die geistige Arbeit als werthschaffend annimmt. Seine Theorie habe es nur mit der momentanen Erzeugung, mit dem vergänglichen Dasein der einzelnen Individuen, nicht mit der Dauer und der Erhaltung der gesammten Production für die zukünftigen Generationen zu thun. Smith könne die Personen selbst, als Object der Oekonomie, das Product aller Producte, den nationalen Menschen und dessen Begehren, den einzigen Bestimmungsgrund aller Werthe, nicht begreifen. Die Theorie habe bloß das einfache mechanische Geschäft des Einzelnen im Auge, der praktische Staatswirth dagegen solle für die Zukunft der Nation sorgen, solle allen Erzeugnissen ein nationales, concentrisches Streben, eine höhere bürgerliche Bedeutung verschaffen; er müsse allen Haushaltungen das Gesetz der Dauer mittheilen und sie zu einem Nationalhaushalt, zu einer lebendigen geistigen Einheit gruppiren, und werde daher zu Handelsbeschränkungen, zu Aus- und Einfuhr-Verboten genöthigt, welche die Theorie verwerfe.

„Endlich kenne Smith nur eine Capitalart, das physische äußerliche Capital. Neben diesem gibt es aber noch ein, wenigstens eben so wichtiges oder noch wichtigeres, ein „„geistiges"" Capital. Jenes werde durch das Gemeingut des Geldes, dieses durch das Gemeingut der Sprache repräsentirt und entwickelt. In der Sprache wächst das Capital der Nationalweisheit, der Erfahrung und Gesinnung von Generation zu Generation und bildet zu jeder Zeit den größten Hebel der Volkswirthschaft, einen Hebel, der gerade in den letzten Jahrhunderten ganz außer Acht gelassen worden sei (??). Während im Mittelalter das wissenschaftliche Capital der Nation von der Geistlichkeit verwaltet und für das Ganze fruchtbar gemacht wurde, sei im neueren Deutschland die Literatur eben so ausschließlich, wie die ökonomische Theorie von dem einseitigen Princip der Arbeitstheilung beherrscht und dem Nationalleben abwendig gemacht worden. Es fehle an einer allgemeinen Basis von National-Erfahrung und National-Geschichte,

welche in die zerstreuten wissenschaftlichen Arbeiten eingreifen und sie mit dem gesammten Volksleben in eine lebendige Wechselwirkung bringen."

Es wird nicht nöthig sein, die Unanwendbarkeit des von A. Müller herbei ersehnten Lehensverbandes auf unsere Zeit nachzuweisen, dies ergibt sich aus der Entwicklung unserer ganzen Arbeit. In den letzt angeführten Ansichten liegt aber ein wahrer Kern. Nur sind deßhalb die von A. Smith gefundenen Principien nicht unrichtig. Sie sind allgemeine Naturgesetze, welche auf alle Menschen Anwendung finden. Diese Gesetze werden nun durch andere, wie z. B. das Gesetz des National-Organismus, modificirt, und in so fern A. Müller diese letzteren erörtert, trägt er eher dazu bei, die Smith'sche Lehre zu ergänzen, als sie zu widerlegen.

Naturgesetze wirken überhaupt fast nie in ihrer Reinheit, in ihrer bis auf die Spitze getriebenen Consequenz, weil sie, an einem gewissen Punkte angelangt, stets durch neben ihnen oder entgegenstehende Gesetze, die ihrerseits Einfluß äußern, modificirt werden. In der volkswirthschaftlichen Praxis ist diese Thatsache der Zusammenwirkung verschiedener Ursachen und Gesetze genau zu berücksichtigen, wenn man richtige Schlüsse ziehen will. Es ist z. B. ein Gesetz, daß der Arbeitslohn steigt, wenn der Capitalgewinn fällt. Dieses Gesetz kommt in den geordneten Zuständen eines lange bewohnten Landes zur Geltung. In Colonieen dagegen, in Kriegszuständen und bei anderen Störungen kommen ganz verschiedene Resultate zu Tage. In jenen steigt der Gewinn mit dem Arbeitslohn, weil der Speculationsgeist die höchsten Kraftanstrengungen macht, hier fallen beide, weil die Production stockt.

Außerdem haben die Naturgesetze zwar immer bestanden, allein die Völker haben sie von je her mißachtet. Sie haben sich gewisser Maßen an Gift gewöhnt und sind Kranken vergleichbar, die sterben würden, wenn man sie ohne Weiteres der Diät unterwürfe, die einem Gesunden wohl bekommt. Aus solchem Grunde hat es seine Richtigkeit, wenn A. Müller den National-Organismus berücksichtigt wissen will. Darum aber sind die Smith'schen Principien nicht falsch, sie bleiben stets noch das Ziel, welches, wenn auch nicht plötzlich, doch mit verhältnißmäßigen Uebergängen erreicht werden soll. Wenn wir also den großen Werth, welchen A. Müller auf eine dem Volks-Organismus angepaßte Oekonomie legt, zu würdigen wissen, so können wir nicht verhehlen, daß er in der Entwicklung seiner Meinung sehr einseitig gewesen ist, wobei wir seine excentrische Vorliebe für das Mittelalter gar nicht in Anschlag bringen wollen.

Von seiner vorgefaßten Meinung erfüllt, geht A. Müller so weit, zu behaupten, „daß die Smith'sche Theorie nur eine einseitige Lehre der britischen Industrie und Geldwirthschaft sei, welche für das Land, in dem sie

entstanden, keine Verluste bringt, weil dort der Geist des Lehnsrechtes und des inneren persönlichen Zusammenhanges des Ganzen noch in voller Kraft besteht und durch die unvergleichliche britische Staats-Verfassung garantirt ist, weil hier die Gesetze über strenges Privateigenthum, soweit sie vorhanden, nicht von außen aufgedrungen, sondern lediglich auf heimischem Boden aufgewachsen sind." Nur blinder Eifer konnte Müller übersehen lassen, daß zu seiner Zeit die englische Staatswirthschaft das Gegentheil der Smith'schen Principien befolgte; daß sie gerade der Gegenstand des Angriffs derselben war. Erst Huskisson begann dieselben in der Praxis anzuwenden; erst seit 1826 fingen die Schlagbäume und Privilegien an zu fallen, erst seitdem hat England jenen nie geahnten Aufschwung genommen.

Da zu A. Müller's Zeit England die Smith'schen Principien in der Gesetzgebung noch gar nicht zur Ausführung gebracht hatte, so zerfällt auch seine Behauptung in sich, „daß der Continent sich weder die Smith'sche Theorie, noch die englischen Zustände zum Muster nehmen könne."

Mit Ausnahme der allerdings sehr geschützten Insellage, welche England vor den meisten übrigen Ländern voraus hat, finden wir in den sonstigen civilisirten Ländern dieselben Bedingungen, welche er allein Großbritannien vindicirt, ohne daß sie sich vielleicht eines Irlands erfreuen. So gut wie England besitzen die civilisirten Staaten Europa's „ein unermeßliches National-Capital in den mannigfaltigsten Formen, ein Capital von Gesetzen, Sitten, Nationalruhm, Credit u. s. w., welches eine unendliche Arbeitstheilung möglich macht und das Ganze fortwährend unsichtbar zusammenhält."

Die Bemerkung A. Müller's, daß England gewisser Maßen die Stadt von Europa sei, und daß daher letzteres mehr vom Standpunkte ländlicher Oekonomie aus beurtheilt werden müsse, mag geistreich sein; mehr ist sie heut zu Tage nicht. Ueberhaupt hat uns die Zeit der Mühe überhoben, die meisten Behauptungen Müller's zu widerlegen.

Am charakteristischsten tritt Müller's Meinung hervor in seinen Ansichten über den Staat. Er schließt sich darin ganz an die Anschauungsweise des Alterthums von der Allmacht des Staates an, in welcher das Individuum aufging. Wenn er mit Aristoteles den Menschen für ein politisches Thier hält, so spricht er damit nur eine Wahrheit aus, deren Evidenz durch die Sonne der Thatsachen unläugbar geworden ist; allein er geht zu weit, entfernt sich namentlich von dem germanischen Wesen der individuellen Selbstständigkeit, wenn er die „bürgerliche und die menschliche Existenz des Individuums für Eine und dieselbe" hält. „Dem Menschen fehlt Alles," sagt A. Müller, „wenn er die gesellschaftlichen Bande, oder den Staat, nicht mehr empfindet. Der Staat ist das Bedürfniß aller Bedürfnisse,

des Herzens, des Geistes, des Leibes; der Mensch kann ohne den Staat nicht hören, nicht sehen, nicht denken, nicht empfinden, nicht leben; kurz, er ist nicht anders zu denken, als im Staate. Im Staate müssen Familienleben, Wissenschaft und alle Erzeugnisse des menschlichen Geistes wurzeln und aufgehen."

Seltsam ist es, daß Müller diese Ansicht aus dem Germanenthum ableitet, während sie, wie bemerkt, das Wesen des antiken Staates ist. Doch hat Müller nicht den sogenannten bureaukratischen Staat, sondern die Nation als Organismus im Auge.

In diesem Organismus entsteht das Leben durch das Spiel der Gegensätze: die Jugend, als das Fortschreitende, das Alter, als das Hemmende, das männliche Geschlecht, als das Producirende, das weibliche, als das Conservirende, bilden ein Gesammtresultat, das dem Einzelnen zum Besten gereicht.

Das bemerkenswertheste Resultat des Müller'schen Gedanken-Processes ist jedenfalls die Beobachtung, daß das geistige Capital von dem Gedeihen des National-Organismus abhängig ist; da das geistige Capital aber einer der Haupt-Factoren der Production ist (denn was wäre unsere Production ohne die Ergebnisse der Wissenschaft?), so müssen die Bemühungen einer weisen Volkswirthschaft darauf hingerichtet sein, mehr das Volk im Ganzen, statt einzelner Individuen zur Kräftigung zu bringen. —

Dies geschieht aber gerade durch die von A. Smith gefundenen Gesetze; denn sie sind dem Privilegium abhold. Es lassen sich somit die Principien dieser beiden Denker recht gut vereinigen, wenn man die Excentricitäten Müller's ausscheidet und die wenigen Einseitigkeiten Smith's mildert, zu denen jeder Stifter eines Princips gern geneigt ist.

Durch die Forderung, daß der Staat für die Zukunft noch mehr, als für die Gegenwart sorgen müsse, indem er productive Menschen erziehe, hat A. Müller seinem Nachfolger Fr. List vorgearbeitet, der dieselbe Idee in seiner Theorie von den „productiven Kräften" weiter entwickelte.

Der Vorsatz, productive Menschen zu erziehen, wäre ganz gut, wenn der Staat nur auch dazu im Stande wäre. So lange ein Volk noch auf so niedriger Stufe steht, daß es erzogen werden muß, wird der Staat, so tüchtige Männer an seiner Spitze sind, Tüchtiges leisten können. Da er aber, wenn unfähige an der Spitze sind, oft mehr schadet, und weil er bei vorgeschrittener Bildung wenig helfen kann, so ist es gut, wenn er sich wenig einmischt; denn „gut regieren" heißt „wenig regieren".

Den größten Einfluß auf die Verbindung der ökonomischen Wissenschaft mit dem Leben hat in Deutschland Friedrich List gehabt. Wir wollen damit nicht sagen, daß seine Ideen und Lehren sich durch Genialität oder Wahrheit besonders ausgezeichnet hätten; er hat aber durch die feurige

Liebe zu seinem Vaterlande, durch seinen populären Ton und seine unermüdliche Agitation das Meiste dazu beigetragen, die Volkswirthschaft auf das Forum zu bringen, wo die Discussion von selbst mit der Zeit den Kern von der Spreu sondern und dem Bewußtsein der öffentlichen Meinung zuführen mußte. Das Verdienst List's ist es, die Discussion eröffnet zu haben, wenn wir auch seinen Haupt-Grundsätzen nicht beistimmen können. List hatte in der That eine so abergläubische Furcht vor der industriellen Suprematie England's, daß sein Urtheil dadurch nicht wenig getrübt wurde. Während in Großbritannien die erste Bresche in das Monopol-System gebrochen und seit fünfundzwanzig Jahren überall die Freiheit des Handels angestrebt wurde, während die Ansicht sich immer mehr geltend machte, daß eine weise Handelspolitik den Aufschwung der übrigen Länder ebenfalls gern sehen muß, damit diese Werthe produciren und gegen die Producte des andern Landes vertauschen können, macht List gleich in der Einleitung seines „nationalen Systems der politischen Oekonomie" folgende überraschende Entdeckung:

„Die Welt hat zu keiner andern Zeit eine Manufactur- und Handels-Suprematie gesehen, welche gleich der unserer Tage, mit so unermeßlichen Kräften ausgestattet, ein so consequentes System verfolgt und so gewaltig dahin gestrebt hätte, alle Manufactur-Industrie, allen großen Handel, alle See-Schifffahrt, alle bedeutenden Colonieen, alle Herrschaft der Meere zu monopolisiren (!), und alle übrigen Nationen, wie die Hindus, sich manufactur- und handelsunterthänig zu machen.

„Erschreckt durch die Wirkungen dieser Politik — nein — nothgedrungen durch die Convulsionen, die sie verursachte, sah man noch in der neuesten Zeit eine, durch ihre Cultur zur Manufactur-Industrie wenig berufene Continental-Nation — die russische — in dem von der Theorie so verworfenen Prohibitiv-System ihre Rettung suchen, und was war die Folge? — National-Prosperität (!).

„Angereizt durch die Verheißungen der Theorie, ließ andererseits das vermittelst des Schutz-Systems hoch aufstrebende Nordamerica sich verleiten, den englischen Manufactur-Waaren seine Häfen weiter aufzuschließen, und welche Früchte trug dort die freie Concurrenz? — Convulsion und Ruin!"

Uns sind die Quellen nicht bekannt, aus welchen List diese wunderbaren Angaben geschöpft; er selbst sollte es aber noch erleben, daß England die Kornzölle aufhob und America, trotz seiner Behauptungen, 1846 seinen Tarif noch weiter um die Hälfte ermäßigte, worauf in vier Jahren die Zolleinkünfte von 25 Millionen auf 50 Millionen Dollars stiegen.

Wie die Physiokraten nur dem Ackerbau die Eigenschaft beimaßen, Werth zu produciren, so schrieb List fast nur der Fabrik-Industrie die Kraft

zu, die Nationen reich, mächtig, blühend, gebildet zu machen. In dieser übertriebenen Meinung von der Macht der Fabrik-Industrie verwechselte er Ursache mit Wirkung; er glaubte, daß das ökonomische Streben der Regierung nur darauf gerichtet sein müsse, eine National-Industrie, die alle Hauptgegenstände der Comsumtion umfaßt, mit allen möglichen Mitteln zur Blüthe zu bringen. Da nun aber die Nationen unter gleichem Himmelsstrich in Beziehung auf ihre Stammeseigenschaften, die Lage und Institutionen ihres Landes nicht gleich sind, da Manufactur-Industrie nur durch Capital-Ansammlung möglich wird (England z. B. hatte durch seine insularische Lage begünstigt, seit zweihundert Jahren seine Felder durch den Krieg nicht verwüstet, seine Städte nicht eingeäschert gesehen, die Capital-Ansammlung also ungestört bewerkstelligen können, während in Deutschland die Schlachten von Europa ausgefochten wurden), so suchte List diese natürliche Ungleichheit, welche nur durch lange Friedensjahre und die während derselben entstehende Capital-Ansammlung beseitigt werden kann, durch künstliche Mittel, namentlich durch Schutzzölle, auszugleichen.

Weil aber die der Geschichte von A. Smith abgelauschten Naturgesetze den Absichten List's nicht sehr förderlich waren, so suchte er ein neues System aufzustellen, um auch die Theorie mit der Praxis zu versöhnen. Der Smith'schen Lehre von den Tauschwerthen stellte er die Lehre von den „Productivkräften" gegenüber.

Smith sagt nämlich: Eine Nation ist desto reicher, eine je größere Anzahl von Tauschwerthen sie jährlich hervorbringt. List ficht diesen Satz zwar nicht an, er glaubt aber, daß ein Land sich wohl für eine Zeit lang ein gewisses Opfer auferlegen könne, wenn es damit die werthschaffenden „Productivkräfte" so stärken könne, daß sie nach jener Epoche desto mehr Werth hervorbringen. Seine Theorie ist also mehr eine Frage der staatlichen Handels-Politik; das Princip selbst bleibt stehen, und es fragt sich nur, ob der Staat im Stande ist, durch künstliche Maßregeln die „Productivkräfte" der Nation auf eine wirksame Weise zu erziehen, zu lenken und zu stärken.

Den Satz, worin A. Smith Staats-Beamten und Soldaten wenig Productivität zuschrieb (Say hat ihn eigentlich mit mehr Schroffheit aufgestellt), greift List besonders als Beweismittel heraus, um die Smith'sche Theorie anzufechten. Die Bitterkeit, mit welcher er diesen Angriff beginnt, läßt aber nicht wenig durchleuchten, daß er die Schwäche seiner eigenen Gründe fühlte. Allerdings war jene Behauptung mit einer gewissen Schroffheit aufgestellt, um einer Zeit gegenüber, wo die Arbeit verachtet und nur die adeligen Beschäftigungen des Müßigganges (Jagd) geehrt waren, die Arbeit in ihre Rechte einzusetzen; aber durch eine solche einzelne Excentricität

wird die Smith'sche Theorie nicht untergraben. Setzen wir übrigens statt Arbeit „Dienstleistung", so werden die Bemühungen unseres Landsmannes überflüssig.

List empfiehlt seine Lehre von den „Productivkräften" u. A. mit folgender Beantwortung der Frage, was den Menschen zur Arbeit und Werthschaffung antreibe: „Was kann es anders sein, als der Geist, der die Individuen belebt, als die gesellschaftliche Ordnung, welche ihre Thätigkeit befruchtet, als die Naturkräfte, deren Benutzung ihnen zu Gebote stehen? Je mehr der Mensch einsieht, daß er für die Zukunft sorgen müsse; je mehr seine Einsichten und Gefühle ihn antreiben, die Zukunft der ihm zunächst Angehörigen sicher zu stellen und ihr Glück zu befördern u. s. w.; je mehr er von Jugend auf an Nachdenken und Thätigkeit gewöhnt worden ist; je mehr seine edleren Gefühle gepflegt, und Körper und Geist gebildet worden sind; je schönere Beispiele ihm von Jugend auf vor Augen stehen; je mehr er Gelegenheit hat, seine geistigen und körperlichen Kräfte zum Behufe der Verbesserung seiner Lage zu verwenden; je weniger er in seiner legitimen Thätigkeit beschränkt ist; je erfolgreicher seine Anstrengungen, und je mehr ihm die Früchte derselben gesichert sind; je mehr er durch Ordnung und Thätigkeit sich öffentliche Anerkennung und Achtung zu verschaffen vermag; je weniger sein Geist an Vorurtheilen, an Aberglauben, an falschen Ansichten und an Unwissenheit leidet — desto mehr wird er Kopf und Gliedmaßen zum Behufe der Production anstrengen, desto mehr wird er zu leisten vermögen, desto besser wird er mit den Früchten seiner Arbeit haushalten. In allen diesen Beziehungen hängt jedoch das Meiste von den Zuständen der Gesellschaft ab, in welchen das Individuum sich gebildet hat und bewegt, davon — ob Wissenschaft und Künste blühen, ob die öffentlichen Institutionen und Gesetze, Religiosität, Moralität, Intelligenz, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Freiheit und Recht floriren, ob in der Nation alle Factoren des materiellen Wohlstandes: Agricultur, Manufacturen und Handel, gleichmäßig und harmonisch ausgebildet sind, ob die Macht der Natur groß genug ist, um den Individuen den Fortschritt in Wohlstand und Bildung von Generation zu Generation zu sichern (!) und sie zu befähigen, nicht nur die inneren Naturkräfte in ihrer ganzen Ausdehnung zu benutzen, sondern auch durch auswärtigen Handel und Colonialbesitz die Naturkräfte fremder Länder sich dienstbar zu machen.

„A. Smith hat die Natur dieser Kräfte im Ganzen so wenig anerkannt, daß er nicht einmal der geistigen Arbeit derer, welche Recht und Ordnung handhaben, Unterricht, Religiosität, Wissenschaft und Kunst pflegen u. s. w., Productivität zugesteht."

Wir ersehen aus diesen und andern Worten, daß List mit seiner Theorie der Productivkräfte das Feld der National-Oekonomie verläßt und in das der Politik und Polizei überschweift. Es hieße in der That die Gränzen der Wissenschaft zu weit hinausstecken, wenn man die ganze Volkserziehung und Staatspolitik noch hineinziehen wollte. Auch die Wissenschaft braucht Theilung der Arbeit, um gründlich vorwärts zu kommen. Wir haben uns hier mit der Erzeugung und Vertheilung der Werthe zu beschäftigen. Die Untersuchung der „Productivkräfte", welche zur Werthschaffung beitragen, gehört nicht hierher, denn sonst müßte man die Mathematik, die Physik, die Chemie, die Statik, die Anatomie, ja, Ackerbau und Viehzucht in deren Bereich ziehen.

Die Behauptung, daß es klug sei, zur zweckmäßigen Ausbildung der „Productivkräfte" eine Zeit lang ein Opfer sich aufzuerlegen, weil diese dann später desto mehr Werth erzeugen würden, hat etwas Verlockendes; allein diese Ansicht gleicht einem Irrlicht, das stets vor Augen ist und niemals erreicht wird. Denn lassen wir es auch dahin gestellt, ob es billig sei, daß die gegenwärtige Generation darbe, damit die zukünftige in Ueberfluß schwelgen könne, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß in jeder Generation, zu jeder Zeit, fort und fort dieselben Ursachen vorhanden sein werden, derentwegen List die Opfer zur Ausbildung von Productivkräften verlangt. Es ist die Bedingung der Weltordnung, daß niemals Stillstand, immer Fortschritt ist. Täglich lernen wir neue Productivkräfte kennen, Industrie und Handel nehmen bald diese, bald jene Richtung; immerfort gibt es an den Productivkräften auszubilden. Wenn nun die eine Generation immerdar sich Opfer für die nächstfolgende auferlegen soll, wo bleibt dann am Ende die größere Werthschaffung? Und wer ist denn der beste Erzieher dieser Productivkräfte, die Natur oder der Staat?

Wir kommen nämlich hier auf den einzigen und einfachen Grund, weßhalb List seine Theorie der Productivkräfte erfunden hat. Er wollte die Nothwendigkeit der Schutzzölle theoretisch begründen. Er stellte die doctrinäre Entwicklungs-Formel der Völker auf, daß nämlich jedes Volk folgende Haupt-Stadien der Entwicklung durchmache: wilder Zustand, Hirtenstand, Agriculturstand, Ackerbau-Manufacturstand, Agricultur-Manufactur-Handelsstand.

In den ersten Stadien sollte nach List freier Handel existiren, dann aber die Fabrik-Industrie durch Schutzzölle erzogen werden, bis sie es im letzten Stadium nicht mehr nöthig habe und dann wieder freier Verkehr eintrete. List bildete sich ein, daß dies der Entwicklungsgang in England

gewesen sei, und wollte denselben auch für alle Staaten maßgebend haben. Ein Haupt-Irrthum List's war es, daß er die Theilung der Arbeit, welche A. Smith kosmopolitisch auf die ganze Welt angewandt wissen wollte und dadurch das beste Argument für den Freihandel lieferte, nur innerhalb jedes Landes zugab. Er wollte vielmehr, daß jede Nation sich mit ihren Haupt-Bedürfnissen selbst versorge. List vergaß dabei, daß, wenn auf solche Weise eine vielseitige Industrie erzogen sein würde und dann die Länder im letzten Stadium angelangt wären, wo die Zollschranken aufgehoben werden sollen, die Concurrenz zwischen allen betreffenden Ländern in denselben Artikeln eintreten und so gerade das Unheil herbeiführen würde, dem List zu entgehen sucht; während, wenn die Industrie im freien Zustande der Concurrenz sich entwickelt, sie gerade auf diejenigen Zweige sich wirft, welche nach der Beschaffenheit des Landes, nach dessen Capital- und Arbeitskräften von selbst am besten gedeihen können.

Im letzteren Falle entwickelt sich die Industrie naturgemäß fort und hat wenig oder gar keine Störungen zu befürchten; im ersteren Falle tritt nach vielen Opfern, gerade weil nach List jede Nation Alles produciren soll, die früher gefürchtete Concurrenz dennoch ein; viele Producenten werden die des anderen Landes nicht aushalten können, zu Grunde gehen, und am Ende wird doch die Industrie jedes Landes sich auf das naturgemäße Feld werfen, wie es Smith von Anfang an haben will; man wird aber viele Opfer und viele Zeit umsonst vergeudet haben.

Was List will, die Erziehung der Productivkräfte, das kann der Staat, kann die Regierung nicht übernehmen, weil die einzelnen Männer der Regierung nicht Alles zu übersehen vermögen, auch dem Irrthume ausgesetzt sind und mehr Unheil anrichten können, als wenn die einzelnen Fachmänner Irrthümer begehen. Die beste Erzieherin der Productivkräfte ist die Concurrenz; sie ist der Sporn, der die Menschheit vorwärts treibt, das Gift, die Hefe, die sie vor Fäulniß bewahrt; und weil List seine ganze Theorie nur aus Furcht vor der Concurrenz erfunden hat, so schließen wir damit ab, näheres Eingehen unseren Lesern selbst überlassend, da sie an unserer Definition des Werthes einen untrüglichen Compaß haben.

Eines der gedankenvollsten, in neuerer Zeit in Deutschland erschienenen volkswirthschaftlichen Werke ist das „System der Staatswirthschaft" von L. Stein (Kiel). Mit richtigem Blicke baut Stein sein System auf das von Hegel entdeckte oberste Grundgesetz der Natur — die Identität der Gegensätze. Aus dem Gegensatze zwischen dem Persönlichen und dem Natürlichen entspringen ihm die wirthschaftlichen Gestaltungen. Schade ist es nur, daß Stein sich von dem unklaren Jargon und dem schwerfälligen Periodenbaue unserer Philosophen nicht losmachen konnte. Sein

gediegenes Buch ist durch seine Form für das Volk und sogar für Studirende unbrauchbar. Selbst der Eingeweihte muß viele Stellen zweimal lesen, ehe er sie versteht. Wir wollen nur Ein Beispiel anführen. Wir haben gesehen, wie auf der Erklärung des Werthes unsere Wissenschaft beruht. Wir brauchen also nicht zu beweisen, daß es vor Allem darauf ankommt, in einem Lehrbuche diesen Fundamentalsatz richtig und klar hinzustellen. Nun definirt Stein den Werth folgender Maßen:

„Das Maß der Dinge ist ihnen inwohnend ganz unabhängig von ihrem Verhältnisse zum Gute; und eben darum geht es mit ihnen über in das Güter-Verhältniß überhaupt. Alle Dinge haben nun die Bestimmung, der Persönlichkeit zu dienen; in dem Maße ihres natürlichen Daseins aber findet diese abstracte Bestimmung der Dinge gleichfalls ihr Maß; das Maß des natürlichen Daseins der Dinge wird damit zu dem Maße ihrer Fähigkeit, jene persönliche Bestimmung des Natürlichen zu erfüllen; und dieses durch das äußerliche Maß den Dingen, und mithin auch den Gütern als den der Persönlichkeit gehörigen Dingen, gegebene Maß der Fähigkeit, die menschliche Bestimmung zu erfüllen, ist der Werth.

„Der Güter-Werth entsteht, indem das gegebene Maß der Güter die Erreichung von Güter-Zwecken bedingt, oder indem das Maß des Objects und der Mittel eines Güter-Zweckes für das Maß seiner Verwirklichung bestimmend ist."

Es ist unmöglich, daß ein Laie aus dieser Periode Belehrung schöpfen kann. Am Schlusse des ersten Bandes (der zweite ist noch nicht erschienen) rechtfertigt Stein das Schutzsystem und den Schutzzoll mit Gründen, die ihn zu seinem Vortheil vor dem großen Haufen der Verfechter der Schutzzölle auszeichnen.

„Die Gesammtheit der Productions- und Verkehrs-Verhältnisse eines Volkes in seiner Volkswirthschaft muß," sagt er, „gegenüber einem anderen, als ein großes Capital betrachtet werden, dessen Production, dessen Consumtion und dessen Werth auf denjenigen Bedingungen beruhen, welche das Volk selbst für sich selber durch seine Volkswirthschaft erzeugt hat.

„Ist nun das Capital einer Volkswirthschaft größer, als das der anderen, so zeigt die Wirthschaftslehre, daß dieses größere Capital mit Nothwendigkeit billigere Waaren liefern und dadurch den Markt der anderen Volkswirthschaft für sich gewinnen wird. Und zwar wird dies um so leichter und um so allgemeiner der Fall sein, je mehr die Volkswirthschaft selber schon die Handels-Freiheit und das nationale Transport-System durch gemeinschaftliche Verwendungen ausgebildet hat. Es wird daher das fremde Capital an dem Nutzen dieser Verwendungen Theil nehmen, ohne bei ihren Lasten betheiligt zu sein.

„Nun aber ergibt sich weiter nach den Grundsätzen, welche in der Lehre vom Gegensatze der Wirthschaften dargelegt sind, daß aus diesem Hereintreten des fremden Products auf den eigenen Markt, das durch das größere Capital des fremden Volkes billiger geworden ist, ein Kampf der einheimischen Capitalien mit den fremden entsteht, der als ein Kampf des kleinen Capitals mit dem größeren um so rascher bei der ausbeutenden Concurrenz anlangt, je größer der Massen-Unterschied zwischen beiden Capitalien ist. Diese ausbeutende Concurrenz äußert sich nun auch hier in der Beschränkung des Antheils, den die in der Production verbundenen kleinen Capitalien oder Wirthschaften von dem Gesammt-Ertrage bekommen; da aber dieser bereits durch die fremde Concurrenz erniedrigt ist und mithin der Gewinn des Unternehmens selber nicht größer, sondern kleiner wird, so ist nach einfachen wirthschaftlichen Gesetzen die Folge jener Concurrenz der fremden reicheren Volkswirthschaft mit der eigenen ärmeren die Verminderung des Absatzes der Unternehmungen, damit die des Werthes aller einzelnen Vermögen, die Verminderung der Einnahme der kleinen Wirthschaften für ihre Leistungen, ohne daß auch nur ein einheimisches größeres Capital dadurch entstände, — kurz, der Sieg des fremden größeren Capitals auf dem einheimischen Markte, und damit die Gefährdung der gesammten Volkswohlfahrt durch die, in der verständigen Volkswirthschaft innerhalb des eigenen Marktes eben erst bekämpfte und gebrochene, von außen her aber wieder hereintretende Herrschaft des Größengesetzes der Capitalien.

„Diese Herrschaft der Größe fremder Capitalien auf dem eigenen Markte fordert daher mit derselben Nothwendigkeit, nach welcher die vernünftige und einsichtige Volkswirthschaft sie innerhalb des eigenen Volkes bekämpft, daß das Volk durch gesammte Anstrengung seiner Einzel-Wirthschaften dieselbe von sich äußerlich abhalte.

„Dies nun kann nur geschehen, indem durch öffentliche Einrichtungen der Preis der fremden Waare um so viel erhöht wird, daß die Differenz zwischen den Capital- und Productions-Verhältnissen des eigenen und des fremden Landes, in so weit dieselbe in dem Preise der Waare erscheint, ausgeglichen und damit statt der ausbeutenden Concurrenz die natürliche Concurrenz gleicher Erzeugungs-Verhältnisse im Preise wieder hergestellt wird."

Jene Erhöhung des Preises wird durch den Zoll herbeigeführt, der auf fremde Waaren beim Eingang ins Inland gelegt wird. Wenn nun diese Preis-Erhöhung vom Auslande getragen werden müßte, dann würde das Inland allerdings sogar Capital gewinnen und dessen Vorrath vermehren. Allein der Preis-Zuschlag wird vom Käufer im Inlande bezahlt.

Letzterer muß gerade um den Betrag des Zolles die Waare des Auslandes theurer bezahlen; **das Inland wird also gerade um so viel Capital ärmer.**

Stein sagt, daß in einem Lande, wo die Production noch gänzlich alles Capitals ermangele, das Prohibitiv-System eingeführt werden müsse, um erst ein Capital aus ihrem freien Werthe zu erzeugen.

Wir sind der entgegengesetzten Meinung. Unserer Ansicht nach muß das Capital desjenigen Landes, welches die Waaren des Auslandes theurer als ein anderes erhält, unter sonst gleichen Verhältnissen weniger sich vermehren, weil es mehr ausgibt, ohne dafür mehr einzunehmen. Durch Stein's vermeintliche Ausgleichung des Capitals zweier Länder wird gerade das Uebel des Capital-Mangels in dem einen Lande, welches sich mit Schutzzöllen umgibt, vermehrt. Die Eigenschaften des Bodens und Klima's machen in der Regel eine weit erheblichere Differenz in der Productionsfähigkeit zweier Länder, als das Capital; die Gesetzgebung und Staatseinrichtungen tragen nicht minder dazu bei. Im Allgemeinen läßt sich zudem annehmen, daß das Capital von dem einen Lande in das andere wandert, um Anlage zu suchen, wenn der Gewinn einen gewissen Mehrbetrag erstiegen hat. So sehen wir heute, wie mehrere Hundert Millionen nach Nordamerica gewandert sind und wie täglich englische Capitalien Anlage in Deutschland suchen. Allerdings begnügt man sich in der Heimat stets mit einem geringeren Gewinne, als in der Fremde, weil die Anlage des Capitals dort weniger mühsam und gefährlich ist; allein sobald die Differenz des Zinsfußes eine gewisse Gränze überschreitet, dann fängt das Capital an zu wandern.

Nicht dadurch, daß es mehr für die benöthigten Waaren ausgibt, wird ein capital-armes Land reicher, sondern dadurch, daß es spart. Man spart aber, wenn man die Waaren da kauft, wo sie am billigsten und besten sind, wenn es auch im Auslande wäre. Capital ist absolut nicht anders zu gewinnen, als durch Sparen und durch Mehr-Production. Man producirt aber am meisten, wenn man sich auf diejenige Beschäftigung wirft, welche den Eigenthümlichkeiten des Landes und der Bevölkerung angemessen ist. Es wäre sehr thöricht, wollte ein uncultivirtes Land, wie Rußland, sofort alle diejenigen Waaren hervorbringen wie Großbritannien. Letzteres hat billiges umlaufendes Capital, das leicht in Fabriken und im Handel angewandt werden kann. Ersteres hat billiges stehendes Capital, bestehend in Grundstücken. Dieses Productions-Werkzeug ist in Rußland wohlfeiler und häufiger, als jedes andere. Darum ist es vernünftig, noch so lange Ackerbau zu treiben und dessen Producte gegen die Eisen- und Baumwollen-Waaren Englands auszutauschen, bis einmal dieses stehende Productions-Werkzeug im Verhältnisse zur Bevölkerung rarer geworden ist. Dann wird

die Landwirthschaft auch schon so viel flüssiges Capital aufgesammelt haben, um die Gründung von Manufactur-Industriezweigen lockend zu machen.

Den ersten Beweggrund der Schutzzölle, die Capital-Differenz, können wir daher nicht zugeben. Annehmbarer sehen sich die beiden anderen an, welche Stein aufstellt: 2) der Unterschied an Geschicklichkeit und Erfahrung, die Betriebs-Differenz zwischen zwei Ländern; 3) die Credit-Differenz, d. h. der Unterschied, welcher zwischen der Industrie eines Landes besteht, wo das angelegte Capital bereits amortisirt ist, und da, wo das noch nicht der Fall ist.

Die unter 2 angeführte Differenz wird gerade durch die Mitbewerbung am besten gehoben, indem die Bewohner des ungeschickteren Landes fortwährend einen Sporn fühlen, der sie zur Nacheiferung treibt. Außerdem bietet in capital-armen Ländern, wo in der Regel auch jener Mangel an Geschicklichkeit herrscht, der geringere Arbeitslohn einen Ersatz.

Auch gegen Nr. 3 lassen sich Einwendungen machen. Das früher angelegte Capital mag zwar in einer Industrie amortisirt sein; allein fortwährend sind neue Anlagen stehenden Capitals nothwendig, an Gebäuden, Maschinen und sonstigen Werkzeugen, daß der Vortheil nicht groß ist. Zudem haben neue Industrie-Anlagen stets den Vortheil, daß sie sogleich mit den besten Maschinen anfangen können und dadurch sogar billiger produciren, als die bestehenden, welche sich noch eine Weile mit den alten behelfen wollen.

Wir sehen also, die Gründe stehen sich auf beiden Seiten mindestens gleich. Es wären also in einem Lande, wo Schutzzölle nicht existiren, deren nicht genug vorhanden, um die Einführung der letzteren zu motiviren. Anders verhält es sich in einem Lande, wo sie existiren. Da gleichen sie einer Krankheit, einer organischen Schwäche, die nur allmählich gehoben werden kann.

Uebrigens nimmt Stein den aus den drei angeführten Gründen motivirten Schutz-Zoll zusammen nur auf 12 bis 15 % des Werthes an, wozu noch der aus finanziellen Gründen entstehende zu rechnen wäre, namentlich in Fällen, wo auf der inländischen Industrie eine hohe Steuer lastet.

Nicht weniger gedankenreich, aber praktischer, als Stein, ist Roscher. Indem er in seinen Darstellungen der historischen Methode folgt und die anerkannten Wahrheiten der Vorgänger in das Fleisch und Blut seines Gedankenganges einverleibt hat, liefert er uns in seinen Schriften Forschungen von unschätzbarem Werthe. Sein Buch über „Getreidehandel und Theuerungs-Politik" hat so viel dazu beigetragen, die Wissenschaft mit dem Leben zu vereinigen, daß es gewiß auch mitgewirkt hat, den größeren Theil

der deutschen Presse um die Fahne der richtigen volkswirthschaftlichen Grundsätze zu schaaren, von wo aus die Rückwirkung auf die Nation nicht ausbleiben kann.

Von Roscher sind so eben „Grundlagen der National-Oekonomie“, der erste Theil eines Werkes, das vier Bände umfassen soll, erschienen. Wir haben dieses Werk mit großer Befriedigung durchstudirt, und wir sagen gewiß nicht zu viel, wenn wir dasselbe für das beste Lehrbuch erklären, welches in Deutschland bisher erschienen ist. Was die Arbeit Roscher's besonders praktisch und schätzenswerth macht, ist, daß er nicht, wie Stein, ein neues System aufzurichten sucht, sondern sich an das hält, was als Wahrheit bereits anerkannt ist. Roscher ist Schüler von Smith und Malthus, den zwei größten englischen Oekonomisten. Er hat die von denselben gefundenen Principen mit solcher Einfachheit und Klarheit ausgearbeitet und mit einem solchen Reichthum statistischer Beispiele belegt, daß er dieselben durch das plastische Gewand dem Volke um Vieles verständlicher hinstellt.

Eines nur muß uns Wunder nehmen, daß nämlich Roscher die Forschungen Bastiat's gänzlich außer Acht gelassen hat. Er folgt in Beziehung auf die Erklärung des Werthes A. Smith und ist noch Anhänger der „Bodenrente“. Zwar führt er Bastiat's „ökonomische Harmonieen“ mehrmals an, allein wir wollen zu seiner Entschuldigung annehmen, daß er sie nicht ganz gelesen hat, sonst hätte er jedenfalls Bastiat's Erklärung des Werthes berühren müssen. Ein Gedanke von solcher Tragweite läßt sich allenfalls widerlegen, aber man ignorirt ihn nicht.......

„Stehen Sie auf, Herr Graf, Sie haben noch große Dinge zu vollbringen!“ Mit diesen Worten ließ sich der achtzehnjährige Graf Saint Simon, aus einem alten edlen Geschlechte Frankreichs, von seinem Bedienten jeden Morgen um fünf Uhr wecken, um an seine Studien zu gehen. St. Simon verlor während der französischen Revolution sein ganzes Vermögen, nachdem er mit Lafayette in America für die Freiheit gekämpft hatte; durch sein Genie erwarb er sich wieder Reichthümer, verlor sie wieder und starb im Elend; aber weder Armuth noch Reichthum konnten seine Lebensweise ändern, ihn an dem Nachsinnen über die Reform der Gesellschaft hindern. Er ist gewissermaßen als der Gründer des sogenannten Socialismus zu betrachten, obgleich, noch ehe seine Schriften erschienen und bekannt geworden waren, Baboeuf nach der Schreckensherrschaft schon die Gütergemeinschaft hatte einführen wollen.

St. Simon entwarf den Plan zu einer Regeneration der Gesellschaft. Logischer Systematiker, wie die meisten französischen Denker, wollte er die Welt in sein System hineinzwängen, statt dieses der Welt anzupassen, wie es auch die späteren socialistischen Schulen gethan haben. Gleichwohl ent-

halten seine Schriften sehr viele gediegene Gedanken, welche nicht minder ihr Scherflein zum großen, aber nie aufhörenden Werke der Vervollkommnung menschlicher Gesellschaft beitragen werden. Keinesfalls ist das Wirken St. Simon's in die gleiche Kategorie mit den unreifen Hirngespinnsten seiner Schüler par excellence zu stellen. Wenn die Gedanken St. Simon's auch in der Gestalt, in welcher er sie vortrug, nicht anwendbar waren, so gaben sie doch einen nützlichen Anstoß; sie waren das Erz, aus dem das reine Metall von den Schlacken gesondert werden kann. Auffallend war St. Simon sofort durch die Kühnheit und Originalität, mit welcher er seine Ansichten aussprach. In einer seiner Flugschriften schlug er vor, die geistliche Gewalt den Händen der Gelehrten, die weltliche den Grundeigenthümern anzuvertrauen und die betreffenden Regierungen wie Mandatare zu bezahlen. Irren wir nicht, so war er es, der vorschlug, in der Staats-Verwaltung die kaufmännische Geschäftsführung und Ordnung zum Muster zu nehmen, weil er glaubte, daß ein Banquier oder Kaufmann die Regierung besser zu handhaben verstehen würde, als mancher Minister.

In einer Schrift, die den Titel „Die Parabel" führte, legte St. Simon wenig Achtung für die Staatsmänner an den Tag und zog ihnen alle anderen Producenten, Handwerker, Künstler, Gelehrte vor. Seine Schrift wurde angeklagt, vom Gericht aber frei gegeben. Sie ist so wunderlich, daß wir eine Stelle wiedergeben wollen:

„Ich nehme an," sagte er, „daß Frankreich plötzlich seine fünf ersten Physiker, seine fünfzig ersten Chemiker, seine achtzig ersten Maler, Baukünstler, Aerzte, mit Einem Wort, seine dreitausend ersten Künstler, Gelehrten und Gewerbsmänner verlöre. Da diese Männer die wesentlichsten Producenten in Frankreich sind, die, welche die wichtigsten Erzeugnisse geben, die, welche die für die Nation nützlichsten Arbeiten leiten, und welche sie in den schönen Künsten, in den Gewerben und Handwerken productiv machen, so sind sie wirklich die Blüthe der französischen Gesellschaft: sie sind von allen Franzosen die nützlichsten für ihr Vaterland, die, welche ihm den größten Ruhm erwerben, welche seine Gesittung und sein Wohl am meisten fördern. Frankreich bedürfte wenigstens einer ganzen Generation, um dieses Uebel wieder gut zu machen; denn die Menschen, welche sich in den Arbeiten einer positiven Nützlichkeit auszeichnen, sind wahre Anomalieen, und die Natur ist nicht verschwenderisch an Anomalieen, zumal dieser Art.

„Gehen wir zu einer anderen Annahme über; setzen wir den Fall, daß Frankreich alle Männer von Genie behalte, welche es in den Wissenschaften, schönen Künsten und Gewerben besitzt; daß es aber das Unglück hätte, an einem Tag Monsieur, den Bruder des Königs, Seine Hoheit den Herzog von Angoulême, Se. Hoh. den Herzog von Berry, Se. Hoh.

den Herzog von Orleans, die Frau Herzogin von Bourbon und die Mademoiselle von Condé zu verlieren; — daß es zugleich verlöre alle Groß-Beamten der Krone, alle Staats-Minister, alle Schatz-Beamten, alle Marschälle, alle Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Groß-Vicare und Domherren, alle Präfecten und Unter-Präfecten, alle Beamten der Ministerien, alle Richter, und dazu die zehntausend reichsten Grundeigner unter jenen, welche auf adeligem Fuße leben.

„Dieser Unfall würde gewiß die Franzosen betrüben, weil sie gut sind, weil sie nicht gleichgültig das plötzliche Verschwinden einer so großen Anzahl ihrer Landsleute sehen könnten; allein dieser Verlust von dreißigtausend Individuen, die für die bedeutendsten des Staates angesehen werden, würde ihnen nur in einer rein sentimentalen Beziehung Kummer bringen; denn es würde gar kein Uebel für den Staat daraus hervorgehen. Einmal aus dem Grunde, weil es sehr leicht sein würde, die Stellen wieder zu besetzen, welche erledigt worden wären. Es gibt eine Menge Franzosen, die im Stande sind, die Functionen eines Bruders des Königs so gut zu versehen, als Monsieur; viele sind fähig, die Stellen von Prinzen ganz eben so gut zu bekleiden, als Se. Hoheit der Herzog von Angoulême, der Herzog von Orleans u. s. w. Die Vorzimmer des Schlosses wimmeln von Höflingen, die bereit sind, die Stellen der Groß-Beamten der Krone einzunehmen; die Armee besitzt eine große Menge Militäre, die so gute Heerführer wären, als unsere wirklichen Marschälle. Wie viele Commis wiegen unsere Staats-Minister auf! Wie viele Verwaltungs-Beamte sind fähiger, die Angelegenheiten der Departements zu besorgen, als die Präfecten und Unter-Präfecten, die gegenwärtig in Thätigkeit sind! Wie viele Anwalte sind eben so gute Rechtsgelehrte, als unsere Richter! Wie viele Pfarrer sind eben so tüchtig, als unsere Cardinäle, als unsere Erzbischöfe, als unsere Bischöfe, als unsere Groß-Vicare und als unsere Domherren! Was die zehntausend Grundherren betrifft, so hätten ihre Erben gar keine Lehrzeit nöthig, um die Honneurs in ihren Salons so gut zu machen, wie sie!"

St. Simon wollte eine Partei unter dem Namen „Industrialisten" bilden. Die einzige Berechtigung im Staate sollte die Arbeit sein; und in so fern ist seine Ansicht wichtig, wenn auch eine Menge von unklaren und sonderbaren Einfällen mit unterläuft.

Gefährlich aber waren St. Simon's Ideen, in so fern er seine neue Macht centralisiren, in der Staatsgewalt vereinigen wollte. In Frankreich, wo unter jeder Regierung ein centralisirter Absolutismus herrschte, fanden solche Ideen nur zu leicht Eingang, und weder eine Regierung, noch eine nachmalige Partei dachte daran, in diesem Lande das einzige Heilmittel zu er-

greifen, welches ihm helfen kann: die Decentralisation, die Communal-Freiheit.

Die Ideen St. Simon's hatten indessen Eine gute Wirkung nach den Napoleonischen Kriegen, den militärischen Geist durch praktischere Gedanken zu verdrängen. Die Schüler St. Simon's, besonders Enfantin, theils überspannt, theils dessen Lehre mißverstehend, bildeten später eine religiöse Secte, eine strenge Hierarchie, über der ein sogenannter „Vater" stand und welche die Emancipation des Weibes anstrebte. Die Staatsgewalt mußte endlich einschreiten, um dem Scandal ein Ende zu machen. Doch wollten die St. Simonisten nicht die reine Gütergemeinschaft, wie ihnen vorgeworfen wurde, sondern nur die Aufhebung des Erbrechts, indem sie verlangten, daß „Jeder nach seiner Fähigkeit, und jede Fähigkeit nach ihren Werken belohnt werden müßte."

Es liegt auf der Hand, daß durch die Ausführung einer solchen Maßregel der Trieb zum Ansammeln des Capitals aufhören, die Gesellschaft somit zu Grunde gehen müßte. Wir werden später ausführlicher auf diesen Gegenstand zurückkommen.

War St. Simon der Stifter der socialistischen Schulen, so hatte Fourier den größten Anhang. Mit lebendiger Phantasie begabt, hatte er nicht Gelegenheit gehabt, in seiner untergeordneten Lage als Handels-Commis sich die Kenntnisse zu erwerben, welche ein Mann besitzen muß, der die Reform, die Regeneration der menschlichen Gesellschaft sich zur Aufgabe stellt. Deßhalb vermied er, trotz seiner unstreitig hohen Gaben, die Klippe nicht, an der halb gebildete Geister gewöhnlich scheitern: die Einseitigkeit und die Uebertreibung. Fourier verkannte vor Allem das große Naturgesetz der Gegensätze; er verdammte daher den Handel und die Concurrenz, diesen Sporn, der die Menschheit vor Fäulniß bewahrt und zu immer neuen Fortschritten aufstachelt; er wollte nur den Genuß als berechtigt anerkennen, so zwar, daß auch die Arbeit so eingerichtet werden müsse, daß sie Genuß werde; er ging so weit in der Verkennung jenes Naturgesetzes, dem wir alle unterworfen sind, daß er von einer Zukunft träumte, wo die Kosmogonie selbst sich umkehren, wo das Salzwasser des Meeres in Limonade und dessen Ungeheuer in nützliche Hausthiere sich verwandeln würden. Doch wir wollen von dieser fixen Idee unseres wohlwollenden, aber unpraktischen Menschenfreundes schweigen und bloß seinen zur praktischen Anwendung dem Publicum vorgelegten Plan der Reorganisation der Gesellschaft mustern. Fourier hatte an den Casernen und Spitälern gesehen, daß die Lebensbedürfnisse weit billiger zu beschaffen sind, wenn Viele gemeinsamen Haushalt machen; denn wenn in Einer Küche für hundert Familien gekocht wird, so braucht man natürlich weniger Feuer

und Bedienung, als wenn jede dieser hundert Familien ihren eigenen Herd hat; zugleich werden Holz, Fleisch und Brod viel billiger beschafft, wenn Alles im Großen und zur richtigen Zeit gekauft wird. Die erstere Manipulation hat in Casernen, Spitälern, Seminarien, — die letztere in den Consum-Vereinen bereits ihre praktische Anwendung gefunden. Fourier verlangt nun, daß auf etwa je einer Quadratmeile ein großes casernenartiges Gebäude, ein „Phalanstere", errichtet werde, das mit allen Bequemlichkeiten und Einrichtungen einer Stadt versehen, in welchem alle möglichen Industriezweige betrieben, und von dem aus das umliegende Land rationel bewirthschaftet würde. Durch die Vermeidung der Zerstückelung des Grundeigenthums, durch Bebauung im Großen glaubt Fourier schon einen bedeutenden Mehrertrag zu erzielen. Fourier ist indessen nicht Communist, er will keine gleiche Vertheilung des Ertrags, sondern schreibt vor, daß das Stamm-Capital des gesammten Phalanstere in Actien getheilt sein, und der Ertrag je nach dem Besitz einer größeren oder kleineren Anzahl von Actien vertheilt werden solle. Arbeitslohn würde wie sonst auch bezahlt; Schriftsteller und Künstler würden sogar mehr als jetzt beziehen, weil ein kleiner Beitrag von jedem Phalanstere schon eine enorme Summe ausmachen würde. Fourier träumte sogar von einer Zukunft, wo die ganze Welt, Konstantinopel zur Hauptstadt, in 600,000 Phalansteres getheilt sein würde, deren Jahres-Ertrag an Eiern allein, wie er auf das Haar ausrechnet, die englische Staatsschuld decken würde. Wir wollen alle Poesie bei Seite lassen und nicht fragen, ob denn eine solche Einförmigkeit schön wäre; billig wäre das Leben in dem Phalanstere jedenfalls; doch fragt es sich immer noch, ob das Capital ersetzt würde, welches durch das Niederreißen der Städte und Dörfer und durch das Erbauen von Phalansteren vertilgt worden wäre. Wir kommen zu einem andern Theile — der Organisation der Arbeitskräfte. Fourier hat in dieser Beziehung eine Theorie aufgestellt, welche für die Zukunft bei unserer Erziehungs-Methode hohe Beachtung verdient, wenn sie auch in der Anwendung, die er davon gemacht wissen wollte, keinen praktischen Werth hatte. Er verlangt nämlich, daß die Wahl des Berufes je nach der auf dieser oder jener Temperaments-Mischung beruhenden Art der Leidenschaft gerichtet und getroffen werden müsse. Der Charakter des Kindes müsse genau studirt werden, und wenn so jeder Leidenschaft die richtige Laufbahn angewiesen wäre, würden auch die meisten Verbrechen sich vermindern. Der Mord-, der Dieb-, der Betrug-Sinn führten die Inhaber dieser angenehmen Anlagen nicht mehr zum Verbrechen, sondern zu für sich und die Gesellschaft nützlichen Beschäftigungen. Ein Kind, das sonst vielleicht ein Dieb geworden wäre, könnte ein vortrefflicher Polizist oder Finanzmann werden, u. s. w. Während nun die

Kinder des „Phalanstere“ mit besonderer Rücksicht auf ihre Leidenschaften und Neigungen erzogen und zum Lebensberuf ausgewählt werden, sollen die Erwachsenen (und hier kommen wir zu dem unpraktischen Theile von Fourier's Vorschlägen) nur nach Lust und Laune zur Arbeit gehen. Fourier meint nämlich, daß da, wo der Lebensberuf mit freiem Willen erwählt worden sei, auch Jeder stets freiwillig und mit Vergnügen zur Arbeit gehen würde. Um die Lust an der Arbeit zu erhalten, müßte es, meint Fourier, freistehen, während des Tages von der einen Beschäftigung zur andern nach der jeweiligen Laune überzugehen. Der Austausch der Producte im Lande und im Großen mit dem Auslande wird von der Regierung besorgt, Handel existirt also eigentlich nicht mehr, und die Concurrenz hört auf, weil der Gesammt-Ertrag pro rata des eingelegten Actien-Capitals vertheilt und jedes Geschäft auf Rechnung der Gesammtheit geführt wird.

Fourier hat sein System gebaut — auf die völlige Verkennung der menschlichen Natur. Der Mensch bedarf, wie das Pferd, zur Entwicklung seiner vollen Kräfte eines Sporns. Dieser Sporn ist die Noth, oder besser die Concurrenz. Sie ist der Leben erhaltende Gegensatz. Außerdem sind die Anlagen und Kräfte der Menschen so verschieden, es gibt gewandte und ungeschickte, träge und fleißige, starke und schwächliche, daß die ungleiche Arbeit der Bewohner des Phalanstere nothwendig Hader erwecken und die Arbeit stören, wenn nicht gar unmöglich machen würde. Wenn der Träge weiß, daß der Ertrag der Gesammt-Producte auf dieselbe Weise vertheilt wird, ob er viel oder wenig arbeitet, dann wird er so wenig, als möglich thun; der von Natur Fleißige wird sich mit der Zeit darüber ärgern, er wird nicht einsehen, warum er für den trägen Nachbar sich quälen soll, und wird mit seinem Fleiße aus Verdruß nachlassen, weil ihm doch nichts davon zu Gute kommt. So bliebe schließlich nichts Anderes übrig, als eine Beaufsichtigung von Seiten des Staates. Nun, ein solches Polizei-Regiment, wie es dann nöthig, wäre gleich der Wiedereinführung der Sklaverei. Da würde doch die Freiheit mit Concurrenz und Schwarzbrod besser schmecken, als das Leben des Phalanstere mit Polizei und Braten.

Trotz dieser offenbar unpraktischen Vorschläge gewann Fourier so großen Anhang in Frankreich, daß ein Journal, die »Démocratie pacifique«, von seinem Schüler Considerant gegründet, vierzehn Jahre lang diese Theorie vertheidigen konnte. Das Phalanstere wurde in Massen von Flugschriften, in Kalendern und Almanachen vor dem Jahre 1848 gepredigt; Clubs von Fourieristen hatten sich in den meisten größeren Städten Frankreichs gebildet, Viele ließen sich aus Modesucht hinreißen, die Sache mitzumachen. Daher war es kein Wunder, daß nach Ausbruch der Februar-Revolution eine solche Confusion herrschte. Der Schüler Fourier's, welcher

dessen System am treuesten festhielt, war Considerant. Er trat vor jede Regierung, wie Cato mit seinem „Caeterum censeo", mit der Bitte um vier Millionen Franken zur versuchsweisen Gründung eines Phalanstere. Das Geld wurde dem Lande erspart, weil glücklicher Weise die Männer der Regierung niemals Fourieristen waren. Die „Démocratie pacifique" ging endlich (1550) ein, und Considerant verbarg den Gram über ein verfehltes Leben, gleich Owen und Cabet, in America.

Hier sollte ihm übrigens die ephemere Freude zu Theil werden, ein vollendetes Phalanstere (north-americain phalanx) vorzufinden, von dessen Unternehmern er festlich empfangen wurde, wie Emil Chevalier gegen Ende 1852 berichtete. Von langer Dauer wird dieses Phalanstere schwerlich sein; jedenfalls wird es wenig Nachahmung finden. Es wird ihm gehen, wie allen solchen Unternehmungen, wie der communistischen Colonie des Schwaben Rapp, welche zwar materiel gedieh, aber schließlich dennoch sich auflös'te.

Ein anderer Fourierist, welcher die Principien der Schule der praktischen Ausführung näher führen wollte und durch seine Kenntnisse dem Socialismus eine wissenschaftliche Begründung zu geben versuchte, — war Louis Blanc. Er stellte sich dadurch mehr auf den Boden des Gegebenen, daß er die Erbauung der Phalansterien aufgab. Indessen verlangte er, gleich Fourier, die Uebernahme aller Industrie durch den Staat, die Aufhebung der Concurrenz und des Handels.

Jene wissenschaftliche Begründung erhielt der Socialismus indessen am vollständigsten durch Proudhon. Proudhon, neben Emil Girardin der geistvollste Mann in Frankreich, aber gleich diesem zu Paradoxen geneigt, griff die National-Oekonomen an ihrer schwächsten Stelle an und fußte darauf seine Schlüsse. Wir meinen die bisherige verschiedene Definition des Werthes, wobei den unentgeltlichen Kräften der Natur und des Bodens die Eigenschaft zugeschrieben wurde, Werth zu schaffen. Nachdem Mac Culloch und Andere selbst zugestanden hatten, daß aus diesem Umstande eine Bevorzugung des Grundeigenthums hervorgehe, daß das Grundeigenthum ein Monopol sei, ward es der schneidenden Dialektik Proudhon's nicht schwer, sein Paradoxon: „La propriété c'est le vol!" besser zu rechtfertigen, als oberflächliche Anhänger des Eigenthums glauben mochten. Es war nur ein dem französischen National-Charakter eigenthümlicher Fehler Proudhon's, den Satz gleich auf die äußerste Spitze zu stellen, womit er die Welt in Alarm versetzte, aber keineswegs weiser machte. Denn er wollte mit seinem Ausspruche nicht das Anathema über das Eigenthum überhaupt, sondern nur über das Grundeigenthum aussprechen, das nach dem eigenen Geständnisse der Oekonomisten ein Privilegium war. Das

Eigenthum, welches aus der menschlichen Arbeit hervorging, erkannte Proudhon als vollkommen berechtigt an. Hätte er bei Zeiten die Ueberzeugung gewonnen, daß es keinen anderen Werth gibt, als die Dienstleistung, so würde er sich manche Vorschläge, manche Unternehmungen, manche fehlgeschlagene Hoffnungen erspart haben. In den praktischen Vorschlägen und Versuchen zur Befreiung des Eigenthums vom Monopol, vom Privilegium, und in Folge jener falschen Prämisse von dem vermeintlichen Monopol schlug indessen Proudhon einen ganz anderen Weg ein, als die übrigen Socialisten und die Communisten verlangten. Er wollte keine Aufhebung des Eigenthums, keine Uebernahme desselben von Seiten des Staates, keine Betreibung aller Industrie durch den Staat, keine verhältnißmäßige oder gleiche Vertheilung alles Einkommens an die Individuen. Proudhon wollte das freie Eigenthum. Um es aber von dem vermeintlichen Monopol des Grundeigenthums und des Capitals zu befreien, verlangte er die Aufhebung der Zinsen; allein nicht, wie die Päpste, durch Verbot, sondern durch ein entgegengesetztes Mittel — durch eine Staats-Bank (Volks-Bank), welche im Stande wäre, allmählich alles Capital an sich zu ziehen und dann den Zinsfuß auf das Minimum der Verwaltungskosten herabzusetzen, so daß es eigentlich unentgeltlich wäre. Unwillkürlich kommt uns bei diesem Vorschlage das Gleichniß von Malthus in den Sinn: Die Engländer halten es für ein besonderes Kennzeichen der Veredlung der Zucht, daß die Schweine möglichst kurzbeinig und die Schafe möglichst kleinköpfig werden. Niemals aber werden sie es dahin bringen, Schweine ohne Beine und Schafe ohne Köpfe zu produciren. Gerade so geht es mit der Capitalrente.

Wir haben diesen Gegenstand indessen schon genügend an anderer Stelle erörtert, um hier nicht weiter darauf eingehen zu müssen. Proudhon wollte, als er die Unmöglichkeit sah, den Staat zu bewegen, für seine Experimente sich herzugeben, durch Privat-Association die Sache zu Stande bringen. Anfangs sollten von seiner „Volks-Bank", in welche alle Beitretenden Vermögen einschießen sollten, drei Procent verlangt, allmählich aber mit dem Anwachsen des Fonds der Zinsfuß bis auf das Minimum der Verwaltungskosten herabgesetzt werden. Proudhon glaubte zuletzt durch das unentgeltliche Capital die Production zu erleichtern, die Producte so billig zu machen, daß die allgemeine Glückseligkeit hergestellt würde. Er verfiel da in einen Irrthum Law's. Er vergaß zweierlei: 1) daß die Capitalrente zwar möglichst niedrig werden, aber niemals ganz aufhören könne, weil mit ihr auch das Capital aufhört und dann das Gegentheil von dem eintritt, was man bezweckt; 2) daß das Capital durch Bank-Operationen nicht beliebig vermehrt werden kann, sondern nur durch Mehr-Production und

Sparen. Wenn auch die leichtere Circulation etwas mehr Capital flüssig macht, aus dem Nichts dasselbe hervorzaubern kann sie nicht. Proudhon machte im Jahre 1849 einen Versuch der Begründung der „Volks-Bank", aber nach einiger Zeit legte sich die Polizei ins Mittel, ohne indessen begründete Ursache gehabt zu haben, weil die Theilhaber der Volks-Bank freiwillig beigetreten waren und letztere vorläufig noch keine anderen Operationen machte, als die eines Bankers.

Proudhon zeichnet sich vor allen übrigen Socialisten dadurch aus, daß er seine Ideen aus dem Volke heraus im Wege der freien Individualität ausgeführt haben will, nicht wie die anderen durch die Staatsgewalt; denn wo diese experimentirt, da ladet sie im Falle des Mißglückens die schwerste Verantwortlichkeit auf sich.

Besonderes Aufsehen erregte Proudhon noch durch seine Angriffe auf die Centralisation und den Staats-Despotismus, durch seine Apotheose auf die individuelle Freiheit, die Nicht-Herrschaft (An-archie), worin er auf den Weg gerieth, den Godwin ein halbes Jahrhundert vor ihm betreten hatte. Doch dieser Zweig seiner Thätigkeit überschreitet unser Gebiet.

Obgleich uns die Gütergemeinschaft von Sparta und von den Wiedertäufern in Münster her bekannt ist, so datirt sich der neuere Communismus, den man zuerst wissenschaftlich zu begründen versuchte, von Baboeuf her. Nachdem das Schreckens-Regiment der Jacobiner ein Ende mit Schrecken genommen, nachdem Experimente mit allen möglichen Dingen gemacht waren, wäre es wunderbar gewesen, wenn nicht auch ein Vorschlag zur Gütergemeinschaft versucht worden wäre. Baboeuf fand auch Anhänger; allein das Directorium machte kurzen Proceß, und die Communisten erschienen erst wieder in den dreißiger Jahren in einiger Bedeutung. Unter den Franzosen ist besonders zu nennen Cabet. Dieser entwickelte seine Theorieen in einem Buche, das er „Ikarien" betitelte und worin er mit glühenden, prächtigen Farben eine Colonie schilderte, welche durch die praktische Ausführung des Communismus die höchste Seligkeit des Erdenlebens genießt. Auf dem Papier nimmt sich das Project so schön aus, wie Rousseau's „Natur-Zustand" und Fourier's „Phalanstere" und „Meer von Limonade"; allein in der Wirklichkeit fehlt (außer allen andern Gründen gegen die Ausführbarkeit, die sich Jeder selbst sagen kann) die Triebfeder zur Ansammlung des Capitals, und ohne Capital ist der Fortschritt nicht möglich; diese Triebfeder müßte denn ersetzt werden durch den Zwang, wie es in Sparta geschah und wie es heute in dem theokratischen Mormonen-Staate geschieht; allein dann wird für materielles Wohlleben die Sklaverei eingetauscht. Außerdem geht in den freien Staaten Nordamerica's, trotz

des merkwürdigen Aufschwungs der Mormonen, die Capital-Ansammlung doch noch rascher vor sich, als bei letzteren.

Cabet ist zweimal nach America gegangen, um sein „Ikarien" praktisch zu machen; er hat auch eine communistische Colonie gegründet, allein begreiflicher Weise, ohne großen Erfolg zu erzielen.

Nach Cabet haben wir zu nennen den jüngeren Bruder Blanqui's, den intellectuellen Leiter des Aufstandes vom 12. Mai 1839. Mit diesem geistvollen und energischen, aber rücksichtslosen Fanatiker und dessen Anhängern begannen die Communisten an die Gewalt zur Verwirklichung ihrer Lehren zu appelliren, wozu ihnen die moralische Leere, welche unter Louis Philippe in Frankreich herrschte, Gelegenheit bot. Es begannen die geheimen Gesellschaften, deren Lehren, in geheim gedruckten Pamphleten verbreitet, an Merkwürdigkeit ihres Gleichen suchten.

Bei den französischen, namentlich bei den pariser Arbeitern fanden die Utopien eine begierige Aufnahme und wuchsen in den Köpfen ungebildeter Leute zu Ungeheuerlichkeiten heran. Wenn wir nicht irren, war es die unter dem Namen „Ouvriers égalitaires" gegründete geheime Secte, welche, vor allen anderen zuerst einsehend, daß der Communismus an der Ungleichheit der Menschen scheitere, um dieses Hinderniß zu heben und wenigstens die größtmögliche Gleichheit herzustellen, verlangte, daß den talentvollen Kindern eine schlechte und den von der Natur vernachlässigten eine gute Erziehung von Staats wegen gegeben werden solle.

Die social-communistische Propaganda fand auf dem französischen Boden mehr Nahrung, als anderswo, weil die arbeitenden Stände an einer Unbehaglichkeit leiden, die Fabrik-Arbeiter namentlich auch an prägnant hervortretenden Handelskrisen, deren Ursache sie nicht kennen und die sie gerade mit der Uebertreibung desjenigen heilen wollen, was das Uebel hervorgebracht hat, — wir meinen das Monopol und das Prohibitiv-System. Das Concessionswesen ist in Frankreich zu einem System der Bestechung ausgeartet. Wir erinnern an den Teste'schen Proceß, durch welchen erwiesen wurde, daß dieser Minister sich mit 100,000 Franken bestechen ließ, um dafür die Concession zu einem Bergwerke zu verleihen. In einem Lande, wo die Arbeit durch die Patent-Gesetzgebung gewisser Maßen frei ist, wo volle Gewerbe-Freiheit existirt, ist es eine Abnormität, welche die Vorzüge der freien Arbeit wieder vernichten muß, wenn die großen Capitalisten durch die Regierung und durch die Gesetzgebung Monopole erhalten. Die Prohibitivzölle in Frankreich verleihen aber den großen Fabricanten ein Monopol, dessen Nachtheile allmählich jenen eben so unvernünftigen als erklärlichen Haß gegen das Capital selbst hervorgerufen haben. Statt gegen die Beschränkung der freien Arbeit und des freien Verkehrs, richteten

sich die Angriffe der Socialisten bald gegen das Capital, d. h. gegen das Werkzeug, welches die Arbeit allein möglich macht. Sie glichen jenem Holzhauer, der den Ast absägte, auf dem er saß.

Diese socialistischen Secten wollten die Herrschaft des Capitals mit Gewalt durch die Regierung vernichten. Da war doch Proudhon vorzuziehen, der die Freiheit wollte. In der That hat das Fehlschlagen der absolutistisch-socialistischen Maxim, namentlich in den Provinzen Frankreichs, eine Menge Anhänger der Proudhon'schen Decentralisations-Theorie zugeführt, so daß Hoffnung vorhanden ist, daß das französische Volk schließlich für dieses sein einziges Heilmittel endlich Einsicht erlange.

In Deutschland sind unter den Communisten besonders zu nennen Marx und Engels. Beide suchten ihre Theorie wissenschaftlich zu begründen. Der Erstere namentlich, ein scharfer Kopf, reich an Trugschlüssen, läßt keinen mehr aus den Krallen seiner Logik, der einmal die Prämisse zugegeben.

Wir finden in den Beweisführungen Beider gegen das Eigenthum indessen kein Argument, das unsere Definition des Werthes umstoßen könnte, welche eben jene Prämisse den Communisten entreißt.

Owen verlangt die Abschaffung des Eigenthums, aber gleich Fourier hofft er das Meiste von der Erziehung der Kinder. Er will die Aufhebung „aller socialen Ungleichheiten, die Schließung der Schenken, die Reform des Unterrichts, der Kirche, die Abschaffung aller Mißbräuche". Er ging noch weiter und verdammte sämmtliche Religionen, indem er ihnen die Schuld aller Leiden der Menschheit zuschrieb. Merkwürdiger Weise wurde die Schrift, in welcher er die letztere Ansicht aussprach, in 30,000 Exemplaren verkauft und raubte Owen keineswegs die Gunst der Großen, so daß der Herzog von Kent, der Bruder des Königs von England, bei einer Versammlung den Vorsitz führte, wo die Owen'schen Vorschläge vorgetragen werden sollten.

Owen ist nämlich ein entschiedener Feind jeder gewaltsamen Maßregel zur Ausführung socialer Theorieen. Auch zeigte er Anfangs in der Praxis keineswegs die Absicht, seine Theorieen in ihrer ganzen Tragweite zu verwirklichen. Wir dürfen nicht vergessen, anzuführen, daß die Beschränkung der Arbeitszeit der Kinder in den Fabriken zuerst von Owen gefordert worden ist. Er stand sechszehn Jahre lang einer Fabrik in England, New-Lanark, mit 2000 Köpfen vor und wußte sie von Verschwendung, Trunksucht und Zuchtlosigkeit mit puritanischer Strenge zu heilen. Er verglich kleine Rechts-Streitigkeiten und verhängte Strafen. Reinlichkeit und Wohlstand kehrten ein; allein als er wegging, kehrte die alte Wirthschaft zurück, ein Beweis, daß seine Grundsätze nicht geeignet waren, zu Herzen zu gehen, oder daß sie der

menschlichen Natur nicht angepaßt waren. Seitdem hat Owen zwei communistische Versuche in America gemacht (er hatte des Communisten Rapp Colonie „Neu-Harmonie" gekauft); sie sind aber natürlicher Weise beide nach einiger Zeit mißglückt.

Wir haben schließlich noch der englischen Chartisten und der americanischen Freesoilers (Freiboden-Männer) und Abolitionisten zu gedenken.

Die Chartisten begriffen im Anfange alle Unzufriedenen in England in sich; sie hatten kein bestimmtes Programm. In ihren nächtlichen Versammlungen, in welchen bei Fackelschein exercirt und Reden gehalten wurden, beschwerten sich die Sprecher, die aus allen Ständen zusammengewürfelt waren, über so verschiedenartige und sich gegenseitig ausschließende Dinge, daß aus einem solchen wirren Haufen, sobald er klar geworden wäre, keine Partei hätte gebildet werden können. Nachdem ein gewaltsamer Ausbruch der Unzufriedenheit unterdrückt worden war, blieb endlich eine Partei übrig, die bestimmte Forderungen formulirte.

Diese Chartisten schrieben die Noth der niederen Arbeiter-Bevölkerung Englands, die, beiläufig bemerkt, das Dreifache unserer Löhne bezieht, dem Umstande zu, daß zwei Drittheile des Grundeigenthums unveräußerlich in den Händen des hohen Adels sich befinden. Sie verlangten Aufhebung der Majorate und Fideicommisse, freie wirthschaftliche Bewegung des Grundeigenthums. Wir glauben, daß diese Idee mit der Zeit noch mehr Boden fassen wird; für jetzt ist aber keine Aussicht dazu vorhanden, denn die Chartisten haben sich eher vermindert, als vermehrt, weil sie in neuerer Zeit viele Excentricitäten des Socialismus und Communismus in ihre Agitation mit aufnahmen, die sie dem praktischen Verstande der Engländer lächerlich machten.

Die americanischen Abolitionisten verlangen Aufhebung der Neger-Sklaverei, und suchen ihre Ansichten dadurch noch besonders zu begründen, daß sie nachweisen, daß die freie Arbeit mit der Sklaven-Arbeit vollkommen concurrire.

Die Freesoilers haben ihren Namen wie lucus a non lucendo. Sie verlangen: 1) jeder, der Neuboden wirklich bebaut, soll 160 Acker unentgeltlich haben; 2) keinem Manne sollen Schulden halber die letzten 40 Acker, das nothwendige Geräthe und Vieh genommen werden; 3) der Unterricht in allen höheren und niederen Schulen soll frei sein. Die zweite Forderung macht den Boden keineswegs frei, sondern schmälert vielmehr den Credit. Dennoch haben die Freesoilers dieselbe in mehreren Staaten des Westens, z. B. in Arkansas, durchgesetzt, und sind im Begriffe, auch in Betreff der ersteren in anderen Staaten eine Concession zu erhalten.

Die Partei, welche in der jüngsten Zeit die meisten Erfolge errungen hat, welcher die größte Zukunft bevorsteht und mit der wir dieses Buch beschließen können, ist die der Freihändler.

Im Alterthume sind Verbesserungen der menschlichen Gesellschaft größtentheils durch Verschwörungen und Revolutionen auf gewaltsamem Wege versucht oder bewirkt worden. Das Christenthum setzte an die Stelle der Gewalt die friedliche Propaganda der Belehrung (wohl verstanden, wir sagen das „Christenthum", nicht die „Kirche", welche unnöthiger Weise genug Ströme Blutes hat vergießen lassen); diese Propaganda der Belehrung fand ihren rechten Boden erst unter dem germanischen Stamme. Die Reformation ist auf gleiche Weise gelungen; und in neuerer Zeit haben die Engländer einen ihrer großartigen Fortschritte in der Volkswirthschaft einer solchen geistigen Agitation zu verdanken. Die Aufhebung der Kornzölle in England, wodurch der Zustand der arbeitenden Bevölkerung wesentlich gebessert wurde, ist lediglich durch friedliche Belehrung von unten auf erwirkt worden. In Zeitschriften, in Hunderttausenden von Broschüren, in Volksversammlungen durch mündliche Vorträge wurden die Vorzüge des freien Verkehrs von allen Seiten so lange beleuchtet, bis die tief gewurzelten Vorurtheile des Mercantil-Systems in der Mehrzahl der Bevölkerung schwanden und die mächtige Stimme der Nation die Niederreißung der Schranken verlangte. Seit Aufhebung der Kornzölle, seit kurzen neun Jahren, hat sich das Wohlbefinden der arbeitenden Bevölkerung außerordentlich gehoben, und Cobden, der Haupt-Agitator der Anti-Corn-Law-Association, hat seinen Namen durch seine Bemühungen unsterblich gemacht. England reißt seitdem Schranke nach Schranke nieder, und so sehr sind die Principien einer aufgeklärten Handels-Politik schon Gemeingut der Nation geworden, daß ein Tory-Ministerium unter der Wucht der öffentlichen Meinung seinen protectionistischen Grundsätzen entsagen mußte und die Partei selbst, an ihrer Zukunft verzweifelnd, sich auflös'te.

Auch in America haben die A. Smith'schen Principien bereits den Sieg davon getragen. Im Jahre 1846 wurde der Tarif ermäßigt, und 1850 hatten die Zoll-Einkünfte sich verdoppelt. Schon sinnt der jetzige Präsident, Pierce, auf eine weitere Ermäßigung der Zölle.

In Betreff der volkswirthschaftlichen Aufklärung folgt Deutschland seinen beiden germanischen Vettern dicht auf dem Fuße, während unter den romanischen und slawischen Nationen eine solche Volks-Agitation nicht existirt und der geistige Kampf über die wirthschaftliche Bewegung auf die Gelehrten und Staatsmänner sich beschränkt.

Wir hatten schon Gelegenheit, zu bemerken, daß die Thätigkeit List's wenigstens das Gute hatte, das Volk auf die Wichtigkeit der Anwendung

geläuterter Principien in der Handels-Politik aufmerksam zu machen. Leider glaubte List mehr durch künstliche Mittel, als durch die Freiheit wirken zu müssen; doch so empfänglich war das Volk, daß heute noch z. B. in Schwaben List's Ideen als ein Evangelium betrachtet werden. Erst in den Jahren 1847 und 1848 begann in Nord-Deutschland die Freihandels-Partei sich zu rühren. Ein Central-Verein ward in Hamburg gegründet, Zweig-Vereine bildeten sich in den größeren Städten Nord-Deutschlands, welche alle zusammenhalfen, um durch Schrift und Wort ihre Ideen zu verbreiten; und so wirksam ist diese Agitation gewesen, daß nach 5—6 Jahren mit wenigen Ausnahmen die gesammte deutsche Presse für die wahren Principien der Volkswirthschaft gewonnen ist, — daß Oesterreich das Prohibitiv-System aufgehoben und mit dem milderen Schutzzoll-Systeme vertauscht hat, — daß Preußen bereit ist, vorwärts zu marschiren, und nur von den süddeutschen Staaten gehemmt wird, deren Bevölkerung in der wirthschaftlichen Erkenntniß noch zurückgeblieben ist.

Drittes Buch.

Die wirthschaftliche Bewegung.

1. Das Gesetz des menschlichen Fortschrittes.

Es ist eine der sinnreichsten Einrichtungen der Natur, daß die Menschheit gewisser Maßen eine große, harmonisch gegliederte Familie bildet, in welcher die Anstrengungen einzelner Glieder Allen frommen, in welcher eine Generation die Früchte ärntet, welche eine frühere gesäet, in welcher eine Generation, auf den Schultern der anderen stehend, durch deren Erfahrungen gestärkt, stets einen Schritt weiter der Vollkommenheit entgegenrückt. Es ist ein beruhigendes und erhebendes Gefühl, wenn man sieht, wie das Menschengeschlecht gleich einer großen Brüderschar solidarisch nach Einem Ziele hinstrebt, ohne dieses selbst mit Bewußtsein im Auge zu halten; wie, diesem organischen Entwicklungsgesetze des Wachsthums gehorchend, jeder Einzelne, meist ohne es zu wissen, oft ohne es zu wollen, dem großen Ganzen dienstbar ist, wenn es auch bloß durch seine Irrthümer wäre, und gleich der Polype ein gewaltiges Gebäude errichten hilft. Alle streben, wenn auch auf verschiedenen Wegen, Einem großen Ziele zu; und dieses Ziel ist die — Wahrheit; denn aller Fortschritt ist nur eine vermehrte Einsicht in das Wesen der Dinge, — das die Wahrheit ist, und sie ist stets einfach und faltenlos.

Alle Culturvölker arbeiten solidarisch an der Ansammlung jenes großen geistigen Capitals — Civilisation genannt —, ohne welches auch das materielle Wohlbefinden der Menschen nicht jenen Grad von Befriedigung erlangen würde, der mit dem Leben versöhnt. Die Errungenschaften der Geister aller Zeiten, deren Entdeckungen, Erfindungen, Forschungen, Lehren sind ein geistiges Capital, ohne welches unser jetziger Grad von materieller und geistiger Wohlfahrt unmöglich wäre.

Je größer die Summe solcher von früheren Generationen geschaffenen geistigen und materiellen Werthe ist, desto mehr ist ein Volk im Stande, sich zur Blüthe zu entwickeln. Wie schwer, wie unmöglich würde der Fortschritt sein, wenn jeder Mensch, wenn jedes Volk alle die Erfahrungen, die Erfindungen, Entdeckungen erst selbst wieder machen müßte, die es von früheren Generationen geerbt! Wenn Jemand im Urzustand, ohne Capital,

ohne Erfahrung, ohne Werkzeuge, seinen Unterhalt sich verschaffen soll, wie mühselig muß er sich da behelfen! Welchen Entbehrungen sind die Menschen auf der untersten Entwicklungsstufe ausgesetzt, wie gering ist die Zahl ihrer geistigen und leiblichen Genüsse! Sie müssen die Kräfte der Natur und ihre Anwendung erst eine nach der anderen kennen lernen, welche dem Menschen zu einer bevorzugten Stellung vor seinen Mitgeschöpfen verhelfen; die Erfindungen und Entdeckungen haben sich erst in Jahrtausenden zu jenem unermeßlichen geistigen Capital angehäuft, ohne welches unsere Civilisation in Nichts versänke. Die spätesten Jahrtausende haben einen Theil ihrer Bildung und ihres Wohlstandes dem grauesten Alterthume zu verdanken. Hätten die Alten nicht den Gebrauch des Feuers entdeckt, nicht den Pflug, die Axt erfunden, nicht die Kunst, zu weben und Glas zu machen, so hätten spätere Generationen sich damit beschäftigen müssen und dadurch die Zeit verloren, ihrerseits zu weiteren Vervollkommnungen der menschlichen Erkenntniß zu schreiten. Mag man in politischer Beziehung noch so oft die Beobachtung machen, daß die Völker einen Kreis zu durchlaufen haben, daß Alles sich wiederholt und in späten Jahrtausenden dieselben Bestrebungen und Ansichten sich geltend machen, welche das Alterthum in Bewegung setzte, kurz, mag man glauben, daß es in Beziehung auf die Staatsformen keinen Fortschritt, nichts Neues mehr zu erringen gebe, weil der Mensch, wie die Biene, ein politisches Gesellschaftsthier sei, welches nur in bestimmten, gegebenen Formen gedeihe, — was die innere Entwicklung, das geistige und materielle Wachsthum, die wesentlichen Errungenschaften der Civilisation betrifft, sie sind da in Ehrfurcht gebietender Macht und müssen den Menschen mit Andacht erfüllen vor dem Sinne der Schöpfung.

Der Fortschritt, sagten wir, ist der Weg zur Erkenntniß der Wahrheit; er ist der Pfad aus der Nacht der Unwissenheit zur Einsicht in die Gesetze der Natur, und alle Uebel der Menschen sind nur eben so viele Strafen für die Uebertretung dieser weisen, unwandelbaren Gesetze. Je *mehr solche Gesetze dem Menschen bekannt werden, desto mehr macht er sich unentgeltliche Kräfte der Natur dienstbar, desto mehr Güter erzielt er mit derselben Quantität von Anstrengungen.* Es ergibt sich also aus diesem organischen Entwicklungsgange eine fortwährend steigende Verbesserung der Lage der Menschheit mit mathematischer Gewißheit; und alles thun, was die Kenntniß in die Gesetze der Natur erweitert, Alles aufbieten, um mehr und mehr unentgeltliche Kräfte der Natur dem Menschen dienstbar zu machen, alle Hindernisse beseitigen, welche die freie Thätigkeit der Menschenarbeit hindern, kurz, alle Mittel in Bewegung setzen, um die Production zu vermehren, das

heißt: die „sociale Frage lösen", so weit dieselbe für die jedesmalige Generation gelös't werden kann; denn ganz lös't sie bloß die Ewigkeit.

Zur großen Aufgabe der Entwicklung des Menschengeschlechts setzt die Natur einen ganz einfachen, unscheinbaren, als egoistisch oft und offen verdammten, und doch im Stillen von Jedem gehegten Hebel an — das Interesse. Denn so sinnreich sind die Satzungen der Natur, daß Jeder im Allgemeinen das Wohl des Ganzen befördert, wenn er seinem Privat-Interesse nachgeht *).

---

*) Indem z. B. der Getreidehändler den höchsten Preis für seine Waare zu erhalten sucht, wie es sein Interesse erheischt, bewirkt er, daß nach Mißärnten die Consumenten sich einschränken, wodurch der Vorrath gleichmäßig vertheilt und so viel gespart wird, daß er bis zur nächsten Aernte ausreicht. Hätte der Kornhändler nicht sein Interesse verfolgt, wäre der Preis nicht gestiegen, hätten die Verbraucher somit nicht gespart, so wäre der Vorrath vielleicht acht Tage, vielleicht vier Wochen vor der nächsten Aernte zu Ende gewesen, und die Bevölkerung wäre Hungers gestorben. Der unverständige Pöbel sieht das freilich nicht ein.

2. Das Eigenthum.

Eines der größten egoistischen Interessen ist das Eigenthum; und doch ist ohne dasselbe ein Fortschritt in der Civilisation nicht denkbar, ohne dasselbe würden die Errungenschaften der Cultur nicht von Dauer geblieben sein; denn da die Anstrengung nur das Mittel ist, um einem Bedürfnisse die Befriedigung zu verschaffen; da kein Mensch arbeiten will, um die Bedürfnisse eines Andern zu versorgen, ohne eine Gegenleistung dafür zu erhalten, welche die seinigen befriedigen kann: so würden, wenn die Errungenschaften der Arbeit, die Producte, nicht durch das Eigenthumsrecht gesichert wären, keine Producte aufgespart, sondern alle sofort nach Erzeugung verzehrt werden. Dadurch würden sich die Menschen aber des Capitals, d. h. aller der Mittel und Werkzeuge berauben, welche im civilisirten Zustande die Production der Güter um das Zehn- und Hundertfache erleichtert haben.

Um die gedeihliche Entwicklung der Gesellschaft zu befördern, gibt es daher kein besseres Mittel, als das Eigenthum möglichst zu schützen, jede Verletzung desselben, namentlich von Seiten des Staates, zu vermeiden, und sollte sie auch vorübergehend Nutzen bringen. Der Staat namentlich, welcher gezwungen ist, das Eigenthum seiner Angehörigen zum Zwecke der Selbsterhaltung und des Schutzes Aller in Gestalt von Steuern anzugreifen, sollte sich die weiseste Sparsamkeit zur Regel machen und Eingriffe in dasselbe durch die Gesetzgebung, wo sie nicht durch die Nothwendigkeit geboten sind, zu vermeiden suchen. Denn gerade die Heilighaltung des Eigenthums gilt als eines der obersten Merkmale gesitteter Völker. Wir dürfen hier nämlich das Eigenthum in seinem weitesten Begriffe auffassen, nicht allein das sachliche und geistige Eigenthum *);

*) Vom geistigen Eigenthum oder, besser gesagt, vom „Urheberrecht" werden wir in einem besonderen Abschnitte sprechen.

wir dürfen auch dazu zählen das Eigenthum des Menschen über sich selbst, die freie Verfügung über seine Kräfte, mit welchen ja eben Dienste geleistet, Werthe geschaffen werden. Den freien Gebrauch dieser körperlichen und geistigen Kräfte hemmen heißt das Eigenthum angreifen, und zwar meistentheils das Eigenthum des Armen, der nur auf seiner Hände Arbeit angewiesen ist; heißt die Production vermindern, die Heilung der socialen Uebel erschweren. Alle Gesetze also, welche die Arbeit hemmen, Mangel an Freizügigkeit, an Gewerbefreiheit, sind Eingriffe in das Eigenthumsrecht. Halten wir das Eigenthumsrecht der Arbeit heilig, dann brauchen wir kein „Recht auf Arbeit"!

Außer dem directen materiellen Schutze des Eigenthums ist daher auch die Aufrechthaltung einer prompten Rechtspflege und der Sicherheit der Person zur Capital-Ansammlung erforderlich. Im Oriente gibt es weit weniger Capital, als in den cultivirten Ländern Europa's; dennoch besitzen die Orientalen große Werthe in Edelsteinen und in Gold, weil sie wegen der allgemeinen Rechtsunsicherheit ihr bewegliches Vermögen sehr selten als productives Capital anlegen, sondern lieber in die am leichtesten zu versteckende und zu transportirende Form bringen wollen.

Die Rechtswissenschaft hat es mit verschiedenen Arten der Erwerbung des Eigenthums zu thun, — die National-Oekonomie aber nur mit Einer — der Arbeit, der Production, welche man der bequemen Uebersicht wegen bei den meisten Beleuchtungen in den Zeitraum eines Jahres zusammenfaßt.

Im Hinblick darauf sagt Adam Smith am Eingange seines unsterblichen Werkes über den Reichthum der Nationen:

„Die jährliche Arbeit eines Volkes ist der Fond (Stock), welcher dasselbe mit allem Bedarf und allen Genußmitteln des Lebens versorgt, die es jährlich verzehrt, und die immer entweder in dem unmittelbaren Erzeugniß dieser Arbeit oder in demjenigen bestehen, was für dieses Erzeugniß von anderen Völkern gekauft wird.

„Je nachdem daher dieses Erzeugniß, oder das, was mit ihm gekauft wird, in einem größeren oder kleineren Verhältnisse zur Zahl derjenigen steht, welche es verzehren wollen, wird auch das Volk mit allem Bedarf und allen Genußmitteln, die es braucht, besser oder schlechter versorgt sein.

„Es bestimmt sich jedoch dieses Verhältniß bei jedem Volke nach zwei verschiedenen Umständen, nämlich erstens nach der Geschicklichkeit, Fer-

tigkeit und Einsicht, mit der seine Arbeit im Allgemeinen verrichtet wird, und zweitens nach dem Verhältniß zwischen der Anzahl derer, die einer nützlichen Arbeit obliegen, und derer, die dies nicht thun. Wie auch immer der Boden, das Klima oder die Ausdehnung des Landes eines bestimmten Volkes beschaffen sein mag, so wird doch stets der Ueberfluß oder die Unzulänglichkeit seiner jährlichen Gütererzeugung bei dieser bestimmten Beschaffenheit von jenen beiden Umständen abhangen."

---

3. Die Werkzeuge und Maschinen.

Die Werkzeuge sind die Mittel, um unentgeltliche Naturkräfte zur Vermehrung der Production heranzuziehen; je sinnreicher diese Werkzeuge, desto wirksamer der von den Naturkräften umsonst gelieferte Beistand. Wenn somit durch die Erfindung einer Maschine die Summe des erzielten Productes bei Aufwendung eines gleichen Maßes von Menschen-Arbeit vermehrt wird, so kommt eine größere Zahl von Producten zur Vertheilung unter Alle, und der Zustand Aller hat sich gebessert. Je zahlreicher und wirksamer daher die Maschinen, desto mehr verbessert sich die Lage der Menschen; denn desto größer ist der Antheil, welchen die umsonst arbeitenden Naturkräfte an der Erzeugung der Producte haben.

„Hiedurch wird", um mit Say zu sprechen, „klar, aus welchem Gesichtspunkte alle Maschinen, von dem einfachsten Werkzeuge bis zum zusammengesetztesten, von der Feile bis zur Spinnmaschine, uns erscheinen müssen; denn die Werkzeuge sind nichts als einfache Maschinen, und die Maschinen nichts als zusammengesetzte Werkzeuge, womit wir unsere Fingerspitzen bewaffnen, um deren Wirksamkeit zu steigern. Ihr augenscheinliches Resultat ist, für weniger Arbeit eben so viele Producte oder, was völlig gleich gilt, für eben so viel Menschen-Arbeit mehr Producte abzuwerfen. Darin besteht der Triumph der Industrie."

Es ist bekannt, daß die Geisteskräfte des Menschen productiver sind als seine Muskelkräfte; da nun durch die Maschinen dem Menschen Muskelkraft erspart wird, so daß er mehr geistige Kraft zur Production in Bewegung setzen kann, so läßt sich ermessen, wie ungereimt die Klage der unaufgeklärten Arbeiter über die Maschinen ist. Es ist nur die Klage der Trägheit, die sich nicht rasch genug dazu verstehen will, eine andere Beschäftigung zu ergreifen, wo die alte nicht mehr lohnend ist; während gerade die Arbeiter den Maschinen dankbar sein sollten, weil diese ihnen die

mechanischeren, gröberen Arbeiten abnehmen und sie, wie ein Sporn, antreiben, die feineren, besser belohnten zu erlernen. In Westfalen müht sich die ländliche Bevölkerung immer noch mit dem Spinnen ab, welches zur Zeit der höchsten Blüthe nur einen kärglichen Verdienst abwarf. Würden die Spinner das feinere (Damast-) Weben lernen und dazu des Maschinengarnes sich bedienen, würden die Spinnerinnen auf Weißnäherei sich verlegen, welche z. B. in der Schweiz das Spinnen längst verdrängt hat, so würden sie den drei- bis vierfachen Arbeitslohn beziehen gegen jetzt, wo sie zwischen Leben und Sterben schweben.

„So oft eine neue Maschine" (J. B. Say) „oder überhaupt irgend eine Ersparungs-Methode der Arbeit an die Stelle einer schon im Gange befindlichen Menschen-Thätigkeit tritt, wird jener Theil der industriösen Hände, deren Verdienst mit dieser erworben wurde, geschäftslos. Allein diesem — stets nur vorübergehenden — Unglück ist bald abgeholfen. Die große Vervielfältigung eines Productes verringert dessen Preis; die Wohlfeilheit erweitert dessen Absatz; und dessen Production beschäftigt, trotz ihrer Vereinfachung, gar bald mehr Arbeiter, als zuvor. Ohne Zweifel beschäftigt die Baumwoll-Arbeit gegenwärtig in England, Deutschland und Frankreich mehr Hände, als vor der Einführung der Maschinen, wodurch diese Arbeit so ungemein abgekürzt und vervollkommnet worden ist. Auch würde man durch ein Verbot des Gebrauchs einer neuen Maschine vergeblich das mit ihrer Erfindung verbundene vorübergehende Uebel zu hintertreiben suchen. Das Ausland benutzt sie oder wird sie benutzen; dadurch werden seine Producte minder kostspielig, als die von unseren Arbeitern mühsam erschaffenen, und ihre Wohlfeilheit wird diesen Arbeitern nothwendig ihre Kunden und ihr Geschäft entziehen. Wären die Baumwoll-Spinner der Normandie, welche 1789 die bei ihnen eingeführten Spinn-Maschinen zertrümmerten, bei ihrem alten Schritte beharrt, so hätte man in Frankreich aller Fabrication von Baumwoll-Zeugen entsagen müssen; man hätte sie vom Auslande bezogen oder durch andere Gespinnste ersetzt, und die normännischen Spinner wären von Arbeit noch entblößter geworden."

Noch mehr in die Augen fallend ist das Beispiel der Buchdruckerei und der Eisenbahnen, welches wir bei der Beleuchtung der Ansichten Sismondi's schon angeführt haben.

„Allein wie entschieden vortheilhaft die Anwendung einer neuen Maschine auch für die Classe der Unternehmer und Arbeiter sein mag, so zieht doch den Haupt-Gewinn die Consumenten-Classe, und diese ist stets die vorzüglichste, weil sie die zahlreichste ist, weil die Producenten jeder Gattung zu ihr gehören und weil das Heil dieser Classe, die sich aus allen

anderen bildet, den allgemeinen Wohlstand und das Glück eines Landes begründet."

Gerade die Arbeiter selbst haben als Consumenten einen wesentlichen Vortheil an den Maschinen, weil diese die Gegenstände ihrer Consumtion billiger machen und dadurch ihre Lage verbessern.

„Endlich leisten aber die Maschinen noch mehr: sie vervielfältigen selbst solche Producte, worauf sie ganz unanwendbar sind. Wer es nicht genauer überlegt, glaubt vielleicht nicht, daß der Pflug, die Egge und andere Maschinen, deren Ursprung sich in der Nacht der Vorwelt verliert, mächtig dazu beitrugen, dem Menschen einen großen Theil nicht nur seines Lebensbedarfs, sondern auch der Luxus-Artikel zu erschaffen, deren er jetzt genießt und wovon er sonst wahrscheinlich nicht einmal eine Idee gefaßt hätte. Gleichwohl ist es wahrscheinlich, daß, wenn die verschiedenen Umgestaltungen, die der Boden verlangt, bloß mittels des Spatens, der Hacke und ähnlicher langsamer Instrumente verrichtbar wären, und wenn uns bei dieser Arbeit die in der National-Oekonomie als Maschinen zu betrachtenden Thiere nicht unterstützen könnten, wir zur Erzielung der Lebensmittel, womit unsere jetzige Volksmenge sich erhält, sämmtliche Hände aufbieten müßten, die jetzt an den Industrie-Künsten arbeiten. Der Pflug hat es mithin einer gewissen Zahl von Personen gestattet, sich den bedeutendsten wie den kleinlichsten Künsten und, was wichtiger ist, der Ausbildung der Geisteskräfte zu widmen. — Den Alten waren die Mühlen unbekannt, und das Brodkorn wurde bei ihnen durch Menschen zerrieben; man brauchte vielleicht zwanzig Personen, um eben so viel Getreide zu zerreiben, als eine einzige Mühle mahlen kann *). Nun bedarf es aber eines oder höchstens zweier Müller, um in einer Mühle aufzuschütten und Wache zu halten. Diese zwei Menschen liefern mit Hülfe dieser sinnreichen Maschine ein Product, das dem von zwanzig Personen zu Cäsar's Zeiten gleichkommt. Wir zwingen folglich den Wind oder einen Wasserbach, in jeder von unseren Mühlen das Werk von achtzehn Personen zu verrichten, und diese achtzehn von uns verschonten Personen können heut zu Tage ihren Unterhalt so gut wie ehemals finden, da die National-Producte durch die Mühle nicht verringert worden sind; und zugleich kann ihre Industrie sich auf die Erschaffung anderer Producte verlegen, womit sie das Mühlen-Product eintauschen und so die Reichthums-Masse vervielfältigen."

*) Aus dem 20. Gesange der „Odyssee" erfährt man, daß zwölf Weiber täglich mit dem Zermalmen des für die Hofhaltung des Ulysses nöthigen Getreides beschäftigt waren, und diese Hofhaltung ist nicht ansehnlicher geschildert, als der heutige Haushalt eines reichen Privatmannes.

Wie drückend auch die Uebergangs-Periode unmittelbar nach Erfindung einer Maschine auf einzelnen Arbeiter-Classen lasten mag, — das Volk, die Menschheit im Ganzen, hat nur Vortheil davon. Sobald jene Periode überwunden ist und die Geschäfte in ihr neues Geleise sich eingewöhnt haben, finden sich die Arbeiter verbessert; denn die Fabrik-Waaren werden stets billiger und die Löhne im Vergleiche zu früheren Zeiten höher. Fast alle Löhne sind im Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfmaschinen, selbst im Verhältnisse zu den Lebensmittel-Preisen, höher, als vor hundert oder zweihundert Jahren.

4. Der Sparsinn.

Es genügt zur Ansammlung von Capital nicht, leicht und billig zu produciren; man muß, um dieses Reproductions-Werkzeug in Fülle herzustellen, auch mit demjenigen Sinne begabt sein, der es erhält, der Sparsamkeit, dem Ansammlungstrieb, welcher besonders der germanischen Race, und unter dieser den gebildeten Classen, eigen ist. Denn dieser Sparsinn ist ein Ergebniß der Voraussicht, ein Product des Verstandes, welcher bei diesem Geschlechte und diesen gebildeten Classen am meisten entwickelt ist.

„Jede Ansammlung", sagt Rae, ein in America lebender Schotte, „bedingt das Opfer eines gegenwärtigen Genusses im Hinblick auf einen künftigen Genuß." Dazu gehört aber männliche Selbstüberwindung, welche nur den gebildeten Culturvölkern eigen ist. „Die Leichtigkeit eines solchen Opfers wechselt sehr bei den verschiedenen äußeren Zuständen; und die Neigung der Menschen, ein solches Opfer zu bringen, wechselt noch mehr. Bei Erwägung der Zukunft im Vergleich mit der Gegenwart ist die Ungewißheit aller künftigen Dinge ein leitendes Element. Diese Ungewißheit hat verschiedene Abstufungen. Alle Umstände daher, welche die Wahrscheinlichkeit, daß wir selbst uns oder Andere sich der von uns für die Zukunft getroffenen Vorsorge zu erfreuen haben werden, wirken mit Recht und ganz natürlich dahin, dem Ansammlungstriebe Stärke zu verleihen. Ein gesundes Klima oder gesunde Beschäftigung z. B. hat solchen Einfluß, indem sie die Wahrscheinlichkeit eines längeren Lebens vermehrt. Menschen, welche in sicheren Lebensweisen beschäftigt sind und in gesunden Gegenden leben, sind weit mehr geneigt, mäßig zu sein, als bei ungesunden und gewagten Beschäftigungen und in gefährlichen Klimaten. Seeleute und Soldaten pflegen Verschwender zu sein. Eben so findet man bei den Einwohnern in Westindien, New-Orleans, Ostindien viel Verschwendung. Wenn dieselben Leute nach den gesunden Gegenden Europa's kommen, um dort zu bleiben, und sie nicht in den Strudel übertriebener Vornehmheit hineingerathen, so leben sie wirthschaftlich. Krieg und ansteckende Krankheit haben

immer unter anderen Uebeln auch Verschwendung und Luxus in ihrem Gefolge." Diese Erscheinung ist während des Culminationspunktes der Schreckensherrschaft in der französischen Revolution beobachtet worden. Paris schwamm damals in Lustbarkeiten, weil Jeder in der Ungewißheit über sein Schicksal das Leben noch genießen wollte. Auch wo eine ansteckende Krankheit, z. B. die Cholera, herrscht, pflegen die Lustbarkeiten sich zu vermehren.

Aus solchen Gründen dient alles, was in der Gesellschaft Vertrauen und Sicherheit verleiht, zur Stärkung des Ansammlungstriebes: Friede, Ordnung, pünktliche Rechtspflege, Sicherheit des Eigenthums und der Person, humane Gesetze, weise Institutionen, welche bürgerlichem Zwiste vorbeugen, — diese und viele andere Dinge tragen zur Stärkung des Ansammlungstriebes, zur Vermehrung des Capitals und folglich zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen wesentlich bei. In einem Lande, wo alle jene Güter wenig oder nicht vorhanden sind, wird Jeder sich beeilen, das Product seiner Arbeit so rasch als möglich zu consumiren, weil er fürchtet, durch diesen oder jenen Zufall der Frucht seines Schweißes beraubt zu werden. In einem schlecht regierten Lande wird wenig Capital gespart werden; es wird arm sein.

Die Civilisation der germanischen Völker ist gänzlich auf die Arbeit gebaut, was bei der antiken Cultur weniger der Fall war. Die Griechen und Römer gründeten ihre Civilisation mehr auf die Eroberung. Sie selbst wurden zwar reich, plünderten aber dafür die anderen Völker aus, so daß die Summe des in der damaligen Welt vorräthigen Capitals während der Weltherrschaft der Römer eher ab- als zunahm. In jener Zeit waren die Juden noch das einzige Volk, das Sparsinn hatte, und diese Eigenschaft muß hauptsächlich zu ihrer Erhaltung mit beigetragen haben. Die germanischen Völker, bei welchen die Arbeit erst in ihre Rechte eingesetzt wurde, zeichnen sich vor allen durch ihre Voraussicht in die Zukunft aus, weßhalb die Capital-Ansammlung am raschesten bei ihnen von Statten geht. Schon bei ihrem ersten Auftreten offenbarten sie diese Eigenschaft, denn ihre Institutionen selbst trugen das Gepräge davon. Mögen die Majorate und Fideicommisse in unserer Zeit, in der durch die Dampf-Maschine befreiten wirthschaftlichen Bewegung der Capital-Ansammlung hinderlich geworden sein; zu jener Zeit waren sie ein Mittel, die Nation an die Reize des Eigenthums zu gewöhnen, ihr nach jener gewaltigen Völkerwanderung das Land lieb und werth zu machen und zugleich die Familienbande zu stärken, welche stets die stärkste Stütze der Civilisation bleiben werden. Die Familie ist nicht allein der mächtigste Sporn der Capital-Ansammlung, sie ist zugleich der Hort der Sittlichkeit, jenes zur Erhaltung

der Völker wesentlichsten Momentes; sie ist die Pflegerin aller edleren Regungen des Menschen. Dem Alterthume galt der Staat mehr als die Familie, — der germanischen Welt die Familie mehr als der Staat; das ist es, was unserer Cultur längere Dauer verspricht; denn um nur den ökonomischen Grund zu nennen: Niemand sammelt so gern Capital an für den Staat, wie für die eigene Familie.

Die Bevorzugung des germanischen Geschlechtes in wirthschaftlicher Beziehung tritt noch mehr in die Augen, wenn man es mit anderen Volksstämmen und Racen vergleicht.

„An den Ufern des St.-Lorenz-Stromes", erzählt Rae, „gibt es mehrere kleine Indianer-Dörfer. Diese sind meistentheils von einem ziemlichen Stücke Land umgeben, auf dem das Holz schon lange ausgerodet zu sein scheint, und außerdem besitzen sie ausgedehnte Waldstrecken. Das vom Holz gesäuberte Land wird selten, man kann sagen: fast niemals, bebaut, noch werden auch im Walde zu solchem Zwecke Ausrodungen vorgenommen. Nichts desto weniger ist der Boden fruchtbar, und wäre er es nicht, so liegt Dünger haufenweise bei den Wohnungen. Würde jede Familie einen halben Morgen des Bodens einzäunen, ihn bearbeiten und mit Kartoffeln oder Mais bepflanzen, so wäre dies genügend, sie ein halbes Jahr hindurch zu ernähren. Ueberdies leiden sie jetzt von Zeit zu Zeit den äußersten Mangel, der so weit geht, daß dadurch, in Verbindung mit gelegentlicher Unmäßigkeit, ihre Zahl rasch hinschwindet. Diese uns so auffallende Apathie geht im Wesentlichen nicht aus Widerwillen gegen Arbeit hervor; im Gegentheil, sie halten sich sehr emsig daran, sobald die Belohnung dafür unmittelbar eintritt. So werden sie, außer ihren eigenthümlichen Erwerbsarten, der Jagd und der Fischerei, welche vorzunehmen sie jederzeit bereit sind, bei der Schifffahrt auf dem Lorenz-Strome viel beschäftigt; man sieht sie in den dort gebräuchlichen großen Booten beim Rudern thätig, und sie liefern den größten Theil der extra erforderlichen Hände, um Flöße durch die Stromschnellen zu bringen. Auch liegt das Hinderniß nicht in ihrer Abneigung gegen Ackerbau-Arbeit. Diese gehört gewiß zu ihren Vorurtheilen; reine Vorurtheile zu verdrängen, ist indessen möglich, Principien der Thätigkeit lassen sich dagegen nicht schaffen. Wenn die Erträge der Ackerbau-Arbeit rasch und groß sind, so werden sie auch Landbebauer. So sind einige der kleinen Inseln am St.-Francis-See, nahe beim Indianer-Dorfe St.-Regis, dem Anbau von Mais günstig, einer Pflanze, die einen hundertfältigen Ertrag liefert (in Mexico nach A. v. Humboldt einen dreihundertfachen) und, selbst wenn halbreif, schon eine angenehme und nahrhafte Speise abgibt. Kleine Stücke dieses Landes werden daher von ihnen jedes Jahr für solchen Zweck bestellt. Da ihre Lage dieselben dem Vieh unzu-

gänglich macht, so ist keine Umzäunung erforderlich; wäre diese Auslage außerdem nöthig, so stände zu vermuthen, daß sie gleich den gewöhnlichen Ländereien bei den Dörfern ohne Anbau bleiben würden. Letztere sind allem Anscheine nach zu einer früheren Zeit bestellt gewesen. Das Vieh der benachbarten Ansiedler würde jetzt jedoch jede Aernte, die nicht gehörig umzäunt ist, zerstören, und dem zufolge hemmt diese neue nothwendige Auslage den Anbau derselben. So kommen sie in einen solchen Zustand, daß sie einen geringeren Ertrag liefern, als der ist, welcher dem Ansammlungstriebe dieser Stämme entspricht. Es verdient dazu bemerkt zu werden, daß die Werkzeuge, die sie benutzen, ganz vollständig sind. Die kleinen Kornfelder, die sie anbauen, sind durchaus vom Unkraute gereinigt und geharkt. Eine Nachlässigkeit hierbei würde freilich auch die Aernte sehr reduciren; dies wissen sie erfahrungsmäßig ganz gut und verfahren dem gemäß. Das Hinderniß für den ausgedehnteren Anbau liegt augenscheinlich nicht in der nöthigen Arbeit, sondern in dem entfernten Ertrage dieser Arbeit. Ich bin gewiß, daß bei einigen der entfernten Stämme die so angewandte Arbeit die von Weißen geleistete weit übertrifft. Da ohne Unterlaß die nämlichen Theile des Bodens bestellt werden und Dünger dabei nicht gebraucht wird, so könnten sie kaum einen Ertrag gewähren, würde nicht der Boden auf das sorgfältigste aufgelockert und zerrieben, sowohl mit der Hacke, als auch mit der Hand. Ein Weißer würde unter solchen Umständen ein frisches Stück Land urbar machen. Dies dürfte vielleicht im ersten Jahre die darauf angewandte Arbeit kaum vergüten, und er würde seine Belohnung von folgenden Jahren zu erwarten haben. Für den Indianer liegen aber folgende Jahre zu fern, als daß sie Eindruck auf ihn machen könnten, obschon er, um das zu erlangen, was Arbeit im Laufe weniger Monate hervorbringen kann, sich eifriger abmüht, als ein Weißer. Die vorstehende Auffassung wird durch die Erfahrung der Jesuiten bei ihren Anstrengungen, die Indianer von Paraguay zu civilisiren, bestätigt. Sie gewannen das Vertrauen dieser Wilden in ganz außerordentlichem Grade und erwarben über sie hinreichenden Einfluß, um sie ihre ganze Lebensweise ändern zu lassen. Sie brachten die Indianer vollständig zur Unterwürfigkeit und zum Gehorsam, stellten einen Friedenszustand her, lehrten sie alle Verrichtungen der europäischen Landwirthschaft und viele der schwierigsten Handwerke. Man sah da überall, nach der Aussage von Charlevoix, Werkstätten von Vergoldern, Malern, Bildhauern (!), Goldschmieden, Uhrmachern, Zimmerleuten, Tischlern, Färbern u. s. w. Diese Beschäftigungen wurden nicht für den gewöhnlichen Gewinn der Handwerker ausgeübt; der Ertrag war ganz und gar zur Verfügung der Missionäre, welche das Volk mit willkürlichem Despotismus regierten. Die aus dem Widerwillen gegen Arbeit hervor-

gehenden Hindernisse waren also vollkommen überwunden. Die eigentliche Schwierigkeit war die Sorglosigkeit des Volkes, seine Unfähigkeit, für die Zukunft zu denken, und dem gemäß die Nothwendigkeit der unablässigen und genauesten Aufsicht von Seiten seiner Lehrer. Wenn man ihnen die Sorge für die Ochsen überlassen hätte, mit denen sie pflügten, so würde ihre indolente Unbedachtsamkeit dieselben am Abend vermuthlich am Pfluge angeschirrt haben stehen lassen. Noch schlimmere Beispiele, als dieses, kamen mitunter vor, indem sie die Ochsen zum Abendessen schlachteten. Wurden ihnen deßhalb Vorwürfe gemacht, so hielten sie sich für hinlänglich entschuldigt, wenn sie sagten, sie seien hungrig gewesen u. s. w."

Einen ähnlichen, obwohl minderen Grad von Voraussicht zeigen unsere armen Arbeiterclassen in Europa, namentlich die Fabrik-Arbeiter. Würden diese insgesammt in guten Zeiten, wo sie viele und gut bezahlte Arbeit haben, sparen, so würden sie in Zeiten schlechten Verdienstes vor Noth gesichert sein. Allein dies geschieht in der Regel nicht. Erst die englischen Arbeiter haben mit dem Sparen so wirksam angefangen, um zuweilen durch Einstellung der Arbeit den Preis steigern zu können. In den meisten Ländern Europa's sind sie aber der Discretion der Arbeitsherren überlassen, weil sie nicht so viel gespart haben, um eine Zeit lang feiern zu können.

Unter den cultivirten Völkern verdienen die Chinesen noch als Beispiel geringeren Sparsinns angeführt zu werden. Obgleich China das von der Natur gesegnetste Land ist, besitzt es doch weniger Capital als andere, weit weniger begünstigte Länder. Seine Arbeiter-Bevölkerung ist weniger wegen ihrer großen Zahl arm, als wegen des Mangels an Voraussicht, an zweckmäßiger Sparsamkeit, welcher in China herrscht.

„Der Sinn für Dauerhaftigkeit", sagt Rae, „ist eine der hauptsächlichsten Eigenschaften, die einen hohen Grad des Ansammlungstriebes anzeigen. Das Zeugniß der Reisenden schreibt den von den Chinesen verfertigten Werkzeugen eine weit geringere Dauerhaftigkeit zu, als den von Europäern hergestellten ähnlichen Dingen. Die Häuser, berichtet man, mit Ausnahme derer der höheren Stände, bestehen meistentheils aus ungebrannten Backsteinen, aus Lehm oder mit Erde verklebtem Flechtwerk; die Dächer aus Schilf, an Latten befestigt. Man kann sich kaum ein unhaltbareres und vergänglicheres Machwerk denken. Die Scheidewände sind von Papier und müssen jedes Jahr erneuert werden. Eine ähnliche Bemerkung läßt sich hinsichtlich ihrer landwirthschaftlichen und sonstigen Geräthschaften machen. Dieselben sind fast gänzlich von Holz, indem bei ihrer Anfertigung Metalle nur sehr spärlich angebracht werden; deßhalb nutzen sie sich oft ab und bedürfen häufiger Erneuerung. Ein stärkerer Ansammlungstrieb würde eine Anfertigung aus solchem Material veranlassen, das zwar für den

Augenblick eine größere Ausgabe erfordern, aber dauerhafter sein würde. (Wir finden auch hier wieder eine Analogie bei unsern ärmeren Classen. Diese wählen zu ihren Kleidungsstücken durchgängig weniger dauerhafte und folglich für die Länge der Zeit kostspieligere Stoffe, als die Bemittelteren.) Aus demselben Grunde liegt in China viel Land öde (obwohl es der dichten Bevölkerung oft an Lebensmitteln mangelt), welches anderswo bebaut wäre. Alle Reisenden sprechen von großen Landstrichen, hauptsächlich morastigen, welche im Naturzustande bleiben. Einen Morast in Ackerboden umzuwandeln, ist gewöhnlich ein Unternehmen, dessen Durchführung mehrere Jahre in Anspruch nimmt. (Vergleiche man dagegen die Entwässerung des Haarlemer-Meeres in Holland.) Der Anbau eines solchen Bodens bedingt einen stärkeren Ansammlungstrieb, als er in China besteht."

Noch auffallender und der Hauptgrund häufiger Noth ist der Mangel an Voraussicht der Chinesen in Beziehung auf die Berechnung des Aernte-Ertrages. Ihr Haupt-Nahrungsmittel besteht in Reiß, der in zwei Aernten, die eine im Juni, die andere im October, gewonnen wird. Sie sind aber selten im Stande, auf den Zeitraum von acht Monaten, für welchen sie Vorrath haben müssen, den Consum und folglich von vorn herein den Preis zu bemessen, so daß häufig Theuerung und Hungersnoth in China mit Schleuderpreisen abwechseln, während bei richtiger Voraussicht die Masse der Lebensmittel leichter für die Bevölkerung ausreichen müßte, als in von der Natur weniger gesegneten Ländern. Mangel an Voraussicht, nicht Mangel an Erwerbsthätigkeit ist es also vorzugsweise, was in China die Ansammlung von Capital erschwert, die Production folglich beeinträchtigt und dadurch lähmend auf die arbeitende Bevölkerung drückt.

„Wo die Erträge rasch eintreten," bemerkt Rae ferner, „wo die angefertigten Werkzeuge nur kurze Zeit erfordern, um die Dinge, für welche sie bestimmt waren, zu vollenden, da macht bekanntlich der große Fortschritt, der in China hinsichtlich der für die Natur des Landes und die Bedürfnisse seiner Bewohner passenden Gewerbe Statt gefunden hat, die Industrie kräftig und wirksam. Die Wärme des Klima's, die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, die Kenntniß, welche die Einwohner hinsichtlich des Ackerbau-Betriebes erworben haben, so wie die Auffindung und allmähliche Anwendung der für jede Art des Bodens nützlichsten vegetabilischen Production setzt sie in den Stand, sehr *schnell* aus fast jedem Theile der Bodenfläche dasjenige zu ziehen, was als Aequivalent für die Arbeit gelten kann. Sie haben doppelte, oft dreifache Aernten."

Alle Productionszweige, welche einen *späten* Ertrag liefern, sind also in China vernachlässigt. Aus demselben Grunde scheint der *Viehstand* ein so geringer zu sein. Da dieser aber das wesentliche Erforderniß der

Verbesserung des Bodens, da er das Mittel ist, dessen Erträgnisse im Verhältniß zur wachsenden Bevölkerung zu steigern, so ist es kein Wunder, wenn außer der üblen Berechnung der Aernte-Vorräthe und des zu schwankenden Preismaßes auch dieser Mangel ein Grund der im reichen China so häufigen Noth wäre.

Unter solchen Umständen erklärt sich die elende Lage der großen Masse der arbeitenden Bevölkerung in China höchst einfach. Weniger die Uebervölkerung ist, wie Viele glauben, die Ursache derselben (obgleich der Mangel an Voraussicht in China das Abschließen leichtsinniger Ehen auch begünstigen und Noth hervorbringen muß), als das Mißverhältniß zwischen der Arbeitskraft und dem Capital. Absolute Uebervölkerung gibt es überhaupt nicht. Eine solche tritt nur relativ ein, wo das Capital nicht ausreicht, um alle müßigen Hände productiv in Thätigkeit zu setzen. In China ist das Capital aber so rar, daß der Zinsfuß gesetzlich 12 Procent beträgt, in Wirklichkeit aber zwischen 18 und 36 Procent schwanken soll. Da ist es kein Wunder, wenn der Arbeitslohn auf ein Minimum sinkt, von welchem zu existiren uns unmöglich scheint. Die Ursache des hohen Zinses in China ist also verschieden von der, welche in America eine ähnliche Wirkung äußert. In letzterem Lande ist der Zinsfuß höher, als in Europa, weil die Colonisation raschere und größere Gewinnste verheißt. China, als völlig angebautes Land, ist in dieser Hinsicht nur mit Europa zu vergleichen. Welcher Contrast bietet sich aber hier dar, wenn man Holland betrachtet, wo in der blühendsten Zeit die Regierung Capitalien zu 2 Procent aufnehmen konnte, und Privatleute zu 3 Procent!

Während in China das Capital hinter der Summe der Arbeitskraft zurückbleibt, ist es in England und Deutschland, was auch Pessimisten sagen mögen, so im Wachsen begriffen, daß es der vorhandenen Arbeitskraft im Ganzen reichlich productive Beschäftigung gibt, daß der Lohn sogar im Steigen sich befindet, obgleich der Aufwand in letzteren Ländern, die unproductive Consumtion von Werthen, viel größer ist, als in China. Das capitalistische Uebergewicht, welches England vor den meisten übrigen Ländern Europa's besitzt, hat es hauptsächlich dem langen Frieden zuzuschreiben, welchen seine insularische Lage ihm gesichert hat. Allein trotz der häufigen Kriege, welche Deutschland verwüsteten, ist die Capital-Ansammlung in der letzten Generation doch so rasch vorwärts geschritten, daß für eine Milliarde Eisenbahnen mit eigenen Mitteln gebaut werden konnten.

---

5. Productive und unproductive Consumtion.

Wir haben so eben von „unproductiver Consumtion" gesprochen. Vermögen kann nämlich unproductiv oder productiv consumirt werden. Im letzteren Falle ist es „Capital" in der strengen wirthschaftlichen Bedeutung des Wortes.

Wir kommen hier an ein Vorurtheil des großen Haufens, das uns veranlassen muß, den Gegenstand so faßlich als möglich zu beleuchten. Es wird im gemeinen Leben nämlich so wenig unterschieden zwischen productiver und unproductiver Consumtion, daß sogar ein Rechtslehrer der Universität Heidelberg einst die Aeußerung fallen ließ, „das von der Armee verzehrte Geld sei wirthschaftlich nicht verloren, weil es im Lande verzehrt werde." (Von den wirklichen Productiv-Diensten des Heeres, die in dem Schutze des Landes bestehen, war dabei nicht die Rede.)

Den Verschwender sieht der große Haufe unwillkürlich mit günstigeren Augen an, als den Geizhals, und doch ist der letztere ein nützlicheres Individuum der menschlichen Gesellschaft, als der erstere, aus dem einfachen Grunde, weil der erstere Vermögen verwüstet, während der letztere Vermögen aufsammelt, oder, wenn er so thöricht ist, es in Gestalt von Geldstücken im Kasten einzuschließen, doch wenigstens erhält. Der Verschwender entzieht durch die Consumtion seines Vermögens der Arbeit Capital, während der Geizige das Capital vermehrt oder erhält, welches Hände in Thätigkeit setzen soll. Es ist nämlich eine im Publicum außerordentlich beliebte Redensart, daß reiche Leute, welche viel verzehren, nützlich seien, weil sie viel Geld zu lösen geben. Das mag für kleine Kreise richtig sein, vom Standpuncte der Volkswirthschaft aber, welche das Ganze im Auge haben muß, ist es durchaus falsch.

Reiche Capitalisten, welche sparsam leben und den Ueberschuß der jährlichen Zinsen aufsparen und ausleihen, oder in Industrie-Unternehmungen stecken, geben, ob mittelbar oder unmittelbar, weit mehr „Geld zu lösen", und leisten zugleich der Gesellschaft einen weit größeren Dienst, weil sie ihr Capital nicht allein der Arbeit für die Dauer als Werkzeug der

Production erhalten, sondern es sogar vermehren, folglich einer stets wachsenden Anzahl von Arbeitern lohnende Beschäftigung geben, während die Zahl derer, welche von den Brocken leben, die von des Verschwenders Tische fallen, fortwährend sich vermindert.

Lassen wir die Extreme bei Seite liegen und machen wir uns die Sache durch ein Beispiel augenscheinlich. Zwei Capitalisten haben jeder tausend Morgen Land. Der Eine läßt seine Grundstücke in einen englischen Park verwandeln. Er baut ein Schloß darin auf mit prachtvollen Sälen, mit Stallungen, worin ein Dutzend muthiger Hengste wiehert. Seine Keller sind gefüllt mit den Weinen vom Rhein und von Tokay. Eine Schar reichgekleideter Diener steht auf seinen Wink bereit, bewacht den Palast und beschützt den Park. Die tausend Morgen Landes haben 200,000 Thaler gekostet, denn sie liegen in einer fruchtbaren Gegend; die Anlegung des Parkes 10,000, die Erbauung des Schlosses 90,000 Thaler.

Der Andere hat ein gleiches Capital aufgewandt, um seine Ländereien in einen Park zu verwandeln und ein Schloß hineinzubauen. Der Park besteht aber aus Maulbeerbäumen, und der Palast ist die Riesenwohnung, worin die Seidenwürmer ihre Cocons spinnen und tausend Arbeiter die Rohseide für die Manufacturen vorbereiten.

Der Erstere muß jährlich zur Erhaltung des Parkes, des Palastes, der Dienerschaft, der Pferde, zur Bestreitung eines diesem Glanze angemessenen Haushaltes 10,000 Thaler aufwenden.

Der Zweite braucht für die Bezahlung seiner Arbeiter und des Betriebs-Materials ein umlaufendes Capital von 250,000 Thalern, das ihm am Ende des Jahres unverkümmert wiederkehrt, was also gleich dem Capital ist, aus welchem die jährlichen 10,000 Thaler des Ersteren entspringen müssen.

Von Anfang an haben also beide Capitalisten gleiche Verhältnisse: ein stehendes Capital von 300,000 und ein umlaufendes von 250,000 Thalern. — Wie sieht es aber am Ende des Jahres aus?

Der reiche Schloßherr hat ohne Zweifel „sehr viel Geld verzehrt", er hat zwölf Lakaien ernährt, durch die Gesellschaften, die er gab, dem Weinhändler viel Wein, dem Schlächter viel Fleisch u. s. w. abgekauft; auch die Kaufleute haben für prachtvolle Stoffe, und die Handwerker für sonstige Arbeiten „viel Geld von ihm gelös't", — allein Alles ist unproductiv verzehrt worden, und von Allem erscheint nichts mehr in anderer Gestalt wieder. Der Schloßherr ist auf demselben Punkte, auf welchem er vorher war.

Anders steht es dagegen mit dem Fabricanten aus. Während der Schloßherr mit dem jährlichen Aufwande von 10,000 Thalern höchstens

zwanzig bis dreißig Leute in Brod setzte, beschäftigte der Seidenfabricant tausend Arbeiter, jeden zu 200 Thalern jährlich, und am Ende des Jahres kam das Betriebs-Capital wieder zum Vorschein mit dem Gewinne für dieses und das stehende Capital. Aus dem Gewinne amortisirt sich der allmählich consumirt werdende Theil des stehenden Anlage-Capitals, so daß, wenn z. B. das Gebäude einmal baufällig wird, dessen Preis schon längst erübrigt ist. Wir rechnen sehr wenig, wenn wir den Capital-Gewinn des Fabricanten zu 10 pCt. anschlagen. Dann erhält der Seidenfabricant aber am Ende des Jahres 55,000 Thaler, von welchen er vielleicht 5000 Thaler für sich verbrauchen und 50,000 zum Capital schlagen kann. Dadurch werden aber weitere zweihundert Arbeiter in Beschäftigung gesetzt, oder die vorhandenen tausend Arbeiter zur Vermehrung ihrer Geschicklichkeit und Thätigkeit besser bezahlt.

Der Mann des Luxus hat mit demselben Capital zwanzig Leute beschäftigt und hat am Ende des Jahres nichts. Der Mann der Arbeit und des Sparens hat, obgleich er ganz comfortabel zu leben hatte, tausend Arbeiter ernährt und 50,000 Thaler an Gewinn erübrigt. Das Capital des Schloßherrn wird mit jedem Jahre geringer, weil das Schloß am Ende baufällig wird. Das Capital des Fabricanten wächs't mit jedem Jahre, setzt nach jedem Jahre eine größere Masse von Arbeit in Bewegung.

„Gewiß," wird vielleicht mancher Leser einwenden, „der Fabricant hat sein Vermögen nützlicher verwandt. Allein diese Wahl der Verwendung des Geldes steht nicht immer frei. Gesetzt den Fall, es ist ein Nichtindustrieller an einem Orte, welcher ein so großes Vermögen hat, und derselbe befindet sich nun einmal nicht in der Verfassung, ein industrielles Unternehmen zu gründen. Ist es dann nicht besser für die Bewohner, wenn er sein Geld verzehrt und den Leuten zu verdienen gibt, als wenn er es aufhäuft? Denn die Maurer, Schlosser, Tischler, Zimmerleute, die Tuchhändler und Spezereikrämer, die Bierwirthe, Fleischer, Bäcker, die Hutmacher, Schneider, Schuhmacher, und wie sie alle heißen mögen, würden „„viel Geld von ihm zu lösen"" bekommen, was sie sonst nicht verdienen würden. Das wäre doch offenbar ein großer Vortheil für die Stadt oder den Ort."

Auf einen solchen Einwurf müssen wir zunächst antworten: Es kommt darauf an, zu was die Dienste verwandt werden, für welche man allen jenen Handwerkern und Kaufleuten „Geld zu lösen" gegeben hat. Sind die Dienste vielleicht geleistet worden, um ein Krankenhaus, eine Schule zu errichten — à la bonne heure! Dann dient das aufgewandte Capital dazu, Arbeitskraft, die sonst durch Krankheit oder Tod verloren gehen würde, zu erhalten oder im letzteren Falle durch angemessene Ausbildung in der Schule

noch productiver zu machen, als sie ohne solche Ausbildung sein würde. Dieses Vermögen ist daher nicht unproductiv consumirt, sondern es erscheint wieder in den Werthen, die von der geretteten oder veredelten Arbeitskraft geschaffen werden.

Ist das Geld aber, mit welchem die Dienste jener Industriellen erkauft wurden, dazu verwandt worden, um einen kostspieligen, nichts hervorbringenden Park anzulegen, oder ein prachtvolles Schloß aufzubauen, oder ein Dutzend Lakaien und müßiger Pferde zu ernähren, dann ist es rein verloren; es ist unproductiv consumirt worden.

„Wie kann es denn verloren sein," wirft unser Zweifler ein, „wenn jene Geschäftsleute Geld gelös't haben, welches sie sonst nicht gelös't haben würden? Sie haben mit dem Gewinne, der ihnen übrig blieb, ihr Geschäft doch um etwas, wenn es auch nur wenig war, verbessert. Hätte der Capitalist, sei er ein Rentier, ein Graf oder Herzog, das Geld aufgespart, so würde die Stadt gar nichts davon gehabt haben!"

Gar nichts? Der Beweis möchte schwer fallen. Gesetzt, der genannte reiche Herr hätte jährlich 12,000 Thaler zu verzehren. Wenn er nun nur 2000 braucht, so wird er die übrigen 10,000 entweder selbst ausleihen oder dem Banquier übergeben; kurz, er wird sie dem öffentlichen Verkehr überliefern, damit sie nicht müßig liegen, sondern ihm Zinsen bringen. Der Banquier wird die 10,000 Thaler wieder einem Oekonomen leihen, damit dieser sein Gut drainiren lassen kann. Zu diesem Unternehmen wird der Oekonom, welcher vielleicht unmittelbar an der Stadt wohnt, viele Arbeiter beschäftigen müssen, welche die Gräben ziehen, die Thonröhren pressen u. s. w. Diese Arbeiter (und ein productiver Arbeiter kostet in der Regel weniger als ein Lakai, der wenig oder nichts producirt) werden Nahrungsmittel, Kleider, Werkzeuge brauchen. Sie geben also den Bäckern, Fleischern, Schneidern, Schuhmachern u. s. w. wenigstens eben so viel zu verdienen, als die Arbeiter, welche der Capitalist gehalten hätte, wenn er das Capital zur Anlegung eines Parkes verwandt haben würde. Im letzteren Falle erschien aber das Capital nicht wieder, während es bei der Drainirung durch die größere Masse gewonnener Früchte mit Gewinn wiederkommt. Der Banquier konnte die ihm anvertrauten 10,000 Thaler auch dem Schlosser oder Tischler leihen; der Erste erweiterte sein Geschäft damit, stellte viele Gesellen an und warf sich auf die Verfertigung landwirthschaftlicher Maschinen; der Zweite legte eine Möbel-Fabrik an. In beiden Fällen beschäftigte der Eine oder der Andere mindestens eben so viele Arbeiter, als der Capitalist, wenn dieser unproductive Arbeiten machen ließe, und das Capital kam mit Gewinn bei ihnen wieder zum Vorschein. Die Arbeiter hätten den Industriellen

der Stadt mindestens eben so viel „Geld zu lösen" gegeben. Am Ende des Jahres sieht es aber ganz anders aus. Da hat der Rentier, welcher das Geld aufsparte, dasselbe mit Zinsen zurück, also schon 10,500 Thaler, während er bei eigener unproductiver Verwendung gar nichts hätte. Wenn er nun wieder 10,000 Thaler an seinen Jahres-Revenuen ersparen will, so kann er schon 20,500 Thaler ausleihen. Es können noch mehr Aecker drainirt, also die Erzeugung einer noch größeren Menge von Früchten erzielt, es können die industriellen Geschäfte noch mehr erweitert, es können demgemäß noch mehr Arbeiter beschäftigt werden, als vorher, oder, was dasselbe ist, die Arbeitskraft der vorhandenen Arbeiter kann durch bessere Bezahlung verstärkt werden.

„Wie ist es aber dann," versetzt unser Opponent, „wenn der Rentier sein erspartes Capital gar nicht in der Stadt, wo er wohnt, ausleiht, sondern hundert Meilen davon? In diesem Falle lösen die Geschäftsleute der Stadt doch nichts oder nur wenig von ihm!"

Wollen wir sehen! Wenn der Rentier seine aufgesparte Revenue an einem, wenn auch hundert Meilen entfernten, Orte anlegt — und wenn wir unser Beispiel verallgemeinern, dann sollen auch die hundert oder die tausend Capitalisten, welche im Lande sind, dasselbe thun —, dann vermehrt sich die Masse des Capitals im Lande, der Zinsfuß fällt demgemäß, und da das Capital — die aufgesparten Werthe, welche in Geld repräsentirt, mit Geld gemessen werden — gleich dem Wasser, wo es an einer Stelle anschwillt, sofort über die anderen Theile des Landes sich ergießt, oder wie eine Waare, die an einem Orte durch ihren Ueberfluß billiger geworden ist, nach einem anderen Orte zu kommen strebt, wo sie der Seltenheit, also der größeren Nachfrage wegen theurer ist; kurz, da das Capital ein gleiches Niveau zu erhalten strebt, so wird auch die Stadt, in welcher jeder dieser Capitalisten wohnt, ihren Nutzen aus dem billigeren Zinsfuße ziehen. Der Schlosser, der Tischler, der Oekonom, sie alle werden das zur Drainirung, zur Möbel-Fabrik nöthige Capital leichter und billiger erhalten, auf diese Weise die Nachfrage nach Arbeitern vermehren und somit den Arbeitslohn verbessern.

Der Nutzen, den die Industriellen der Stadt von dem Rentier erwarten, ist doch kein anderer, als rascher Absatz ihrer Producte. Durch nichts wird aber der Absatz mehr erleichtert oder überhaupt vermittelt, als durch Billigkeit der Production. Die Billigkeit der Production wird aber gerade erst möglich durch wohlfeiles Capital; und wohlfeiles Capital ist nur möglich, wenn viel davon angesammelt wird. Wenn aber, wie in dem einen Falle angenommen ist, das Vermögen unproductiv con-

sumirt wird, dann wird das Capital immer theurer, die Production immer schwerer und folglich der Absatz schwieriger.

Die Frage der Billigkeit der Production ist eine der wichtigsten der National-Oekonomie. Nicht die Nachfrage nämlich ruft allein die Erzeugung hervor, sondern die billige Production vielmehr schafft sich selbst den Absatz.

Nachfrage nach schriftstellerischen Werken war auch vor der Erfindung der Buchdruckerei vorhanden; aber die enormen Preise, welche für Abschriften bezahlt werden mußten, brachten dennoch keine wesentliche Vermehrung der Production hervor. Die Buchdruckerei aber schuf sich selbst einen tausendfältig größeren Absatz durch die Billigkeit und Schönheit ihrer Producte.

In industriearmen Ländern sind die Producenten viel weniger geneigt, ihren Absatz durch Ersparung in den Productionskosten und folglich billigen Preis zu vermehren, als durch andere Bemühungen. Wir stoßen hier auf ein schweres Vorurtheil.

Der gewerbtreibende Stand pflegt es als ein großes Glück anzusehen, wenn ein Regiment Soldaten, oder eine Universität, ein Amt, eine große Schule u. s. w. nach einer Stadt verlegt wird; er pflegt einen solchen Umstand als eine ergiebige Nahrungsquelle zu betrachten und, wenn eine Versetzung solcher Corporationen an einen anderen Ort eintritt, wie über ein schweres Unglück zu klagen. Der gemeine Mann bedient sich da des Ausdruckes: „Man nimmt uns unser Brod"; oder im anderen Falle: „Die Soldaten geben uns doch Brod zu verdienen"!

Zieht man aber eine Parallele zwischen Orten, welche auf solche Weise „Brod verdienen", und zwischen anderen, die solcher Hülfsquellen entbehren; vergleicht man Residenzen, Universitätsstädte und sogenannte Amtsorte, Festungen, die ausschließlich diesen Charakter tragen und nicht noch andere Elemente des Verdienstes in sich beherbergen: so finden wir, daß sie in der Regel ärmer, weil gewerbsuntüchtiger sind, als andere Städte.

In der That: das Regiment, das Amt, die Universität liefert doch keine Zauberer, die Producte aus nichts schaffen, sondern nur Consumenten, welche den Absatz der Producte der Gewerbsleute der Stadt erleichtern. Ein preiswürdiges Product schafft sich aber den Absatz von selbst. Die Producenten einer solchen Stadt haben nur den Vortheil, daß die Consumenten, welche jene Corporationen schaffen, fast in allen Dingen auf sie angewiesen sind. Die Producenten haben also gewisser Maßen ein Monopol. Das ist das ganze Geheimniß. Das Monopol überhebt die Producenten der Mühe, preiswürdige Waare zu schaffen, die sich ihren Absatz selbst erobert. Wir finden in solchen Orten, bei mangelnder Concurrenz, die Gewerbserzeugnisse im Vergleich zu anderen Orten in der Regel theurer und

schlechter; denn die Concurrenz mangelt, dieser zur Vervollkommnung der Menschen unentbehrliche Sporn. Die Klage, daß eine solche Corporation einer Stadt genommen wird, ist also nur eine Klage über den Verlust eines Monopols der Trägheit.

In Städten hingegen, die ganz auf sich und ihre durch Lage, Klima und Bevölkerung gebotenen Verhältnisse angewiesen sind, entwickelt sich in der Regel eine naturwüchsige Industrie, die weder der Rentiers, noch der Soldaten, noch der Beamten, noch der Studenten, der Badegäste oder des Hofes bedarf, sondern deren Producte sich durch ihre Güte den Absatz selbst suchen, und wäre es jenseit des Oceans. Ein solcher Nahrungsstand ist nicht von Zufällen abhängig, nicht von den Launen einer Regierung oder Gesetzgebung; ihn können nur große Umwälzungen des Handels und Verkehrs stören, welche in den Jahrhunderten vor sich gehen, wo man aber bei Zeiten gewarnt ist, um sich vor Schaden zu hüten. Intelligente Bewohner solcher Städte sehen es daher durchaus nicht für ein Glück an, wenn dieselben durch solche künstliche Consumenten begünstigt werden, weil die industrielle Thatkraft leicht durch die dem Menschen inwohnende Trägheit erlahmt, während sie, auf sich selbst angewiesen, in reger Thätigkeit sich erhält. Ein frappantes Beispiel gibt in dieser Hinsicht Berlin. Anfänglich waren der Hof, Militär und Beamte die Hauptnahrungsquelle der Stadt. Dieselbe vergrößerte sich sehr langsam. Seitdem sie sich aber auf die Fabrik-Industrie geworfen, seitdem gar der Hof meistentheils abwesend ist, ist sie, auf naturwüchsiger Production fußend, um den Absatz nicht mehr verlegen und nimmt den raschesten Aufschwung.

Auf solche Weise entsteht ein viel naturwüchsigerer Erwerbsstand, als ein solcher, der von den Sonnenblicken eines Mäcen abhängt.

Allein wenn wir auch alle oben gemachten Einwände gelten lassen, wenn wir annehmen wollen, daß die Industriellen einer Stadt von einem viel verzehrenden Rentier mehr verdienen, als wenn das so vergeudete Geld zur Ernährung von productiven Arbeitern ausgegeben wird, so darf man doch nicht vergessen, daß das allgemeine Interesse stets dem Sonder-Interesse vorgeht. Es ist ganz natürlich, daß das Sonder-Interesse auf Kosten des allgemeinen sich zu bereichern sucht, allein der Staatsmann, die Wissenschaft können sich nicht darum bekümmern. Dem Adel gefielen auch der Zehnte, die Frohnden, die Leibeigenschaft recht gut, er wehrte sich mit allen Kräften des Geistes und Körpers gegen die Abschaffung derselben; er erklärte Eigenthum, Familie, Religion, Gesellschaft, Sittlichkeit, kurz, was es Theures und Heiliges gibt auf Erden, für bedroht, wie es das gefährdete Sonder-Interesse stets zu thun pflegt; auch den Meistern schmecken die Zünfte recht gut, und sie drohen mit dem Gespenste des Pauperismus,

wenn sie abgeschafft würden, als ob bei gefesselter Arbeitskraft mehr Werthe könnten geschaffen werden, als bei freier Bewegung. Die Fabricanten erklären, daß ihre Arbeiter verhungern würden, wenn das Inland ihnen nicht in Gestalt höherer Zölle ihre Waaren theurer bezahle, d. h. eine Armen-Steuer bewillige, die man den Arbeitern ja besser direct bewilligen könnte, wenn eine solche Begünstigung des Müßiggangs überhaupt für zweckmäßig erachtet werden sollte; die hannover'schen Aerzte schrieen, daß die Wissenschaft zu Grunde gehe, wenn dem Wunderdoctor Lampe in Goslar, welcher der Natur einige heilsame Kräuter abgelauscht hat, die ertheilte Concession ferner gelassen werde; kurz, wir könnten Bände anfüllen mit Aufführung von Sonder-Interessen; — da es aber unmöglich ist, jedes Sonder-Interesse zu berücksichtigen, da das allgemeine Wohl vorgeht, und in diesem das Sonder-Interesse endlich auch seine Befriedigung finden muß, so kann die Wissenschaft, welche sich mit den Gesetzen der Production, Vertheilung und Consumtion der Güter beschäftigt, nur das allgemeine Interesse im Auge haben. Sie heißt deßhalb National-Oekonomie, oder Volkswirthschaft, — nicht Adelswirthschaft, Zunftwirthschaft, Fabricanten-Wirthschaft u. s. w.

Wir kommen nun zu einer anderen Schattirung der productiven oder unproductiven Verwendung des Vermögens. Wir haben oben, um das Princip klar hinzustellen, die Gegenstände etwas schroff ausgemalt. Wir haben das von einem Rentier für Schloß und Park, für Rosse und Lakaien ausgegebene Geld unproductiv verwandtes Vermögen genannt, die Beschäftigung der letzteren eine nichts hervorbringende. Natürlich trifft dies nur zu, wenn man große Kategorieen einander gegenüber stellt. Sonst sind die Elemente so mit einander vermischt, daß sie sich schwer trennen lassen.

Bei der Arbeit kommt es vor Allem darauf an, daß Jeder diejenige treibe, für welche er die meiste Lust und Kraft, das meiste Talent, die größte Geschicklichkeit hat. Auf solche Weise wird er die meisten Werthe schaffen; und das ist die Hauptsache.

Wenn nun ein großer Gelehrter, der für seine Mitmenschen die Gesetze der Natur erforscht, welche dann, in der Mechanik berücksichtigt, auf die Industrie angewandt, größere Production hervorrufen, — wenn ein Staatsmann, welcher durch seinen Verstand und seinen Charakter mehr als ein Anderer berufen ist, die sociale Ordnung aufrecht zu erhalten und dadurch eine Störung der Production zu verhindern, — wenn ein geschickter Mechanicus, der es versteht, so künstliche Maschinen zu machen, daß viele Arbeit erspart wird, — wenn ein Industrieller, der ein Verfahren erfunden hat, vermittelst dessen die Erzeugungskosten einer Waare verringert, die

Production also wieder erleichtert wird, — wenn alle diese zugleich auch ihre Kleider selbst reinigen, ihre Speisen sich selbst bereiten, selbst die Stiefel putzen und Botschaften besorgen sollten, so würden sie viel Zeit verlieren, welche sie in ihrer speciellen Fachbeschäftigung nützlicher, gewinnreicher zubringen würden. Während der Industrielle in der Stunde, welche er seiner Fabrication widmet, einen Thaler verdient, würde er, während er seine Briefe selbst auf die Post trüge, selbst Aufträge ausrichtete, in der Stunde vielleicht nur einen Groschen verdienen.

Wenn die oben genannten Leute sich also eine Köchin halten, um ihre Speisen zu bereiten, oder einen Bedienten, um die Stiefel zu putzen und die Ausgänge zu besorgen, so können sie ihre ganze Zeit ihrer Fachbeschäftigung widmen, mit welcher sie am meisten Werthe schaffen. Die Köchin und der Bediente waren aber nicht unproductiv beschäftigt, sondern indem sie ihrem Herrn Zeit ersparen halfen, wodurch er mehr hervorbrachte, haben sie mittelbar selbst zur Production beigetragen, selbst producirt, und das Geld, welches zu ihrem Unterhalte verwandt wurde, war productiv verwandt, war Capital. Eben so kann das Vermögen, welches zur Anlegung eines Parkes, zur Erbauung eines Schlosses verbraucht worden ist, auch nicht ohne Weiteres ein unproductiv consumirtes genannt werden. Wenn z. B. eine angenehme Wohnung, wenn ein schöner Garten dem Körper des Fabricanten, des Mechanicus, des Gelehrten, des Staatsmannes zuträglich ist, wenn er seinen Geist so heiter stimmt, daß der Gedanken-Proceß leichter wird, — so kann dadurch die Arbeit förderlicher von Statten gehen; es wird besser, das heißt mehr Werth producirt, und jenes scheinbar unproductiv angelegte Vermögen hat mittelbar zur Production beigetragen. Die durch die freundliche Umgebung erheiterte Stimmung kann z. B. den Anstoß dazu gegeben haben, daß der Gelehrte eine wichtige Erfindung in der Chemie machte, über welche er lange vergeblich nachgebrütet hatte, und durch welche ihrerseits eine erleichterte Art der Färberei zu Stande gebracht wird, die der Production zu Statten kommt; — jene heitere Stimmung kann dem Mechanicus plötzlich den Gedanken zu einer Verbesserung der Dampfmaschine eingegeben haben, wodurch ein Drittheil am Brenn-Material erspart wird; — sie kann ferner den Staatsmann durch plötzliche Eingebung über einen Irrthum in der Handels-Politik oder über einen finanziellen Fehler aufgeklärt haben, in welchem er bisher befangen gewesen war und der die Production gehemmt hatte.

In allen solchen und ähnlichen Fällen war das Vermögen productiv verwandt. Allein es gibt ein gewisses Maß, das nicht überschritten werden darf. Wenn der Gelehrte z. B. zu viele Köchinnen hält, so verderben sie die Kost, und es wird bei höherem Aufwande weniger producirt; wenn

der Staatsmann so viele Lakaien hält, daß einer dem andern im Wege steht, so werden die Aufträge am Ende schlechter ausgerichtet und die Production gehemmt; wenn der Industrielle zu viel Vermögen in den Park oder das Schloß steckt, so daß der Gedanke an die verlorenen Zinsen ihm den Anblick der schönen Bäume und Blumen, der hübschen Tapeten und Gemälde wieder vergällt, so kann das Vermögen allerdings unproductiv vergeudet worden sein.

Das Verdammungs-Urtheil, welches die ökonomische Wissenschaft über die Verschwendung ausspricht, schließt einen weisen, mäßigen Gebrauch der Güter des Lebens nicht aus, der je nach dem Culturzustande des Volkes und des Individuums einer unendlichen Ausdehnung fähig ist; denn die Bedürfnisse sind nach dem sinnigen Gleichnisse J. B. Say's, wie die Wärme, nicht auf ein bestimmtes Niveau zurückzuführen, sondern stets relativ.

---

6. Productive oder unproductive Arbeiter.

Wenn unter den so eben geschilderten Verhältnissen Say ganze Classen der Bevölkerung, z. B. Soldaten und Beamte, unproductive Arbeiter nennt, so können wir ihm nicht beistimmen. Dieselben schaffen durch ihre Dienstleistungen, wofern man deren bedürftig ist, so gut Werthe, wie die Bodenbebauer und Handwerker.

Niemand wird im Ernste behaupten wollen, daß der Schutz des Eigenthums und der Person nicht ein wesentliches Erforderniß der Production ist. Wer den Producenten in seinem Eigenthum und seiner Person schützt, der leistet ihm einen Dienst, welchen er sonst sich selbst leisten müßte, und für den er demjenigen, der ihm diese Mühe erspart, gern einen Gegenwerth gibt. Der Richter, der Soldat und der Policei-Beamte, welche für den Rechtsschutz und die Ordnung sorgen, schaffen als dienstleistende Personen so gut Werth, wie andere Arbeiter: sie sind productive Arbeiter. Der Producent wird sich ihrer Dienste sogar lieber bedienen, als diese sich selbst leisten, weil jene das Geschäft besser verstehen, indem sie sich dafür ausgebildet haben; die übrigen Producenten werden also Mühe sparen, wenn sie die Dienste der Beamten und Soldaten annehmen und sie mit selbstgeschaffenem Werthe bezahlen.

Es mag vorkommen, daß die Zahl der Beamten und Soldaten zu groß ist, als daß ihre Dienste so viel werth wären, als man dafür gibt; damit wird aber das Princip nicht geändert.

Wir kommen hier auf einen andern wichtigen Factor der Production — die Theilung der Arbeit.

7. Die Theilung der Arbeit.

„Die größte Zunahme in den hervorbringenden Arbeitskräften und die Vermehrung der Geschicklichkeit, Fertigkeit und Einsicht, womit die Arbeit überall geleitet oder verrichtet wird, scheint", wie A. Smith glaubt, „eine Wirkung der Arbeitstheilung gewesen zu sein."

Im Urzustande der Völker, wo die Menschen entweder Jäger oder Hirten sind, da gibt es wenig oder gar keine Theilung der Arbeit. Jeder versorgt sich mit seinen Bedürfnissen selbst. Selbst zubereitete Thierfelle bilden den Stoff zu selbst verfertigten Kleidungsstücken; die Hütten baut sich Jeder selbst, und die Nahrung, das einzige weitere Bedürfniß solcher Natursöhne, wird aus dem erlegten Wild oder den Heerden gewonnen.

Bald merkt indessen der Jäger, daß er viel größere Geschicklichkeit in der Verfolgung und Erlegung des Wildes erlange, wenn er sich ausschließlich mit der Jagd beschäftige, und daß er vermöge der Gewandtheit und Ausdauer, welche ihm die fortwährende Uebung verleiht, drei- oder viermal so viel Wild erlegen würde, als wenn er nebenbei noch andere häusliche Arbeiten verrichte. Es wohnten zum Beispiel zwei Brüder beisammen, welche anfänglich gemeinschaftlich auf die Jagd gingen. Der eine war ein robuster, starker Mann, mit scharfen Adleraugen; der andere war schwächlich. Auf der Jagd mußte sich der erstere immer nach seinem Bruder richten, der die Strapazen nicht so gut ertragen konnte. An dem einen Tage gingen die beiden Brüder zusammen auf die Jagd, an dem andern verfertigten und besserten sie sich Kleider aus, reparirten ihre Hütte, gerbten das Leder, trockneten Fleisch und setzten das Jagdgeräthe in Stand. Wie es aber auf der Jagd mit dem schwächlicheren Bruder nicht recht vorwärts gehen wollte, so hatte der andere wieder gar kein Geschick im Kleidermachen und Verfertigen der Jagd-Werkzeuge. Der letztere hatte immer eher ein Stück Wild erlegt, als der andere, und dieser war wieder mit einem Beinkleide oder einem Bogen rascher fertig. Der robuste Bruder, dem die sitzende Lebensart durchaus nicht behagen wollte, sagte daher eines Tages zu dem anderen:

„Ich plage mich an den Lederhosen herum und bringe nichts zu Stande, während du mit Leichtigkeit in derselben Zeit zwei Paar fertig machst; und auf der Jagd zappelst du dich ab, daß es ein Jammer ist, und ich muß doch noch immer auf dich warten. Wir bringen es so beide zu nichts und haben Mangel an Allem. Wie wäre es, wenn ich immer bloß auf die Jagd ginge, während du nur die häuslichen Geschäfte verrichtetest?"

Der Bruder nahm den Vorschlag gern an, und die Folge dieses Uebereinkommens war, daß dieser mehr Waffengeräthe und Kleider verfertigte, als beide verbrauchten, daß der andere mehr Wild nach Hause brachte, als beide verzehren konnten.

Nun befanden sich in der Nähe ein paar andere Jäger, von denen der eine eine besondere Fertigkeit im Aufrichten von Blockhäusern erlangt, der andere aber die Entdeckung gemacht hatte, aus wild im Walde wachsendem Obst einen schmackhaften, stärkenden Trank zu bereiten. Ein Dritter hatte eine wilde Getreideart zu veredeln gewußt und das Brod erfunden. Nun gaben die oben genannten Brüder ihren Ueberfluß an Wild, Kleidungsstücken und Geräthschaften ab und erhielten dafür eine entsprechende Quantität Cider und Brod. So gestärkt, konnten sie noch mehr erübrigen und dem Nachbar, welcher am geschicktesten war, Blockhäuser zu bauen, so viel Wild, Brod, Cider und Kleider abgeben, daß er so lange davon leben konnte, bis er ein geräumiges Blockhaus, statt der früheren Hütte, erbaut und noch etwas übrig hatte. Alle fünf Personen lebten nun besser, ohne mehr zu arbeiten, ohne sich mehr Mühe zu geben, als vorher. Denn wenn sie ihren Ueberfluß nicht ausgetauscht, so hätten sie gar nichts davon gehabt; er wäre verfault.

Nur die Abschätzung der gegenseitigen Producte machte von Anfang etwas Schwierigkeit. Da kam ihnen eine zwischen dem Jäger und einem Fischer zu Stande gekommene Uebereinkunft zu Hülfe. Ein Sechster nämlich, dem das Verfolgen des Wildes zu mühsam war und der zugleich auch kein Geschick für die Verfertigung der anderen Gegenstände hatte, welche der neuen Colonie bis dahin bekannt waren, war auf ein sinnreiches Mittel verfallen, Fische zu fangen, die bis dahin unbenutzt im Flusse umhergeschwommen waren; kurz, er hatte das Netz und die Angel erfunden. Er fing jeden Tag eine beträchtliche Anzahl von Fischen. Da er nun an den anderen Gegenständen, deren er bedurfte, Noth litt und einen Ueberfluß an Fischen hatte, den er selbst nicht verzehren konnte, so spann er eines Tages mit dem Jäger folgendes Gespräch an:

Fischer. Wie ich sehe, hast du stets Fleisch und Fett von dem Wild übrig, das du erlegst, während ich Fische übrig habe, die ich nicht brauche, und mir das Fett mangelt, um diejenigen, welche ich verzehre, zu braten.

Auch möchte ich zur Abwechselung einmal Wildfleisch essen; vielleicht hast du dieselbe Lust zur Abwechselung. Wir wollen daher, wenn es dir recht ist, von unserem Ueberflusse mit einander austauschen.

Jäger. Mir ist es recht; ich habe gerade einen halben Hirsch übrig. Wie viel gibst du mir dafür?

F. Zehn Fische.

J. Was fällt dir ein? Du fängst ja täglich zwanzig bis dreißig; und ein halber Hirsch hat ja viel mehr Umfang an Fleisch, sättigt dreimal mehr.

F. Aber während ich zwanzig Fische fange, erlegst du einen Hirsch oder zwei Rehböcke. Zur Gewinnung eines halben Hirsches brauchst du also nur einen halben Tag Zeit; wenn ich dir mehr gebe, dann ist der Handel ja ungleich. Ich muß mehr als einen halben Tag fischen, um das zu erhalten, was du in einem halben Tage erlegst.

J. Aber du kannst müßig am Flusse stehen, während ich mich abmühen muß, um das Wild zu verfolgen, und dabei auch mehr Kleider und Geräthe verbrauche, als du. Nein, wenn du mir nicht dreißig Fische für den halben Hirsch gibst, dann erhältst du ihn nicht. Ich gebe ihn lieber dem Nachbar und trinke Cider dafür. Geh du einmal selbst auf die Jagd und sieh zu, wie lange du brauchst, bis du einen Hirsch erlegst.

F. Fange du einmal an Einem Tage dreißig Fische.

J. Ich kann es nicht; deßhalb jage ich.

F. Ich kann nicht jagen; deßhalb fische ich.

J. Du willst doch von meinem Wild!

F. Willst du denn von meinen Fischen gar nichts?

J. Recht gern; aber du mußt billig sein.

F. Um billig zu sein, müssen wir doch die gleiche Arbeit austauschen.

J. Ganz recht; aber die meinige erfordert in kürzerer Zeit mehr Anstrengung.

F. Ich sehe dies ein und will dir deßhalb etwas mehr Fische geben; aber du mußt doch zugeben, daß du mich etwas übervortheilst; denn du hast den halben Hirsch doch gerade übrig. Wenn ihn der Cidermacher nicht brauchen kann, dann verfault er.

J. Gerade so ginge es mit deinen Fischen; und am Ende ist mein Wild gesuchter, als sie.

Kurz und gut, die beiden Urmenschen verständigten sich, und der Fischer gab dem Jäger fünfzehn Fische für einen halben Hirsch.

Dieser Handel war die Veranlassung, daß die Mitglieder der kleinen Colonie sich einen Maßstab zum Messen des Werthes der Producte erdachten. Der erste Maßstab war ihnen die Arbeit. Man nahm als ausgemacht

an: ein halber Hirsch war fünfzehn Fische werth; für 30 Fische, also für einen ganzen Hirsch, erhielt man auch einen halben Schlauch Cider. In den halben Schlauch gingen 120 Holzbecher voll Cider; vier Becher voll Cider waren also einen Fisch werth. Man gewöhnte sich alsbald daran, den kleinsten Werth, also einen Becher voll Cider, als Maßstab anzunehmen. Man berechnete Alles nach Bechern voll Cider. Da es zu umständlich war, den Cider immer vom Nachbar zu kaufen und dann wieder gegen das Tausch-Object auszuschenken, so kam der Cider-Wirth auf den Gedanken, Jedem gut- und abzuschreiben; kurz, er eröffnete ein Conto, das am Ende jeder Woche abgerechnet wurde, — er wurde Banker, und mußte das Geschäft erst aufgeben, als der Gebrauch des Geldes aufkam. Doch wir schweifen ab.

Unsere Colonisten überzeugten sich also immer mehr, daß sie ihre Bedürfnisse besser und reichlicher befriedigen konnten, wenn Jeder nur eine bestimmte Arbeit verrichtete, ein bestimmtes Erzeugniß hervorbrachte und seinen Ueberfluß mit dem der Anderen austauschte. In dem Maße, als die Bevölkerung wuchs, vermehrten sich daher die Beschäftigungen. Die Menschen lernten nach und nach immer mehr einsehen: je mehr einer zugleich sein eigener Jäger, Hirt, Ackerbauer, Schneider, Schuhmacher, Zimmermann u. s. w. war, desto weniger Fertigkeit erlangte er in jeder dieser Beschäftigungen, desto mehr Zeit verlor er beim Uebergang von einer Beschäftigung zur anderen, desto weniger vervollkommnete er seine Werkzeuge, desto mehr Zeit verlor er, desto weniger producirte er also, denn — Zeit ist, wie die Americaner sagen, Geld.

„Diese große Vermehrung in der Quantität des Erarbeiteten," sagt daher A. Smith, „welche in Folge der Arbeitstheilung die nämliche Anzahl Leute herzustellen im Stande ist, verdankt man dreierlei verschiedenen Umständen: 1) der gesteigerten Geschicklichkeit bei jedem einzelnen Arbeiter; 2) der ersparten Zeit, welche gewöhnlich bei dem Uebergange von einer Arbeit zur anderen verloren geht, und 3) der Erfindung einer Menge von Maschinen, welche die Arbeit erleichtern und abkürzen und einen einzigen Menschen in Stand setzen, die Arbeit Vieler zu verrichten.

„Erstens vergrößert die gesteigerte Geschicklichkeit des Arbeiters nothwendig die Quantität dessen, was er leisten kann, und da die Arbeitstheilung das Geschäft eines Jeden auf einen geringeren Kreis von Verrichtungen einschränkt und diese Verrichtungen zur alleinigen Beschäftigung seines Lebens macht, so steigert sie unausbleiblich die Geschicklichkeit des Arbeiters zu einem hohen Grade. Ein gewöhnlicher Schmied, der, wenn er auch den Hammer zu führen gewohnt ist, doch niemals im Nägelmachen Uebung hatte, wird, wenn er in einem besonderen Falle sich daran machen muß,

sicherlich kaum im Stande sein, über zwei- oder dreihundert Nägel des Tages zu verfertigen, und diese noch dazu herzlich schlecht. Ein Schmied, der zwar gewohnt ist, Nägel zu machen, dessen alleiniges oder hauptsächliches Geschäft aber nicht das des Nagelschmieds war, kann selten bei äußerstem Fleiße mehr als achthundert bis tausend Nägel des Tages machen. Ich habe Burschen unter zwanzig Jahren gesehen, welche niemals ein anderes Gewerbe als das des Nägelmachens getrieben hatten und die, wenn sie sich tüchtig daran hielten, je über 2300 Nägel an Einem Tage machen konnten. Dennoch ist das Verfertigen eines Nagels keineswegs eine der einfachsten Verrichtungen. Ein und derselbe Mensch bläs't die Bälge, schürt an oder legt, wenn es nöthig wird, Feuerung zu, glüht das Eisen und schmiedet die einzelnen Theile des Nagels; beim Schmieden des Kopfes ist er sogar genöthigt, mit den Werkzeugen zu wechseln. Die verschiedenen Operationen, in welche die Verfertigung einer Stecknadel oder eines Metallknopfes zerfällt, sind sämmtlich viel einfacher, und die Geschicklichkeit desjenigen, der sein Leben mit diesem Geschäfte zugebracht hat, ist gewöhnlich weit größer. Die außerordentliche Geschwindigkeit, mit welcher einige Operationen dieser Manufacturen gemacht werden, übertrifft alles, dessen man, so lange man nicht Augenzeuge davon gewesen ist, die menschliche Hand hätte fähig halten sollen.

„Zweitens ist der Vortheil, welcher durch Ersparung der im Uebergange von einer zur anderen Arbeit gewöhnlich verlorenen Zeit gewonnen wird, bei Weitem größer, als man sich beim ersten Anblicke vorstellen kann. Es ist unmöglich, sehr schnell von einer Art Arbeit zur anderen überzugehen, wenn sie an verschiedenen Stellen und mit ganz anderen Werkzeugen getrieben werden. Ein Weber auf dem Lande, der ein kleines Gütchen zu bestellen hat, muß einen guten Theil Zeit damit verlieren, daß er von seinem Webstuhle aufs Feld und vom Felde zum Webstuhle wandert. Wenn die beiden Gewerbe in derselben Werkstätte betrieben werden können, so ist der Zeitverlust ohne Zweifel weit geringer; doch ist er auch in diesem Falle sehr ansehnlich. Es pflegt der Mensch ein wenig zu zaudern, wenn er eine Art der Beschäftigung verläßt, um sich zu einer anderen zu wenden. Indem er zuerst an die neue Arbeit geht, ist er selten recht rührig und herzhaft; sein Geist ist, wie man zu sagen pflegt, noch nicht dabei, und er vertändelt eher einige Zeit, als daß er sich wacker daran hält. Die Gewohnheit des Trödelns und des gleichgültigen, fahrlässigen Thuns, welche natürlicher oder vielmehr nothwendiger Weise jeder Arbeiter auf dem Lande annimmt, der mit Arbeit und Werkzeugen alle halbe Stunden wechseln und alle Tage seines Lebens auf zwanzigerlei Art sich beschäftigen muß, macht ihn fast durchgehends träge, lässig und selbst in den dringendsten

Fällen jedes angestrengten Fleißes unfähig. Daher muß, auch abgesehen von seinem Mangel an Geschicklichkeit, schon dieser Grund allein das Arbeits-Quantum, welches er herzustellen vermag, immer gar sehr herunter setzen.

„Drittens muß Jeder erkennen, wie sehr die Arbeit durch Anwendung geeigneter Maschinen erleichtert und abgekürzt wird. Die Erfindung aller jener Maschinen, durch welche die Arbeit so sehr erleichtert und abgekürzt wird, ist ursprünglich größtentheils der Theilung der Arbeit zu verdanken. Es ist viel wahrscheinlicher, daß man leichtere und bequemere Methoden, eine Sache zu erreichen, dann entdeckt, wenn die ganze Aufmerksamkeit auf diese einzige Sache gerichtet ist, als wenn sie an eine große Mannigfaltigkeit von Dingen zerstreut wird. Durch die Arbeitstheilung kommt es aber dahin, daß die ganze Aufmerksamkeit eines Menschen sich auf irgend einen höchst einfachen Gegenstand richtet. Es ist daher natürlich zu erwarten, daß Einer oder der Andere unter denen, welche es mit einem besonderen Arbeitszweige zu thun haben, bald leichtere und bequemere Methoden, seine eigene besondere Arbeit zu verrichten, ausfindig machen werde, wenn anders die Natur derselben eine solche Vervollkommnung zuläßt. Gar viele Maschinen, die in denjenigen Gewerben gebraucht werden, in welchen die Arbeit am meisten getheilt ist, waren ursprünglich Erfindungen gemeiner Arbeitsleute, die, da sie bei irgend einer sehr einfachen Operation beschäftigt waren, natürlich ihre Gedanken darauf richteten, leichtere und bequemere Herstellungsarten herauszubringen. Wer solche Manufacturen häufig besucht hat, dem müssen oft sehr schöne Maschinen zu Gesicht gekommen sein, welche Erfindungen solcher Arbeiter zu dem Zwecke waren, ihre eigene Arbeits-Aufgabe zu erleichtern und zu beschleunigen. Bei den ersten Dampfmaschinen war ein Knabe fortwährend damit beschäftigt, die Communication zwischen dem Kessel und dem Cylinder, so wie der Kolben hinauf- oder herunterging, wechselsweise zu öffnen und zu schließen. Einer dieser Knaben, der mit seinen Cameraden zu spielen Lust hatte, bemerkte, daß, wenn man eine Schnur von dem Griffe des Ventils, welche die Communication öffnete, nach einem anderen Theile der Maschine zöge, das Ventil sich ohne sein Zuthun öffnen und schließen und ihm Freiheit lassen würde, sich mit seinen Spielgenossen zu belustigen. Eine der größten Vervollkommnungen, die an dieser Maschine seit ihrer Erfindung gemacht wurden, war auf diese Weise die Entdeckung eines Knaben, der sich die Arbeit ersparen wollte."

Als ein Beispiel, welches den Proceß der Theilung der Arbeit am deutlichsten macht, führt A. Smith die Stecknadeln-Fabrication auf. In diesem Geschäfte, aus dem die Theilung der Arbeit ein eigenes Gewerbe

gemacht hat, könnte ein nicht angelernter Arbeiter, der mit dem Gebrauche der dazu verwandten Maschinen (zu deren Erfindung wahrscheinlich dieselbe Theilung der Arbeit Gelegenheit gegeben hat) nicht vertraut wäre, vielleicht mit dem äußersten Fleiß kaum Eine Nadel täglich, gewiß aber keine zwanzig machen. In der Art aber, wie dieses Geschäft jetzt betrieben wird, ist es nicht nur ein eigenes Gewerbe, sondern theilt sich in eine Zahl von Zweigen, von denen die meisten wiederum eigene Gewerbe sind. Einer zieht den Draht, ein Anderer richtet ihn, ein Dritter schrotet ihn ab, ein Vierter spitzt ihn zu, ein Fünfter schleift ihn am oberen Ende, damit der Kopf angesetzt werde; die Verfertigung des Kopfes erfordert drei oder vier verschiedene Verrichtungen; das Ansetzen desselben ist ein eigenes Geschäft, das Weißsieden der Nadeln ein anderes; ja, sogar das Einstecken der Nadeln in Papier bildet ein Gewerbe für sich. So ist das wichtige Geschäft der Stecknadeln-Fabrication in ungefähr achtzehn verschiedene Verrichtungen getheilt, die in manchen Fabriken alle von eben so viel verschiedenen Händen vollbracht werden, während in anderen ein einziger Mensch zwei oder drei derselben auf sich nimmt. Ich habe eine kleine Fabrik dieser Art gesehen, wo nur zehn Menschen beschäftigt waren und Manche daher zwei oder drei verschiedene Verrichtungen zu erfüllen hatten. Obgleich nun diese Menschen sehr arm und darum nur leidlich mit den nöthigen Maschinen versehen waren, so konnten sie doch, wenn sie sich tüchtig daran hielten, zusammen zwölf Pfund Stecknadeln täglich liefern. Ein Pfund enthält über 4000 Nadeln von mittlerer Größe. Es konnten demnach diese zehn Menschen täglich über 48,000 Nadeln machen. Da Jeder den zehnten Theil von 48,000 Nadeln machte, so läßt es sich so ansehen, als machte Einer 4800 Nadeln an Einem Tage. Hätten sie dagegen alle einzeln und unabhängig gearbeitet, und wäre Keiner für dieses besondere Geschäft angelernt worden, so hätte gewiß Keiner zwanzig Nadeln, vielleicht nicht Eine täglich machen können, d. h. den 240., vielleicht nicht den 4800. Theil von dem, was sie jetzt in Folge einer geeigneten Theilung und Verbindung ihrer verschiedenen Verrichtungen zu leisten im Stande sind.

„Eben die große, durch die Arbeitstheilung herbeigeführte Vervielfältigung der Producte in allen verschiedenen Künsten", sagt A. Smith am Schlusse seiner lichtvollen Betrachtungen über diesen Gegenstand, „bewirkt in einer wohl regierten Gesellschaft jene allgemeine Wohlhabenheit, die sich bis zu den untersten Classen des Volkes erstreckt. Jeder Arbeiter hat über das Quantum seiner eigenen Arbeit hinaus, welches er selbst braucht, noch einen großen Theil zur Verfügung, und da jeder andere Arbeiter sich völlig in derselben Lage befindet, so ist er im Stande, einen großen Theil seiner eigenen Waaren gegen einen großen Theil oder, was auf dasselbe

hinauskommt, gegen den Preis eines großen Theiles der ihrigen zu vertauschen.

„Man betrachte die Habe des gemeinsten Handwerkers oder Tagelöhners in einem civilisirten, blühenden Lande, und man wird gewahr werden, daß die Zahl der Menschen, von deren Fleiß ein Theil, wiewohl nur ein kleiner Theil, dazu gebraucht wurde, ihm diese Habe zu verschaffen, alle Berechnung übersteigt. Der wollene Rock z. B., der den Tagelöhner bekleidet, ist, so grob und gemein er auch aussehen mag, doch das Product der vereinigten Arbeit von einer großen Menge von Arbeitern. Der Schäfer, der Wollsortirer, der Wollkämmer oder Krempler, der Färber, der Hechler, der Spinner, der Weber, der Walker, der Wollbereiter sammt vielen Anderen, — sie alle müssen ihre verschiedenen Künste vereinigen, um auch nur dieses einfache Product herzustellen. Wie viele Kaufleute und Fuhrleute hatten außerdem damit zu thun, das Material von den einen Arbeitern zu den andern, die oft in einem sehr entfernten Theile des Landes wohnen, zu schaffen! Wie viel Handel und Schifffahrt, insbesondere wie viel Schiffbauer, Seeleute, Segelmacher, Seiler waren nöthig, um die verschiedenen für den Färber erforderlichen Droguerieen, die oft von den entlegensten Enden der Welt kommen, zusammenzubringen! Welch eine Mannigfaltigkeit der Arbeit ist ferner nöthig, um die Werkzeuge des geringsten unter diesen Arbeitern hervorzubringen! Von so complicirten Maschinen, wie ein Schiff, eine Walkmühle oder auch ein Webstuhl ist, gar nicht zu reden, wollen wir nur betrachten, welche mannigfaltige Arbeit dazu erfordert wird, jene höchst einfache Maschine, die Schafscheere, mit welcher der Schäfer die Wolle abscheert, zu verfertigen. Der Bergmann, der Setzer des Ofens zur Metallschmelzung, der Holzfäller, der Köhler, welcher Kohlen für die Schmelzhütte bereitet, der Ziegelstreicher, der Maurer, die Arbeiter, welche den Ofen zu besorgen haben, der Mühlenbauer, der Metall-Arbeiter, der Schmied müssen ihre verschiedenen Arbeiten zur Hervorbringung derselben vereinigen. Wollten wir auf dieselbe Weise alle verschiedenen Theile seines Anzuges und Hausrathes untersuchen, das grobe leinene Hemde, welches er auf dem Leibe trägt, die Schuhe, die seine Füße bedecken, das Bett, worauf er liegt, und alle Theile, woraus es besteht, den Rost in der Küche, auf dem er seine Speisen zurecht macht, die Kohlen, welche er dazu braucht und die aus den Schachten gegraben und ihm vielleicht durch eine lange Land- und Seefahrt zugeführt worden sind, alle anderen Geräthschaften seiner Küche, alles Tischzeug, die Messer und Gabeln, die irdenen oder zinnernen Teller, auf denen er seine Gerichte aufträgt und schneidet, die verschiedenen Hände, welche mit Bereitung seines Brodes beschäftigt sind, die Glasfenster, die Wärme und Licht hereinlassen, Wind und Regen

abhalten, — alles dies ist mit einer unendlichen Arbeitstheilung zu Stande gekommen; und man wird gewahr, daß auch nicht der geringste Mensch seine Bedürfnisse befriedigt ohne den Beistand und die Mitwirkung von Tausenden."

Wie vermöge dieser Arbeitstheilung die einzelnen Menschen immer nur Einem Arbeitszweige sich widmen und besonders einem solchen, wozu sie von Natur geartet sind, wie sich die Beschäftigungen unter die einzelnen Menschen vertheilen, so sollte es, um die Welt zur höchsten Culturstufe zu bringen, mit Kreisen und unter ganzen Ländern geschehen. Jedes Volk kann mehr hervorbringen, wenn es ausschließlich wenige Gegenstände, aber diese in Massen, erzeugt, und welche es vermöge seiner Eigenschaften und der Beschaffenheit seines Landes am leichtesten produciren kann. Solche Völker werden sich am besten stehen, wenn sie den Ueberschuß solcher Producte gegen den Ueberschuß der Erzeugnisse anderer Länder vertauschen. Beide bereichern sich dann. In dem einen Lande begünstigt gemäßigtes Klima die Manufactur-Arbeit, in dem anderen ein heißes Klima die Erzeugung von Colonialwaaren. Tauschen die beiden Völker den Ueberfluß ihrer gegenseitigen Producte aus, so werden sie reicher, als wenn sie Alles selbst hätten erzeugen wollen. Die französische Schweiz bezieht daher kluger Weise ihr Roheisen aus England; und mit ihrer Uhren-Fabrication, in welcher auch die Arbeitstheilung so außerordentliche Resultate geliefert hat, versorgt sie die ganze Welt und behauptet siegreich alle Märkte. Die Theilung der Arbeit mit ihren wunderbaren Ergebnissen ist eine Folge des nothwendigen, naturgesetzlichen Entwicklungsganges der Völker. Dennoch ist ihr der Vorwurf gemacht worden, „sie würdige den Menschen zur Maschine herab". Selten war ein Vorwurf ungerechter. Im Gegentheil, sie erfindet die Maschinen, und diese nehmen den Menschen die gröbere, einförmigere Arbeit ab.

Durch die Uebung in Einem und demselben Geschäftszweige wird nicht allein Geist und Körper gewandter in der Anfertigung solcher einzelnen Gegenstände, sondern weil eben die Beschäftigung bald so zur Gewohnheit wird, daß ein großer Theil durch die mechanische Geschicklichkeit des Körpers, ohne besondere Aufmerksamkeit des Geistes, vollbracht werden kann, so richtet der letztere seine stets rastlose Thätigkeit auf ein weiteres Gebiet. Er denkt — und es entstehen die Maschinen mit ihren Verbesserungen, die Erfindungen mit ihrer Erhöhung der Production im Gefolge. Auch außerdem wird durch die auf Einen Gegenstand gerichtete Beschäftigung der Leibeskräfte der Geist auf eine regere innere Thätigkeit angewiesen. Und die Erfahrung beweis't es, daß die gewerbliche Bevölkerung intelligenter, gebildeter ist, als die ländliche. Die Ursache davon liegt klar auf der Hand.

Der Ackerbau erfordert der Beschaffenheit seiner Beschäftigungen in den einzelnen Jahreszeiten nach wenig Theilung der Arbeit. An Einem und demselben Tage wird oft von einer zur anderen Arbeit übergegangen. Der beständige Wechsel und der Aufenthalt im Freien gewährt so viel Zerstreuung, daß der Scharfsinn nur wenig angeregt wird; in den Beschäftigungen selbst kommt so wenig Veränderung, Umgestaltung durch Erfindungen oder Concurrenz vor, daß der Sporn fehlt, welcher die Menschen zum Anspannen ihrer Verstandeskräfte und zu immer weiterer Ausbildung treibt. Die Landbewohner kleben daher am stärksten an alten Sitten und Vorurtheilen; sie sind jeder Reform abhold.

Rein ackerbauende Nationen bleiben daher in der Geistescultur immer etwas zurück. Erst die Städte mit ihrer Arbeitstheilung setzen die Civilisation in rascheren Fortschritt. Die Bevölkerung einer Fabrikgegend mag noch so roh, ungebildet und arm sein, — sie ist es nicht in dem Maße, wie die Leibeigenen Polens und Rußlands, ja, wie die ländlichen Arbeiter in einem großen Theile von Deutschland.

Die Theilung der Arbeit vermehrt aber nicht nur das Capital; sie ist in ihrer größeren Ausbildung bloß durch vermehrtes Capital möglich; denn je getheilter die Arbeit, desto mehr Capital erfordert sie. Da also die Gränze der Arbeitstheilung durch die Ausdehnung des Marktes bedingt ist, die letztere aber wiederum durch den Stand der Communicationsmittel, so erhalten wir einen neuen Beleg, wie vortheilhaft die Civilisation auf die Production einwirkt.

Die Wichtigkeit der Verkehrsmittel fällt besonders in die Augen bei der vornehmsten Transport-Art — der Wasserstraße. Vor der Einführung der Eisenbahnen war diese Communication so wichtig, daß die Blüthe der Völker in der Regel mit dem Umfang ihrer Schifffahrt zusammentraf. Die reiche Gelegenheit zur Schifffahrt ist es, was das Uebergewicht Europa's über die anderen Welttheile vorzugsweise mit begründet und was diesen alten Welttheil niemals in Verfall gerathen lassen wird. Denn nach Humboldt kommen auf Eine Meile Küste

in Europa . . . . nur 31 □Meilen Binnenland,
" Nordamerica . . . . 56 " "
" Südamerica . . . 91 " "
" Asien . . . . . 100 " "
" Africa . . . . . 142 " "

8. Die Entstehung des Gewinnes.

Wir haben gesehen, wie die Arbeitstheilung die Vermehrung des Vermögens außerordentlich befördert. Wir haben aber nicht unterschieden, welcher Antheil an den gewonnenen Erzeugnissen dem Arbeitslohne, und welcher dem Capitale zukommt. So lange die Gesellschaft in dem Zustande jener ursprünglichen Colonie sich befindet, welche wir als Beispiel angeführt haben, kommt das Capital weniger mit Bewußtsein in Frage, obwohl der Begriff des Eigenthums und des Vermögensbesitzes schon erwacht ist, weil Jeder Arbeiter und Capitalist in Einer und derselben Person ist.

Vermöge der Ungleichheit der Menschen in Charakter, Anlagen, Temperament, Kräften, Begierden und Leidenschaften ist es unmöglich, daß dieser Zustand lange andaure. Der Eine ist fleißiger, sparsamer, mäßiger, als der Andere, und aus dieser Ursache muß auch bald Vermögensverschiedenheit entspringen.

Die Gesellschaft theilt sich bald in Bemittelte und Unbemittelte, in Arme und Reiche. Da man in der durch die Arbeitstheilung außerordentlich complicirten Zusammensetzung der Waaren in Betreff des Absatzes derselben nach den Markt-Conjuncturen sich richten muß; da man also nicht mehr von der Hand in den Mund leben kann, wie die Jägervölker: so müssen die Menschen von aufgespartem Vermögen so lange leben, bis das neue Product abgesetzt ist; dieses Vermögen mag nun bestehen in Fleisch, Getreide, Wein, Kleidern, oder in dem Aequivalent (Geld), für welches man alle die Gegenstände haben kann, welche unsere Bedürfnisse befriedigen. Da nun aber wegen der oben erwähnten Ungleichheit der Menschen Viele kein Vermögen erspart haben, so müssen sie den Vorrath zu ihrem Lebensunterhalte von Vermögenden oder Capitalisten zu erlangen suchen, und damit diese sich dazu verstehen, müssen sie ihnen dafür Dienste leisten. Die Bevölkerung zerfällt dann in Arbeiter und Capitalisten, in Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Der Arbeitgeber erzeugt vermittelst der Dienste der Arbeiter und der Rohstoffe ein Product, dessen Erlös nicht allein das aufgewandte

Capital wieder ersetzen muß, also alles, was für Arbeitslohn, Rohstoffe und Werkzeuge verwandt worden ist, sondern auch den Dienst, welchen das Capital geleistet hat, bezahlen muß. Mag nun dieses Capital das Eigenthum des Arbeitgebers oder eines Dritten gewesen sein; der Dienst, welchen dieser Dritte oder der Arbeitgeber sich selbst mit dem Capital leistet, muß belohnt werden, weil sonst Niemand sich die Mühe nehmen würde, Capital anzusammeln, oder weil Jeder sich beeilen würde, das angesammelte Vermögen sofort selbst wieder zu verzehren. Dieser Lohn für die Dienste des Capitals ist der Gewinn. Da das Capital nur in seltenen Fällen von dessen Eigenthümer selbstschaffend verwandt wird, vielmehr seine Dienste in der Regel in dritten Händen leistet, so hat der Lohn für seine Dienste eine festere Gestalt angenommen, unter dem Namen Zins, Rente (Pacht, Miethe), die je nach der Sicherheit oder Annehmlichkeit der Anlage des Capitals höher oder niedriger sind. Im engeren Sinne ist nun Gewinn der Lohn für den Dienst, welchen das Capital dem Besitzer leistet; Zins, Rente der Lohn für den Dienst, welchen das Capital einem Dritten leistet, und den dessen Eigenthümer bezieht.

Wir könnten damit unsere Bemerkungen schließen; allein da „Capital und Zins" in der französischen Februar-Revolution eine so große Rolle gespielt haben, so wird es doch ersprießlich sein, den Gegenstand noch anschaulicher zu machen.

Wir haben an einer früheren Stelle erwähnt, daß ein Theil der französischen Socialisten die Vernichtung des Capitals predigte. So paradox war Proudhon nicht; er wollte nur die Zinsen bis auf Null, das heißt bis auf die Verwaltungskosten, reducirt wissen und hoffte dies durch seine Volksbank zu erreichen. Sein Vorschlag lief aber auf dasselbe hinaus; denn wenn die Dienstleistung des Capitals nicht mehr bezahlt wird, dann wird Niemand mehr Capital herleihen; dann wird die Aufsammlung von Capital aufhören. Da aber die Arbeit in der Gesellschaft ohne Capital unmöglich ist (denn der Lebensunterhalt für die Arbeiter, die Werkzeuge, die Maschinen, die Häuser, die Rohstoffe sind Capital), so würde aus der Vernichtung des Capitals nicht allein der Ruin der menschlichen Gesellschaft, sondern die Vernichtung des Menschengeschlechtes selbst erfolgen. Glücklicher Weise ist die Macht von Schwärmern nicht so groß, um die Menschheit zum Selbstmord zu zwingen; und was den Päpsten mit dem Verbot des Zinsnehmens nicht gelungen ist, das wird auch den Propheten der Barricade nicht gelingen. Die Natur ist stets kräftiger, als die Thorheiten einzelner Menschen.

J. B. Say hat den Zins mit folgenden Worten gerechtfertigt: „Wir haben gesehen, daß die (drei) Productions-Elemente (Arbeit, Naturkräfte und Capital) unentbehrlich sind, wo Producte erschaffen werden sollen; aber darum müssen sie keineswegs das Eigenthum derselben Person sein. Der Mann der Industrie (geistiger und physischer Arbeit) kann sein Talent an den ausleihen, welcher ein Grundstück und ein Capital besitzt. Der Besitzer eines Capitals kann dieses an eine Person ausleihen, die bloß (ein Grundstück und) Industrie besitzt. Man leihe nun Industrie oder Capital (oder ein liegendes Gut) aus, so hat der Gebrauch dieser Dinge, weil sie zur Werthschaffung beitragen, einen Werth und wird in der Regel bezahlt. Die Bezahlung einer geliehenen Arbeit heißt Lohn oder Sold. Die Bezahlung für das Anlehen eines Capitals heißt Zins; die Bezahlung für ein geliehenes Grundstück heißt Pacht, (die für ein Haus oder den Theil eines geliehenen Hauses) Miethe."

Ohne diesen Lohn könnte das Capital so wenig existiren, wie die Arbeit, wie der Mensch ohne Nahrung. Dieser Lohn kann sehr gering werden durch die Fülle des vorhandenen und angebotenen Capitals; er kann aber niemals aufhören, ohne damit auch das Capital in den Untergang zu ziehen.

Die Arbeiter, die ohne das Capital nicht existiren können, müssen allerdings wünschen, daß der Zins möglichst niedrig werde; allein zu dem Ende muß die Ansammlung des Capitals möglichst begünstigt werden, damit durch die Fülle desselben das Angebot vermehrt wird. Bastiat veranschaulicht den Entstehungs-Proceß des Capital-Gewinnes durch folgendes sinnreiches Gleichniß:

„Hans, ein armer Tagelöhner, besaß ein kleines unangebautes Stück Land. Er wünschte es in Cultur zu setzen; dazu fehlte ihm aber das Capital. Er sollte den Boden aufgraben, entwässern, düngen, besäen; der Acker konnte ihm in einem oder in zwei Jahren die nöthigen Lebensmittel produciren. Wovon sollte er aber existiren, während er die Arbeit des Grabens, Düngens, Säens besorgte? Es drang sich ihm der Gedanke auf, daß frühere Arbeit durchaus nöthig ist, um die gegenwärtige Arbeit productiv zu machen. Hans faßte einen energischen Entschluß: er sparte so lange von seinem Tagelohne, bis er sich einen Spaten und einen Sack voll Getreide kaufen konnte, um von diesem zu leben, bis sein Acker bestellt sein würde. Als Hans den Sack zur Mühle tragen wollte, begegnete ihm Kunz und bat ihn, ihm seinen Schatz zu leihen. „Wenn du mir diesen Sack Getreide leihen willst, sagte Kunz, dann wirst du mir einen großen Dienst erweisen; denn ich habe eine sehr lohnende Arbeit in

Aussicht, die ich nicht unternehmen kann, wenn ich nicht die Lebensmittel habe, um mich zu nähren, bis ich fertig bin." — „Ich war in demselben Falle," sagte Hans, „und wenn ich jetzt für einige Monate Brodvorrath habe, so habe ich ihn auf Kosten meiner Arme und meines Magens erworben. Nach welchem Gerechtigkeits-Princip soll er jetzt der Verwirklichung deines Unternehmens und nicht des meinigen geweiht sein?"

Nach einer Weile wurden sie handelseinig. Kunz versprach am Ende des Jahres den Sack Getreide in derselben Qualität, in demselben Gewichte zurückzugeben. Das verstand sich von selbst, weil Hans sonst den Sack hingeschenkt haben würde. Zweitens verpflichtete sich Kunz, fünf Maß auf hundert Maß obendrein zu liefern, als Gegenleistung für den Dienst, den ihm Hans durch das Abtreten des Sackes Getreide leistet, welcher Letzteren in Stand setzen sollte, seinen Acker in Cultur zu bringen, ein Unternehmen, das er einstweilen unterlassen mußte. Kunz bezahlte diese fünf auf hundert Maß gern, weil er ohne das ihm geliehene Getreide sein gewinnreiches Geschäft gar nicht hätte unternehmen können. Hans aber zog folgenden Schluß: Wenn mir kraft meines ersten Vertrags der Sack Getreide am Ende des Jahres zurückkehrt mit Gewinn, dann wird er auch am Ende des zweiten Jahres so zurückkehren, und ich kann ihn ein drittes Jahr und sofort verleihen. Dennoch ist der Sack Getreide dann nicht mehr derselbe; er ist längst verzehrt, für immer vernichtet. Er hat aber Kunz in den Stand gesetzt, einen höheren Werth zu erzeugen, und dieser kann den Sack Getreide nebst einer Belohnung dem Darleiher Hans zurückerstatten, ohne einen Schaden zu erleiden. Wenn nun Hans fortfahren würde, von seinem Tagelohne von Zeit zu Zeit einen Sack Getreide zu ersparen, so würde er einen zweiten, dritten ausleihen können, bis er am Ende seiner Tage im Stande wäre, von den fünf Maß Getreide, die er für jeden dargeliehenen Sack erhält, zu leben. Er würde dann Capitalist sein.

Ein anderes Gleichniß. In einem Dorfe lebte in grauer Zeit ein Tischler, dem es nach vielem Nachdenken gelang, den Hobel zu erfinden. Ehe Jakob sich daran machte, seinen Gedanken praktisch auszuführen und den Hobel zu verfertigen, überlegte er sich Folgendes: Ich arbeite für meine Kunden dreihundert Tage im Jahre. Wenn ich davon zehn abziehe, um meinen Hobel zu machen, so bleiben mir, vorausgesetzt, daß der Hobel ein Jahr aushält, nur noch 290 Tage, um Möbel zu verfertigen. Ich muß also mit Hülfe des Hobels in 290 Tagen so viel als bisher in 300 verdienen. Ich muß sogar mehr verdienen; denn sonst wäre es nicht der Mühe werth, eine Neuerung anzufangen. Jakob überzeugte sich auch, daß er mit Hülfe des Hobels seine Möbel besser machen und einen höheren Preis dafür erzielen würde. Als Jakob nach zehn Tagen mit seinem

Hobel fertig war und sich die Vortheile desselben berechnete, da kam sein College Wilhelm, Tischler in einem benachbarten Dorfe, und wurde von den Vortheilen überrascht, die ihm ein solcher Hobel bieten würde. Er sagte zu Jakob: Du mußt mir einen Dienst leisten. — Welchen? — Leihe mir diesen Hobel für ein Jahr. — Ich habe ihn für mich gemacht und brauche ihn selbst; wenn ich dir aber diesen Dienst leiste, welchen Dienst willst du mir deinerseits leisten? — Keinen. — Dann behalte ich meinen Hobel. —

Als Wilhelm einsah, daß von einer Schenkung des Dienstes, den ihm der Hobel ein Jahr lang leisten würde, nicht die Rede sein könne, legte er sich aufs Unterhandeln. Er bot Jakob an, ihm den Hobel am Ende des Jahres unversehrt zurück zu erstatten, und demselben zugleich als Belohnung des Dienstes, den ihm dieser durch das Borgen des Hobels erwiesen, ein Brett zu geben. Und er konnte das sehr gut; denn vermittelst des Hobels verdiente er so viel mehr als sonst, daß er fünf Bretter davon kaufen konnte. Am Ende des Jahres kam Jakob wieder in Besitz seines Hobels, und da er sich inzwischen einen andern gemacht hatte, so verlieh er ihn ein zweites und drittes Mal. Der Hobel vererbte sich auf seinen Sohn, der ihn noch verleiht. Holz und Eisen sind daran schon oft verbraucht; es ist längst der alte Hobel nicht mehr, aber immer noch ist es derselbe Werth.

Wir haben bei Gelegenheit schon bemerkt, daß die Höhe des Zinsfußes sich nach dem Verhältniß der Nachfrage und des Angebotes richtet. Das letztere selbst ist verschiedenen Einflüssen unterworfen, die sich nur nach Zeit und Umständen beurtheilen und ermitteln lassen.

Adam Smith sagt: „Das Steigen und Fallen im Capital-Gewinn hängt von denselben Ursachen ab, wie das Steigen und Fallen im Arbeitslohne, nämlich von dem wachsenden und abnehmenden Reichthum der Gesellschaft; aber diese Ursachen üben auf den einen eine ganz andere Wirkung, wie auf den andern aus. Das Wachsen des Capitals, das den Arbeitslohn erhöht, bewirkt eine Verminderung des Capital-Gewinnes. Wenn die Capitalien vieler reichen Kaufleute Einem und demselben Handelszweige zugewandt werden, so bewirkt ihr gegenseitiges Mitwerben natürlich eine Verringerung des Gewinnes, und wenn eine gleiche Capital-Zunahme in all den verschiedenen Gewerbszweigen, die in einer Gesellschaft betrieben werden, Statt hat, so muß das nämliche Mitwerben auch dieselbe Wirkung in ihnen allen äußern."

Dazu bemerkt Mac Culloch: „Das Fallen des Gewinnsatzes, das fast unabänderlich mit dem Fortschritte der Gesellschaft eintritt, ist nicht, wie Smith annimmt, eine Folge der zunehmenden Concurrenz der Capita-

listen, die durch die Zunahme ihrer Capitalien herbeigeführt wird, sondern es ist die Folge der verminderten Möglichkeit, Capitalien mit gleicher Vortheilhaftigkeit unterzubringen, was seinen Grund entweder 1) in der verminderten Fruchtbarkeit des Bodens hat, oder 2) in einer Erhöhung der Steuern, oder 3) in einem Steigen des Lohnes."

Diese Bemerkung ist ungenau, weil sie Wirkung mit Ursache, Gesetze mit Störungen derselben vermengt. Allerdings vermindert sich der Gewinn bei einer Erhöhung der Steuern; allein dann nimmt auch die Ansammlung von Capital ab, und wenn von diesem weniger auf dem Markte erscheint, so wird auch der Zins wieder höher. Ein Steigen des Lohnes kann in einem Lande, dessen Capitalkraft abnimmt, gar nicht eintreten; also muß jenes eine Folge des Anwachsens des Capitals sein, nicht dessen Ursache, da doch nur bei herrschender Fülle desselben der Zinsfuß niedrig sein kann. Bei wachsendem Reichthum eines Landes vermehrt die Concurrenz, der gewinnbringende Anlage suchenden, Capitalisten die Nachfrage nach Arbeitern. Der Arbeitslohn steigt und schmälert so den Capital-Gewinn; aber nichts vermöchte ihn in seiner Höhe zu erhalten, wenn eine dauernde Verminderung der Capitalien einträte.

Allerdings fällt der Gewinnsatz des Capitals, wenn, wie Mac Culloch anführt, die Möglichkeit, Capitalien mit gleichem Vortheil unterzubringen, sich vermindert; allerdings kann Letzteres seinen Grund haben in verminderter Fruchtbarkeit des Bodens, in Erhöhung der Steuern, in einem abnormen Steigen des Lohnes. Solche, die naturgemäße wirthschaftliche Bewegung störende, Hindernisse können noch in großer Anzahl angeführt werden, wie politische Krisen, Unsicherheit der Gesetzgebung u. s. w., wie denn überhaupt bei wirthschaftlichen Verhältnissen eine Kette verschiedener Ursachen, Einwirkungen und Störungen vorhanden sein kann, die alle berücksichtigt werden müssen, wenn man ein richtiges Urtheil fällen will. Allein bei der Aufstellung allgemeiner Naturgesetze muß man vorerst von den einwirkenden Nebenumständen absehen, sonst verwirrt man die Begriffe. Solche Nebenumstände und Störungen sind keine Gesetze. Wir haben vor Allem die Gesetze selbst festzustellen, wie sie ohne Störungen wirken. Die weitere Beurtheilung ist Sache der Praxis.

Vermindert sich das Angebot von Capital wegen wirklicher Verringerung desselben, mag eine solche wegen Unsicherheit der politischen Zustände, wegen hoher Steuern, Contrahirung von Staatsschulden, Ausführung großer Eisenbahn-Unternehmungen, also vermehrter Gelegenheit zur Anlage, oder aus irgend welcher Ursache absolut oder relativ eingetreten sein: so wird die Nachfrage nach Capital im Verhältniß größer, als vorher, und diese steigert natürlich den Gewinn oder Zins. Die industriellen Unternehmer

müssen entweder mehr für das Capital zahlen, oder sie müssen ihr Geschäft beschränken. Im letzteren Falle würden weniger Arbeiter Beschäftigung erhalten, das Angebot von Arbeit würde vermehrt, und dadurch müßte der Arbeitslohn fallen; im anderen Falle müßte der Ausfall im Ertrage der Production, welcher den höheren Capitalgewinn verursacht, doch durch etwas getragen werden. Da außer dem Capital aber kein Factor der Production vorhanden ist, so muß der Arbeitslohn um so viel geschmälert werden, als der Capitalgewinn sich vermehrt hat; es sei denn, daß der Arbeitslohn die unterste Stufe einnimmt und nicht weiter fallen könnte, ohne die Zahl der Arbeiter zu decimiren. In einem solchen Falle müßte der Preis der Producte steigen.

Wir stoßen hier auf überaus wichtige und erfreuliche Erscheinungen.

Wenn wir von den Störungen absehen, die vorübergehend eine Schmälerung des Capitalgewinnes hervorbringen können, aber auch nur für kurze Zeit, weil das Capital sich bald vermindern müßte, entweder durch verminderte Aufsammlung, oder durch anderswärtige Anlegung; wenn wir also nur von den Zuständen im Großen sprechen, — so sehen wir, daß der Gewinn bei wachsendem Capital abnimmt. Nehmen wir an, daß bei den Producten, zu deren Erzeugung sich das Capital und die Arbeit vereinigt haben, beide zur Hälfte betheiligt sind. Wenn nun bei Vermehrung des Capitals dessen Gewinn fällt, so kann zweierlei eintreten: entweder der andere Factor der Production erhält den vollen Ueberschuß, der Arbeitslohn steigt also; oder der Preis der Producte, der Waaren, fällt, wodurch den Arbeitern aber ebenfalls als Consumenten ein Vortheil zuwächs't, also der Arbeitslohn wenigstens indirect sich vermehrt. Der erstere Fall wird im Laufe der Zeit stets zum zweiten führen. Denn wenn der Arbeitslohn, wegen des verminderten Antheils, den der Capitalgewinn an den Erlös der Producte hat, gestiegen ist, so wird die Vermehrung der Arbeiter-Bevölkerung dadurch begünstigt, nach einiger Zeit bieten sich mehr Arbeiter an und drücken durch ihre Mitbewerbung auf den Lohn. Wenn nun die Summe des Capitals nicht verhältnißmäßig zugenommen hat, und wenn kein so großer Zuwachs von Consumenten eingetreten ist, um die Nachfrage nach den Waaren zu steigern, dann müssen durch diese Verminderung des Arbeitslohnes die Waarenpreise fallen; wovon die Arbeiter als Consumenten doch wieder Vortheil haben.

Wir sehen also, daß bei denjenigen Producten, zu deren Erzeugung das Capital zur Hälfte oder mehr mitwirkt, und das ist bei den meisten der Fall, die Lage der arbeitenden Classe bei steigendem Wohlstande eines Landes sich fortwährend direct oder indirect verbessert. Die Thatsachen stehen diesem Gesetze überall als unerschütterliche Beweise zur Seite. Der

Zustand der Arbeiter ist mithin völlig von der größeren oder geringeren Ansammlung von Capital abhängig.

Gerade die Beobachtung der Thatsachen hat Bastiat veranlaßt, folgendes Axiom aufzustellen:

In dem Maße, in welchem die Capitalien wachsen, vermehrt sich der absolute Antheil der Capitalisten an den Gesammt-Producten, und ihr relativer Antheil vermindert sich; die Arbeiter im Gegentheil sehen ihren Antheil in beiden Richtungen hin sich vermehren.

Er macht dieses Axiom durch folgende Zahlen anschaulich: Stellen wir uns die Total-Producte der Gesellschaft zu verschiedenen Epochen durch die Zahlen 1000, 2000, 3000, 4000 u. s. w. vor. Im naturgemäßen Gange der Entwicklung, in welchem die Ansammlung des Capitals und die Production durch kein gewaltsames Hinderniß gestört ist, wird der Antheil, den das Capital vorwegnimmt, von 50 Procent auf 40, 35, 30 Procent herabsteigen und der Antheil der Arbeit sich dem zufolge in demselben Verhältnisse auf 60, 65, 70 Procent erhöhen. Auf diese Weise ist der absolute Antheil des Capitals bei jeder Periode größer, obgleich der relative Antheil kleiner ist.

Die Vertheilung wird sich in folgender Weise gestalten:

	Gesammt-Product.	Antheil des Capitals.	Antheil der Arbeit.
Erste Periode	1000	500	500
Zweite „	2000	800	1200
Dritte „	3000	1050	1950
Vierte „	4000	1200	2800

Dieser Ansicht steht die von John Stuart Mill schnurstracks gegenüber. Wir haben im Abschnitte über die Bodenrente angeführt, daß der Americaner Carey die Theorie Ricardo's aus der Praxis widerlegte, daß Mill aber die Theorie der Bodenrente zu vertreten suchte, wenn er auch die von Ricardo angenommene Reihenfolge im Anbau der Ländereien aufgibt. Zu jener Stelle nun (s. Seite 58) bemerkt Mill in der Absicht, die Bodenrente gegen jeden Angriff zu sichern:

„Wenn Carey freilich nachweisen könnte, daß das Einkommen der Arbeit vom Boden, unter Voraussetzung gleicher landwirthschaftlicher Kenntniß und Geschicklichkeit, nicht ein sich verminderndes Einkommen sei, so würde er ein Princip umstoßen, das fundamentaler ist, als irgend ein Gesetz in Bezug auf die Bodenrente."

Dieser Beweis, meint Mill, sei Carey mißlungen. Ehe wir weiter darauf eingehen, sei uns erlaubt, zu erwähnen, daß einem aufmerksamen

Beobachter nicht entgangen sein wird, daß in den meisten Fällen in der Praxis das Axiom Bastiat's sich bestätigt, die Ansicht Mill's widerlegt wird. In allen an Wohlstand zunehmenden und reichen Ländern ist der Ertrag des Capitals vom Boden ein relativ sich vermindernder; wenn nun, wie das doch der Fall ist, die Preise der Boden-Erzeugnisse nicht fallen, wer soll den Ueberschuß am Ertrage erhalten, als der zweite Factor der Production, der Arbeitslohn? In der That sehen wir auch in allen Ländern, die arm sind oder deren Capital im Abnehmen begriffen ist, die Arbeiter in traurigerer Lage als in obigen Ländern. — Sollte bei solchen Thatsachen Mill nicht im Irrthum sich befunden haben? Wir glauben es.

Der Preis der Boden-Erzeugnisse hat darauf wenig oder keinen Einfluß, weil er in den langen Perioden ein überaus gleichmäßiger ist. Wir möchten sogar die Behauptung wagen, daß derselbe sich im Ganzen und Großen — im Verhältnisse zum Anwachsen des Gesammt-Reichthums der Länder, im Verhältnisse zum Arbeitslohn und in Erwägung der Verminderung der Preise der edlen Metalle — sich nicht erhöht und durch einen Umstand, von dem wir so eben sprechen wollen, sich verhältnißmäßig vermindert hat.

Wie wir nämlich in dem Abschnitte über den „Getreide-Handel" sehen werden, sind die Preisschwankungen des Getreides in guten und schlechten Jahren desto größer, je niedriger die Stufe ist, auf welcher die Circulationsmittel eines Landes stehen; je entwickelter hingegen der Handel eines Volkes ist, desto geringer ist der Unterschied zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Preise. Diese Preisschwankungen gingen bis ins Ungeheure im Mittelalter; sie haben sich in der neueren Zeit außerordentlich dem Niveau genähert. Im Jahre 1303 z. B. kostete der Quarter Weizen in England nach heutigem Gelde 39 Shilling 8 Pence; im Jahre 1317 aber 436 Shilling 6 Pence. Damals konnte also der Getreidepreis bis auf das Zehnfache das Minimum übersteigen, und das waren noch nicht einmal die äußersten Extreme. Heut zu Tage wird der höchste Preis eines theuren Jahres selten das Doppelte, nie das Vierfache des niedrigsten Getreidepreises eines wohlfeilen Jahres ausmachen. Die Getreidepreise haben in langen Perioden eine große Gleichförmigkeit; sie schwanken nur sehr in ganz kurzen Zeiträumen. Wenn die Schwankungen derselben aber gerade dann am stärksten sind, wann sie die Arbeiter-Bevölkerung am empfindlichsten treffen, d. h. in der kurzen Periode, so kann eine Steigerung derselben in einer langen Periode von vielleicht einem Jahrhundert von keinem Einflusse mehr sein. Die durch die Verbesserung der Verkehrsmittel allmählich bewirkte Annäherung an ein gewisses

Niveau ist vielmehr für die arbeitende Bevölkerung ein Vortheil, welcher die etwaige Steigerung des Getreidepreises in einer langen Periode bei Weitem überbietet und mehr zur Erhaltung und Vermehrung dieser Bevölkerung beiträgt, als die langsame Erhöhung der Preise in einer hundertjährigen Epoche dieselbe hätte vermindern können. Die Getreidepreise haben sich also relativ vielmehr günstiger gestaltet; daher vermehrt sich die Bevölkerung in unserer Zeit weit rascher, als vor einigen Jahrhunderten; daher haben wir wohl Theuerung, aber keine Hungersnoth mehr zu fürchten, während im Mittelalter in jedem Jahrhundert ein paarmal ein größerer oder kleinerer Theil der Bevölkerung [wie uns Chroniken sagen, oft ein Drittel derselben] durch den Hungertod weggerafft wurde.

Wenn nun die Preise der Boden-Producte sich verhältnißmäßig gleich bleiben, wo nicht günstiger sich stellen, so bleibt uns noch übrig, zu beweisen, daß der relative Antheil, den das Capital am Erlös der Boden-Producte hat, bei steigendem Wohlstande eines Landes ein sich vermindernder ist; und dann ist Mill widerlegt, dann bleibt nichts übrig, als die Vermehrung des Antheiles der Arbeit.

Mill hat sich vor Allem schon ungenau ausgedrückt, wenn er behauptet, daß der Antheil der Arbeit am Boden-Ertrage ein fortwährend sich vermindernder sei. Man kann das im Allgemeinen gar nicht sagen. Man muß unterscheiden zwischen dem Zustande bei zunehmendem und dem bei abnehmendem Capital-Vorrath. Wenn die Capitalmasse eines Landes im Abnehmen begriffen ist, dann wird allerdings der Antheil der Arbeit an den Boden-Erzeugnissen ein fortwährend sich vermindernder sein, weil verhältnißmäßig mehr Arbeiter sich um Capital bewerben und dadurch zu gleicher Zeit den Arbeitslohn drücken, wie den Capital-Gewinn steigern. Nicht so ist es aber bei zunehmendem Capital-Vorrath. Im letzteren Falle müssen die Capitalisten mit einem stets sich vermindernden Gewinne sich begnügen, weil, wenn der Gewinn gleich bliebe oder stiege, sofort eine Masse von Capitalien um Anlage im Boden sich bewerben und dadurch den Gewinn vermindern, durch die Concurrenz aber größere Nachfrage nach Arbeitern und Erhöhung des Arbeitslohnes bewirken würden. Wenn nun der Antheil des Capitals ein sich relativ vermindernder ist, so muß der Antheil der Arbeit ein sich relativ vermehrender sein; denn mit der Bodenrente sind wir hoffentlich im Reinen. Wir sehen daher in der Praxis, daß der Ertrag des Bodens in aufblühenden, reichen Ländern zwar absolut größer wird, daß aber der Gewinn für das aufgewandte Capital im Abnehmen und geringer ist, als in ärmeren Ländern; daß der Arbeitslohn hingegen im Steigen ist; denn es wird Niemandem einfallen, läugnen zu wollen,

daß die Arbeiter in reichen, aufblühenden Ländern am besten bezahlt sind. Wir sehen, daß unserer Theorie überall die Praxis zur Seite steht, während letztere bei der Anschauungsweise Mill's unerklärt blieb.

Aber nicht allein relativ, sondern auch absolut ist der Antheil der Arbeit am Boden-Ertrage, wie an allen Producten, ein fortwährend steigender. Denn bei der Einwirkung der Wissenschaft, der Mechanik und der neuen Entdeckungen auf die Boden-Cultur werden immer mehr unentgeltliche Naturkräfte dem Menschen dienstbar gemacht, so daß bei gleicher Capital-Anlage und gleicher Arbeit eine größere Zahl von Producten zur Vertheilung unter dieselbe Anzahl von Arbeitern kommt. Erwähnen wir nur der Einführung des Kleebaues, der chemischen Düngung, der Drainirung und des ganzen landwirthschaftlichen Maschinen-Apparates, mit welchem die rationelle Landwirthschaft uns beschenkt, so wird man die Probe auf dieses Exempel machen können.

Namentlich wird bei den letzteren Betrachtungen die Unrichtigkeit der Ricardo'schen Theorie der Bodenrente immer einleuchtender, „daß der Boden geringerer Qualität in Cultur genommen werde, wenn der Preis des Getreides so gestiegen sei, um die Productionskosten zu tragen"; es fällt mehr als je auf, warum er nicht den Satz umgekehrt und gesagt hat: Der Boden geringerer Qualität wird in Anbau genommen, wenn die Wissenschaft und Mechanik so vorgeschritten, wenn das Capital so billig geworden, aber wenn eine solche Erfindung gemacht ist, daß er mit Gewinn ausgebeutet werden kann. Dann wird er im Verhältnisse zum früher cultivirten Boden eher im Vortheil sein. Denn dieser ist zu einer Zeit in Anbau genommen worden, wo der Mangel an höherer wissenschaftlicher Einsicht, an Maschinen, wo ein höherer Zinsfuß einen verhältnißmäßig höheren Aufwand an Capital erfordert hat. Eine Bodenrente entsteht noch lange nicht. Dies ist aber von der immensesten praktischen Bedeutung; denn wenn wir Recht haben, dann ist eine Grundsteuer, die nicht als Einkommensteuer betrachtet wird, zu der also die Grundeigenthümer noch extra herangezogen würden, nachdem sie in allen übrigen Steuern ihren Mitbürgern schon gleich ständen, eine Ungerechtigkeit. Wir wiederholen dies bloß, um unsere Abschweifung zu rechtfertigen; denn wir werden vom letzteren Gegenstande noch beim Abschnitte über die Besteuerung zu sprechen haben.

Der Capital-Gewinn fällt also bei anwachsendem Capital; deßhalb ist in den reichsten Ländern der Zinsfuß am niedrigsten: in Spanien niedriger als in Mexico, in Frankreich niedriger als in Spanien, in England geringer als in Frankreich, in Holland niedriger als in Großbritannien.

Auf den Stand des Zinsfußes kann der Staat nur in so fern einwirken, als er durch seine Gesetze und Einrichtungen die Ansammlung von Capital entweder erleichtert oder erschwert. Gesetze, welche den Zinsfuß auf ein bestimmtes Maß festsetzten, haben entweder keine Geltung erhalten, keinen Einfluß geübt oder, wenn sie streng gehandhabt wurden, nur dazu beigetragen, den Zinsfuß zu erhöhen. Denn die Höhe des Zinses hängt von dem Vorrathe an Capital und der Menge der Nachfrage nach demselben ab und kann deßhalb nicht willkürlich festgesetzt werden. Wenn Fülle an Capital vorhanden ist, wenn das Angebot von Capital die Nachfrage nach demselben übersteigt, dann wird der Zinsfuß von selbst fallen, er mag gesetzlich bestimmt sein oder nicht. Wenn aber der entgegengesetzte Fall vorliegt, wenn aus Mangel an Capital, aus Fülle an Arbeitskraft und Unternehmungslust oder aus irgend einem anderen Grunde die Nachfrage nach Capital das Angebot desselben übersteigt, dann ist es dem Staate mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln nicht möglich, ein Steigen des Zinsfußes über die gesetzlich gezogene Schranke zu verhindern. Denn will der Staat sein Machtgebot mit Gewalt durchführen, dann wird das Capital sich verkriechen und den Zinsfuß noch höher steigen machen, als er sonst gestiegen wäre. Die Capitalisten werden ihre Gelder lieber eine Zeit lang ruhen lassen, sie werden sie im Auslande anlegen, in selbstständige Unternehmungen stecken, oder sie werden das Gesetz umgehen und unter dieser oder jener Form die höheren Zinsen beziehen. Dann tritt sogar der Nachtheil auf, daß der Borger für die Gefahr, welche der Verleiher läuft, indem er die Gesetze umgeht, einstehen, d. h. eine Prämie zahlen muß, die, zu dem Zinsfuße geschlagen, denselben höher und drückender macht, als er ohne ein Prohibitiv-Gesetz gewesen wäre. Je strenger das Gesetz und dessen Handhabung, desto höher die Prämie. Aus diesem Grunde haben Wucher-Gesetze nie etwas geholfen, sondern stets die Uebelstände, welche sie beseitigen sollten, nur verschlimmert. Ein Blick auf die Geschichte liefert den Beweis.

Wie wir schon an einer anderen Stelle erwähnten, haben die Päpste im Mittelalter das Zinsnehmen gänzlich verboten und das Verbot zu wiederholten Malen eingeschärft. Die Folge davon war, daß das Gesetz umgangen wurde, daß Schein-Käufe, namentlich Schein-Rentenkäufe abgeschlossen wurden und daß die Borger der Gefahr wegen, welcher die Verleiher ausgesetzt waren, eine Prämie zahlen mußten, die sammt den Zinsen oft 60, 80, ja, 100 Procent überstieg. Das Odium (die Gehässigkeit), welches gesetzlich auf dem Zinsnehmen lastete, schreckte die Capitalisten ab, offen ihre Gelder auszuleihen. So kam das Geldgeschäft fast gänzlich in die Hände einer sonst doch zurückgesetzten Kaste, der Juden, denen Capitalisten ihr

flüssiges Vermögen anvertrauten, um es rentabel zu machen, und an welche Borger sich wandten, um die Capitalien zu erhalten, deren sie bedurften. Die Juden erhielten so gewissermaßen ein Monopol; die Verachtung aber, die Beraubungen und die Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, mußten durch eine Prämie gedeckt werden, welche den Zinsfuß viel mehr in die Höhe schraubten, als er ohne ein solches Gesetz gewesen wäre.

Das Gleiche läßt sich in Betreff eines Maximums der Kornpreise sagen.

Der Zinsfuß ist überhaupt so relativer Natur, daß er je nach dem Lande, den Zeiten, der politischen und industriellen Lage eines Landes und vielen anderen Umständen oder Einflüssen sich richtet. Er ist niedrig in einem gesetzlich geordneten, industriereichen, rasch capital-ansammelnden Lande; er ist hoch in Ländern, welche stets von Verfassungs-Krisen oder Kriegen heimgesucht sind, wo die Industrie durch hohe Zölle gehemmt ist, wo die Rechtspflege nicht geordnet, die wirthschaftliche Bewegung durch unweise Gesetze gehindert, die Capital-Masse überhaupt im Abnehmen begriffen ist. Der Zinsfuß ist hoch in neuen Ländern, wo überaus rasche Gewinnste gemacht werden, weil die Arbeit einen großen Spielraum hat; er ist niedrig, wo alle Geschäfte schon besetzt sind, die Industrie in der höchsten Blüthe ist und das Capital nach dem Auslande wandern muß, um nur Anlage zu suchen.

Der Zinsfuß in neuen Ansiedlungen ist hoch, wie in America, obgleich die Capital-Ansammlung sehr rasch von Statten geht. „Eine neue Colonie", sagt A. Smith, „muß immer eine Zeit lang für ihre Gebiets-Ausdehnung zu capital-arm und für ihre Capital-Masse zu wenig bevölkert sein; sie unterscheidet sich hierin von anderen Ländern. Man hat mehr Land, als man Capital hat, es zu cultiviren. Darum wird das, welches man hat, nur auf die Cultur des fruchtbarsten und günstigst gelegenen Landes, am Seegestade und an den Ufern schiffbarer Flüsse, verwandt. Auch wird solches Land oft noch zu einem Preise verkauft, der selbst unter dem Werthe seines natürlichen Productes steht. Das zum Kauf und zur Verbesserung solches Landes angewandte Capital muß einen sehr reichen Gewinn abwerfen und folglich in den Stand setzen, sehr große Zinsen zu zahlen. Seine bei einer so gewinnreichen Anlegung außerordentlich schnelle Vergrößerung macht es dem Pflanzer möglich, die Zahl der arbeitenden Hände rascher zu vermehren, als sie in einer neuen Niederlassung aufzutreiben sind. Deßhalb bezahlt er diejenigen, die er finden kann, sehr reichlich. In dem Maße, als die Colonie wächs't, werden die Capital-Gewinnste geringer, und es wird für das in dem Boden angelegte Capital ein geringerer Zins gezahlt."

Diese, vor 80 Jahren geschriebenen, Worte finden heute noch auf Nordamerica ihre Anwendung. Arbeitslohn und Zins sind in New-York weit niedriger, als in Californien. Der gesetzliche Zins beträgt im Staate New-York 5, in Californien 12 pCt., und im Privat-Verkehr noch mehr.

Der Maßstab, nach welchem der Gewinn sich berechnet, ist 1) die größere oder geringere Sicherheit und Bequemlichkeit der Anlage des Capitals; 2) das Verhältniß von Vorrath und Nachfrage. Je sicherer die Anlage des Capitals, desto niedriger ist der Gewinn, je unsicherer, desto höher, weil zu den üblichen Zinsen, welche das Capital bezieht, noch die Prämie für die Gefahr des gänzlichen oder theilweisen Verlustes desselben hinzukommt.

Die Darlehen, welche dem Staate gemacht werden, beziehen niedrige Zinsen, weil die Sicherheit in der Regel groß ist. Auch die auf Grund und Boden, auf Häusern ruhenden Capitalien beziehen niedrigen Gewinn, weil sie vollkommene Sicherheit haben. Wenn solchen Hypotheken Staats-Obligationen, die oft weniger sicher sind, vorgezogen werden, dann ist es bloß der Bequemlichkeit zuzuschreiben, mit welcher die Capitalisten vermittelst der Coupons die Zinsen einziehen können. Hoch ist dagegen der Capitalgewinn im Handel und in industriellen Unternehmungen, weil man leicht Gefahr läuft, das ganze Capital zu verlieren, und die Prämie für die Gefahr im Gewinn mitberechnet werden muß. In neuerer Zeit ist eine gesellschaftliche Einrichtung aufgekommen, welche diesen Theil des Gewinnes bezieht, das Versicherungswesen, das wir als eine der größten Wohlthaten der Gesellschaft betrachten müssen, indem es den Menschen von den Elementen emancipirt. Die Feuer-, Hagel-Versicherungs-Gesellschaften, die See-Assecuranzen ziehen diesen Theil des Capitalgewinnes an sich, wofern die Unternehmer nicht selbst die Gefahr übernehmen wollen.

Den zweiten, die Höhe des Zinses bestimmenden, Factor, das Verhältniß von Vorrath (Angebot) und Nachfrage, werden wir, nach dem, was wir im Abschnitt über den Preis gesagt haben, kaum näher zu erörtern brauchen.

Bei der Berechnung des Capitalgewinnes ist in der ganzen Welt ein gleichmäßiger Zeitabschnitt angenommen, — ein Jahr. Je nachdem in einem Geschäfte oder Unternehmen das zur Reproduction verwandte Capital vor oder nach diesem Zeitraume wiederkehrt, muß der Gewinn, das heißt der Ueberschuß des für das Product erlös'ten Preises über die Erzeugungskosten, geringer oder größer sein. Der Gewinn muß hoch sein in einem Unternehmen, wo der Preis für die erzielten Producte erst nach Jahren wiederkehrt, wie beim Seehandel, bei dem Handel mit Luxusgegenständen; er wird niedrig sein bei Gegenständen des täglichen

Bedarfs, wo der Umsatz im Jahre drei, vier Mal und noch öfter bewerkstelligt wird; wie bei einem Spezereikrämer, Fleischer, Bäcker. Die Letzteren werfen ihr Capital im Jahre zehn bis zwanzig Mal um, und können sich daher mit 1 pCt. jedes Mal begnügen, während ein Großhändler von einer Ladung Gewürze, die er aus den Molukken holen läßt, sich mit 10 pCt. nicht begnügen kann; und da noch die Prämie für die Gefahr dazu kommt, der sein Capital bei dieser Unternehmung ausgesetzt ist, so muß er vielleicht 50, ja, 100 pCt. bei einem einzigen Umsatz desselben berechnen.

Häufig wirft aber auch ein Geschäft, in welchem der Capitalumlauf sehr rasch ist, beim jedesmaligen Umsatz einen hohen Gewinn ab. „An einem kleinen Hafenorte", erzählt A. Smith beispielsweise, „macht ein kleiner Krämer mit einem Vermögensstamme von hundert Pfund Sterling 40 oder 50 pCt., während ein bedeutender Großhändler an demselben Platze vielleicht kaum 8 oder 10 pCt. mit einem Capital von 10,000 Pfd. Sterl. gewinnen kann. Das Gewerbe des Krämers kann nothwendig sein für die Annehmlichkeit der Einwohner, der Beschränktheit des Marktes aber die Anwendung eines größeren Capitals in diesem Geschäfte nicht gestatten. Der Mann muß jedoch von seinem Gewerbe nicht nur leben, sondern auch so leben, wie es den Erfordernissen seiner Stellung gemäß ist. Abgesehen vom Besitze eines kleinen Capitals, muß er im Stande sein, zu lesen, zu schreiben und zu rechnen, muß außerdem vielleicht von fünfzig oder sechszig verschiedenen Waarengattungen die Preise, die Eigenschaften, die wohlfeilsten Bezugsquellen kennen. Dreißig oder vierzig Pfd. jährlich können nicht als eine zu große Vergütung für die Arbeit einer so ausgestatteten Person angesehen werden. Wenn man dies von der anscheinend großen Capitalrente in Abzug bringt, so dürfte für diese wenig mehr, als der übliche Zinsfuß (nebst der Prämie für die Gefahren des Capitals, — Verderben der Waaren, Verluste u. s. w.), übrig bleiben. Der größere Theil des vermeintlichen Capitalgewinnes ist in der That weiter nichts, als Arbeitslohn."

Der Gewinn wird übrigens auch in Einem und demselben Geschäfte nicht nach demselben Maßstabe gemessen, weil die Anwendung des Capitals in den meisten Geschäften eine verschiedene ist; weil man stehendes und umlaufendes Capital gebraucht. Die Gewinnberechnung des umlaufenden Capitals ist je nach den mannigfachen Anwendungen und ihrer größeren oder geringeren Sicherheit äußerst verschieden, während das stehende Capital (Grundstücke, Häuser) seiner Natur nach einen gleichmäßigeren Gewinnsatz zuläßt. Zudem bezieht das stehende Capital einen geringeren Gewinn, weil es keine oder wenig Gefahr läuft, zu Grunde zu gehen, also keiner oder nur einer geringen Prämie bedarf. Das Capital in Gestalt eines Ackers

bezieht keine Prämie, also nur ein den Zinsen gleichkommendes Maß von Gewinn, weil es in der Regel keiner Gefahr ausgesetzt ist. Ein Haus hingegen muß in dem Betrage der Miethe noch eine Prämie abwerfen, welche allmählich das sich im Laufe der Zeit abnutzende Capital ersetzt und für die Feuersgefahr Ersatz leistet, welche letztere Prämie jetzt von Versicherungs-Gesellschaften bezogen wird. Ein stehendes Capital, das nicht immer benutzt wird, muß in der kurzen Zeit, während welcher es gebraucht wird, eine Prämie über den gewöhnlichen Capitalzins abwerfen, welche den Ausfall in der Zeit des Stillstandes deckt. Ein Landhaus, das Local für ein Sommer-Theater z. B. muß während fünf bis sechs Monaten so viel Gewinn abwerfen, als wenn es das ganze Jahr hindurch benutzt würde. Sehr hoch muß ferner der Gewinn sein, wo auch das stehende Capital leicht vernichtet werden kann, z. B. bei einer Pulvermühle.

Die Höhe des viel verrufenen Apotheker-Gewinnes entspringt — abgesehen davon, daß man in der Regel den nicht unerheblichen Arbeitslohn vergißt, welchen der Apotheker beziehen muß, da er zu seiner Ausbildung viel Capital aufwenden mußte, — vornehmlich dem Umstande, daß der Apotheker eine zahllose Masse von Waaren vorräthig halten muß, von welcher viele nur selten, oft gar nicht gebraucht werden, nach Verlauf einer gewissen Zeit verderben und erneuert werden müssen. Die Prämie für diesen wirklichen und drohenden Verlust muß im Preise der abgesetzten Producte wieder erscheinen, der Preis muß um so viel die Productionskosten übersteigen. Ein Bäcker dagegen kann sich mit einem ganz geringen Gewinne begnügen, weil, abgesehen davon, daß sein Capital rasch umgesetzt wird, dasselbe fast gar keiner Gefahr ausgesetzt ist und kaum eine Prämie erfordert.

Beim umlaufenden Capital könnte die Annehmlichkeit der Anlage ein wesentliches Motiv für die Höhe des Gewinnes sein. Ein Capitalist wird z. B. mäßigere Zinsen vorziehen, wenn er dieselben regelmäßig und ohne Mühe in Empfang nehmen kann.

Wie wir indessen sogleich sehen werden, ist dieses Motiv der größeren Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit einer Capital-Anlage nur ein scheinbares.

Wenn nämlich J. St. Mill behauptet, daß auch die Schwierigkeit oder Unannehmlichkeit eines Geschäftes Einfluß auf die Höhe des Gewinnes habe, so beruht das, wie viele Dinge nur auf dem Schein. Schon Hermann bemerkt in seinen schätzenswerthen staatswirthschaftlichen Untersuchungen, daß dieses Motiv nicht auf den Capitalgewinn, sondern nur auf den Arbeitslohn Einfluß habe. Auch A. Smith hat Capitalgewinn und Arbeitslohn bei der Frage der größeren oder geringeren Unannehmlichkeit des Geschäfts in einander gemengt. Hermann führt dagegen zur Begründung seiner Ansicht sehr richtig an, daß ein

Apotheker z. B., oder der Besitzer irgend eines unangenehmen Geschäftes sich ja Gehülfen halten könne, die ihm die ganze Last abnehmen, und seine Mühe auf den Bezug des Capitalgewinnes einschränken. Wenn der Apotheken- oder der Cloaken-Reinigungs-Unternehmer dann weniger Gewinn bezieht, als wenn er die Arbeit selbst verrichtete, so ist der Ausfall nur der Betrag an Arbeitslohn, welchen der Gehülfe erhielt, und die er sonst selbst bezogen hätte.

Wir haben eine Ausnahme von der aufgestellten Regel angenommen: nämlich die Annehmlichkeit des leichteren Zinsbezuges. Allein streng genommen ist auch diese keine Ausnahme. Denn da 100 Thaler, zu regelmäßiger Zeit bekommen, mehr werth sind, als 120, die ich häufig erst einklagen, die ich also oft länger entbehren muß, durch deren Mangel ich aber oft genöthigt worden, mir andere Opfer aufzuerlegen, vielleicht selbst zu höheren Zinsen auf kurze Zeit zu borgen, so sind die geringeren Zinsen bei regelmäßiger Auszahlung in der That eben so viel werth, als die höheren, weniger sicheren; und die bloße Annehmlichkeit kommt nicht in Betracht, sondern die reelle Dienstleistung des pünktlicheren Schuldners. Daraus ergibt sich, daß die von Hermann aufgestellte Regel, ohne Ausnahme, als richtig sich erweis't. Der Arbeitslohn hingegen richtet sich, wie wir schon in einem früheren Abschnitte gezeigt haben, vollkommen nach der Ehre, Sicherheit, Dauer, Annehmlichkeit des Geschäftes; er steigt oder fällt je nach dem größeren oder geringeren Grade dieser einer Beschäftigung beiwohnenden Eigenschaften.

In demselben Maße, in welchem die Gefahr des Verlustes bei stehendem Capital sich vermindert, wird auch der Gewinn geringer. Die Gleichheit der Verhältnisse des umlaufenden Capitals vorausgesetzt, werden also Geschäfte desto geringeren Gewinn abwerfen, je größer der Antheil des stehenden Capitals an denselben ist, weil auch die Gefahr, das Capital zu verlieren, auf einen geringeren Theil des Gesammt-Capitals sich erstreckt. Grundstücke, Landgüter werden daher stets den geringsten Gewinn unter allen Capital-Anlagen abwerfen, weil eine Gefahr, das Capital zu verlieren, fast gar nicht vorhanden ist, weil also keine Prämie, sondern nur der Preis für den Dienst, welchen das stehende Capital in Gestalt eines Grundstückes leistet, bezahlt, weil nur der Lohn gegeben werden muß für die Entbehrung, welche der Verleiher oder Vermiether des Capitals sich auferlegt. Wo hingegen die Gefahr groß ist, das Capital zu verlieren, da muß auch der Gewinn groß sein. Der Eigenthümer einer Pulvermühle kann nur mit hohem Gewinn arbeiten. Der Gewinnst in einer Lotterie übersteigt sogar das aufgewandte Capital über die Maßen, weil die Gefahr, das Capital zu verlieren, die Regel bildet. „Wie die

Verringerung des Capitalstockes in der Gesellschaft", sagt A. Smith, „oder der zur Erhaltung der Erwerbthätigkeit bestimmte Fond den Arbeitslohn herunterbringt, so treibt sie den Capitalgewinn und folglich den Geldzins in die Höhe. Ist der Arbeitslohn erniedrigt, so können die Eigenthümer des in der Gesellschaft zurückgebliebenen Capitals ihre Güter mit geringeren Kosten als früher auf den Markt bringen, und da zugleich weniger Capital auf die Versorgung des Marktes verwandt wird, so können sie sie theurer verkaufen. Ihre Güter kosten ihnen weniger, und sie bekommen mehr dafür."

Dieser Umstand ist es vorzugsweise, welchem die Zustände China's und Ostindiens, die so manchen Politiker, Philanthropen und Geschichtsforscher Kopfzerbrechen verursachen, zuzuschreiben sind. In China und Ostindien erschwert sowohl der Mangel an Ansammlungstrieb, wie die Unsicherheit des Rechts und des Eigenthums die Vermehrung des Capitalstockes sehr.

Dazu kommt noch, daß China sich dem auswärtigen Handel versperrte, später die fremden Schiffe nur in ein paar Häfen zuließ. Dadurch wurde die Industrie natürlich auf die Consumtion des Inlandes beschränkt, und die Bodeneigenthümer erhielten ein Monopol, unter dem die Arbeiter leiden mußten. Nimmt man dazu, daß bei dem ohnehin schwachen Ansammlungstrieb der Chinesen, der übrigens seinen Grund weniger in der Organisation des Volksstammes, als in seinen mangelhaften Institutionen, seiner schlechten Rechtspflege haben mag, nur die Reichen oder die Eigenthümer großer Capitalien viele Sicherheit genießen, die Armen oder die Eigenthümer kleiner Capitalien fast gar keine haben, sondern jederzeit unter Rechtsvorwänden den Plünderungen und Räubereien der niedrigen Mandarinen ausgesetzt sind, so leuchtet ein, daß die in den verschiedenen Geschäftszweigen angelegte Capitalmenge niemals so groß sein kann, als die Natur und Ausdehnung der Geschäfte es erlaubte. „Die Unterdrückung der Armen", sagt A. Smith, „muß in jedem Geschäftszweige das Monopol der Reichen begründen, die das ganze Geschäft an sich reißen und dadurch sehr hohe Gewinnste machen können."

Ist hingegen in der freien wirthschaftlichen Bewegung der Gewinn in einem Geschäftszweige größer, als in anderen, oder so viel größer, daß er eine Wanderung des Capitals lohnt, dann werden sofort nicht sowohl die müßigen Capitalien, sondern auch solche, die sich von anderen, weniger einträglichen Unternehmungen losmachen können, auf dieses einträglichere Geschäft sich werfen. Durch dieses vermehrte Angebot von Capital wird die Nachfrage nach Arbeitern steigen und den Arbeitslohn erhöhen. Die auf solche Weise vermehrte Production wird durch die Concurrenz die Preise der Erzeugnisse erniedrigen. Der geringere Preis vermehrt hingegen seiner-

seits wieder die Consumtion, welche nach einer Weile wieder ein Steigen der Waarenpreise hervorbringen müßte, wenn nicht die vermehrte Production schon wieder zu einer Verstärkung des angesammelten Capitals beigetragen hätte.

Sobald hingegen die Concurrenz des Capitals in einem Productionszweige so groß geworden ist, daß sie den Gewinn unter das übliche Maß schmälert, dann werden Capitalisten, so wie sie können, sich wieder davon loszumachen streben und anderweite Beschäftigung aufsuchen. Bei umlaufendem Capital wird eine solche Wanderung mit nur wenigen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Anders verhält es sich hingegen bei stehendem Capital.

Wenn da eine Verminderung des Gewinnes, sei es durch Steigen des Arbeitslohnes, sei es durch Sinken der Waarenpreise, eintritt, dann muß das stehende Capital mit geringerem Gewinne sich begnügen; denn wenn es in einem Grundstücke besteht, so würde Niemand dieses um eine höhere Summe kaufen wollen, als um den capitalisirten, gegenwärtigen (Rein-) Gewinn. Besteht das fixe Capital in Häusern, deren Miethertrag sich dadurch vermindert, daß der Verkehr bei Anlegung einer Eisenbahn eine andere Richtung genommen hat, dann muß der Eigenthümer die ganze Schmälerung an Gewinn tragen, ohne sein Capital flüssig machen zu können; denn er ist nicht im Stande, die zur Erbauung des Hauses oder zu dessen Ankauf verwandten Dienstleistungen wieder in andere Werthe umzuwandeln. Besteht das stehende Capital aus Maschinen, und diese werden durch die Erfindung neuer Maschinen, welche weit billiger produciren helfen, unbrauchbar, so muß der Eigenthümer allen Gewinn und das Capital oft obendrein einbüßen.

Diese Kehrseite des stehenden Capitals haben die Anhänger der Bodenrente nicht hinlänglich beleuchtet, sonst hätten sie zu der Einsicht gelangen müssen, daß der zu Zeiten steigende und höhere Gewinn von Grundstücken, ohne besonderen Aufwand von Dienstleistungen, nichts als die billige Entschädigung, die Prämie für die vielen Fälle ist, wo auch ohne Zuthun des Eigenthümers der Gewinn in demselben Maße fallen kann.

Der Besitz einer vortheilhaften Stelle an einem Wasserbache kann den Eigenthümer bereichern, wenn er eine Mühle da anlegt und die Gegend um ihn herum dicht bevölkert wird. Ein Capitalist kann aber eben so gut sein Vermögen in eine solche Mühlen- oder Fabrik-Anlage gesteckt haben, und der Strom der Bevölkerung und des Verkehrs wird nach einer anderen Gegend hin gelenkt, oder eine neue Erfindung wird gemacht, welche entweder seinen ganzen Fabricationszweig ruinirt, oder doch solche Veränderungen

erheischt, daß er von seinen Gebäuden nur die vier leeren Mauern brauchen kann; da ist doch offenbar die erstere Eventualität nur die Prämie für den Verlust an Capital und an Gewinn, der im letzteren Falle eintritt. Da begründet der erstere Fall noch keine Bodenrente.

„Fallen die Preise eines Productes," sagt Hermann, „und damit der Gesammtgewinn aus seiner Production unter den von ähnlichen Capitalien bisher üblichen Satz, so kann dies den Gewinn vom umlaufenden Capitale auf die Dauer nicht schmälern, da ihm in jedem Falle anderweitige Anwendung offen steht, die auch alsbald erfolgt, wenn umlaufendes und fixes Capital verschiedene Eigenthümer haben. Der Ausfall im Gesammtgewinne muß also auf den Antheil der fixen Capitalien treffen, das heißt derjenigen, die entweder gar keine oder doch nur innerhalb gewisser Schranken andere Anwendung zulassen. Es ist ein besonderer Nachtheil für das fixe Capital, daß es in sehr vielen Fällen leichter mit Vortheil vermehrt, als ohne Nachtheil vermindert wird. Steht dann sein Gewinn höher, als üblich, so fließt umlaufendes Capital zu und drückt den Gewinn und Werth desselben; sinkt aber sein Ertrag unter den üblichen Satz, so ist häufig gar keine andere Benutzung möglich; in fast keinem Falle läßt es sich aber ohne Verlust in andere Erwerbsarten übertragen.

„Ist nun die Rente herabgegangen, so nimmt auch der Tauschwerth des fixen Capitals proportional ab. Der Käufer eines solchen Productionsmittels wird daher von seinem Capitale, nach wie vor, üblichen Gewinn ziehen. Der Verkäufer dagegen, in dessen Hand die Abnahme der Rente erfolgte, erhält aus seinem Kaufschilling allerdings auch üblichen Gewinn, aber der Ertrag des Vermögens ist kleiner, als sein ursprüngliches Vermögen."

Wir sehen an einer andern Stelle noch mehr, wie Hermann in seinem praktischen Sinne, trotz der Theorie der Bodenrente, unserer Ansicht sehr nahe kommt.

„Sinkt in einem Lande der Preis des Eisens," sagt er beispielsweise, „weil wohlfeileres fremdes Eisen ausgeboten ist, oder im Lande bessere Methoden des Betriebes auf neu eingerichteten Werken die Erzeugungskosten mindern, so wird der Ausfall an Gewinn die Besitzer der Eisenwerke treffen, die, unter ungünstigeren Umständen fortarbeitend, höhere Kosten bei der Eisengewinnung haben; und da Hochöfen und andere ähnliche Bauten nicht wohl andere Anwendung zulassen, so kann mit dem Ertrag auch der Kaufwerth der älteren Werke tief sinken, der Stillstand der Geschäfte selbst erfolgen, was mit großem Vermögensverlust für die Besitzer solcher Werke verbunden ist. Canäle, Brücken, Bergwerke und ähnliche Unternehmungen, in welchen das Capital für immer fixirt ist, richten sich offenbar in ihrem

Werthe bloß nach der Rente, die sie auf die Dauer versprechen. Fällt diese geringer aus, als der übliche Gewinn aus dem ursprünglich für sie verwandten Capitale, so sinkt der Kaufwerth zum Nachtheil der Verkäufer; die Käufer legen ihr verhältnißmäßig kleineres Kauf-Capital zu üblichem Gewinne an.

„Sinken die Producten-Preise, und läßt das fixe Capital andere Anwendung zu, so ist wohl kein Fall denkbar, wo dies unbeschränkt möglich wäre; es hörte auf, fixes Capital zu sein, und würde umlaufendes."

Wir sehen daher in der Praxis, daß die Rente eines Grundstückes den Zins des dafür angelegten Capitals selten oder fast nie übersteigt.

Wir haben mehrmals den Einfluß berührt, welchen die Preise der Waaren auf den Gewinn äußern; dieser Punkt gibt Veranlassung zu einem neuen Abschnitte.

---

9. Der Waarenpreis.

Der **Preis** einer Waare ist die Vergütung für die Werthe, für die Dienstleistungen, welche in einer Sache angehäuft sind.

Man hat bisher zwischen Real- und Markt-Preis unterschieden; man hat unter dem ersteren den Betrag der Herstellungskosten, unter dem letzteren den — je nach dem Stande der Nachfrage und des Angebotes höheren oder niedrigeren — Kaufschilling gemeint; allein wir finden uns auch hier zu einer solchen Unterscheidung nicht veranlaßt, denn der Real- oder Kosten-Preis ist nichts Anderes, als der Werth.

Der Markt-Preis ist wieder nur der je nach Vorrath und Nachfrage regulirte Werth. Wenn wir also jetzt vom Preise der Waaren sprechen, so ist der Werth derselben mit inbegriffen.

Der Preis einer Waare ist aus drei Bestandtheilen zusammengesetzt: dem **Arbeitslohne**, dem **Capital**, das für die Herstellung der Waare aufgeboten werden mußte, und dem **Capital-Gewinne**. Diese Zusammensetzung des Preises muß genau beachtet werden, wenn man die Schwankungen desselben richtig beurtheilen und berechnen will.

Das **Capital** besteht aus **umlaufendem**: aus Verwandlungs- und Hülfsstoffen und fertigen Gütern (indirecte Steuern, die vom Producenten vorgeschossen werden müssen, sind auch darunter zu rechnen), und aus **stehendem** Capital: Grundstücken, Häusern, Werkzeugen. Das erstere muß ganz wieder im Waarenpreise erscheinen, von dem letzteren nur die Tilgungs-Prämie für die schließliche Abnutzung desselben. Da die letztere Kategorie unter dem Capital-Gewinne erscheint, so wollen wir unter dem für die Herstellung einer Waare verwandten Capital nur das erstere verstehen.

Je civilisirter das Land ist, desto complicirter ist die Zusammensetzung des Waarenpreises, weil durch die größere Arbeitstheilung die verschiedenen Theile einer Waare von mehr Unternehmern verfertigt werden. Ein so einfaches Product, wie das Bier, welche Summe von Dienstleistungen ist nicht darin angehäuft! Der Landmann, welcher die Gerste baute, der

Oekonom, der den Hopfen zog, der Grundbesitzer, welcher das Holz zum Heizen des Kessels und zur Verfertigung der Fässer lieferte, alle diese haben Arbeitslohn und Capital aufgewandt, welche sammt dem Gewinne in dem Erlös für das Bier wieder erscheinen müssen. Der Brauer selbst hat nicht allein zur Herstellung seiner Gebäulichkeiten und Geräthschaften Capital angelegt, sondern auch solches aufgewandt, um die Geschicklichkeit des Brauens zu erlernen. Für das erstere muß er Gewinn, für das letztere höheren Arbeitslohn beziehen.

Dennoch gibt es in allen Ländern Waaren, deren Preis aus nichts besteht, als aus dem Arbeitslohne. Der sogenannte Rheinkiesel, welcher dem Diamant so ähnlich sieht, das Rheingold haben keinen anderen Werth oder Preis, als den Lohn für die unmittelbare Arbeit, welche erforderlich ist, sie zu suchen. Der Preis von wilden Beeren und Schwämmen hat auch keinen anderen Bestandtheil, als den Lohn für die unmittelbare Arbeit des Lesens *).

Will man die Veränderungen im Waarenpreise untersuchen, so muß man vor Allem prüfen, wie groß der Antheil jedes der drei Elemente an einer Waare ist, wie weit Capital und Arbeit zu ihrer Herstellung mitgewirkt haben, und wie hoch der Capital-Gewinn sich belaufen muß. Nur auf solche Weise ist die Bewegung im Waarenpreise zu beurtheilen und zu berechnen.

Es gibt Waaren, bei welchen der Antheil der Arbeit, des umlaufenden Capitals und des Gewinnes für das stehende Capital ein gleicher ist; bei

*) Wir mußten uns deßhalb wundern, als der Berichterstatter des Finanz-Ausschusses der hannover'schen Zweiten Kammer im Sommer 1850 bei dem Etat der Domainen-Forst-Verwaltung den Umstand, daß der Ertrag der Forsten mit den Verwaltungskosten in keinem Verhältnisse stand, durch die Aufzählung der Vortheile vergessen zu machen suchte. welche einige Accidentien der Bevölkerung brächten, und erwähnte, daß aus den gesammelten Preisel- und Pickbeeren (Heidelbeeren?) gegen 60,000 Thaler gelös't würden. Der sonst scharfsinnige Berichterstatter hatte nicht daran gedacht, daß diese 60,000 Thaler eine wahrscheinlich nur ärmliche Vergütung für die Arbeit des Sammelns sind, daß die Summe unter den Vortheilen, welche eine theure Domainen-Verwaltung aufwiegen sollen, durchaus nicht aufgezählt werden kann. Wenn in dieser Hinsicht bemerkt werden sollte, daß die Kinder, welche diese Beeren gesammelt haben, sonst doch nichts verdient hätten, so können wir erwidern, daß, wenn sie nur zu Hause besser rechnen gelernt hätten, dieses ersparte geistige Capital in späteren Tagen größeren Gewinn gebracht haben würde.

den meisten ist der eine oder andere dieser Factoren vorherrschend. Je nach dem Antheil aber, welchen Arbeit, Capital und Gewinn am Preise der Producte haben, ist derselbe ein durch das Wachsen des Reichthums des Landes steigender oder fallender. Dieser Umstand ist für die Lage der Arbeiter selbst sehr wichtig. Wir werden nämlich sogleich sehen, wie die Lage der Arbeiter sich bei steigendem Capital-Reichthum nach zwei Richtungen hin verbessert.

Da nämlich bei anwachsendem Capital der Gewinn fällt, während der Arbeitslohn durch die vermehrte Mitbewerbung steigt, so sinkt bei allen denjenigen Waaren, in welchen das Capital den größeren Antheil hat, der Preis. Dies ist besonders in den Productionszweigen der Fall, wo ein großer Theil des Capitals durch Maschinen repräsentirt wird, die mit stets geringerem Aufwande von Arbeit eine gleiche oder größere Menge von Producten liefern.

Betrachten wir zunächst ein schon angeführtes Beispiel: die Bierbrauerei. In diesem Geschäfte ist erforderlich: 1) an stehendem Capital: ein Gebäude, das die Kessel, die Kühlschiffe, die Keller, die Schenklocale enthält; dazu in der Regel noch ein Felsenkeller; endlich Fässer, Gläser und Geschirr; 2) an umlaufendem Capital: Gerste, Hopfen, Holz; 3) eine Anzahl von Brauknechten und Schenken als Arbeitskräfte. In dem Preise für das jährlich gebraute Bier müssen nun wieder erscheinen: 1) die Zinsen für das unter 1 aufgezählte stehende Capital nebst Amortisations- und Versicherungs-Prämie: 2) das umlaufende Capital nebst dem Gewinne, welcher größer sein muß, als die Zinsen des ersteren, weil das Capital größere Gefahr läuft; denn das Bier kann durch irgend einen äußeren Umstand während des Brauens mißrathen oder nachher verderben; 3) der Lohn für das Arbeits-Personal.

Bei diesem Geschäfte nun werden 1 und 3 wenig Einfluß auf die Veränderung der Bierpreise äußern, desto mehr aber das umlaufende Capital. Zunächst wird es darauf ankommen, daß der Brauer das stehende Capital vollständig ausnutzt, weil die Zinsen dieselben bleiben, ob er wenig oder viel braut. Dem wirthschaftlichen Principe gemäß wird er also so viel brauen, als seine Keller, Fässer nur zu fassen, seine Kessel und Kühlschiffe nur zu leisten vermögen. Je größer also das Verhältniß des umlaufenden Capitals zum stehenden, um so größer der Capital-Gewinn, um so eher kann der Brauer mit einem niedrigeren Preise sich begnügen. Aus diesem Grunde machen große Brauereien, in welchen das umlaufende Capital im Verhältnisse zum stehenden die höchste Mitwirkung erreicht, den meisten Gewinn.

Auf den Preis des Bieres wirkt zunächst ein der Preis der Gerste und des Hopfens, der nach den verschiedenen Aernten sehr schwankend ist. Eine Aenderung im Preise der Gerste ist noch maßgebender, als im Preise des Hopfens, weil erstere einen viel größeren Bestandtheil des Bieres ausmacht. Wir sehen also nach schlechten Gerste-Aernten den Preis des Bieres steigen, nach guten fallen. In langen Perioden bewahrt indessen dieser Bestandtheil des Bierpreises eine große Gleichmäßigkeit, weil der Preis der Gerste im Verhältnisse solcher langen Zeit-Abschnitte große Festigkeit bewahrt. Zwar finden wir, daß in Baiern und Schwaben die Bierpreise seit zwanzig Jahren fortwährend im Steigen begriffen sind. Dies kommt aber weniger von dem Steigen des Getreidepreises an sich her, sondern von der durch erleichterten Verkehr vermehrten Nachfrage aus entfernteren Gegenden; denn während die Bierpreise in Baiern fortwährend im Steigen begriffen sind, wurden sie in Nord-Deutschland und Frankreich fortwährend niedriger. Das Fallen des Bierpreises in Nord-Deutschland haben verschiedene Ursachen bewirkt, nur nicht eine Ermäßigung der Gersten- und Hopfenpreise, nämlich: die vermehrte Geschicklichkeit der Arbeiter, die Verbesserung in der Anwendung der Werkzeuge und Maschinen, endlich die vermehrte Concurrenz, weil durch die in dem Geschäfte allmählich sich anhäufenden Capitalien der Gewinn vermindert wurde. Durch Anwendung von Maschinen zum Pumpen des Wassers u. s. w. kann viel Arbeitskraft gespart und können somit die Productionskosten gemindert werden.

Die Verbesserung der Werkzeuge, die Vergrößerung der technischen Geschicklichkeit, die durch geistige Ausbildung verbesserte gewerbliche Fähigkeit hat nicht wenig dazu beigetragen, die Erzeugung des Bieres in Nord-Deutschland zu erleichtern, die Gefahr vor Mißrathen zu vermindern und die Erzeugungskosten zu verringern, so daß die Mitbewerbung leicht die Preise herabdrücken mußte.

Uebrigens richtet sich der Preis für kurze Perioden nicht nach den nothwendigen Productionskosten, sondern nach den billigsten.

Wenn ein Brauer durch zweckmäßige Anwendung von Maschinenkraft, durch ein Verfahren, welches ihm die bessere Ausbeutung der Gerstenkraft möglich macht, also durch größere geistige Geschicklichkeit, seine Productionskosten vermindert und seinen Bierpreis herabsetzt, so müssen ihm bei gleicher Qualität die anderen Brauer nachfolgen, auch wenn sie Schaden hätten; sie müssen das verbesserte Verfahren auch zu erlernen suchen.

Auf solche Weise hat sich die baierische Art des Bierbrauens fast allgemein verbreitet; und noch hat man in Baiern einen Vortheil, welcher den Preis günstiger stellt, den Umstand nämlich, daß das Malz vollständig

ausgekocht, alle Kraft desselben also ausgenutzt wird, während man es in den meisten anderen Gegenden nur brüht.

Erspart ein Brauer durch eine zweckmäßigere Heizung des Kessels an Brennmaterial, dann kann er bei gleichem Aufwande wieder mehr produciren und den Preis ermäßigen. Der verminderte Preis lockt die Consumenten, vermehrt die Verzehrung, die Kundschaft erweitert sich und wirkt durch die vermehrte Nachfrage wieder auf eine Erhöhung des Preises, wenn nicht die übrigen Brauer durch die Concurrenz gezwungen worden wären, auch ihren Preis zu ermäßigen und so das Angebot zu vermehren.

In einigen alten Reichsstädten besteht noch die Einrichtung, daß von Leuten Bier gebraut wird, die noch ein Geschäft nebenbei haben, z. B. von Bäckern, Gasthof-Besitzern. In der Stadt Hof z. B. existirt eine städtische Brauerei, die solchen Bürgern zur Benutzung frei steht. Da diese Gewerbsleute nun bloß in Nebenstunden Bier brauen und zugleich weniger Gewinn für stehendes Capital brauchen — denn die Abgabe für die Benutzung des städtischen Kessels beträgt nicht so viel, als der Zins für das stehende Capital einer eigenen noch so kleinen Brauerei ausmachen würde —, so können sie aus diesem Grunde billiger produciren und so mit größeren Brauereien concurriren, welche den Vortheil haben, größeres umlaufendes Capital zu benutzen und sich mit geringerem Gewinne von demselben begnügen zu können.

Solche und ähnliche Umstände wirken bei der Bestimmung des Preises ein. Dieselben sind, sobald man die allgemeinen Gesetze kennt, leicht in jedem einzelnen Falle zu ermitteln. Unsere Aufgabe kann dies nicht sein, auch wenn der Raum es gestattete. Wir wollten nur durch ein Beispiel eine Anleitung geben. Wir kehren zu den Gesetzen zurück.

Wir haben oben bemerkt, daß die Erhöhung des Arbeitslohnes bei steigendem Reichthum eines Landes noch keineswegs ein Steigen der Waarenpreise verursachen müsse, weil der Antheil des Capital-Gewinnes am Preise ein um so kleinerer werde, so daß also die Lage der Arbeiter in solchem Falle eine fortwährend sich verbessernde ist.

Anders verhält es sich mit Waaren, bei denen das Capital nur einen geringen Antheil hat. Der Preis solcher Waaren würde durch Erhöhung des Arbeitslohnes allerdings auch steigen. Bei der Uhren-Fabrication z. B. beträgt die Arbeit die Hauptsache. Das Capital, welches für das Metall der Uhrwerke aufgeboten werden muß, ist kaum der Rede werth. Ein Pfund Roheisen, das nur einige Groschen kostet, kann zu einem Werthe von 100,000 Thalern gebracht werden, wenn man es in Uhrenfedern verwandelt. Ein Spitzenschmuck kann 7000 Thaler kosten, während der Preis des dazu verarbeiteten Flachses nur 1 Thaler beträgt. Wenn in einem solchen Gewerbszweige der Lohn der Arbeit steigt, dann muß auch der Waarenpreis steigen, weil die größte Vermehrung

des Capitals den Gewinn nicht so erniedrigen kann, um die Erhöhung des Lohnes aufzuwiegen, vorausgesetzt, daß nicht durch eine Verbesserung der Maschinen, durch eine zweckmäßigere Productions-Methode, durch Erweiterung des Marktes und dadurch ermöglichte weitere Theilung der Arbeit auf anderer Seite wieder an den Erzeugungskosten gespart wird.

In einem solchen Productionszweige wird hingegen eine Vertheuerung des Rohstoffes wenig oder keinen Einfluß auf den Preis der Waare haben, weil ein zu kleiner Bruchtheil auf jede einzelne käme.

Es drängt sich hier eine ungemein wichtige Betrachtung auf. Die Industrie jedes Landes wird in ihrer Mannigfaltigkeit und Fülle ganz davon abhangen, in welchem Maße die Factoren der Production in demselben vorhanden sind. Dieses Verhältniß ist von der Handels-Gesetzgebung meistens übersehen worden. Geblendet von dem aufblühenden Reichthume mancher Länder, haben die Regierungen anderer Länder, in denen dieselben Bedingungen nicht vorhanden waren, mit denselben Mitteln die Industrie ihrer Bevölkerung heben wollen, und haben sie nur gehemmt. Es kann nämlich durchaus nicht einerlei sein, ob in einem Lande das stehende Capital, oder das umlaufende, oder die Arbeitskraft verhältnißmäßig vorherrschend ist; denn genau von diesem Verhältnisse hängt es ab, welche Industriezweige für das eine und das andere Land passen. Daß jedes Land alles mache, was es braucht, widerstrebt schon dem Principe der Theilung der Arbeit, der Verschiedenheit des Klima's und der Ungleichheit der Menschenracen.

Ein Land, das arm an Capital und reich an Arbeitskraft ist, wird solche Industriezweige hervorsuchen und begünstigen müssen, welche wenig Capital-Aufwand und viel Arbeit erfordern, wie z. B. der Jura und Schwarzwald die Uhren-Fabrication, die Holzschnitzerei, die Strohflechterei, Appenzell die Weißnäherei und die Stickerei, Geislingen die Elfenbeinschnitzerei.

Ein Land, das reich an Capital und Arbeitskraft ist, wird sich auf die Massen-Production von Gegenständen des allgemeinen Bedarfs werfen, da es durch langen Credit die Concurrenz besser aushalten kann, als andere, wie England mit seiner Eisen- und Baumwoll-Industrie.

Ein anderes Land, das im Verhältnisse zur Fülle seines Capitals arm an Arbeitskräften ist, wird sich, wie Holland, vorzugsweise auf den Handel verlegen.

Ein Land hingegen, das reich an stehendem Capital (Grundstücken), aber arm an umlaufendem und an Arbeitskräften ist, muß sich vorzugsweise dem Ackerbaue und der Viehzucht widmen, um erst durch Aufsammlung von beweglichem Vermögen das Werkzeug hervorzubringen, das

zukünftigen zahlreicheren Generationen zur industriellen Production dienen soll. In dieser Lage befindet sich Rußland und auch ein Theil von Deutschland.

Ein ganz vergebliches Bemühen ist es aber, dem Mangel eines dieser Factoren durch künstliche, durch Zwangs-Mittel abhelfen zu wollen. Der Mangel an Arbeitskraft kann allenfalls durch Maschinen ersetzt oder ergänzt werden, das fehlende Capital aber nicht anders, als durch allmähliche Ersparung.

Es ist daher eine durchaus fehlerhafte Handels-Politik, wenn Länder, die den Capital-Reichthum Englands nicht besitzen, doch in denselben Industriezweigen mit den Briten concurriren wollen und, wo sie in freier Mitbewerbung dazu nicht im Stande sind, durch Zwangs-Mittel der Zoll-Gesetzgebung sich zu helfen suchen. Sie fügen sich dadurch nur selbst den Schaden zu, daß sie weniger Werthe erzeugen, als sie bei richtiger Erkenntniß der Productionszweige, die ihnen frommen, hervorbringen würden. Diese Erkenntniß wird aber am besten in der freien wirthschaftlichen Bewegung gewonnen; sie wird bei künstlichen Treibhaus-Mitteln nur getrübt. Während in der freien Mitbewerbung die Capitalien und Arbeitskräfte sich denjenigen naturwüchsigen Productionszweigen widmen, die im Welthandel concurriren können, werfen sie sich bei künstlicher Zoll-Gesetzgebung (wie Prohibitiv-Zöllen) auf die begünstigten Industriezweige, deren Gewinn dann gleich einer Steuer vom inländischen Consumenten erhoben wird und wodurch also die Capital-Ansammlung beeinträchtigt wird.

Wir können hinsichtlich des Waarenpreises folgende Regeln aufstellen, welche für die Beurtheilung jedes einzelnen Falles als sicherer Maßstab dienen können:

Bei wachsendem Capital-Vorrath hat der Gewinn, wie wir gesehen haben, eine fallende, der Arbeitslohn hingegen eine steigende Tendenz. In dem Verhältnisse, also, in welchem die Summe des Capitals und der Arbeitskraft zur Erzeugung einer Waare mitwirken, wird der Preis der Waare eine steigende oder fallende Tendenz haben, geringer oder größer je nach der Masse von Capital, welche verhältnißmäßig erfordert wird. Aber nicht allein das Anwachsen des Capitals vermindert den Gewinn und wirkt drückend auf den Preis der Waaren, sondern auch die fortwährend sich vermindernde Gefahr, welcher das Capital ausgesetzt ist. In demselben Maße, in welcher die Civilisation eines Landes steigt, in welchem die Verkehrswege, die Sicherheit, die Rechtspflege u. s. w. sich verbessern, vermindert sich die Gefahr, das Capital zu verlieren, vermindert sich somit der Gewinn.

Je mehr also das Capital anwächs't, je geringer die Gefahr wird und je größer der Antheil des Capitals an der Production einer Waare ist, um so mehr wird der Preis derselben eine fallende Tendenz haben. Um dieselbe Zeit erhöht die steigende Mitbewerbung der Capitalisten den Arbeitslohn, und die Arbeiter haben den doppelten Vortheil stets sinkender Preise der Verbrauchs-Gegenstände und stets wachsenden Lohnes.

Natürlich hat diese steigende Tendenz eine gewisse Gränze. Steigt der Lohn fortwährend lange Zeit hindurch, dann wird die Befriedigung der Lebsucht so erleichtert, daß die Heirathen unter den arbeitenden Classen sich vermehren, daß namentlich die Erziehung und Ausbildung der Kinder erleichtert wird und sodann durch vermehrtes Angebot von Arbeitern, wenn nicht das Capital wieder einen neuen entsprechenden Zuwachs erlangt hat, der Lohn gedrückt wird.

Auch die Erfindung neuer Maschinen und verbesserter Productions-Methoden wirkt vorübergehend drückend auf den Arbeitslohn, weil sie für eine Zeit lang einige Arbeitskräfte entbehrlich macht, bis durch die Reduction des Waarenpreises die Consumtion wieder gestiegen ist und mehr Kräfte als vorher in Arbeit setzt. Letzteres ist in der That gewöhnlich der Fall. Bei der Erfindung neuer Maschinen ist zwar stets eine schlimme Uebergangszeit zu überwinden, aber nach kurzer Frist befinden sich die Arbeiter in der Regel besser, als zuvor; denn das Princip ist unfehlbar, daß auch der Zustand der Arbeiter als Consumenten sich verbessern muß, wenn bei Aufwendung einer gleichen Summe von Arbeit eine größere Masse von Producten erzeugt wird.

Die Ergänzung der Menschen-Arbeit durch Maschinenkraft trägt wesentlich zur Verminderung der Preise bei, namentlich bei denjenigen Waaren, bei welchen die Arbeit der überwiegende Factor ist. Wir sehen daher auch die Preise solcher Waaren, bei welchen die Haupt-Stoffe die unedlen Metalle bilden, wo also der Antheil des Capitals geringer ist, als der des Arbeitslohnes, fallen, so oft entweder durch die Erfindung einer Maschine oder durch eine zweckmäßigere Productions-Methode, durch größere Theilung der Arbeit, menschliche Dienstleistung erspart wurde.

Sind die Voraussetzungen entgegengesetzt, so tritt natürlich auch die umgekehrte Wirkung ein. Bei sinkendem Capital-Vorrathe und steigendem Gewinne ist die Tendenz des Preises, trotz des fallenden Arbeitslohnes, eine steigende. Es gibt freilich auch Ausnahmen, wie z. B. im Falle einer Revolution Jeder baares Geld in Bereitschaft zu halten sucht, das baare Capital sich verkriecht, bei mangelnder Unternehmungslust auch die Consumtion eingeschränkt wird und der Arbeitslohn zugleich mit dem Waarenpreise fällt; allein die Krankheit ist das Gegentheil der Regel.

Lange andauernde Wirkung auf die Preise haben also: 1) Vermehrung oder Verminderung des Capitals; 2) a. Vermehrung oder b. Verminderung der Arbeitskraft, durch absolute Verminderung des Angebots der Arbeiter, wodurch auf die Preise in steigender Tendenz gewirkt wird, durch vermehrte Maschinenkraft, die eine herabdrückende Einwirkung auf die Preise hat.

Die Anwendung dieses Gesetzes auf die Praxis unterliegt keiner Schwierigkeit.

Die Veränderung der Preise der Producte in kurzen Perioden wird hervorgebracht: 1) durch das Schwanken des Preises der Rohstoffe; 2) durch das Schwanken der Geldwährung in Metall und Papier.

Das Schwanken des Preises der Rohproducte ist größer oder kleiner, je stäter oder je veränderlicher die Einwirkung der unentgeltlichen Naturkräfte ist. Die Boden-Producte, deren Erzeugung von dem Wechsel der Witterung und der Temperatur abhängt, schwanken von Jahr zu Jahr im Preise weit mehr, als die Erzeugnisse der Bergwerke, welche von solchen wandelbaren Einflüssen nicht abhangen. Weil der Ausfall der Aernte von der Witterung abhängt, deren Gesetze uns noch unbekannt sind, so ist die Größe derselben veränderlich von Jahr zu Jahr, und mit ihr auch der Preis. Das Getreide, der Wein sind größeren und öfteren Preisschwankungen ausgesetzt, als die Metalle und das Holz, und unter diesen diejenigen wieder den geringsten, wo das Material in unbegränzter Fülle vorhanden ist. Das Eisen z. B. und die Steinkohle werden wenig Preisschwankungen aus Gründen, welche die Naturkräfte veranlassen, ausgesetzt sein; ihr Preis unterliegt vielmehr den Conjuncturen des Marktes, des Capital-Vorrathes und der Ersparung von Arbeitskraft durch die Maschinen.

Diejenigen Waaren, bei welchen die gemeinen Metalle den Haupt-Stoff bilden, oder Holz, das der Beschaffenheit seines Wachsthumes gemäß auch von Witterungswechseln nichts zu leiden hat, sind Preisschwankungen, die aus solchen Gründen hervorgehen, nicht ausgesetzt. Ihre Preisbewegung geht ohne Störung nach den oben aufgestellten Gesetzen vor sich.

Vermöge der Ansammlung des Capitals und der vermehrten Anwendung der Maschinenkraft sind daher die Eisenwaaren, auch die feineren, welche im Verhältnisse zu dem für den Rohstoff aufgewandten Capital mehr Arbeit erfordern, stät im Preise gefallen.

Das Schwanken der Waarenpreise in Folge einer Aenderung der Geldwährung oder einer Aenderung im Vorrathe des edlen Metalles ist nur ein scheinbares; denn wenn z. B. eine Anhäufung der edlen Metalle, wie nach der Entdeckung von America, geschieht und dadurch die Preise der

Waaren steigen, so sind eigentlich nicht letztere gestiegen, sondern der Werth des Metalles hat sich vermindert.

Eben so verhält es sich mit dem Papiergeld. Die viel besprochene und viel untersuchte Erscheinung des unter dem Einflusse des Papiergeldes erfolgten Steigens der Waarenpreise ist nichts als die verhältnißmäßige Entwerthung des Papieres, die in der Regel aus zu großer Fülle des letzteren herrührt oder aus dem geringen Vertrauen, welches dasselbe genießt, weßhalb eine Prämie für den möglichen Verlust verlangt wird, die eben in dem höheren Waarenpreise besteht.

Auf die Dauer kann der Preis eines Gutes in der Regel nicht unter dessen Werth, d. h. unter die Erzeugungskosten, fallen, und eben so wenig über die Summe des üblichen Arbeitslohnes, Capitals und Capital-Gewinnes steigen, welche den Preis bilden. Denn wenn im ersteren Falle der Preis einer Waare die Herstellungskosten nicht mehr erreicht, dann wird die Production vermindert oder suspendirt werden, bis durch vermindertes Angebot die Nachfrage steigt, oder Capitalien werden sich aus diesem Zweige zurückziehen und auf andere werfen, bis die Summe der Production mit der Consumtion wieder in Einklang steht. Der Preis eines Gutes kann das übliche Maß des Capital-Gewinnes und des Arbeitslohnes nicht übersteigen; denn sobald dies der Fall wäre, und der eine oder der andere Factor der Production einen ungewöhnlichen Gewinn oder Lohn bezöge, so würden sich sofort, durch so schöne Aussichten angezogen, mehr Arbeiter oder mehr Capitalien zur Mitbewerbung einstellen und durch das vermehrte Angebot, die vermehrte Production den Preis wieder auf das übliche Maß herabdrücken.

Auf die Dauer, sagten wir, kann der Preis eines Gutes nicht unter die Erzeugungskosten, unter den Werth sinken. Ist dies einmal geschehen, und er hebt sich trotz der verminderten Production nicht, dann ist dies ein Beweis, daß die Nachfrage nach der Waare im Aufhören begriffen ist, daß sie ohne Zweifel durch ein besseres oder billigeres Gut vortheilhaft ersetzt ist, und daß deren Production überhaupt aufhören muß (z. B. die Ersetzung der Armbrust durch das Schießgewehr).

Dagegen ist es nicht die höchste Summe der Erzeugungskosten, welche den Preis bestimmt, sondern die niedrigste.

Ricardo behauptet, der Preis richte sich nach dem Producenten, der unter den ungünstigsten Umständen hervorbringe.

Wir glauben, daß der Preis sich weit eher nach demjenigen Erzeuger richte, der unter den günstigsten Umständen producirt. Denn der letztere kann den Preis niedriger stellen als der erstere; und dieser muß, will e

sein Product verkaufen, mit geringerem Gewinne fürlieb nehmen, ja, mit Schaden verkaufen. Wenn der Producent, welcher unter den günstigsten Umständen erzeugt, den ganzen Markt versehen könnte, so bliebe dem ersten Producenten gar nichts Anderes übrig, als unter denselben Bedingungen zu verkaufen. Da nun aber dies schwerlich der Fall sein wird, da die Nachfrage größer sein wird, als das Angebot des unter den günstigsten Umständen Producirenden, so werden auch die Erzeugnisse der weniger begünstigten Erzeuger zur Mitbewerbung herangezogen, und der Preis steigt höher als die Erzeugungskosten des begünstigten Producenten oder als der Preis, welchen dieser fordern könnte. Da zugleich bei dem letzteren Preise der unter den ungünstigsten Umständen Arbeitende sein Capital, soweit es ihm irgend möglich wäre, aus dem Geschäfte zurückziehen würde, so müßte der Vorrath des Productes allmählich geringer werden und das geringere Angebot, gleichwie oben die größere Nachfrage, den Preis steigern.

Wir sehen also, daß Ricardo mit der Behauptung: das unter den ungünstigsten Umständen geschaffene Product fixire den Preis, nicht Recht hat; daß aber auch der unter den günstigsten Umständen Producirende den Preis allein nicht machen kann, wenn er nicht den Bedarf allein zu versorgen vermag, und daß also der Preis mit Einwirkung des Verhältnisses von Angebot und Nachfrage das Resultat der Bewegung jener beiden Extreme ist und somit in die Mitte fällt.

So finden wir denn hier, wie bei allen Dingen, in der Mitte die Wahrheit.

Gesetzt den Fall, der Besitzer eines großen Güter-Complexes verdoppelte plötzlich mit verhältnißmäßig geringen Kosten durch die Einführung der Drainage den jährlichen Ertrag seines Bodens, ohne daß der Strom der Nachfrage sich bereits nach dieser Gegend hin gerichtet hätte, so würde er aus seinem Capital bei gleichem Preise größeren Gewinn ziehen; er könnte also, um z. B. sein Capital rasch umzusetzen und bald die Aernte zu verkaufen, sich mit geringerem Gewinne, mit niedrigerem Preise, begnügen. Die Consumenten würden sich an ihn wenden, und wenn die Consumtion den Vorrath der benachbarten Grundeigenthümer nicht erreichte, so müßten diese, um ihr Product zu verkaufen, an ihrem Preise so viel nachlassen, bis die Billigkeit der Waare die Vermehrung der Consumtion wieder hervorrufen würde.

Wir berühren jedoch hiermit einen Gegenstand, der später erörtert wird. Für ein- und allemal ist indessen das Gesetz festzuhalten: daß der Preis sich nach den niedrigsten Herstellungskosten richtet.

Hingegen kann der Fall vorkommen, wo der Preis das übliche Maß des Gewinnes und des Arbeitslohnes, der mittleren, ja, der höchsten Her-

stellungskosten weit übersteigt. Dann ist er eine Frucht des Monopols, das entweder 1) ein natürliches oder 2) ein künstliches ist.

Dieses Monopol kann nämlich liegen 1) in der Art der Erzeugung der Waare und der Beschaffenheit des Ortes, wo sie hergestellt wird; 2) in der willkürlichen Beschränkung des Productions- und Consumtionskreises derselben. Zu dem Monopol ersterer Art können wir a. z. B. das Tabaksmonopol rechnen, das sich manche Staaten vorbehalten haben, das Salzmonopol; b. den Vortheil, welcher aus Gewerbs-Geheimnissen herrührt; c. endlich den Nutzen, der aus der besonderen Beschaffenheit oder Lage eines Grundstückes (als Werkzeuges der Production), z. B. einer günstigen seltenen Weinlage, entspringt.

Als Monopole der zweiten Art sind vorzugsweise die Vortheile anzusehen, welche Fabricanten in Betreff der Producte, die sie erzeugen, oder Handels-Gesellschaften in Hinsicht der Waaren, die sie aus Colonieen importiren, vor dem Auslande genießen, durch hohe Aus- oder Eingangs-Steuern, Prohibitiv- und Schutzzölle. Solche erhöhen den Preis der betreffenden Waaren, weil die Concurrenz ausländischer Waaren vom inländischen Markte ausgeschlossen oder beschränkt wird.

Aber auch das Monopol kann den Preis einer Waare nicht auf eine willkürliche Höhe steigern. Denn entweder ist Mitbewerbung in dem betreffenden Productionszweige möglich oder nicht. Im ersteren Falle wird der hohe Preis bald andere Capitalien herbeiziehen und die Concurrenz das Angebot vermehren; im zweiten Falle wird die Zahl der Consumenten je nach der Größe ihres Bedürfnisses oder Vermögens früher oder später von Stufe zu Stufe abnehmen, bis zuletzt mehr Producte als Consumenten vorhanden sind und der Monopolist genöthigt wird, den Preis seiner Waare zu ermäßigen, wenn er sie nicht verderben lassen will. Der Preis des Rübenzuckers kann gerade um so viel höher sein, als der Zoll auf Colonial-Zucker beträgt; sobald die jetzt im Zollvereine vorhandenen Fabricanten mehr fordern wollten, so würden die Consumenten sofort Colonial-Zucker kaufen. Und wenn der Colonial-Zucker für das Bedürfniß nicht ausreichte, dann würden sofort Capitalisten auf die Errichtung von Rüben-Zuckerfabriken sich verlegen, und die Consumenten würden inzwischen weniger Zucker, vielleicht mehr Honig verzehren. Die Flasche vom besten Johannisberger mag zu 15 Gulden noch leicht ihre Abnehmer finden; sobald der Producent 1500 Gulden dafür verlangen würde, dann möchten sich wenige Consumenten dazu finden, und der Monopolist wäre gezwungen, am Ende den Preis so weit zu ermäßigen, bis er wieder Verzehrer fände, wenn er es nicht vorziehen sollte, sein Product verderben zu lassen.

Das Monopol des Gewerbs-Geheimnisses kann bestehen entweder 1) in einer Methode, eine gewisse Waare besser oder billiger zu erzielen, oder 2) eine Waare zu erzeugen, die kein Anderer hervorbringen kann, z. B. eine gewisse Maschine, eine Farbenmischung u. a. m. Im letzteren Falle wird der Inhaber eines Patents den Preis bis zu einer gewissen Gränze erhöhen, im ersteren ihn wenigstens auf der gewöhnlichen Höhe erhalten und dadurch größeren Gewinn beziehen können.

Diese leitenden Grundsätze geben einen sicheren Maßstab zur Beurtheilung der einzelnen Fälle. Denjenigen, welche noch näher in die Sache eindringen wollen, empfehlen wir die gründlichen Untersuchungen von Hermann.

10. Der sogenannte Unternehmer-Gewinn.

Der Unternehmer-Gewinn, Gewerbs-Gewinn, oder wie man ihn sonst nennt, ist, wie wir schon im ersten Buche erwähnt haben, nichts als eine Combination von Arbeitslohn und Capital-Gewinn; er ist ein Ausdruck, den man der Kürze wegen gebraucht, dessen Gegenstand aber streng logisch für sich allein nicht existirt.

Wir vermögen dies schon aus dem Umstande zu erkennen, daß diejenigen Unternehmungen, wobei das Capital einen größeren Antheil hat als die Arbeit, einen ansehnlicheren Gewinn abwerfen, desto ansehnlicher, je größer die Gefahr ist, welcher das Capital ausgesetzt ist. Bei überseeischen Handels-Unternehmungen, wo ein großes Capital in Schiff und Ladung steckt, beide aber durch einen Sturm vernichtet werden können, wird mehr verdient, als beim Baue einer Dampfmaschine, bei welchem das Capital weniger Gefahren ausgesetzt ist und woran die Arbeit des Mechanicus einen größeren Antheil hat. Denn die Prämie, welche über den gewöhnlichen Capital-Gewinn bei den ersteren Unternehmungen einkommt, muß die zahlreichen Verluste entschädigen, welche im Seehandel vorkommen oder vorkommen können. Der Unternehmer des Baues einer Eisenbahnstrecke, in welcher Durchschnitte, Dämme, Brücken und Stollen (Tunnels) vorkommen, wird einen höheren Gewinn beziehen müssen, als derjenige, welcher eine Strecke in der Ebene übernimmt, weil er sich leicht um einige Tausend Schachtruthen verrechnen und möglicher Weise eben so viel verlieren als gewinnen kann. Zugleich werden sich für solche riskirtere Unternehmungen weniger Bewerber finden, so daß auch deßhalb der Gewinn ein höherer ist.

Ganz gering ist dagegen der Gewinn und wenig Schwankungen ausgesetzt bei solchen Unternehmungen, welche mehr Arbeit erfordern; wie bei den meisten Gewerben.

Das Schneider- und Schuhmacher-Gewerbe erfordert sehr wenig Capital; der größte Theil des Gewerbs-Gewinnes besteht im Arbeitslohne, sowohl

in der rein mechanischen Thätigkeit der Hände, welche die Nadel oder die Ahle führen, als in der geistigen Arbeit des Façon-Schneidens, welche besser bezahlt wird, weil sie mehr Ausbildung und Geschmack erfordert und nur durch einen Aufwand von Capital erlernt werden konnte. Ein Marchand-tailleur hingegen, der seinen Kunden Credit gibt, wird schon höheren Gewinn beziehen müssen als Prämie für die Verluste, welche er bei schlechten Kunden riskirt.

Nach dem, was wir in den Abschnitten über den Arbeitslohn und die Entstehung des Capital-Gewinnes gesagt haben, werden wir uns über diesen Gegenstand nicht weiter zu verbreiten brauchen.

---

11. Die Concurrenz.

Wir haben in der Einleitung gesehen, wie alles Leben aus und durch Gegensätze besteht. Dasselbe Gesetz regelt die Production. Sie ist basirt auf den Gegensatz von Egoismus, Interesse (Eigennutz) und Concurrenz (Mitbewerbung).

Das Interesse (der Eigennutz), aus dem Bedürfnisse entspringend, sucht sein Product zum höchsten Preise zu verwerthen, die Mitbewerbung dasselbe auf den niedrigsten Standpunkt herabzudrücken. In der Wechselwirkung dieser beiden Kräfte entsteht die wirthschaftliche Bewegung. Die Abwesenheit der einen hebt die andere auf. Die wirthschaftliche Bewegung ist ohne beide nicht denkbar.

Das Bedürfniß ist die Triebfeder, welche den Eigennutz erweckt; der Eigennutz aber würde die Befriedigung des Bedürfnisses dem Einzelnen gegenüber, der bloß sein Interesse repräsentirt, unendlich erschweren, wenn nicht die Concurrenz hinzuträte und das Gleichgewicht herstellte.

Jeder Mensch ist Producent und Consument zugleich. Als Producent sucht er den höchsten Preis für sein Erzeugniß zu erhalten; als Consument ist er hingegen dabei interessirt, sein Bedürfniß um den niedrigsten Preis zu befriedigen, so wenig wie möglich für ein Gut zu geben. Jeder Mensch producirt nur, um zu consumiren, Consumirbares für sein Erzeugniß einzutauschen. Er sucht zwar möglichst viel verbrauchbare Güter zu erhalten, aber mit der möglich geringsten Mühe. Er bestrebt sich, sein eigenes Erzeugniß mit der möglich geringsten Mühe herzustellen und möglichst viel andere Consumtions-Gegenstände dafür einzutauschen. Der normale Zustand ist es, wo beide Kräfte in gleicher Potenz einander gegenüber stehen. Producenten oder Consumenten leiden, wenn die eine oder die andere überwiegt.

Wenn die Mitbewerbung so groß wird, daß sie den Preis schließlich unter die Erzeugungskosten herabdrückt, dann wird die Production sich nach und nach zurückziehen, oder die Consumtion wird durch den billigen Preis

um so viel stärker, daß die Nachfrage sich vermehrt, durch Massenproduction größere Theilung der Arbeit, billigerer Einkauf der Rohstoffe, also Ersparung an den Productionskosten möglich wird. Ist die Mitbewerbung aber zu gering, dann steigt der Preis, der Producent braucht sich weniger Mühe zu geben, die Producte werden schlechter, theurer, minder zahlreich.

Wenn ein Producent keine Mitbewerber hat, dann braucht er sich um die Güte seiner Erzeugnisse weniger zu kümmern; denn die Consumenten müssen ihm doch einen hohen Preis dafür bezahlen, weil sie das Product nirgendswo haben können. Die Consumenten müssen den Erzeuger aufsuchen, und dieser wendet so wenig Mühe als möglich bei der Erzeugung seiner Producte auf. Die Folge davon ist, daß sowohl Geist als Körper an Trägheit sich gewöhnen und in einem mechanischen Schlendrian verharren, durch welchen die Industrie-Producte immer theurer und schlechter werden. Es geht ihnen, wie gewissen Pferden, die, wenn sie nicht angetrieben werden, immer langsamer traben und zuletzt einschlafen. Die Concurrenz ist der Sporn, der die Production vor dem Schlechterwerden, vor dem Einschlafen bewahrt. Ein Pferd kann auch zu Tode gehetzt werden, und die Mitbewerbung kann zu stark sein; sie ist aber zur Erhaltung und Entfaltung der Production so nothwendig, wie der Stickstoff der Luft, der Sauerteig dem Brode, wie die erhaltenden Gifte dem Organismus.

Die den Menschen innewohnende Trägheit kann nur durch den Sporn der Concurrenz überwunden werden. In den Ländern, wo die letztere durch Gesetze beschränkt, wo gewisse Industrieen monopolisirt sind, ist die Production theuer und schlecht. Diejenigen Länder sind die reichsten, blühendsten, wo die Mitbewerbung am freiesten ist. „Die Noth ist erfinderisch", sagt ein Sprüchwort. Damit ist die Bedeutung der Concurrenz in zwei Worten gesagt. Die Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände, die Vermehrung des Capitals wird, wie wir schon gesehen haben, durch die Vergrößerung der jährlichen Production im Verhältniß zur Menschenzahl bewirkt. Diese Vergrößerung der Production geschieht hauptsächlich dadurch, daß man immer mehr die unentgeltlichen Kräfte der Natur zur Erzeugung heranzieht und bei gleicher Arbeitskraft eine stets wachsende Summe von Erzeugnissen hervorbringt. Die Naturkräfte werden aber dadurch allmählich herangezogen, daß der aufs äußerste angestrengte Scharfsinn des Geistes die Gesetze der Natur auffindet, sie mit Stoffen in Verbindung bringt und dadurch sowohl zweckmäßigere Productions-Methoden, als auch Maschinen erfindet, welche Arbeit sparen, oder bei gleichbleibender Arbeit mehr Producte liefern. Erfinderisch aber wird der Geist erst, wenn die Noth in Gestalt der Concurrenz an die Thür klopft. Der Producent muß, wenn er seine Waare durch die Concurrenz auf den Erzeugungspreis

herabsinken sieht, an den Erzeugungskosten zu sparen suchen, wofern er den Productionszweig überhaupt fortsetzen will. Er ist also gezwungen, Alles aufzubieten, um neue unentgeltlich arbeitende Naturkräfte heranzuziehen und um durch zweckmäßige Theilung der Arbeit, durch Güte der Arbeit den Wünschen der Consumenten zuvorzukommen. Die Concurrenz ist also vorzugsweise den Consumenten vortheilhaft, indem sie die Waaren besser und billiger macht. Da aber jeder Mensch Consument ist, so ist jeder für die Existenz der Mitbewerbung interessirt.

Man ist aber nicht bloß als Consument durch die Concurrenz begünstigt, sondern auch als Producent; denn auch die Production verbraucht eine Menge von Waaren, sie kann nur durch Verbrauchung geschehen; denn selbst die geringste Production, die des Tagelöhners, ist dabei interessirt, daß die Lebensmittel und Kleidungsstücke, die er während seiner Production verbraucht, gut und billig sind. Je besser und billiger die Waaren sind, welche der Producent zur Herstellung seines Erzeugnisses verbrauchen muß, desto besser und billiger kann er auch sein eigenes Fabricat machen. Die Verfertiger von Eisenwaaren sind dabei interessirt, daß das Roheisen gut und billig ist; die Weber und Zeugdrucker, daß sie billiges Garn bekommen; der Bierbrauer ist Consument gegenüber dem Landwirth, der ihm die Gerste, den Hopfen und das Holz liefert; der Landwirth ist Consument gegenüber dem Kaufmann, dem Wagner, dem Schmied u. s. w.

Im Grunde genommen werden nur Dienste gegen Dienste vertauscht. Es ist aber unmöglich, daß die Abschätzung dieser Dienste durch den Dienstleister geschehe; diese geschieht in der ungezwungenen Beurtheilung der freien Concurrenz.

Diese freie Concurrenz beschränken heißt ein oberstes Naturrecht des Menschen aufheben, das Recht, zu arbeiten und den geschaffenen Werth zu consumiren, oder gegen verbrauchbare Waaren umzutauschen.

Wenn dessen ungeachtet die Schule Fourier's in Frankreich die Concurrenz aus der Gesellschaft verbannt wissen wollte, so entstand diese Ansicht aus einem gänzlichen Verkennen der Verhältnisse. Denn die Uebel, welche man in Frankreich beklagte, entsprangen aus dem Gegentheil der Concurrenz, aus dem Monopol, aus dem Umstande, daß die Prohibitiv-Zölle in Frankreich den Consumenten eine Steuer zu Gunsten weniger Privilegirten auferlegte, und daß das Capital in solche bevorrechtete Industriezweige aus naturwüchsigen sich flüchtete, daß also weniger producirt wurde, als bei freier Mitbewerbung fremder Länder; daß die künstlich geschaffenen Industriezweige bei jeder Handelskrisis und politischen Störung stockten und eine Menge von Arbeitern ins Elend schickten, während diese sahen, wie

wenige Privilegirte aus der Tasche des Volkes sich bereicherten, und diesen Umstand der Tyrannei des Capitals zuschrieben, statt der Usurpation des durch Prohibitiv-Zölle geschaffenen und geschützten Monopols.

Gerade die Arbeiter haben selbst den meisten Nutzen von der Concurrenz; denn ihr ist es zu verdanken, daß die Summe der Befriedigungen, welche jedem Mitgliede der Gesellschaft zufällt, weit größer ist, als dieses sich allein verschaffen könnte. Dank der Concurrenz, kann der Arbeiter jetzt einen vollständigen Anzug für drei Thaler haben, während er, wollte er die Kleider selbst machen, so viel Arbeit aufwenden müßte, daß er während derselben Zeit in seiner Sonderbeschäftigung dreißig Thaler und mehr verdient haben würde.

Die Concurrenz mag schmerzhaft sein, mag Manchen sogar zum Verderben gereichen; allein das Uebel, das sie hervorbringt, der Schmerz, der Verlust, den sie bereitet, sind nur momentan, sie ist nur für Uebergangs-Perioden verderblich; aus ihr erblüht aber nachher reicher Segen. Denn sie ist ganz der Anstrengung vergleichbar, welche die Arbeit nothwendig macht, die das genußschaffende Product erzeugt. Diese mag für einen Augenblick mühsam, schmerzhaft sein; allein ohne sie müßte man den Genuß der Erzeugnisse entbehren. Es mag mühsam und schmerzhaft, ja, gefährlich sein, einen Baum zu besteigen, allein ohne diese Mühe, ohne diese Gefahr kann man seine Früchte nicht pflücken, die uns Genuß bereiten. So wie nur Faulenzer sich über die Mühseligkeit der Arbeit beklagen, so beschweren sich auch nur träge Menschen über die Concurrenz, dieses Ferment der menschlichen Gesellschaft.

Die Länder, in welchen die Concurrenz beinahe oder ganz frei ist, wie die Schweiz, Preußen, England, America, sind am rascheften im Aufblühen; die Gewerbe sind daselbst in der höchsten Ausbildung. Alle Länder hingegen, wo die Mitbewerbung durch Gesetze gehemmt ist, bleiben an Wohlstand zurück, und ihre Waaren sind schlechter. Hand in Hand damit geht die Cultur. Hirten- und Jägervölker, deren Lebensweise und Beschäftigung an sich fast keine Concurrenz hervorrufen, bleiben an Wohlstand und Bildung bei Weitem hinter den gewerbtreibenden zurück. Auch auf dem Lande, wo die Mitbewerbung sparsamer ist, als in den Städten, geht die Capital-Ansammlung und die Cultur-Entwicklung weit langsamer von Statten.

Die Gesetzgebung kann aus allem dem ihre Aufgabe leicht erkennen. Sie kann bestehende Verhältnisse möglichst schonen und berücksichtigen; sie kann den Kranken nur in kleinen Dosen allmählich an den Genuß der freien frischen Luft gewöhnen; aber sie muß in allen ihren Maßregeln auf die gänzliche Befreiung der Mitbewerbung von allen Schranken hinarbeiten,

wofern sie nicht andere Zwecke, als den Wohlstand des Volkes zu beför-
dern, im Auge hat.

Es kann Fälle geben, wo das Staatswohl es erheischt, die freie Mitbewerbung einzuschränken oder auszuschließen, z. B. im Falle eines Krieges den Verkauf von Waffen, den Verkauf von Giften. Solche polizeiliche Beweggründe tragen aber, als Ausnahmefälle, nur dazu bei, die Regel um so unfehlbarer hinzustellen.

12. Die Arbeit.

So wie die Meinung, daß das Ausgeben von Geld zu unproductiven Zwecken, daß der Luxus nützlich sei, eines großen Anhanges unter den Massen sich erfreut, so gibt es auch eine ganze Partei, welcher es für die Verbesserung des Wohlstandes des Volkes nur darauf ankommt, daß es möglichst viel Arbeit zu thun gebe, ohne Rücksicht darauf, welche Dienste diese Arbeit leistet. Es gibt eine Partei, die es für einen Nachtheil hält, wenn man Waaren, die im Auslande mit weniger Aufwand von Arbeit erzeugt werden, von diesem bezieht, weil mit der Production derselben im Inlande mehr Arbeitern Beschäftigung gegeben worden wäre. Der Franzose Saint Chamans geht so weit, das Paradoxon aufzustellen, daß der große Brand von London ein Nutzen gewesen sei, weil eine außerordentliche Menge von Arbeitern durch den Neubau großen Verdienst erlangt hätte. Er behauptet, der spätere Aufschwung Londons sei dieser Flüssigmachung von Capital und Arbeit zu verdanken, welche jenes Unglück nöthig gemacht, ohne daran zu denken, daß der Aufschwung der großen Metropole trotz dieser Katastrophe Statt gefunden hat.

Die Anhänger dieser Meinung sind, unserer Ueberzeugung nach, in den entgegengesetzten Irrthum verfallen, zu dem A. Smith sich hat verleiten lassen, indem er Regierungs-, Justiz-, Militär-Beamte, Armee- und Flotten-Mannschaften, Geistliche, Juristen, Aerzte, Gelehrte, Schauspieler, Musiker, Opern-Sänger und Tänzer für unproductive Arbeiter erklärte.

Die Werthe, welche das Feuer zerstört hatte, waren doch rein verloren; das Capital und die Arbeit, welche zum Wiederaufbau des verbrannten Theiles von London verwandt werden mußten, wären zur Erzeugung anderer Dinge verwandt worden, wenn dieses Unglück nicht Statt gehabt hätte. Das Land war gerade um die Werthe ärmer, welche der Brand vernichtet hatte.

Saint Chamans hat mit seinem Paradoxon nur die Ansicht der Protectionisten auf die Spitze getrieben, die unter dem Titel: „Schutz der

nationalen Arbeit", verlangen, daß die inländischen Consumenten durch einen hohen Eingangszoll gezwungen werden, den Producenten gewisser Waaren einen höheren Preis zu bezahlen, als sie im Auslande bezahlen müßten, die somit dem Inlande eine Beisteuer abdringen, um damit Arbeiter in einem Industriezweige beschäftigen zu können, der sonst bei freier Concurrenz mit dem Auslande nicht bestehen könnte, weil im Inlande die Bedingungen einer vortheilhaften Betreibung des betreffenden Industriezweiges nicht gegeben sind.

Das Geheimniß des Fortschrittes in der Production liegt, wie schon oft bemerkt, in der vortheilhaften Benutzung der unentgeltlichen Naturkräfte. Je mehr der Mensch sich der Dienste der Naturkräfte bemächtigt, um so mehr kann er mit gleicher Arbeitskraft erzeugen, um so geringer kommen ihm die Herstellungskosten zu stehen, um so billiger kann der Erzeuger den Preis seiner Waare machen, um so leichter concurriren. Die Wissenschaft und die Mechanik sind daher täglich am Werke, die Production zu erleichtern und zu einer höheren Potenz zu steigern. Wenn bei der Herstellung eines Gutes die unentgeltlichen Naturkräfte die Hälfte der Arbeit übernehmen, während sie in einem anderen Lande nur den vierten Theil derselben verrichten, so kann der Producent im letzteren Lande mit dem ersteren nicht concurriren. Ein Papierfabricant z. B., dessen Holländer und Maschine vom Wasser getrieben werden, ist im Vortheil gegen einen, der dieselben durch Dampfmaschinen in Bewegung setzt. Die Tropenländer sind in Beziehung auf gewisse Erzeugnisse im Vortheil gegen die Landstriche der gemäßigten Zone, weil die Sonne einen größeren Theil der Arbeit dort verrichtet. Bei der Anwendung gleicher Arbeit und gleichen Capitals theilt die Sonne in der heißen Region auf einer Bodenfläche von gleichem Umfange der Zuckerpflanze (Zuckerrohr) mehr Grade von Zuckerstoff mit, als der Zuckerpflanze (Runkelrübe) in den Landstrichen des gemäßigten Klima's. Die Sonne verrichtet dort die Hälfte oder noch mehr der Arbeit, während sie hier nur ein Viertheil oder auch noch weniger beiträgt. Sie gibt der Rübe nur acht Procent Zuckerstoff, während sie unter denselben Bedingungen dem Rohr etliche zwanzig mittheilt. Die Zucker-Producenten der gemäßigten Zone sind also im Nachtheil gegen die der heißen, und um concurriren zu können, müßte etwa ihr Capital oder ihr Arbeitslohn billiger sein. Da dies nicht in demselben Maße der Fall ist, so könnten sie die Mitbewerbung nicht aushalten, wenn nicht ein Schutzzoll ihnen zu Hülfe käme. Das Product, welches die Arbeit im Inlande unter solchen Bedingungen liefert, ist aber dann weniger gewinnbringend, als wenn die Arbeit und das Capital ein anderes Product erschaffen hätten, bei welchem die Mitwirkung der unentgeltlichen Naturkräfte vortheilhafter sich stellt. Das

Inland verliert jährlich gerade so viel Werthe, als die Sonne den Producenten der heißen Zone umsonst gibt. Wenn das Inland dagegen ein anderes für sein Klima angemessenes Gut erzeugt, dann kann es mit geringeren Kosten das Product der heißen Zone eintauschen, als die Selbstbereitung des Letzteren erfordert hätte.

Wenn bei diesem Gegenstande häufig die Frage aufgeworfen wird, welche andere Erzeugnisse, als solche des Schutzes bedürftige, denn producirt werden sollten, so ist unsere Wissenschaft die Antwort darauf nicht schuldig. Es ist Sache der Statistik und Technologie, es ist Sache der Privat-Speculation, dies zu ermitteln. Die Verhältnisse der verschiedenen Länder sind auch so mannigfaltig, die Bedingungen des Klima's, des Capitals, der Arbeitskraft so vielfältig, daß sich nur allgemeine Gesetze aufstellen lassen, die dem Privat-Speculanten und dem Staatswirthe zur Richtschnur dienen sollen.

Wir haben oben beim Waarenpreise schon eines dieser Gesetze erörtert. Wir haben nachgewiesen, wie die Art der Production eines Landes sich nach dem Verhältnisse des Capitals und der vorhandenen Arbeitskraft richten müsse; wir haben darauf aufmerksam gemacht, wie auch in Ländern des gleichen Klima's nicht dieselben Productonszweige betrieben werden können, wenn die Capital- und Arbeiter-Verhältnisse nicht dieselben sind.

Dasselbe läßt sich vom Klima sagen. Es wäre sehr unvortheilhaft, wenn man in Schweden Weintrauben, Oliven, Kaffee gewinnen wollte, weil man diese Früchte nur in Treibhäusern erzielen könnte, aber dazu hundert Mal mehr Dienstleistungen nöthig hätte, als in Italien und auf Java. Eben so ist das Klima auf Java wieder der Erzeugung von Manufactur-Waaren ungünstig, weil es den Arbeitern wegen der großen Hitze unmöglich wäre, nur den vierten Theil der Arbeit zu verrichten, die man in England und Deutschland zu Stande bringt. Das Klima macht die Südländer der nordamericanischen Union unwillkürlich träger, als die Nordländer. Für die ersteren arbeitet die Sonne mehr umsonst, hingegen beeinträchtigt sie die Arbeitskraft; im Norden dagegen thut sie der Arbeitskraft weniger Eintrag, begünstigt dagegen nicht so sehr das Wachsthum gewisser dem Norden unentbehrlich gewordener Bodenproducte. Tauschen nun beide Regionen ihre Producte gegenseitig aus, so befinden sie sich am besten dabei, weil dann die unentgeltliche positive und negative Arbeit der Sonne Beiden zu Gute kommt. Daß die Vortheile, welche die Arbeitstheilung zwischen einzelnen Menschen bietet, auch auf ganze Länder anzuwenden ist, brauchen wir dabei kaum zu erörtern.

Die „nationale Arbeit" schafft also jährlich mehr Werthe, wenn die Geschenke, welche die unentgeltlichen Naturkräfte den Producenten anderer

Länder machen, nicht durch Zölle von der Hand gewiesen werden. Wenn die „nationale Arbeit" auf solche Weise mehr Werthe schafft, dann macht sie die Ansammlung von Capital leichter möglich. Wenn das Capital sich aber vermehrt, dann gibt es auch der Arbeit nach und nach mehr Beschäftigung. Ohne die künstlichen Schranken muß sich also der Wohlstand des Landes verhältnißmäßig bessern, mit denselben sich verschlechtern. Der Wohlstand kann sich zwar trotz solcher Hindernisse heben, aber dies entspringt dann anderen Ursachen.

Wenn die Anhänger der Zucker-Zölle z. B. ihre Meinung mit der Bemerkung unterstützen wollen, die hohe Eingangs-Steuer habe die Wirkung hervorgebracht, daß die Production von Zucker sich so erhöht habe, daß die jetzt bestehenden Zucker-Colonieen gar nicht im Stande wären, den Bedarf zu decken, so beweisen sie damit nur die schädliche Einwirkung dieser Zollschranken; denn um eben diesen Minderbetrag hat man sich mehr Arbeit verursacht, welche in der heißen Zone von der Sonne umsonst gethan worden wäre. Die inländische kostspieligere Erzeugung hat durch die Versperrung des Marktes die Pflanzer verhindert, neue Landstriche in Cultur zu setzen.

Die Vertreter der Firma „Schutz der nationalen Arbeit" sind also eigentlich die Feinde der nationalen Arbeit, weil sie das National-Capital vermindern.

Jene Prohibitiv- und Schutzmaßregeln sind nur in solchen Fällen zu entschuldigen, wo das Capital durch frühere verkehrte Maßregeln der Gesetzgebung sich auf eine solche künstliche Thätigkeit geworfen hat, und zerstört würde, wenn man plötzlich von dem bestehenden Zustande zu einem naturgemäßeren übergehen wollte. Ein solcher Zustand ist dann mit dem eines Kranken zu vergleichen, der bei der Genesung nur allmählich an kräftigere Speisen, frischere Luft, leichtere Kleidung gewöhnt werden darf.

Es kann daher zu rechtfertigen sein, wenn die Gesetzgebung in Fällen, wo Industriezweige unter künstlichem Schutze sich gebildet haben, aus denen das Capital nicht plötzlich herausgezogen werden kann, eine bestimmte Frist bewilligt, binnen welcher die Geschäfte abgewickelt, die Capitalien, soweit es möglich ist, allmählich zurückgezogen werden, und die Arbeiter zu anderen Beschäftigungen übergehen. Solche künstliche Industriezweige aber für alle Zeiten mit einer hohen Eingangssteuer von Seiten der Consumenten unterstützen zu lassen, das wäre eine Verschleuderung des National-Capitals, ein Almosen, das an Bedürftigere geschenkt werden könnte.

Wir haben oben bemerkt, daß A. Smith die Gelehrten u. A. zu den unproductiven Arbeitern zählt, weil sie kein Erzeugniß schaffen, das in einer greifbaren Gestalt aufgehoben werden kann. „Die Arbeit der Geringsten

unter diesen (den Gelehrten, Aerzten, Juristen, Schauspielern u. s. w.) hat einen bestimmten Werth, der sich ganz nach denselben Grundsätzen herausstellt, die überhaupt den Werth jeder anderen Art von Arbeit reguliren; aber die Arbeit der Edelsten und Nützlichsten unter ihnen bringt durchaus nichts hervor, wofür sich später eine gleiche Quantität Arbeit kaufen oder beschaffen ließe. Wie die Declamation eines Schauspielers, der Vortrag eines Redners oder das Spiel eines Musikers, so geht das Erzeugniß aller Uebrigen im Augenblicke der Production selbst zu Grunde."

Wir können darauf bemerken, daß gerade diese Stelle die Unbegründetheit der Smith'schen Behauptung darlegt. Ein Product ist nicht um deßwillen werthlos, weil es sofort consumirt wird. Die Production besteht ja selbst nur aus Dienstleistungen; ob diese mit der bloßen mechanischen Körper- oder mit der Geisteskraft geschehen, ob sie einen körperlichen oder einen geistigen Genuß bereiten sollen, ist einerlei.

So lange die gefrorenen Töne des Waldhorns nur unter die Erlebnisse des Freiherrn v. Münchhausen gehören, ist ein Faß Wein allerdings länger aufzuheben, als der Vortrag eines Liedes; allein der Unterschied liegt nur in der Zeit der Consumtion. Wenn ich mir vermittelst einer Dienstleistung ein Glas Wein eintausche, so habe ich es mir gewisser Maßen auch producirt und kann es in derselben Zeit verzehren, in welcher ich den Gesang einer Prima-Donna consumire.

Adam Smith sagt ferner: „Sowohl die productiven als die unproductiven Arbeiter und diejenigen, welche gar nicht arbeiten, empfangen insgesammt ihren Unterhalt aus dem jährlichen Landes-Producte des Bodens und der Arbeit. Dieses Product kann, so groß es auch sein mag, doch niemals unbeschränkt sein, sondern muß seine gewissen Gränzen haben. Je nachdem daher ein kleinerer oder größerer Theil desselben in einem Jahre auf den Unterhalt unproductiver Menschen verwandt wird, um so mehr wird in dem einen und um so weniger in dem anderen Falle für die productiven übrig bleiben, und das Product des nächsten Jahres wird danach größer oder kleiner sein: denn es ist ja das gesammte Jahres-Product, wenn man die freiwilligen Gaben der Erde ausnimmt, die Wirkung productiver Arbeit."

Wenn A. Smith diese Bemerkung auf zwei Länder anwendet, wo unter gleichen Verhältnissen in dem einen eine Anzahl von Menschen gar nichts thut, wenn er unter unproductiven Arbeitern also reine Müßiggänger oder solche versteht, deren Arbeit, wie die der Kinder, gar nichts nützt oder noch schadet (Alchymisten z. B.), dann mag er Recht haben. In Beziehung auf Juristen, Aerzte, Gelehrte aber hat er entschieden Unrecht.

Wir haben schon öfters mit Nachdruck wiederholt, daß das Geheimniß der Production in der vortheilhaften Benutzung der unentgeltlichen Natur-

kräfte besteht. Die Arbeit des Gelehrten ist es aber, welche uns mit dem Wesen dieser Naturkräfte und den Gesetzen, denen sie gehorchen, bekannt macht. Seinen Forschungen ist es zu verdanken, wenn wir sie zu neuen zweckmäßigeren Productions-Methoden heranziehen, wenn wir sie zu Maschinen benutzen, die uns Arbeit ersparen, folglich die Production vermehren helfen. Wenn somit durch die Forschungen des Gelehrten mehr Werthe erzeugt werden, war seine Arbeit nicht eine productive? Die Arbeit des Arztes, wenn sie mir ein lahmes Bein heilt und mich dadurch in Stand setzt, wieder zu arbeiten, ist sie nicht productiv? Das Werk des Juristen, wenn es den Streit über ein deponirt liegendes Capital bald entscheidet und dasselbe dadurch früher dem Verkehr anheimgibt, auf daß es Arbeit in Beschäftigung setze, ist es nicht productiv? Die Arbeit des Polizeidieners, des Gensd'armen, indem sie das Eigenthum des Handwerkers, des Bauers schützt, so daß dieser sowohl Zeit spart, indem er es nicht selbst zu bewachen braucht, indem er zur Production mehr Lust und Liebe bekommt, ist sie nicht productiv? Die Arbeit des Soldaten, indem sie das Land vor feindlichem Einfall, vor Plünderung und Verwüstung, die Production vor Störung schützt, ist sie nicht productiv? Die Beschäftigung des Lehrers, indem sie die Fähigkeiten der Kinder ausbildet und sie zu größerer Werthschaffung fähig macht, ist sie nicht dadurch productive Arbeit?

Wohl dem Lande, das viele solcher „unproductiver" Arbeiter hat; es zeigt, daß der Wohlstand einen hohen Grad erreicht hat, daß viel Capital in demselben vorhanden ist, um sie in Thätigkeit zu setzen. Unsere Meinung wird auch von Garnier, Mac Culloch, Blanqui getheilt, welche sich mit den meisten neueren Oekonomisten in ähnlicher Weise aussprechen.

„Der Reichthum", sagt A. Smith, „besteht in der Macht, die Arbeit eines Anderen mittels eines Lohnes für seine eigenen Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Genüsse zu verwenden." „Aus diesem Grunde", entgegnet ihm Garnier, ist jede Lohnarbeit wesentlich productiv, oder bringt eine nützliche, bequeme oder angenehme Sache für denjenigen hervor, der sie bezahlt, weil er sie sonst nicht bezahlen würde, und eben so wesentlich ist diese Arbeit productiv in Bezug auf einen Lohn für denjenigen, der sie ausführt, da er ohne diesen Lohn nicht arbeiten würde. Jede Lohnarbeit (und mit dieser allein beschäftigt sich die politische Oekonomie) ist ein Dienst, und die Nützlichkeit oder der Genuß, den dieser Dienst verschafft, ist das Product der Arbeit; es kann kein anderes Product derselben geben. Manchmal wird die Arbeit direct und unmittelbar von demjenigen bezahlt, der ihr Product consumirt, und dieser Fall findet immer Statt, wenn der Dienst des Arbeiters ohne einen Vermittler demjenigen geleistet wird, der den

Dienst bezahlt. Oefter jedoch wird die Arbeit durch einen Dritten aufgegeben, der das Product derselben keineswegs selbst verzehren will, sondern es sich von einem Andern bezahlen zu lassen gedenkt, wobei er sich selbst einen Gewinn vorbehält. In diesem zweiten Falle ist ein Arbeits-Unternehmer vorhanden, der den Lohn in der Arbeit vorschießt, um ihn von demjenigen wieder sich bezahlen zu lassen, für welchen das Arbeits-Product eigentlich bestimmt ist. Dieser Fall kann nur in so weit Statt finden, als der Nutzen oder die Annehmlichkeit, welche die Arbeit verschaffen wird, aus der Herstellung oder dem Transporte der materiellen Sache entspringt. Allein man bezahlt in dem einen, wie in dem anderen Falle die Arbeit nur nach Verhältniß des Preises, den man dem aus ihr gezogenen Nutzen oder Genusse zugesteht, und es ist für denjenigen, der sein Bedürfniß oder seinen Geschmack befriedigen will, durchaus gleichgültig, ob er die Befriedigung in einem materiellen Dinge findet oder nicht."

Denn die Bedürfnisse, wiederholen wir, haben so wenig eine normale Höhe wie die Wärme. Sie richten sich ganz nach der Bildung und dem Grade von Wohlstand des Individuums wie des Volkes. Einem Gebildeten ist geistige Nahrung ein so großes Bedürfniß, wie dem Handarbeiter ein Trunk Bier. **Garnier** tadelt auch mit Recht, daß A. Smith die **Dienstboten** zu den unproductiven Arbeitern rechnet. „Man bereichert sich", sagte Smith, „wenn man eine Menge Manufactur-Arbeiter beschäftigt, man macht sich arm, wenn man eine Menge Dienstboten unterhält." Dieser Satz ist in seiner Allgemeinheit eben so wenig richtig. Allerdings bringen Dienstboten, die nichts arbeiten, keinen Nutzen; allein wenn ein Kaufmann, wenn ein Gastwirth viele Dienstboten hält, sind diese dann nicht productiv beschäftigt? Würde der Gelehrte, der Staatsmann mehr Werthe produciren können, wenn er sich selbst die Stiefel putzt, die Kleider ausklopft und alle Gänge in eigener Person macht? Durch die Bedienten wird jener viel mehr Werthe erhalten, als er verdient, wenn er deren Verrichtung selbst besorgt hätte. Ein Advocat oder ein Arzt würde in der That schlecht rechnen, wenn er einen Theil der Zeit, in welcher er plaidiren, oder Krankenbesuche machen könnte, damit zubringen würde, zu kochen oder sein Holz zu hacken.

„Man hat gesagt," bemerkt **Garnier**, „die materiellen Dinge seien allein fähig, aufgehäuft zu werden und auf diese Weise ein Capital zu bilden, welches zur Vergrößerung der künftigen Production diene. Es ist richtig, daß, wenn die vergrößerte Nachfrage der Consumenten die Industrie dazu aufmuntert, neue Anstrengungen zu machen, und der Arbeit neue Beschäftigung gibt, ein Capital-Ueberschuß nöthig wird, damit jener Ueberschuß an Industrie und Arbeit in Gang gesetzt und erhalten werden könne; und

es ist eben so richtig, daß dieses Capital nur aus aufgehäuften materiellen Gegenständen bestehen kann. Aber man muß hierbei wohl bemerken, daß nicht alle materiellen Producte ohne Unterschied als Capital dienen können, und daß es eine große Menge materieller Producte gibt, die sich dazu durchaus nicht eignen. Die Verwandlungsstoffe, die zur Nahrung und Bekleidung nöthigen Artikel sind die einzigen Producte, mit denen man die Arbeiter unterhalten kann. Man würde ganz vergeblich durch die als productiv angesehene Arbeit Seidenzeuge, Bänder, Gazen, Mousseline, Stickereien, Spitzen, Parfumerieen, Uhren u. s. w. aufhäufen, wenn alle diese Dinge keine Käufer fänden, die sie zu bezahlen im Stande wären und dafür Verwandlungsstoffe und Lebensmittel hergeben könnten. Die Aufhäufung würde dann für die künftige Production durchaus unnütz sein. Wie man sich auch in diesem Zirkel drehen mag, man findet sich immer gegenüber dem unveränderlichen Principe, daß jedes Product nur immer so viel Werth hat, als ein Consument bereit ist, ein Aequivalent dafür zu geben, welches Aequivalent wieder nur so viel Werth hat, als es begehrt wird."

Auch Blanqui, durch dessen zu frühen Tod wir kürzlich in Trauer versetzt wurden, sagt: „Die zu abstracte Unterscheidung zwischen productiver und unproductiver Arbeit gilt heute für einen Hauptirrthum. Smith dachte nur an die materielle Arbeit, ohne dadurch die Wichtigkeit der Dienste zu verkennen, welche die Meisten unter denen, die er als unproductiv ansieht, der Gesellschaft leisten. Er vergleicht mit Recht einen mit vielem Aufwande von Arbeit und Zeit zu einem schwierigen und Sorgfalt erfordernden Geschäfte erzogenen Menschen mit einer kostspieligen Maschine, deren Eigenthümer wegen des auf sie verwandten größeren Capitals zu größeren Gewinnsten berechtigt ist. Die Arbeit, welche dem Menschen die kostspielige Erziehung verschaffte, ist folglich eben so eine productive Arbeit gewesen, wie diejenige, durch welche die Maschine zu Stande kam. Mithin ist jene nützliche Arbeit eine productive. Die Gesellschaft verzehrt nicht bloß materielle Producte, sie bedarf auch geistiger Genüsse, Kunstgenüsse, staatlichen Schutzes, gerade so, wie sie Brod und Kleider braucht. Smith wußte das auch wohl, und hat in seiner berühmt gewordenen Unterscheidung mehr einen Wort-, als einen Gedankenfehler begangen. Indem man seinen Irrthum wieder gut macht, muß man sich jedoch hüten, in denselben Fehler zu verfallen und die Sache bis zu bedeutungslosen Subtilitäten zu treiben. Man muß nicht deßhalb, weil Smith den productiven Charakter gewisser Arbeiten verkannt hat, nun überall nichts als Producenten sehen; die Wissenschaft darf den Namen „productiver Arbeiter" nur denjenigen geben, die den Zweck haben, wirkliche und legitime Bedürfnisse (gleichviel, ob materielle oder unmaterielle) zu befriedigen."

Wenn also Smith sagt, man könne nur greifbares Capital anhäufen, so ist das nicht richtig. Die Kenntnisse, welche ein Maschinenbauer erlernt hat, um ein Instrument zu produciren, welches mehr Werthe hervorbringt, sind so gut ein Capital, wie jedes andere, weil ein reeller Mehr-Ertrag an Werthen durch jene Maschine hervorgebracht wird.

Wir können an dieser Stelle auf die schon einmal kurz erwähnte Thatsache zurückkommen, daß die productive Kraft der Arbeit verhältnißmäßig erhöht wird — bei besserem Lohne. Die Erhöhung des Lohnes ersetzt sich in der Quantität und in der Qualität der Arbeit wieder. Wir sehen z. B., daß die besser bezahlten Arbeiter der Stadt rascher und vollkommener arbeiten, als die auf dem Lande. Bei allen Handwerkern, bis zu dem gemeinsten, ist dies der Fall. Ein gleicher Unterschied stellt sich heraus, wenn man deutsche Arbeiter mit italienischen, russischen, polnischen vergleicht, oder englische mit deutschen, oder americanische mit englischen. Die Americaner sind bei Weitem die besten Arbeiter; sie sind aber auch besser bezahlt.

Weil hoher Lohn die Arbeiter in den Stand setzt, ihre Kinder ein feineres, einträglicheres Gewerbe lernen zu lassen, so trägt er fortwährend zur Civilisation bei, während ein Volk mit niedrigen Löhnen sich nur mühsam emporarbeitet.

13. Der Tausch.

Der Tausch ist eine Handlung, durch welche ein Mensch seine in einem Gute aufgesammelten Dienstleistungen einem anderen Menschen gibt, um von diesem ein Product von gleichem Werthe zurück zu empfangen.

Der Tausch bringt die Theilung der Arbeit mit sich, dieses Triebrad der Civilisation; er ist von ihr unzertrennlich; es besteht zwischen beiden ein Causalnexus, wie zwischen Ursache und Wirkung. Je größer die Zahl der Tausche ist, um so vielfältiger ist die Arbeitstheilung, um so mehr bereichert sich das Land, und umgekehrt: je ärmer das Land ist, um so geringer ist die Arbeitstheilung, um so spärlicher der Tauschverkehr.

Wir haben gesehen, wie der Mensch durch die Arbeitstheilung immer mehr unentgeltliche Naturkräfte in seinen Dienst zieht und die Production im Verhältnisse zur aufgewandten Arbeit vermehrt. Nun sind aber diese Naturkräfte in ungleichem Verhältnisse auf der Erde vertheilt. Wir haben gesehen, wie dasselbe Klima, welches die Arbeitskraft des Menschen erhöht, zur Erzeugung einer großen Anzahl von Boden-Producten (Colonial-Waaren) nicht fähig ist; daß in dem einen Lande diese, in dem anderen jene Naturkräfte vorwiegend sind. Sollen nun die natürlichen Vortheile eines jeden Landes allen übrigen zu Nutze kommen, so ist eine Operation erforderlich, welche den Ueberfluß der einen Region den anderen zuführt, das ist — der Tausch. Der Tausch befördert die Arbeitstheilung zwischen einzelnen Individuen, wie zwischen ganzen Völkern; je rascher und vielfältiger er ist, um so mehr erhöht er die Production, um so mehr erleichtert er die Befriedigung der Bedürfnisse, um so mehr verstärkt er die materielle und geistige Kraft der Nationen. Denn in der Isolirung übersteigen unsere Bedürfnisse unsere Mittel, dieselben zu befriedigen; in der Gesellschaft sind unsere Befriedigungs-Mittel größer, als unsere Bedürfnisse. Die Stufenleiter, in

welcher dieses Gesetz zur Anwendung kommt, steht genau im Verhältnisse mit der größeren oder geringeren Ausbildung des Tauschverkehrs und der Arbeitstheilung. Je größer die letzteren, um so mehr übersteigen die Befriedigungs-Mittel die Bedürfnisse, — je unbedeutender, um so weniger reichen die Mittel für die Befriedigung der Bedürfnisse aus. Die Beispiele für dieses Gesetz liegen im praktischen Leben vor unsern Augen. Die Völkerstämme, welche wenig oder keine Arbeitstheilung und nur geringen Tauschverkehr haben, müssen sich kümmerlich behelfen, z. B. Jäger- und Hirten-Völker, wie die Indianer und Mongolen. Sie bringen nur kärglich zusammen, was sie für die Leibes-Nothdurft brauchen. Welche Fülle von Genüssen verschafft sich im Vergleich damit ein einfacher Handarbeiter einer europäischen Stadt! Seine Befriedigungs-Mittel übersteigen weit seine Bedürfnisse.

Indem der Tausch es möglich macht, das Ueberflüssige für das Nothwendige hinzugeben, erleichtert er die Lebsucht. Der Tausch macht erst jene Entwicklung der geistigen Fähigkeiten des Menschen möglich, welche der schönste Vorzug unseres Geschlechtes ist. Denn ohne die Arbeitstheilung hätten wir weder Gelehrte noch Künstler; die Wissenschaft würde uns nicht zu stets gediegenerer Bildung und größerer Weisheit hingeleiten, die Kunst würde nicht durch die Reinheit ihrer Genüsse unsere Seele beglücken und veredeln!

Wo der Tausch anfängt, da führt er die Arbeitstheilung mit sich; die Gewerbe entstehen; es entstehen jene vielfachen Beschäftigungen des Lebens, in welchen Jeder mehr producirt, der sich ausschließlich auf einzelne verlegt. Jeder verpflichtet sich, wie Bastiat sagt, der Gemeinschaft Einen Dienst zu leisten, Ein Hinderniß zu deren Vortheil zu überwinden.

Der Tausch ist geeignet, vor allen Ein Vorurtheil wegzuräumen, welches der Menschheit schon so viel Unheil bereitet hat: daß man nämlich bloß um das reicher werden könne, um was ein Anderer ärmer werde (Mercantil-System). Der Tausch beweis't durch die Manipulation, welche Ueberflüssiges für Nothwendiges oder Nützliches gibt, daß man sich für Güter, welche sonst verkommen wären, Sachen verschafft, welche Genuß bereiten, und die man sonst nicht hätte haben können. Durch den Tausch sind England und Holland befähigt, auf einer verhältnißmäßig kleinen Bodenfläche ungeheure Werthe zu produciren, die Producte der ganzen Erde aufzuhäufen und ihren Capital-Reichthum ins Unendliche zu vermehren, während Ungarn, Siebenbürgen, Georgien, Armenien in ihrem eigenen Fett ersticken und doch an Genüssen, im Vergleich zu den civilisirteren Ländern Europa's, arm sind.

Indem ein Jeder in der Arbeitstheilung vermittelst der geringsten Mühe den möglich größten Werth hervorbringt, und somit im Ganzen eine viel größere Summe von Producten erzeugt wird, die durch den Tausch zur Vertheilung kommt, erhält Jeder durch den Tausch mehr, als er sonst sich hätte verschaffen können. So kommt es, daß der Einzelne, wenn er im Tausche und in der Arbeitstheilung nur seinen eigenen Vortheil wahrzunehmen sucht, doch das Interesse der Gesammtheit mit befördert. Wenn daher Bastiat in seinen „Harmonies économiques“ sagt: „Wer die Wahrheit, daß das Wohl des Einzelnen das Wohl Aller und das Wohl Aller das Wohl des Einzelnen befördert, allen intelligenten Menschen begreiflich machen, einen einfachen, klaren, unumstößlichen Beweis davon liefern würde, der hätte das sociale Problem gelöſ't, der wäre der Wohlthäter der Menschheit!“ — so hat die Noth der nach der Februar-Revolution herrschenden socialistischen Begriffsverwirrung ihm diesen Ausruf abgepreßt; denn jener Beweis ist in der That so schwer nicht.

Indem jeder Einzelne seinem Geschäfte nachgeht und durch Erweiterung seiner Kenntnisse, seiner Verbindungen, durch Vergrößerung seines Capitals, seiner Geschicklichkeit, durch Erfindungen, durch Verbesserung der Werkzeuge fortwährend die Production größer zu machen sucht, so daß eine stets größere Summe von Gütern zur Vertheilung unter Alle kommt, indem die Concurrenz Aller den Preis vieler Güter herabdrückt, so daß die Bedürfnisse des Einzelnen im Verhältnisse zu seinem Verdienste stets billiger und leichter beschafft werden können, indem die fortwährende Capital-Aufsparung der Einzelnen das National-Capital vergrößert, und die Fülle an National-Capital wieder dem Einzelnen frommt, weil er sich das Betriebs-Capital zu seinem Geschäfte zu billigeren Zinsen verschaffen kann, — besteht allerdings eine Wechselseitigkeit zwischen dem Wohle des Einzelnen und dem Wohle Aller, welche solidarisch ist.

Die Wahrheit des von Bastiat angeführten Satzes, welcher die Rechtfertigung und die Grundlage der Gesellschaft selbst ist, wenn er auch nicht von selbst einleuchtend wäre, tritt bei jeder Frage unserer Wissenschaft an Tag.

Im Anfange der Gesellschaft geht der Tausch unmittelbar zwischen den Producenten vor sich, ohne die Hülfe eines Mediums. Der Jäger gibt dem Fischer direct einen Theil seiner Jagdbeute und erhält von diesem eine entsprechende Anzahl Fische dafür. Sobald aber die Arbeitstheilung sich vervielfältigt und das Geld erscheint, dann vermittelt dieses Medium den Austausch der erzeugten Werthe. Bald entsteht ein besonderer Geschäftszweig, welcher die Vertheilung der Güter von den Producenten zu den Consumenten besorgt, und der Handel ist da. Der Tausch heißt jetzt Kauf und Verkauf.

Weil die Producenten dann mit weit geringerer Mühe die Gegen-Werthe, die sie brauchen, für ihre Producte erlangen, und weil die Consumenten die Waaren, deren sie bedürfen, in beliebiger Menge ohne Mühe vom Händler haben können, so sparen Beide viel Arbeit und Zeit, während welcher sie für die Hervorbringung eigener Werthe thätig sind; es wird mehr producirt und das Producirte besser verwerthet; Erzeuger und Verbraucher gewinnen beim Tausche.

Je mehr nun die Arbeitstheilung im Tauschhandel ausgedehnt wird, um so größer sind die Vortheile, welche jeder Einzelne davon hat. Je größer der Wirkungskreis ist, um so mehr kann wieder die Arbeitstheilung ausgedehnt werden, und da zugleich die Mitwirkung der unentgeltlichen Naturkräfte auf den verschiedenen Theilen der Erde eine verschiedene ist, da die Menschen also dann am meisten produciren, wenn sie solche Erzeugungs-Gegenstände auswählen, bei welchen die unentgeltliche Arbeit der Naturkräfte die größte ist, da, wenn dies geschieht, jedes Land und jeder Erdstrich seine besondere, eigenthümliche Industrie haben sollte, — so ist der vollkommenste Zustand der Producenten und Consumenten derjenige, in welchem der Tauschhandel ohne Schranken die Producte der ganzen Erde gegen einander vertheilt.

Je weiter sich die Handels-Gesetzgebung eines Landes von diesem Normal-Zustande entfernt, um so benachtheiligter ist dasselbe, um so weniger Werthe werden hervorgebracht, um so ärmer ist das Land. Die Erfahrung steht diesem Principe zur Seite. Unter sonst gleichen Verhältnissen sind die Länder, welche dem Handel geringe Schranken auferlegen, reicher als die, welche demselben große Hindernisse bereiten. Auch sehen wir stets ein Volk rascher gedeihen, sobald es solche Hindernisse, wenn auch nur zum Theil, beseitigt hat. Die Tarif-Ermäßigung in England und Nordamerica gibt seit 1846 davon das schlagendste Beispiel.

In dem Handel selbst vervielfältigt sich die Arbeitstheilung in gleichem Schritt mit der Cultur des Landes. Anfangs ist der Händler zugleich der Beförderer der Waare. In Asien überwacht und leitet der Kaufmann die Karawanenzüge selbst; er muß sich einer weiten und gefährlichen Reise unterziehen, um seine Waare einzukaufen und sie dann wieder zu verkaufen, während welcher Reise er nichts Anderes treiben kann. Im Mittelalter bezogen alle Kaufleute in Mittel-Europa die Messen selbst; wegen der Unsicherheit der Straßen mußten sie noch ein besonderes Geleite haben oder Geleitsgeld bezahlen. Alles dies vertheuerte die Waaren, indem die Consumenten für die Mühe und Gefahr eine Prämie zahlen mußten. Im Hausirhandel hat sich heut zu Tage noch ein ähnliches Verhältniß erhalten.

Sobald das Land indessen dichter bevölkert wird, sobald gute Straßen den Verkehr erleichtern, so sehen die Kaufleute ein, daß sie bei weiterer Arbeitstheilung mehr verdienen; daß sie mehr profitiren, wenn sie nicht ihre eigenen Waaren-Transporteure sind. Es entstehen jetzt besondere Geschäftszweige, welche diese Arbeit übernehmen; wir erhalten Fuhrleute, Rheder, Spediteure. Da der Kaufmann, der Rheder, der Fuhrmann, der Spediteur alle seine Sinne auf Einen Zweig richten kann, so macht er die Vortheile, welche zu erlangen sind, sich viel rascher zu eigen. Jeder Einzelne fährt besser dabei, Jeder producirt mehr Werthe, als wenn er Alles zugleich gethan hätte. Aus diesem Grunde trennt sich der Handel, je nach dem verschiedenen Culturgrade des Landes, selbst wieder in viele Theile. Er zerfällt in Großhandel und Kleinhandel.

Der Detailhandel zählt unter sich wieder eine vielfältige Menge von Zweigen, je nach Verschiedenheit der Waaren. Bei ihm ist auch die Arbeitstheilung um so größer, je reicher und bevölkerter das Land ist. In den Städten z. B., wo Reichthum und Bevölkerung mehr angehäuft sind, theilen sich zehn verschiedene Handlungen in eine Anzahl von Waaren, welche ein Krämer auf dem Lande alle zusammen verkauft. In kleineren Städten hält wieder ein Kaufmann eine Auswahl von Waaren, welche in den Hauptstädten bei Einem allein gar nicht zu haben sind, sondern bei fünf bis sechs Kaufleuten geholt werden müssen. Während der Schuster in einer Landstadt Stiefel und Schuhe macht, ist dieses Gewerbe in den größeren Städten getheilt. Weil aber der Handwerker in letzteren sich nur mit Verfertigung Einer Sorte beschäftigt, so erlangt er weit größere Geschicklichkeit, und die Stiefel und Schuhe sind in größeren Städten besser gemacht, als in kleineren. In Wien, Berlin, Paris und London gibt es Schneider, die nur Röcke, andere, die nur Beinkleider, dritte, die nur Westen machen. Alle diese Kleidungsstücke sind in den genannten Städten besser gemacht, als in kleineren. Zugleich werden sie z. B. in Berlin so billig verfertigt, daß die Kleider-Producenten dieser Stadt schon auf allen Weltmärkten damit concurriren.

Der Großhändler eines ärmeren Landes muß seine Speculationen auf eine größere Anzahl von Gegenständen ausdehnen, als der eines reicheren. Der Großhändler einer reichen Handelsstadt an der See wird nur mit Einem Zweige von Waaren oder nur mit einer einzigen Waare Handel treiben, während der Grossist einer Provinzialstadt noch sehr viele Waaren halten muß.

Wir sehen also, die Arbeitstheilung ist das gewaltigste Werkzeug des Fortschrittes der Civilisation, und mit ihr unzertrennlich verknüpft ist der Handel. Der Handel versorgt die Bewohner der kalten Zone mit den

Weinen, dem Zucker, dem Kaffee, mit allen Genüssen des Südens, und die Bewohner der Tropenländer verdanken dem Norden wieder die Kleidung, die Werkzeuge, das Eis und alle Bequemlichkeiten und Genüsse, welche sie sonst ganz oder theilweise entbehren müßten. Dank dem Handel, sind London, Kopenhagen, Petersburg zu allen Jahreszeiten besser mit den Weinen und den Früchten des Südens versorgt, als Madrid selbst und Rom.

Hier ist der Ort noch, auf ein anderes Moment aufmerksam zu machen. „In Beziehung auf die sittliche Ausbildung der Völker", sagt Karl Arnd, „ist es gewiß vom höchsten Interesse, zu beobachten, wie der Großhandel nur von Personen betrieben werden kann, die im Rufe der strengsten Wahrheitsliebe und Redlichkeit stehen, wie daher nur an den Orten ein ausgedehnter Großhandel entstehen konnte, wo sich eine große Anzahl solcher Personen vorfand, und wie andererseits der an einem Orte einmal bestehende Großhandel unter dessen Bevölkerung den Sinn für Wahrhaftigkeit und Redlichkeit hervorruft, erhält und immer mehr ausbildet. Bestellt z. B. ein hamburger Haus bei einem solchen in Rio de Janeiro eine Schiffsladung Baumwolle, so übergibt dieses die Ladung einem Schiffer im vollen Vertrauen, daß dieser selbe an ihre Adresse abliefere, und im weiteren Vertrauen, daß das hamburger Handelshaus ihm den Preis gutschreibe und die auf dasselbe zu ziehenden Wechsel honorire. So legt ein Handelsmann oft sein ganzes Vermögen — die Grundlage seiner physischen Existenz und seines Erdenglückes — vertrauensvoll in die Hände eines Mannes, den er nie gesehen, der in einem weit entfernten Lande wohnt, und von dem er weiter nichts weiß, als daß er den Ruf eines Redlichen genießt. Dieser Sinn für strenge Rechtlichkeit hat dem unbeschützten Seehandel der deutschen Hansestädte einen größeren Aufschwung gegeben, als dies die ungeheuren Summen vermochten, welche zum Schutze des Seehandels der französischen, russischen und dänischen Handelsplätze aufgewandt worden sind. (Andere Gründe laufen da freilich auch mit unter.) Dieser Sinn verbreitet sich — in Folge der Ausbreitung jenes Handels — über die Bevölkerung ganzer Länder, wie wir dies an jener von England und Schottland wahrnehmen können. Dieser Handel schein keine mächtigere Einwirkung auf die Sittlichkeit der Volksmasse zu üben, als die vereinte Bemühung aller Religions- und Sittenlehrer."

Ein anderer Begleiter des Handels ist der Sparsinn. Wir sehen, daß die Bewohner industrie- und verkehrsarmer Länder erst dann anfangen, zu sparen, wenn sie sichere Aussicht auf Absatz haben, d. h. wenn die Absatzwege, die Straßen, verbessert werden. Wegen des Mangels guter Communications-Mittel herrschte bisher in Ungarn so geringer Sparsinn.

---

14. Der auswärtige Handel.

Die Beweggründe, Handel zu treiben, d. h. ein Gut von dem einen Orte nach dem anderen zu schaffen und dort zu verkaufen, sind vorzugsweise dreierlei Art: 1) das Gut ist an dem Orte des Käufers nicht producirbar, weil Klima oder andere Verhältnisse ein unübersteigliches Hinderniß darbieten; oder 2) man kann es nicht so billig herstellen, als an dem anderen Orte; oder 3) man kann das betreffende Gut zwar an dem Wohnorte des Käufers eben so billig herstellen, als an einem anderen Orte, allein es besteht ein anderer Productionszweig, welcher noch mehr Gewinn abwirft, als das angenommene Gut, weßhalb man für das eigene Product mehr von dem letzteren eintauschen kann, als wenn man es selbst producirte, obgleich dem Verkäufer die Herstellungskosten höher zu stehen kommen, als sie dem Käufer kommen würden, wenn er die Waare selbst producirte.

Aus dem Voigtlande werden z. B. große Quantitäten von gefärbten Baumwoll-Geweben nach England abgesetzt. Dieses könnte wahrscheinlich das Product selbst eben so billig und, in Betracht der wegfallenden Doppel-Fracht, billiger herstellen, weil es das Baumwollen-Garn, welches jene Weber nöthig haben, selbst producirt und weil seine Maschinenkräfte ausgebildeter sind. Allein die englischen Industriellen ziehen es vor, dieses Fabricat aus Deutschland zu beziehen, weil sie noch mehr Gewinnst in der Baumwoll-Spinnerei machen, als in der Weberei. Derselbe Grund aber, welcher die Schotten veranlaßt, Baumwollen-Gewebe im Fichtelgebirge zu bestellen, sollte die Deutschen veranlassen, sich mehr auf die Weberei und Färberei zu verlegen und, statt selbst kostspieliger das Garn zu spinnen, dasselbe aus England zu beziehen. Aus diesem Grunde können wir häufige Anlegung von Baumwoll-Spinnereien in Deutschland nicht billigen.

Das Städtchen Schwarzenbach bei Hof hat einen bedeutenden Absatz von Baumwoll-Geweben nach England. Bis jetzt beziehen die Fabricanten ihr Garn aus England und Sachsen. Nun hat man ausgerechnet, daß das Garn billiger zu stehen käme, wenn man es selbst producirte. Diese Wahrnehmung hat die Gründung einer Actien-Baumwoll-Spinnerei

in Baireuth und einer Maschinen-Spinnerei in Hof hervorgerufen. Hat man deßhalb klug gehandelt? Wir glauben, mit nichten; denn aus demselben Grunde, aus welchem die Schotten das Gewebe aus dem Voigtlande beziehen, obwohl sie das Halb-Fabricat am billigsten zur Hand haben und alle Gründe vorhanden wären, daß sie das Gewebe noch billiger herstellen könnten, — aus demselben Grunde sollten unsere Industriellen die Garn-Spinnerei bleiben lassen, das Garn aus England beziehen und, wenn Ueberfluß an Capital da ist, die Production an Webe- und Färberei-Stoffen vergrößern; weil darin eben größerer Gewinn zu machen ist. Die Vergrößerung der Production in diesem Einen Zweige würde den weiteren Vortheil haben, daß eine größere Arbeitstheilung möglich wird, daß beim Einkaufe der Halb-Fabricate im Großen, so wie beim Verkaufe die Handels-Conjuncturen besser benutzt werden können, daß also überhaupt die Productionskosten vermindert und dadurch der Markt bedeutend erweitert, durch die Masse der Production, die Ersparung an Arbeitskraft und die Vermehrung der Nachfrage aber der Gewinn noch mehr erhöht wird.

Nehmen wir den Fall, in dem Regierungs-Bezirk Oberfranken oder in der betreffenden Fabrikgegend sei ein Capital von zehn Millionen zur industriellen Verwendung vorräthig; fünf Millionen seien bereits in der Weberei und Färberei von leichten Baumwoll-Stoffen angelegt. Es wird in diesem Industriezweige ein Gewinn von zwanzig Procent gemacht. Nun ärgern sich einige Speculanten oder Anhänger der Theorie der sogenannten „nationalen Arbeit" darüber, daß das Garn aus England oder Sachsen bezogen wird, weil man es billiger haben könnte, wenn man es selbst producirte. Sie schlagen vor, für die fünf übrigen Millionen Spinnereien anzulegen. Es gelingt ihnen, die Capitalisten dazu zu überreden. Sie haben aber dem Lande reellen Schaden zugefügt; denn das Capital trägt jetzt die Hälfte oder ein Drittheil weniger Gewinn. Es wird also weniger Capital aufgespart, und in Zukunft werden weniger Arbeiter ernährt, oder besser die Vermehrung der Arbeitsbeschäftigung geht nicht so rasch und günstig vorwärts. Wenn man bloß aus dem Grunde Alles selbst machen sollte, weil man es selbst billiger herstellen könnte, dann müßte man auch eine Maschinen-Fabrik errichten, um die Baumwoll-Maschinen anzufertigen; man müßte überhaupt eine Menge Werkzeuge und Halb-Fabricate selbst machen. Es kommt aber nicht darauf an, ob man etwas selbst billiger machen kann, sondern ob man nicht in derselben Zeit, während welcher man eine solche Waare, deren man bedarf, fabriciren würde, etwas Anderes produciren kann, was mehr werth ist.

Wenn die Production in Webe-Stoffen um jene fünf Millionen auf einmal vermehrt würde, so wäre es möglich, daß das vermehrte Angebot den

Preis drücken und folglich den Gewinn vielleicht auf fünfzehn Procent herabsetzen würde; allein der geringere Preis würde bald die Consumtion um die volle Ausdehnung der Production vermehren; denn die Consumtion hat in der menschlichen Gesellschaft die Gestalt einer Pyramide. Ein geringer Preis-Abschlag kann die Consumtion verdoppeln, verdreifachen, ja, verzehnfachen. Bei einer Production mit dem Capitale von zehn Millionen sind so viele Vortheile vor einer mit nur fünf Millionen arbeitenden Fabrication, — Vortheile, die auf der Hand liegen, — daß der Preis bei der ersteren gar nicht mehr die alte Höhe zu erreichen braucht, um den Gewinn wieder auf zwanzig Procent zu bringen. Der Gewinn hängt nämlich, wie wir früher gesehen haben, von der Höhe des Arbeitslohnes ab. Bei hohem Arbeitslohne ist der Gewinn gering, und umgekehrt. Nun kann bei einer Vermehrung des in einem Industriezweige arbeitenden Capitals häufig mehr an Arbeit gespart werden, als die vermehrte Nachfrage des Capitals nach Arbeitern den Lohn erhöhen würde; es kann in mancher Hinsicht eine doppelte Quantität von Production mit Einer und derselben Arbeit beschafft werden. Ein und derselbe Arbeiter kann z. B. eine Dampfmaschine von zehn und eine von hundert Pferdekraft bedienen. Die Fabricanten im Voigtlande arbeiten z. B. jetzt noch größtentheils ohne Maschinen-Webstühle. Würden die fünf Millionen, statt zur Errichtung von Maschinen-Spinnereien, zum Ankaufe von Webe-Maschinen und Garn verwandt, so könnte dieselbe Anzahl von Arbeitern, an den Maschinen beschäftigt, vielleicht fünfmal so viel produciren. Der Arbeitslohn dieser vorhandenen Arbeiter würde für ihre vermehrte Geschicklichkeit etwas höher sein müssen; er würde aber gewiß nicht das Doppelte ersteigen. Gesetzt, der Arbeitslohn hätte für ein Producten-Quantum im Werthe von einer Million 100,000 betragen; werden nun wegen der Maschinen den Arbeitern 150,000 bezahlt, so werden, wenn die Production ins Fünffache erhöht ist, immer noch 350,000 gespart, wovon die eine Hälfte zum Gewinne gerechnet, die andere dazu verwandt werden kann, den Waarenpreis herabzusetzen, wodurch die Nachfrage und die Consumtion von Neuem gesteigert wird u. s. w.

Ein wesentliches Moment beim Handel sind die Transportkosten. Den Waaren wird dadurch so viel Werth beigefügt, als Dienstleistungen erforderlich sind, um sie von einem Orte zum anderen zu schaffen. Je schlechter, schwieriger, gefährlicher die Verkehrswege sind, um so höher sind die Transportkosten, und umgekehrt. Durch hohe Transportkosten wird dieselbe Waare auf einen höheren Preis geschraubt, Production und Consumtion werden erschwert und mithin auch der Handel gehindert. Je besser, bequemer, sicherer, billiger die Verkehrswege werden, um so billiger wird

die Production, um so mehr kann die Consumtion sich erweitern, der Handel, der den Austausch zwischen der vermehrten Production und Verbrauchung bewerkstelligt, gedeihen und der ganze gewerbliche Zustand eines Landes aufblühen. Wir haben hier ein neues Beispiel, wie sich beim Aufwande einer gleichen Summe von Arbeitskraft der Zustand der Bevölkerung in demselben Maße verbessern muß, in welchem die Civilisation vorwärts schreitet. Durch die Verbesserung der Straßen, den Bau von Canälen und Eisenbahnen werden immer mehr Naturkräfte zu unentgeltlicher Arbeit herangezogen, die Transport- und folglich die Productionskosten werden fortwährend vermindert, und eine höhere Summe von Producten kommt zur Vertheilung unter die arbeitende Bevölkerung. Keinem Industriezweige kommt dieser Fortschritt besser zu Statten, als den Boden-Producenten; denn der Absatz ihrer Erzeugnisse wird oft erst durch den Bau eines Canals oder einer Eisenbahn möglich gemacht; viele Ländereien werden oft erst in Anbau genommen, wenn ein solches Transport-Mittel in die Nähe kommt.

Wir haben gesehen, daß der Handel ein Austausch von Dienstleistungen ist. Wenn nun ein Land, das mit einem anderen in Verbindung steht, viel Handel treiben will, so muß es dem anderen viele Dienste leisten und dessen Dienste als Gegenzahlung zurück empfangen; oder, mit anderen Worten, wenn es viele Werthe empfangen will, muß es viele Werthe dafür exportiren. Ausfuhr und Einfuhr müssen sich immer das Gleichgewicht halten, wenn nicht ein Land gegen das andere benachtheiligt sein will; sie werden sich stets das Gleichgewicht halten, weil kein Land etwas umsonst herschenken wird. Will ein Volk viele Güter einführen, so muß es viele Producte exportiren; auf starke Ausfuhr folgt auch starker Import. Kein Volk wird so thöricht sein, seinem Nachbar Waaren zu schenken, jedes wird ein anderes Product als Gegenleistung verlangen.

Wenn wir an dieser Stelle wiederholt des großen Irrthums der Mercantilisten gedenken, welche der Meinung waren, daß ein Volk sich bereichere, wenn es viele Waaren exportire und wenige einführe, die Differenz sich aber an Geld herausbezahlen lasse, so geschieht das, weil hier der Ort ist, eine Erscheinung zu beleuchten, die Vielen unerklärlich ist, — die Verschiedenheit des Geldwerthes in Ländern, die einen verschiedenen Grad industrieller Entwicklung besitzen.

Die Mercantilisten haben nämlich Ursache mit Wirkung verwechselt und dadurch ihr System auf nichts gebaut. Ihre Beobachtung war ganz richtig, daß industriereiche Länder viele Producte exportiren und daß sie viel baares Geld importiren und besitzen. Die Ursache ihres Reichthums ist aber nicht der Umstand, daß sie viel Metall einführen, sondern daß sie

viele Werthe erzeugen. Der Ueberfluß an baarem Gelde müßte eher einen nachtheiligen Einfluß äußern; denn sobald mehr Metall im Lande sich befindet, als das Umlaufs-Bedürfniß erfordert, muß der Preis der Waaren und der Arbeitslohn steigen, und die Production wird erschwert, folglich die Quelle der Vermögens-Erzeugung geschmälert. So verhält es sich in der That: Der Ueberfluß an baarem Gelde ist nur eine Wirkung, ein Symptom des gedeihlichen Productions-Zustandes eines Landes, — aber keineswegs die Ursache.

In England ist der Geldwerth geringer, als im Süden. Woher kommt diese Erscheinung — obwohl wir wissen, daß Gold und Silber eine Waare ist, wie jede andere, daß sie ein gleichmäßiges Niveau auf der ganzen Erde herzustellen strebt, daß sie, sobald sie in dem einen Lande so hoch gestiegen ist, daß der Preis die Transportkosten übersteigt, in das andere geschickt wird, wie das Wasser von einer höheren zu einer niedrigeren Stelle läuft?

Die Erscheinung, von welcher wir sprechen, ist unabhängig von dem Gelde als Waare, deren Vorrath in allen Ländern ausgeglichen und durch den Stand des Wechselcourses gemessen wird; dieselbe hat mit dem Wechselcourse nichts zu thun. Sie bezieht sich auf den Handel und Wandel, auf den Verkehr und die Verzehrs-Verhältnisse des Inlandes.

Ein gewerbreiches Land, dessen Production und Capitals-Ansammlung in fortwährender Zunahme begriffen sind, dessen Jahres-Production die Summe der Verzehrs-Gegenstände übersteigt, kommt in die Lage, daß es für seine exportirten Werthe nicht immer wieder Producte brauchen kann, die sofort in reproductiver Consumtion verzehrt werden müssen, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollen. Da nun das baare Geld eine der dauerhaftesten und im Preise wenigst schwankenden Waaren ist, so wird der Ueberschuß der Production über die Consumtion, wenn er einen gewissen Grad erreicht hat, gern gegen diese leicht aufzubewahrende Waare vertauscht; und aus diesem Umstande folgt, daß der Geld-Vorrath um so größer ist, je industriereicher ein Land ist, je mehr in einem Lande die Production die Consumtion übersteigt. Dazu kommt noch ein anderer Umstand, den wir beim Abschnitte über den Credit näher erörtern: Je industriereicher und cultivirter ein Land ist, je besser seine Verkehrswege sind, je erleichterter und sicherer sein Geldmarkt ist, je entwickelter seine Verkehrs-Anstalten sind, — um so mehr Tausche werden mit demselben Stücke Geld bewerkstelligt. Ein Thaler bewirkt in Berlin so viel Tausche, als fünfzig Thaler auf dem Lande, weil sie da die längste Zeit im Kasten liegen. Dieser Umstand bewirkt also, daß in einer verkehrsreichen Gegend dieselbe Geldsumme größere Dienste leistet, als in einer ärmeren Gegend; daß dieselbe

Geldsumme durch den häufigeren Gebrauch einer größeren gleichkommt. Wenn nun sowohl durch diesen Umstand, wie durch die größere Metallmenge überhaupt der Vorrath so außerordentlich gesteigert wird, so muß naturgemäß dieses erhöhte Angebot den Preis des Geldes drücken oder, was dasselbe ist, den Preis der Waaren und den Arbeitslohn erhöhen. So sehen wir denn in der That gerade in den gewerbsreichen Ländern — je billiger auch die Groß-Production arbeitet, je wohlfeilere Waaren sie exportirt — den Arbeitslohn und die Waaren des gewöhnlichen Bedarfs steigen. Keine Fabrik-Erzeugnisse sind billiger, als die Industrie-Waaren Englands, und dennoch ist das Leben in England am theuersten. Aus demselben Grunde ist es theurer im Norden Deutschlands, als im Süden.

Darauf wirkt indessen auch noch ein anderer psychologischer Grund. Wer viel producirt, d. h. viel verdient, ist auch geneigt, mehr zu consumiren, als ein Anderer. Die Bedürfnisse wachsen, die Lebensgenüsse verfeinern sich, die Nachfrage nach den Bequemlichkeiten und Gütern, welche die höheren Bedürfnisse befriedigen, vermehrt sich, und in Folge dessen steigt der Waarenpreis und der Arbeitslohn.

Man sollte glauben, daß bei naturgemäßen wirthschaftlichen Zuständen dieser Unterschied zwischen Ländern und Kreisen unter einander durch die freie Bewegung und den Reiz des Gewinnes bald sich ausgleichen müßte. Wenn in Nord-Deutschland der Geldwerth ein geringerer ist, so sollte man meinen, das Geld würde sich von dort nach Süd-Deutschland ziehen, weil da dieselbe Summe mehr gelten würde. Allein dem ist nicht so. Die Nähe des Meeres, gute Institutionen, sichere Rechtspflege und was es sonst sein mag — geben der Speculation größeren Spielraum und verheißen raschere Gewinnste; deßhalb sucht das Capital seine Anlage dort. Nur Leute, die eine gewisse Rente zu verzehren haben, mögen gut thun, im Süden zu wohnen; und dies geschieht in der That. Das ist der Grund, weßhalb so viele Engländer im Süden Deutschlands sich aufhalten.

Aber auch in dem Falle, wo in einem gewerbsreichen Lande alle Productionszweige so übersetzt sind, daß der Gewinn ein sehr mäßiger wird, oder wo die Concurrenz der Arbeiter so groß ist, daß der Arbeitslohn das Minimum erreicht, entschließen sich Capital und Arbeitskraft nur äußerst schwer zur Wanderung ins Ausland. Der Arbeiter läßt sich meistens nur durch die äußerste Noth bewegen, sein Domicil zu verändern, um lohnendere Beschäftigung aufzusuchen; so daß Adam Smith auch mit Recht sagen konnte: „Die am schwersten zu transportirende Waare ist der Mensch."

So wie der Capitalist sich nicht gern von seinem Vermögen trennt und eine Anlage in seiner Nähe mit geringerem Gewinne einer gewinn-

reicheren in weiter Ferne vorzieht, so verläßt auch der Mensch ungern den Ort, wo seine Väter gewohnt haben, an den theure Jugend-Erinnerungen sich knüpfen. Er zieht es vor, da mit einem einfacheren Leben sich zu begnügen. Das ist der andere Grund, weßhalb der Geld-Werth und der Stand des Capital-Gewinnes, so wie des Arbeitslohnes nicht überall gleichmäßig ist.

Aber auch hier ist die im Dienste der Menschheit nivellirende Civilisation fortwährend bemüht, ein gewisses Maß in den Verhältnissen herbeizuführen, die zu schroffen Gegensätze auszugleichen. Durch die Dampfschifffahrt und die Eisenbahnen ist der Verkehr so erleichtert, die Länder sind einander so nahe gerückt worden, daß der Mensch bald nicht mehr die am schwersten zu transportirende Waare zu sein scheint. In America wenigstens ist er sehr leicht transportabel.

Auch das Capital ist durch den gleichen Umstand flüssiger geworden. In dem Maße, in welchem mit der steigenden Civilisation die Sicherheit des Eigenthums größer und die Rechtspflege sicherer und prompter wird, wagt sich auch das Capital in weitere Ferne. Von Unruhen in Europa geängstigt, strömt es aus Europa nach America; in den übersättigten Industriezweigen Englands nur geringen Gewinn bringend, hat es bereits die Wanderung nach Deutschland begonnen, um der industriellen Bewegung da unter die Arme zu greifen. Indem das Capital so wie ein befruchtendes Wasser die Länder erquickt, wirkt es als ein großer Civilisator; denn die Ersparnisse und Segnungen, die Intelligenz und die Arbeit des einen Landes kommen auch den anderen Ländern im Verhältnisse zu ihrem Cultur-Zustande zu Gute. Da aber das Capital es vorzieht, in diejenigen Länder zu strömen, welche geordnete Rechtspflege, Sicherheit der Person und des Eigenthums, persönliche Freiheit, freie wirthschaftliche Bewegung am meisten besitzen, so gibt es damit den Völkern und Regierungen die ernste und fühlbare Mahnung, Alles aufzubieten, um ihre Zustände möglichst zu Gunsten der Humanität und der Gesittung zu vervollkommnen. Das Capital ist auch in dem Sinne die größte Cultur-Macht.

Wir können unter solchen Umständen keinen Unterschied zwischen der Wirkung des ausländischen und des inländischen Handels finden und weder A. Smith beistimmen, welcher dem ersteren die Macht zuschrieb, größeren Gewinn abzuwerfen, noch denen, welche — gleich gewissen Socialisten — ihn ganz aufheben oder — gleich den Prohibitisten und Schutzzöllnern — ihn hemmen wollen. Bei freier wirthschaftlicher Bewegung thut er ganz dieselbe Wirkung, wie der Tausch im engsten Kreise des Inlandes. Er befördert die Arbeitstheilung und vermehrt dadurch die Production. Wenn der Handel zwischen Schlesien und Ungarn gehemmt ist und beide Länder keine

anderweitige Verbindung haben, dann müssen die Ungarn in üppigen Jahrgängen einen Theil ihres alten Weines wegschütten, um Fässer für das bessere Gewächs zu bekommen; ein Theil des Kornes verfault, und große Strecken Landes bleiben wüst liegen; die Viehzucht verschlechtert sich, weil Sorgfalt aus Mangel an Absatz sich nicht lohnt. Zugleich aber gehen die Bauern sehr zerlumpt einher, und die Schweinehirten wechseln im ganzen Sommer das Hemde nicht. In Schlesien dagegen bricht der Hunger-Typhus aus, während große Lager von Leinen-Waaren aufgespeichert ohne Absatz da liegen. Räumt man nun die Verkehrs-Hindernisse hinweg, so kann Ungarn die Producte, welche sonst zu Grunde gegangen wären, gegen Leinen austauschen, die keinen Absatz haben, und Beide befinden sich wohl. Sobald die ungarischen Bauern merken, daß sie für ihre Producte Geld oder Geldes-Werth haben können, so werden sie anfangen, mehr Ländereien in Anbau zu nehmen, die angebauten besser cultiviren, die Viehzucht verbessern und den Weinbau veredeln. Eben so werden die Schlesier ihre Production durch Ersparung an den Kosten, durch Maschinen, durch Aufwendung größeren Capitals zu vermehren und billiger zu machen suchen. So lange der ungarische Bauer aber keine Wege hatte, auf welchen er seine Producte verfahren konnte, so lange hatte er keine Ursache, mehr Arbeit aufzuwenden, als er durchaus nöthig hatte, sein Leben zu fristen. Das ist die Haupt-Ursache der Trägheit und der Verschwendungslust der ungarischen Land-Bevölkerung, über welche so vielfache Klagen geführt worden sind.

Durchaus unwirthschaftlich war es, daß vor etwa fünfzehn Jahren eine Gesellschaft für „nationale Arbeit" sich aufthat, welche eine ungarische Industrie mit Kunst und Gewalt hervorrufen und die österreichische verbannen wollte; wir sagen: ungerechtfertigt war es vom ökonomischen Standpuncte aus, — der politische geht uns nichts an. Aber auch vom politischen Standpuncte aus war diese Agitation verblendet. Denn wenn es die Absicht gewesen ist, Ungarn im Gegensatze zu den übrigen österreichischen Ländern zu heben und selbstständiger zu machen, so konnte das doch dadurch gerade am besten geschehen, daß das Land möglichst viele Werthe producirte. Nun ist das Land der Magyaren aber so gesegnet, daß die Früchte ohne Dünger wachsen, daß es vor den übrigen Ländern Europa's einen Vortheil hat, indem die unentgeltlichen Kräfte der Natur hier bei Anwendung gleicher Arbeit und gleichen Capitals mehr leisten, als anderswo. In keinem Industriezweige konnte Ungarn also mehr Werthe erzeugen, als in dem Landbaue. Um die Producte aber zu verwerthen, mußten Straßen, Canäle, Eisenbahnen gebaut, Flußbette regulirt werden; um die Production möglichst zu erleichtern, mußten die Frohnden aufgehoben, nützliche Kenntnisse verbreitet, bessere landwirthschaftliche Geräthschaften ange-

schafft werden, die Intelligenteren mußten den Bauern mit rationeller Landwirthschaft und gutem Beispiel an die Hand gehen. Die so gewonnenen Producte konnten ins Ausland geführt und Waaren dafür eingetauscht werden, die Ungarn fehlen und welche andere Länder vermöge der Beschaffenheit ihrer Lage und Bevölkerung billiger hervorzubringen im Stande sind. Auf solche Weise hätten die Ungarn eine bedeutend höhere Summe an Jahres-Producten erzielt, als wenn sie selbst Fabriken errichteten und ihre Straßen in patriarchalischer Einfachheit ließen. Wenn dann im Laufe der Zeit aller Boden aufs zweckmäßigste angebaut war, so daß ein bedeutender Ueberschuß der Jahres-Production nicht mehr vortheilhaft als Capital im Ackerbaue angelegt werden konnte, dann hätte dieses sich andere Beschäftigung gesucht, und eine naturgemäße Industrie würde von selbst dann entstanden sein.

Es wird von Seiten der Anhänger der „nationalen Arbeit" häufig der Einwand gemacht, „man dürfe sich nicht vom Auslande abhängig machen"; es wird gejubelt bei jedem Versuche, ein Product, das bis dahin vom Auslande bezogen wurde, im Inlande zu erzeugen. Wir können in dieser Hinsicht keinen Unterschied finden bei dem Verhältnisse zwischen Nation und Nation, zwischen Kreis und Kreis, Stadt und Stadt, Familie und Familie. Wie es, vermöge des Gesetzes der Arbeitstheilung, nicht vortheilhaft ist, wenn jeder einzelne Mensch sein eigener Schneider, Schuster, Bäcker, Schmied, Tischler, Maurer, Hutmacher u. s. w. ist, so kann es nicht vortheilhaft sein, wenn jede Stadt, oder jeder Landes-Bezirk, oder jedes Reich, oder jeder Welttheil alles, was er braucht, selbst macht. Wenn die sogenannte Abhängigkeit des einen Landes von den Waaren des anderen vielleicht für den Fall eines Krieges unangenehm wäre, so trifft die Calamität des Waaren-Ausfuhr-Verbotes das eine Land wie das andere; und dies ist gewiß das größte Motiv, gerade einen solchen Krieg zu verhindern.

In der gegenwärtigen orientalischen Frage hat es sich am besten gezeigt, welch ungeheures Gewicht die gegenseitige Solidarität der Völker für den Frieden in die Wagschale wirft, — eine Solidarität, die nur dadurch hervorgerufen ist, daß die civilisirten Länder sammt und sonders in Betreff der Waaren-Aus- und Einfuhr von einander „abhängig" sind. Nur das verhältnißmäßig am wenigsten cultivirte Land, Rußland, konnte es wagen, der übrigen Welt ein Dementi geben zu wollen, muß aber durch seinen eigenen Schaden dafür büßen. Rußland glaubte, das übrige Europa hätte sich von seiner Getreide-Ausfuhr abhängig gemacht; es wird aber finden, daß, sobald der Krieg nur zwei, drei Jahre dauert, der Handel neue Quellen aufgesucht haben, daß die Production z. B. in America größeren Aufschwung

genommen haben wird, und daß am Ende nur die russische Production und der russische Handel darnieder liegen, von welchen das Ausland hat abhängig sein sollen.

Aber auch für den Kriegsfall gibt es noch einen Grund, welcher diese Theorie verwerflich macht. Wenn ein Land Alles selbst produciren will, bringt es offenbar weniger Werthe hervor, als wenn es nur die lohnendsten Productionen betreibt. Im letzteren Falle wird es offenbar reicher, als im ersteren; und ein capital-reiches Land hält auch den Krieg besser aus, als ein capital-armes; denn schon Montecuculi hat gesagt: „Zum Kriege gehört Geld — Geld — Geld." Eine Ausnahme könnte nur gestattet sein bei Waaren, die gar keine Güter der allgemeinen Consumtion des Friedens sind, sondern nur durch den Krieg bedingt werden, wie Pulver, Waffen u. s. w.

Man sollte gerade nichts sehnlicher wünschen und erstreben, als alle Völker hinsichtlich der Befriedigungs-Mittel ihrer Bedürfnisse so abhängig von einander zu machen, daß keines das andere entbehren kann. Der allgemeine Weltfriede wird so am sichersten gegründet, und der Handel ist der große Menschenfreund, welcher ein starkes Band um die Nationen der Erde schlingt, welcher auch die entferntesten und wildesten Stämme endlich der Segnungen der Cultur theilhaftig werden läßt und die Erde zu einer großen Werkstätte umwandelt, in welcher alle Gesellen, nach dem Winke des großen Meisters schaffend, immer intelligenter und wirksamer an dem Tempel ihres eigenen Glückes bauen.

Wir haben gesehen, daß ein Land eine bestimmte Waare vom Auslande beziehen kann, obgleich es im Stande wäre, diese Waare selbst billiger herzustellen, — weil die Erzeugung eines anderen Productes eben noch mehr Gewinn abwirft. Wird dieselbe Waare hingegen im Inlande erzeugt, dann muß die des Auslandes wenigstens um die Transportkosten und den Eingangszoll billiger sein, um einen Handels-Verkehr möglich zu machen. Die ausgeführte Waare ist im Auslande um die Transportkosten und den Zoll theurer, als am Orte der Production. Hingegen kann der Fall eintreten — und er ist auf Stapelplätzen des Zwischen-Handels nicht selten —, wo die ausgeführte Waare billiger ist, als am Erzeugungs-Orte. Es kommt z. B. nicht selten vor, daß der Tabak und der Kaffee in Hamburg oder Amsterdam billiger sind, als in America oder auf Java. Dies ist die Folge einer plötzlichen Ueberschwemmung des Marktes, übertriebener Speculation, und hängt mit den Capital-Krisen zusammen, indem Kaufleute oft mit ihren Speculationen ihren Vermögensstock zu weit überschritten haben und dann, gedrängt, Waare um jeden Preis losschlagen müssen; oder wenn bei großen Vorräthen plötzlich eine günstigere Aussicht auf Gewinn

in einem anderen Artikel oder Geschäfte sich eröffnet, welcher Gewinn den aus dem unter den Productionskosten erfolgten Verkaufe des Tabaks oder Kaffee's entstehenden Verlust wieder reichlich ersetzt. Nehmen wir an, ein hamburger Kaufmann hat für 100,000 Mark Banco Kaffee gekauft, welchen er in Java mit 95,000 M. B. bezahlt hat. Er hofft nach seiner Erfahrung denselben für 120,000 M. B. zu verkaufen. Nun erfährt er aber durch den Telegraphen aus Liverpool die mit dem aus New-York eingetroffenen Dampfschiff angelangte sichere Nachricht, daß eine Fehl-Aernte in der Baumwolle bevorstehe. Er berechnet, daß dieser Artikel um wenigstens fünfzig Procent im Preise steigen müsse. Tages zuvor war ihm ein Vorrath von Baumwollen-Ballen zu 100,000 M. B. angeboten worden; er könnte ein vortreffliches Geschäft machen, wenn der Verkäufer noch nicht um die neueste Nachricht weiß; allein es fehlt ihm das Geld, weil er sein ganzes Capital in den Kaffee gesteckt hat. Rasch entschlossen, verkauft er seinen Kaffee um 90,000 M. B. und kauft die Baumwolle um 100,000. Er hat zwar, die Transportkosten eingerechnet, 10,000 M. B. verloren; allein dafür ist er sicher, wenigstens 50,000 M. B. aus der Baumwolle zu gewinnen, während ihm der Kaffee nur 20,000 Gewinn gebracht hätte. Im Ganzen steht die Bilanz immer noch um 20,000 M. B. zu seinen Gunsten; — der Kaffee aber ist unter seinen Erzeugungskosten losgeschlagen worden. Solche Fälle kommen, wie bemerkt, nicht selten vor. Sind beim Eintreten einer reichen Aernte noch große Vorräthe auf dem Lager, so können die Besitzer genöthigt werden, diese unter dem Kostenpreise loszuschlagen, weil das reichliche Angebot den Preis der Waare gedrückt hat.

Dies vorausgeschickt, können wir einem anderen Vorurtheile, welches in Deutschland noch gäng und gäbe ist, den Krieg erklären: der Meinung nämlich, daß es für die Producenten am vortheilhaftesten sei, direct an die Consumenten zu verkaufen, und für die Consumenten, ihre Waaren direct von den Erzeugern ohne Mittelsmann zu beziehen. Für die Fabrication namentlich schlägt man den directen Bezug der Rohstoffe als vortheilhaft vor.

Außer den oben angeführten Umständen ist ein solcher directer Verkehr in der Regel gefährlicher und kostspieliger schon wegen des Princips der Theilung der Arbeit. Es ist sehr selten, daß ein Fabricant, der in seinem Fache Tüchtiges leistet, auch die Kenntnisse und die Umsicht besitzt, welche der Kaufmann haben muß, um den Stand der Märkte u. s. w. zu übersehen. Und wenn er auch im Stande wäre, Beides zu vereinigen, was als Regel gar nicht angenommen werden kann, so macht doch das Capital einen Strich durch die Rechnung. Denn er macht entweder mit dem Handel oder mit der Fabrication mehr Gewinn; in dem einen wie in dem

anderen Falle wird er sein ganzes Capital in den Handel oder in die Fabrication stecken. So machen es die englischen Fabricanten, und es wäre zu wünschen, daß unsere deutschen, welche von dem höheren Preise im Detail-Verkaufe sich locken lassen und dafür Capital und Arbeit der Fabrication entziehen, dieses Beispiel nachahmen möchten. Von da an würde unsere Industrie einen rascheren Aufschwung nehmen, — denn ihr Lebensmark ist die Theilung der Arbeit. Wenn die Fabricanten als Consumenten von Rohstoffen zum directen Bezuge schreiten, dann erhalten sie in der Regel schlechtere und theurere Waare, als von den Großhändlern in den Seestädten, weil diese durch ihre Ausbildung und ihre Verbindungen, die nur durch langjährige Erfahrung angeknüpft werden können, bei der Lehrgeld bezahlt werden muß, weit bessere Kenntniß der Waare besitzen und die Conjuncturen des Marktes besser benutzen können.

Die Consumenten an und für sich sind selbstverständlich an den Kaufmann angewiesen, weil das von ihnen gebrauchte Quantum so klein ist, daß in der Regel ein Mittelsmann erst die Vertheilung übernehmen muß.

Nur in Ländern, wo der Verkehr noch auf einer niedrigen Stufe der Entwicklung steht, kann es zuweilen vortheilhafter sein, vom Producenten direct zu kaufen. Sobald aber ein verzweigter, solider Handelsstand sich entwickelt hat, wird dieser die Vertheilung der Güter in die Hand nehmen. „Die Chinesen," sagt J. B. Say, „welche ihren ganzen auswärtigen Handel durch andere Nationen betreiben lassen, machen daraus nicht minder beträchtliche Gewinnste; denn diese genügen, um auf derselben Land-Oberfläche noch einmal so viel Bewohner, als Europa zählt, zu ernähren." Würde China die Gränzen seines Reiches ganz dem Handel eröffnen, so würde es noch mehr sich bereichern.

15. Von den Absatzwegen.

„Die Unternehmer in den verschiedenen Industrie-Zweigen pflegen zu sagen, die Schwierigkeit liege nicht in der Production, sondern im Verkaufe, und man würde stets Waaren genug produciren, wenn sie leicht abzusetzen wären. Sobald der Absatz ihrer Producte langsam, mühselig und wenig vortheilhaft ist, sagen sie: das Geld ist rar; das Ziel ihrer Wünsche ist eine lebhafte Consumtion, wodurch die Käufe vervielfacht und die Preise festgehalten werden. Fragt man sie aber nach den Umständen und Ursachen, die dem Verschluß ihrer Producte günstig seien, so bemerkt man, daß die Mehrzahl eitel verworrene Ideen von diesen Materien hegt, die Thatsachen schlecht beobachtet und noch schlechter erklärt, daß sie das Zweifelhafte für ausgemacht hält, das wünscht, was ihrem Interesse scheitelrecht widerstreitet, und bei der Staatsgewalt um einen Schutz buhlt, der fruchtbar an verderblichen Resultaten ist."

Mit diesen Worten beginnt J. B. Say eine Abhandlung, durch welche er nicht wenig dazu beigetragen hat, ein altes Vorurtheil zu vernichten.

Der Mann, welcher durch seine Arbeit, seine Dienstleistungen Dingen Werth beibringt, kann nur da hoffen, daß dieser Werth werde geschätzt und bezahlt werden, wo andere Menschen die Mittel besitzen, jene Güter zu kaufen. Worin bestehen diese Mittel? fragt Say. In anderen Werthen, anderen Producten — den Früchten von deren Arbeit, Capitalien und Ländereien. Daraus geht hervor, daß lediglich die Production der Production ihre Absatzwege eröffnet. Wenn die Waaren auch in der Regel mit Geld abgeschätzt und bezahlt werden, so waren es doch wieder Dienstleistungen, Werthe, Producte, für welche jenes Geld eingetauscht wurde. Wenn der Wagner Ackergeräthschaften an den Landwirth verkauft, so erhält er allerdings Geld dafür, aber dieses Geld hat der letztere sich erst wieder durch Getreide verschafft: das Getreide ist nur durch Dienstleistungen

erzeugt, und genau genommen, sind nur Dienstleistungen gegen Dienste vertauscht worden.

„Wenn man sagt: Der Verkauf geht nicht, weil das Geld rar ist, so nimmt man das Mittel für die Ursache: man begeht einen Irrthum, der daher rührt, daß fast alle Producte zu Geld gemacht werden, bevor man sie gegen andere Waaren umtauscht, und daher, daß eine Waare, die so oft vorkommt, dem Pöbel als die Waare aller Waaren erscheint, als das Ziel alles Verkehrs, dem sie doch nur als Vermittler dient. Man sollte nicht sagen: der Verkauf geht nicht, weil das Geld rar ist, sondern: weil die anderen Producte rar sind. Geld gibt es immer genug zum Behufe des Umlaufes und des wechselseitigen Austausches der sonstigen Werthe, sobald diese Werthe wirklich existiren. Fängt der Masse von Geschäften das Geld zu gebrechen an, so ersetzt man es leicht, und die Nothwendigkeit dieses Ersetzens ist das Wahrzeichen eines sehr günstigen Umstandes: sie beweis't, daß eine große Menge producirter Werthe da ist, womit man sich eine große Menge anderer Werthe zu verschaffen wünscht. Die vermittelnde Waare, welche alle Umsätze erleichtert, wird in diesem Falle sehr leicht durch bekannte kaufmännische Mittel vertreten, und bald strömt das Geld herbei: aus dem Grunde, weil jede Art von Waaren sich an den Ort begibt, wo man ihrer bedarf. Wenn es dem Handel an Geld gebricht, so ist dies (außerordentliche Störungen ausgenommen) ein eben so gutes Zeichen, als wenn es den Waaren an Magazinen fehlt. Findet eine überflüssige Waare keinen Käufer, so liegt der Hinderungsgrund ihres Verkaufes so wenig im Geldmangel, daß ihre Verkäufer sich glücklich schätzen würden, deren Werth in solchen Waaren, die zu ihrer Consumtion dienen, nach dem Curs des Tages zu empfangen: sie würden kein Geld suchen und seiner nicht bedürfen, weil sie es bloß darum wünschen, um es in Waaren ihrer Consumtion zu verwandeln."

Wir sehen daher, daß der Absatz da am schnellsten und leichtesten ist, wo am meisten Werthe producirt werden; besser in Städten, als auf dem Lande, besser in stark bevölkerten, reichen Gegenden, als in armen Ländern.

„Es ist eine interessante Bemerkung, sagt Say, daß jedes Product vom Augenblicke seiner Erzeugung an für den ganzen Betrag seines Werthes anderen Producten einen Absatzweg eröffnet. In der That, wenn der letzte Producent ein Product vollendet hat, so geht sein höchstes Streben nach dessen Verkaufe: damit der Werth dieses Productes in seiner Hand nicht brach liege. Nun kann man aber seines Geldes nicht anders los werden, als indem man irgend ein Product zu erkaufen sucht. Folglich

sieht man, daß die bloße Thatsache der Bildung eines Productes, sobald sie erfolgt ist, für andere Producte einen Absatz herbeiführt. Wenn dies so ist, wird man fragen, woher rührt denn jene erstaunliche Schwierigkeit, die man besonders, wenn die Lage der Staats-Angelegenheiten nicht günstig ist, beim Absatz der Industrie-Producte erfährt, so daß alsdann so wenig Vortheil daraus zu ziehen ist? Diese Frage ist natürlich, aber die Antwort darauf kann nicht eine einzige sein: sie ist mannigfaltig und findet sich in diesem ganzen Werke zerstreut, welches entwickelt, was dem Absatze günstig oder hinderlich ist, indem es entwickelt, was der Production günstig oder hinderlich ist. Hier will ich mich mit der Bemerkung begnügen, daß der Mangel an Absatz eines Productes oder selbst einer großen Productenmenge das bloße Resultat einer Anpfropfung in einem oder mehreren der Industrie-Canäle ist; daß alsdann in diesen Canälen eine größere Masse jener Producte steckt, als der allgemeine Bedarf erheischt; und daß dies immer daher rührt, daß andere Canäle, weit entfernt von einer Anpfropfung, im Gegentheil von mehreren Producten fast geleert sind, die um ihrer Seltenheit willen in demselben Grade stärker, wie die ersteren schwächer, gesucht werden. Gerade weil die Production der mangelnden Producte gelitten hat, finden die überflüssigen Producte keinen Absatz und muß ihr Preis sinken. Mit anderen Worten: viele Leute haben weniger eingekauft, weil sie weniger gewonnen haben; und sie haben darum weniger gewonnen, weil sie in der Verwendung ihrer Productionsmittel Schwierigkeiten gefunden, oder auch weil diese Mittel ihnen gefehlt haben. Auch kann man wahrnehmen, daß gerade die Zeiten, wo gewisse Waaren sich schwer verkaufen lassen, dieselben sind, wo andere Waaren auf überschwängliche Preise steigen. Frankreich hat davon ein auffallendes Beispiel in den Jahren 1811, 12 und 13 erlebt, wo man den ungeheuren Preis der Colonial-Waaren, des Getreides und mehrerer anderer Producte gleichen Schritt mit der trostlosen Herabsetzung und dem nur nachtheiligen Absatze vieler anderen Waaren halten sah. — Da hinwiederum in hohen Preisen ein Motiv zur Vermehrung der Erzeugung solcher Waaren liegt, so müßten übermächtige Kräfte oder Gewaltmittel, wie z. B. physische oder politische Unfälle, die Habsucht oder das Ungeschick der Regierungen diesen Mangel von der einen Seite zwangsweise erhalten, wodurch auf der anderen Anpfropfung und Stockung entsteht. So wie diese Krankheitsursache aufgehoben ist, strömen auch die Productionsmittel nach den leeren Canälen, und das Product von diesen verschlingt die Ueberfülle der anderen: das Gleichgewicht stellt sich wieder her und würde selten gestört werden, wenn die Productionsmittel stets ihrer völligen Freiheit überlassen blieben."

Wir haben schon bemerkt, daß der Absatz um so leichter sei, je reicher das Land; da ein Land aber um so reicher ist, je mehr es producirt, so ist der Absatz auch da am besten, wo am meisten und am leichtesten producirt wird. „Eine zweite Folgerung aus demselben Principe", sagt Say, „ist die, daß Jeder bei der Wohlfahrt Aller interessirt, und daß die Blüthe des einen Industriezweiges der Blüthe aller anderen günstig ist. Wirklich findet man in jedem Industriefache, das man bearbeitet, und in jedem Talente, das man ausübt, um so leichter Arbeitsgelegenheit, je mehr man von Leuten, die selbst gewinnen, umringt ist. Der Mann von Talent, den man in einem verarmenden Lande traurig vegetiren sieht, würde in einem wohlhabenden Staate tausend Stellen finden, wo man seine Fähigkeiten anwenden und belohnen könnte.

„Jedes Volk ist in Bezug auf seine Nachbarvölker ganz im Verhältnisse einer Provinz zur anderen, oder einer Stadt in Bezug auf die Dörfer: es ist dabei interessirt, sie aufblühen zu sehen, und versichert, bei ihrem Reichthum zu gewinnen.

„In der Aufreizung zur Consumtion", schließt Say seine Betrachtungen über diesen Gegenstand, „liegt noch keine Beförderung des Handels; denn es kommt weit minder darauf an, die Lust, als die Mittel zur Consumtion zu verschaffen. Die Production aber, indem sie diese Mittel schafft, ruft von selbst die Consumtion hervor; sei diese Consumtion eine rein genießende oder eine wiedererzeugende." Absatzstockungen, die bei ungehinderter Production Statt finden, haben ihre Ursache nicht in dem angeführten Gesetze, sondern in den Menschen selbst. Wenn Jemand sein Geschäft nicht versteht, theurer und schlechter producirt, und folglich schlechte Waaren theurer verkaufen will, als sein Concurrent, dann mag ihm der gewünschte Absatz fehlen; er hat aber nur sich, nicht das Naturgesetz anzuklagen. Wenn man dieses Gesetz, daß die Production die Consumtion hervorrufe, eingesehen hat, so braucht man, wie Say glaubt, nicht ängstlich zu grübeln, auf welches Industriefach man die Production vorzüglich gerichtet zu sehen wünschen müsse. Die geschaffenen Producte erregen verschiedene Nachfrage, je nach dem Zustande der Sitten, der Bedürfnisse, der Capitalien, der Industrie und der Naturkräfte des Landes; die gesuchten Waaren bieten, kraft der Concurrenz der Suchenden, stärkeren Gewinn, und die Production wendet sich von selbst wieder stärker diesem Industriezweige zu. In einer Gesellschaft, Stadt, Provinz oder Nation, welche viel producirt und wo die Productenmasse jeden Augenblick anwächs't, werfen fast alle Handelszweige, alle Arten der Industrie schönen Gewinn ab, weil die Nachfrage bedeutend ist und stets eine Menge von Gütern zur Bezahlung neuer Productiv-Dienste bereit liegen. — Umgekehrt findet sich

in jedem Staate, wo die Production kümmerlich fortgeht und niemals die Quantität der consumirten Werthe ersetzt, wegen der immer abnehmenden Nachfrage, stets mehr feilgebotene als verkaufte Waare; jeder Gewinnst, jeder Sold ist im Fallen, die Anlegung der Capitalien wird zum Wagstück, der Wohlstand der Staatsangehörigen vermindert sich, und endlich tritt Entvölkerung, Mangel, Barbarei an die Stelle des Wohlstandes und Glückes, welche reichliche Production hervorruft.

---

16. Das Einkommen.

Das Einkommen ist der Preis für die Dienstleistungen eines Jahres, mögen diese vermittelst directer Arbeit oder aufgehäufter (Capital) verrichtet sein. Was ein Arbeiter mit seiner Hand, oder was einer mit seinem Kopfe innerhalb eines Jahres verdient, ist so gut Einkommen, wie die Zinsen, welche einem Andern sein Capital einbringt. Das Einkommen einer Nation ist die Summe der Löhne für die Dienstleistungen aller Arbeiter von physischer oder intellectueller Beschäftigung, die Summe von Gewinn für alle Capitalien der Bevölkerung. Staats-Einkommen ist die Summe der bezogenen Steuern und der Ertrag der Domainen. Zum Einkommen muß gerechnet werden alles, womit man den Lebensunterhalt bestreitet; davon ausgenommen ist hingegen das Capital. Das Capital wird verbraucht, kann aber, wenn es in den neuen Gütern wieder erscheint, nicht als Einkommen gerechnet werden. Der Umstand, daß eben in allen Beschäftigungen Capital verbraucht wird, hat Viele zwischen Roh- und Rein-Einkommen unterscheiden lassen. Da das Capital aber eigentlich nur die Gestalt verändert und den gleichen Werth behält, so kann ein Geschäftsmann, der das früher in irgend einer Gestalt ausgegebene Capital in einer anderen Gestalt wieder einnimmt, dasselbe nicht zum Einkommen rechnen. Er hat eben nur eine Einnahme gemacht. Was A. Smith also „rohes Einkommen" heißt, ist, genauer ausgedrückt: „Einnahme"; und der Begriff des Einkommens braucht daher in keine Sonder-Abtheilungen getrennt zu werden.

Das National-Einkommen besteht also aus dem Werthe sämmtlicher Hand- und Geistesarbeit, sämmtlichen Gewinnes aller Capitalien, die beide in Ackerbau, Manufactur-Industrie und Handel, in Kunst, Wissenschaft und Functionen des Staats-Organismus verwandt sind. Dagegen darf man nicht den Irrthum begehen und die Zinsen für Staats- oder Privat-Schulden zum National-Einkommen zu rechnen. Denn die Obligationen, welche verzins't werden, sind nur die Repräsentations-Mittel für ein Capital, das anderswo steckt. Die Obligationen einer Eisenbahn sind nicht ein

Capital an sich, sondern nur eine Anweisung auf das Eigenthum der Eisenbahn selbst. Ein Capitalist, der auf ein Grundstück Geld ausleiht, wird gewissermaßen für seinen Antheil Miteigenthümer des Grundstückes; seine Schuldverschreibung an und für sich hat das National-Vermögen nicht vermehrt. Von diesem sind also abzuziehen — alle Obligationen für Staats- und Privat-Schulden und alle Schuldverschreibungen.

Der Begriff des Einkommens wird von besonderer Bedeutung bei der Steuererhebung. Aus unserer Erklärung des Einkommens folgt nämlich, daß keine Classe von Staatsangehörigen einen Vortheil oder Nachtheil bei der Besteuerung hat, sondern daß sie da, wo letztere gerecht sein soll, alle gleichmäßig nach dem Verhältnisse ihres Einkommens, mag dieses aus directer oder angehäufter Arbeit entspringen, beitragen müssen.

Es folgt daraus und aus früheren Entwicklungen, daß alle Steuern, welche das Vermögen treffen, unbillig und schädlich sind, weil sie irgend einem Erwerbszweige des Landes Capital entziehen. Es folgt ferner daraus, daß nicht das Capital noch besonders zur Besteuerung herangezogen werden darf, wenn man der industriellen Entwicklung des Landes nicht schaden will.

Wenn es sich von selbst versteht, daß dasjenige Einkommen nicht besteuert werden darf, welches gerade nur hinreicht, um einen Arbeiter oder eine Arbeiterfamilie zu ernähren, so dürfte auch das Einkommen, welches vom Capital herrührt, erst von einer bestimmten Summe aufwärts besteuert werden; denn es gibt genug Familien, Witwen, Waisen u. s. w., welche von ihrer Hände Arbeit nicht leben können und von dem Ertrag eines Capitals leben müssen, das gerade ausreichende Zinsen abwirft, um die Lebensbedürfnisse zu decken, aber nicht mehr.

Wenn wir hier von der directen Einkommensteuer sprechen, welche schon wegen der Billigkeit ihrer Erhebung als die zweckmäßigste erscheint, so müssen wir doch die progressive Einkommensteuer verwerfen, weil sie die Ansammlung von Capital hindert und folglich dadurch die Industrie lähmt. Es ist dem Anscheine nach nur billig, daß jemand, der ein großes Einkommen hat, nicht allein pro rata, sondern verhältnißmäßig mehr zu den Staatskosten beitrage, als einer, dessen Einkommen seine nothwendigen Bedürfnisse nur wenig übersteigt; denn wenn einer, der 100,000 Thlr. Einkommen hat, 80,000 Thlr. davon in die Steuer-Casse entrichten müßte, so bliebe ihm jährlich immer noch mehr, als einem Andern, der nur 1200 Thlr. Einkommen hat und 40 Thlr. Steuer zahlen muß. Allein es begreift sich leicht, daß bei einer solchen Vertheilung der Steuerlast wenig Lust vorhanden wäre, Capital anzusammeln; daß alles flüssige Capital ins Ausland wandern, das inländische fortwährend abnehmen, die Industrie

dahin siechen, die Arbeiter ins Verderben gerathen und die Staatskräfte selbst endlich ganz lahm gelegt werden, die Steuerquellen versiegen würden.

Wenn auf der einen Seite somit eine solche Steuer-Vertheilung, die das Einkommen zu stark angreift, vom Uebel ist, so ist eine andere nur zu billigen, welche der weniger productiven Verwendung des Einkommens entgegentritt — die Luxus-Steuer. Nicht, daß wir unbedingte Gegner des Luxus wären; er ist, wo er eine natürliche Folge der Productionsfülle, an seinem Platze. Derselbe tritt indessen in seiner schroffsten Gestalt gerade in armen Ländern (z. B. Rußland) auf, die der Capital-Ansammlung am bedürftigsten sind.

In solchen Verhältnissen verzehrt der Luxus unproductives Capital, welches eine größere Anzahl von Arbeitern hätte productiv beschäftigen können, die ihrerseits das Capital mit Gewinn erhalten und somit die Erwerbsfähigkeit des Landes vergrößert hätten. Es drängt sich bei dieser Frage die Wahrheit mit besonderer Macht auf, daß die Extreme nichts taugen. Während übertriebener Luxus das Capital eines Landes verwüstet oder wenigstens das Ansammeln desselben verhindert, kann eine mäßige Genußsucht viel mehr ersparend auf die Industrie wirken. Auch gibt es für den Luxus kaum eine Gränze, weil das Maß und die Zahl der Bedürfnisse relativ sind. In dem einen Lande ist Luxus, was in dem anderen kaum die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigt. In Oberschlesien ist der Arme froh, wenn er eine Kartoffel oder ein Stück Brod als Almosen erhält. Am Rheine verlangt der Bettler schon einen Kreuzer, und in Lon[illegible] don Geld, um einen Trunk Bier zu kaufen. Das Steigen der Bedürfnisse ist ein Sporn für die Menschen, ihre Thatkraft, ihren Fleiß, ihre Sparsamkeit, ihre Kenntnisse und damit ihre Production zu erhöhen. „Wenn man meinen Landsleuten“, sagt die Irländerin Lady Morgan, „nur einmal das Bedürfniß nach Strümpfen und Schuhen einflößen könnte, so wäre ihnen geholfen.“

Wenn der Mangel an Bedürfnissen (freilich neben manchen anderen Uebelständen) das Emporkommen der irischen Bauern und Pächter hindert, so trägt der übertriebene Luxus der Gutsbesitzer doch auch nicht minder dazu bei, das Aufblühen des Landes zu erschweren. In Polen und Rußland treibt der Adel mehr Luxus, als in Deutschland die reicheren Classen; die Bauern in jenen Ländern sind aber auch viel übler daran, als in dem letzteren. In Deutschland wird dagegen viel mehr Capital aufgehäuft, als in Polen und Rußland. In letzteren Ländern ist daher äußerst wenig Fortschritt in Wohlstand, in geistiger Bildung, wenig Vermehrung der Güter des Lebens zu finden.

---

17. Die Vertheilung des Vermögens.

Die Klage über die ungleiche Vertheilung des Vermögens unter den Menschen ist ein altes Lied. Schon zu den ältesten Zeiten hat es Vorschläge gegeben, wie diesem Uebelstande radical abzuhelfen sei, und dennoch ist er bis in die neueste Zeit geblieben. Deßhalb muß er doch auf irgend einem Naturgesetze beruhen, welches eine Ausgleichung zwischen Arm und Reich verhindert. Dieses Gesetz besteht einfach in der Verschiedenheit der körperlichen und geistigen Kräfte der Menschen, in der Verschiedenheit der Anlagen, des Temperaments, der Erziehung, der Leidenschaften u. s. w. Kaum zwei Menschen gibt es mit gleichen Anlagen, gleichen Kräften, gleicher Erziehung, gleichem Temperament, gleichem Charakter und gleichen Leidenschaften! Wie soll es da möglich sein, eine gleiche Vertheilung des Vermögens aufrecht zu erhalten? Der Eine arbeitet viel, der Andere wenig, der Eine consumirt viel, der Andere wenig; der Eine ist träge und verschwenderisch, der Andere fleißig und sparsam; da kann es nicht Wunder nehmen, wenn das Vermögen ungleich vertheilt ist. Und wenn heute eine neue Vertheilung vorgenommen würde, so wäre die Ungleichheit schon morgen wieder da.

Wir sind damit keineswegs gesonnen, die Nothwendigkeit des schroffen Gegensatzes von Arm und Reich nachweisen zu wollen. Ein schroffer Gegensatz solcher Art ist vielmehr ein Mißstand, dem abgeholfen werden soll. Die Anlagen zum Bösen, wie zum Guten, sind uns von der Natur gegeben; die Aufgabe des Fortschrittes in der geistigen Ausbildung der Menschen, die Aufgabe der Civilisation ist es, das Gute zu stärken und dadurch befriedigendere Zustände herbeizuführen.

Nun kommen wir auf den alten Satz des Aristoteles zurück: Die besten Zustände sind die mittleren. Je schroffer der Gegensatz zwischen Arm und Reich in einem Lande ist, um so elender ist dasselbe. Denn sowohl der übermäßige Reichthum, wie die tiefe Armuth sind der Production ungünstig, sind vielmehr zur unproductiven Consumtion sehr geneigt. Bei den Reichen brauchen wir diesen Umstand nicht näher auseinanderzusetzen; bei den Armen liegt er aber nicht minder augenfällig zur

Hand. Die sehr Armen sind wenig zur Sparsamkeit und zu anhaltendem Fleiße geneigt; sie vermögen wegen schlechterer Nahrung auch nicht so productiv zu arbeiten; sie ziehen die weniger dauerhaften, weil billigeren, Verbrauchsgegenstände vor; diese sind aber auf die Dauer die theureren: sie halten wenig auf Vorrath und müssen daher fast immer kaufen, wenn die Waare am theuersten ist. Sie verschleudern durch Leichtsinn und Nachlässigkeit Manches, und genießen wieder übermäßig, wo in ihrem entbehrungsvollen Leben ein Genuß sich darbeitet; sie ziehen sich sowohl durch den Mangel, wie durch den übermäßigen Genuß die meisten Krankheiten zu; — kurz, die Armen consumiren verhältnißmäßig mehr und produciren weniger, als die bemittelteren Classen, oder, um uns genau auszudrücken, ihre Production steht zu ihrer Consumtion in einem ungünstigeren Verhältnisse, als bei den Mittelclassen. So finden wir denn außer den Krankheiten auch Laster und Verbrechen häufiger bei den ganz armen und den ganz reichen, als bei den mittleren Classen.

Das Streben der Civilisation muß also dahin gehen, diese schroffen Gegensätze auszugleichen und die armen Classen den mittleren zu nähern. Ganz gleich können wir die Menschen nicht machen, auch wäre es wenig unterhaltend, sofort die Vollkommenheit zu erreichen; allein wir können uns diesem glücklichen Mittelstande fortwährend zu nähern suchen, und wie wir das anstellen, das lehrt uns die Volkswirthschaft.

Für Deutschland ist es eine der sichersten Bürgschaften einer schönen Zukunft, daß bei ihm jene Gegensätze am mildesten, daß der Mittelstand so mächtig ist.

Im Mittelstande herrschen Fleiß, Sparsamkeit, Redlichkeit, Lernbegierde, Sittlichkeit, Treue, Wahrhaftigkeit, kurz, alle edleren Eigenschaften des Menschen, die man in dem Begriffe „Tugend" zusammenzufassen pflegt, in höherem Grade, als in den anderen Ständen. Die Leidenschaften, welche die Ursachen des Lasters und des Verbrechens, sind in den ärmsten und den reichsten Classen am öftesten zu finden.

Das mächtigste Mittel, um die Armen emporzurichten, ist der Besitz. Sobald der Mensch nur einmal den Anfang gemacht hat, ein noch so kleines Eigenthum sich zu erwerben, dann verwandelt sich seine ganze Natur. Die Liebe zum Eigenthum treibt ihn dann von selbst an, fleißig, nüchtern und sparsam zu sein; der Arme wird tugendhafter und nähert sich dann immer mehr dem Mittelstande. Das Eigenthum, der Besitz von Capital, ist deßwegen der große Culturträger des Menschengeschlechts, wie wir schon an anderer Stelle bemerkt haben: der Mensch wird *besser*, sobald er die Möglichkeit sieht, etwas zu erwerben und das Erworbene zu be-

halten. Deßhalb ist die vollständige Sicherung des Eigenthums von so großer Wichtigkeit.

Wenden wir das besprochene Gesetz auf die concreten Verhältnisse an, so finden wir, daß auch bei dem gewöhnlichen Processe der Production die schroffen Gegensätze nicht taugen. Zunächst bei der Landwirthschaft ist es eine wohlberechnete Thatsache, daß die zu kleinen Grundstücke und die zu großen Güter weniger produciren, als die mittleren. Es ist eine wohlberechnete Thatsache, daß bei zu großen Gütern Aecker, die in einer gewissen Entfernung von den Oekonomie-Gebäuden liegen, so viel Bestellungskosten, d. h. Aufwand von Zeit und Fuhrlohn, erfordern, daß sie nichts mehr eintragen. Eben so kann es bei zu kleinen Grundflächen dahin kommen, daß wenig mehr als der Arbeitslohn herauskommt, weil die Besitzer nicht mehr im Stande sind, Vieh zu halten, also an Dünger Mangel leiden und in vielen Verrichtungen die kostspieligere Menschenarbeit an die Stelle der Thierarbeit setzen müssen.

Nur außergewöhnliche Zustände können eine Extravaganz nach der einen oder der anderen Seite zulassen. In der Nähe großer Städte, wo Dünger genug umsonst zu haben ist und die Garten-Producte sehr gesucht sind, da kann eine Zerstückelung des Bodens in kleine Gartengrundstücke von Nutzen sein; in einiger Entfernung von der Stadt aber nicht mehr. In einem Lande, das wegen zurückgebliebener oder zu weit fortgeschrittener Cultur sehr starke Viehzucht treibt, können wegen großer Weiden auch größere Güter-Complexe einträglich sein. So in Rußland, wo Viehzucht in vielen Gegenden den Boden allein productiv macht, weil keine Verkehrswege da sind, um das Getreide, wenn man es bauen würde, auf den Markt zu bringen; so in England, wo die Fleischpreise eine Höhe gewonnen haben, daß es allmählich vortheilhafter wird, Fleisch, statt Getreide, zu produciren.

Im Allgemeinen aber sind die mittleren Güter die einträglichsten, und die Gesetzgebung sollte dahin zu wirken suchen, daß das Grundeigenthum sich mehr und mehr in solche mittlere Güter vertheile. In Nordamerica hat man zu rechter Zeit die Wichtigkeit dieses Verhältnisses erkannt und die Ansammlung zu großer Güter in Einer Hand, so wie die zu große Zersplitterung verboten: man darf da, mit einiger Modification in den einzelnen Staaten, nicht unter dreißig und nicht über sechshundert Acker Land in Einer Hand besitzen. Auch unsere Gesetzgebung soll die Vertheilung des Grundbesitzes in mittlere Güter begünstigen. Darüber herrscht wenig Streit; doch über die Art der Ausführung ist man uneinig.

Die Uebelstände, welche mit zu großer Zersplitterung verknüpft sind, haben in allen Theilen Deutschlands die Forderung ins Leben gerufen, daß

man die Theilbarkeit der Güter gesetzlich verbieten solle. Ein solches Gesetz hat aber wieder sehr viel Mißliches. Denn einestheils sind in einem Theile von Deutschland die Grundstücke viel zu sehr zersplittert, sie müßten da erst wieder zusammengelegt werden, was bloß durch völlige freie Bewegung des Grundeigenthums möglich ist, anderntheils ist die Größe eines Gutes auch relativ je nach den Culturverhältnissen, Verkehrsmitteln, dem Stande der Industrie und des Klima's eines Landes oder Districts. Es wird Jedermann einleuchten, daß ein Gut von 20 Morgen in der Gegend von Offenburg so viel werth sein kann, als ein Gut von 100 Morgen auf dem Schwarzwalde. Wo also die Gränze finden?

Nachdem wir von der Naturalwirthschaft zur industriellen (rationellen) Bewirthschaftung des Bodens übergegangen sind, liegt die Befürchtung nahe, daß man der Production schade, wenn man die freie Bewegung des Grundeigenthums von einer Hand in die andere hindere, weil man es verhindere, aus weniger kundiger Hand in diejenigen Hände überzugehen, welche es am wirthschaftlichsten auszubeuten verstehen. Dies ist aber vorzugsweise wünschenswerth, weil der Ackerbau durch die vielen neueren Erfindungen in der Technik und Wissenschaft, weil er durch die neue Fruchtwechsel-Methode, die chemische Düngung, den Guano, die Drainirung und die vielen landwirthschaftlichen Maschinen eine industrielle Procedur angenommen hat, zu welcher Aufwendung von Capital erforderlich ist. Capital ist ohne Credit kaum anzuschaffen; Credit ist aber nur da möglich, wo der Gläubiger leichte und prompte Justiz findet. Wenn nun aber das Zerschlagen der Güter unter dem Hammer an die Bedingung geknüpft wird, daß sie unter ein bestimmtes Maß nicht zerschlagen werden dürfen, dann kann der Gläubiger nur schwer zu seinem Eigenthume kommen; der Credit wird also geringer, mit ihm die Aussicht auf eine Aufbesserung des Bodens durch Capital. Daraus folgt aber nothwendig ein Sinken des Preises des Grundeigenthums, was stets nachtheilig auf die Erwerbsverhältnisse eines Landes einwirkt. Wenn die Gesetzgebung daher kein anderes Mittel weiß, um die Herstellung mittlerer Güter anzustreben, als ein Verbot der Zerschlagung der Güter unter ein Minimum, so möchten wir uns lieber für die freie Beweglichkeit des Grundeigenthums von einer Hand in die andere entscheiden. Der eigene Vortheil der Industriellen muß die richtige Mitte endlich herbeiführen, wenn auch in der Uebergangs-Periode einige Uebelstände zu großer Zersplitterung vorkommen. Zudem sind solche Uebelstände im größeren Theile von Deutschland bereits nicht mehr zu verhüten, und es hat sich in vielen Gegenden schon die heilsame Reaction im Zusammenwerfen von Grundstücken in Bewegung gesetzt.

Bei der Manufactur-Industrie ist der Mittelpunct weniger klar herauszufinden. Zwar ist die Gränze unten leicht zu finden, wo wegen zu geringen Capitals zu wenig Arbeitstheilung herrscht und theurer producirt wird; wie weit aber die Gränze der Anhäufung des Capitals und die Theilung der Arbeit gesteckt ist — denn je getheilter die Arbeit, desto mehr Capital ist erforderlich —, das möchte schwieriger zu ermitteln sein. Im Allgemeinen muß jedoch angenommen werden, daß es auch in der Höhe hier eine Gränze geben muß, wo die Production nicht mehr einträglich wird, und wenn nur wegen der Unmöglichkeit einer genauen Aufsicht die Productionskosten vermehrt und wegen der Masse des Productes das Angebot zu sehr vermehrt und der Preis zu sehr vermindert würde.

18. Die Consumtion.

Die Bedürfnisse, welche der Verbrauchung vorausgehen, haben, gleich dem Wärmemesser, keinen festen Mittelpunct. Sie haben nur im tiefsten Standpuncte eine bestimmte Gränze, unterhalb welcher das Leben erstarrt; oberhalb dieser Gränze aber sind sie relativ: was dem einen Stande nothwendiges Bedürfniß, ist dem anderen nur Luxus. Je mehr aber die Bedürfnisse überhand nehmen, desto glücklicher befindet sich die Gesellschaft; denn die Bedürfnisse nehmen nur überhand mit den Mitteln zu ihrer Befriedigung. Eine Gesellschaft, ein Volk, welches viele Bedürfnisse hat, wird fleißiger, ordnungsliebender und, im Ganzen betrachtet, verhältnißmäßig sparsamer sein, als ein solches, welches nur wenig Bedürfnisse kennt. Ein Vergleich zwischen den Engländern und den Irländern gibt von dieser Wahrheit ein deutliches Bild. Die armen Irländer haben sehr wenige Bedürfnisse, weit weniger als die Engländer; dennoch sind sie neben ihrer Trägheit und Unordnung, wo ihnen die Mittel zur Hand kommen, verschwenderisch. Ueberhaupt halten die ärmeren Classen, trotz ihrer geringeren Bedürfnisse, ihre Mittel viel weniger zu Rathe, sie haben viel weniger Ordnung in ihren Ausgaben und in ihrer Lebensweise, als die mittleren Stände. Ein Sonntag verschlingt meistens den Verdienst der Woche, während derselbe, weise angewandt, viel reinere und dauerhaftere Vergnügungen hätte bereiten können. Für das Geld, das ein Rausch kostet, hätte ein Arbeiter sich ein Buch oder etwas Aehnliches anschaffen können, was ihm lange dauernden, wiederholten, bildenden Genuß gewährt hätte, während im ersten Falle nur Reue zurückbleibt.

Bei der Ungleichheit der Bedürfnisse gleicht die Consumtion, wie wir schon irgendwo bemerkt haben, einer Pyramide, welche um so größeren Umfang nimmt, je tiefer sie steigt.

Production, wie Consumtion, ist nur ein Wechsel des Stoffes. Der Stoff wird durch Bewegung in andere Lagen versetzt, und solche Bewegung bewirkt die Production, wie die Consumtion. Die Consumtion ist also nur

eine Verzehrung der Dienstleistungen, welche dem Stoffe eine gewisse Gestalt oder Bewegung gegeben, welche ihm „Werth" beigebracht hatten; — die Consumtion ist eine Verbrauchung von Werthen.

Da die Production den Stoff in diejenige Gestalt bringt, in welcher er durch die Consumtion einem Bedürfnisse Befriedigung gewährt; da ferner die Befriedigung von Bedürfnissen den Menschen stets Genuß bereitet, so muß das Streben, welches das Glück der Menschen vermehren will, darauf gerichtet sein, nicht die Bedürfnisse zu vermindern, sondern sie zu vermehren. Eine Erhöhung der Bedürfnisse fordert Vermehrung der Consumtion; größere Verbrauchung ist aber bloß möglich, wo vorher vermehrte Production Statt gefunden hat; denn Erzeugung und Verzehrung stehen in steter Wechselwirkung. Jenes Streben muß also zugleich darauf hin gerichtet sein, die Production zu vermehren. Da nun aber die producirten Werthe wieder das Capital sind, von welchem die Bevölkerung lebt, so müssen sie während der Verzehrung wiedererzeugt (reproducirt) werden; denn jede unreproductive Consumtion würde das Capital angreifen und die Production vermindern. Soll die Lage der Bevölkerung sich verbessern und letztere sich vermehren, so muß sogar immer etwas mehr wiedererzeugt werden, als verbraucht worden ist. Da nun in der menschlichen Pyramide die Production geometrisch wächs't, mit der Consumtion, je tiefer sie steigt, da Erzeugung und Verzehrung in stäter Wechselwirkung sich befinden, so wird desto mehr producirt, je mehr die Bedürfnisse in die breitesten Schichten steigen. Wir sind also wieder bei einem Gegenstande angelangt, wo wir dem gemeinen Vorurtheile für das Glück der Genügsamkeit eines Diogenes entgegentreten müssen.

Während aber auf der einen Seite die untersten Schichten der menschlichen Pyramide hinsichtlich der Zahl ihrer Bedürfnisse gehoben werden sollen, weil sie dann auch ihre Production vermehren, so muß die Tendenz der wirthschaftlichen Bewegung doch wieder dahin gehen, die übertriebenen Bedürfnisse zu vermindern, die obersten Spitzen der Pyramide den mittleren zu nähern, weil die Befriedigung übertriebener Bedürfnisse (Luxus) in der Regel durch irreproductive Consumtion geschieht, durch welche das Capital, die Production somit, vermindert und der allgemeine Zustand der Gesellschaft verschlechtert wird.

Nehmen wir ein Beispiel aus dem Leben, so finden wir, daß Genußmittel, wie das Fleisch von den gewöhnlichen Hausthieren, die gewöhnlichen Bodenfrüchte, mit ihren Stoffwandlungen, wie Getreide, Kartoffeln, Wein, Bier, Branntwein, das Leinen, Tuch, Leder, Holz- und Eisen-Geräthschaften, zur Ernährung und Erhaltung großer Massen der Bevölkerung dienen, während dieselben bemüht sind, anderen Stoffen neuen Werth beizubringen,

d. h. zu reproduciren. Sobald man eine Arbeiter-Bevölkerung, die nur an den Genuß von Kartoffeln gewohnt war, dahin bringt, sich mehr von Brod und Fleisch zu nähren, dann wird sie nicht allein dasjenige erzeugen, was letztere Werthe mehr kosten, sondern noch etwas darüber, weil sie kräftiger, gesunder, arbeitstüchtiger wird.

In dieser Beziehung führt Moleschott folgendes interessante Beispiel an: Die Arbeiter in den Schmieden des Departements Tarn wurden lange Zeit hindurch mit Pflanzenkost genährt. Der Arbeiter verlor durchschnittlich 15 Tage des Jahres in Folge von Wunden und Krankheiten. Im Jahre 1833 übernahm Talebot, der Vertreter von Haute-Vienne, die Leitung der Anstalt. Er traf die Einrichtung, daß Fleisch einen wesentlichen Theil der Diät ausmachte. Die Gesundheit der Arbeiter verbesserte sich in dem Grade, daß nur noch drei Tage im Jahre den Arbeitern verloren gingen. In Folge der Fleischkost gewann jeder Arbeiter zwölf Tage im Jahre. Das würde für zehn Millionen Arbeiter Frankreichs jährlich hundert und zwanzig Millionen Tage ausmachen.

Im Rheingau hat man die Beobachtung gemacht, daß die Altersclasse der Conscribirten aus einem schlechten Jahrgange stets geringer an Körpergestalt und öfter krüppelhaft ist, als die, welche nach einem guten Jahre geboren war. Wir sehen also, daß es stets der Production förderlich ist, wenn die untersten Schichten der menschlichen Pyramide zu größeren Bedürfnissen heraufgezogen, wenn die Kartoffeln-Esser und Schnapps-Trinker zu Brod- und Fleisch-Essern und Bier-Trinkern herangebildet werden.

Wie wir aber fast aller Orten auf die alte Regel des Aristoteles stoßen, daß das Mittlere stets das Beste ist, so können wir eben so an einem Beispiele erläutern, daß der Luxus der obersten Schichten nicht minder der Production schadet. Wir wollen gar nicht von den Schwelgereien der Reichen sprechen, nicht von Champagner und Trüffeln. Solche feinere Genüsse können ein Sporn sein zu feinerer Production. Wie viel Werthe werden aber durch die Mode und durch bloße Laune verwüstet! Ein Feuerwerk ist immer eine Summe von Werth, die unproductiv consumirt wird. Mit dem Salze, welches jene französische Prinzessin im vorigen Jahrhunderte in Versailles sich streuen ließ, um darauf Schlitten zu fahren, wird schwerlich noch eine Speise gewürzt worden sein.

In Deutschland können wir uns kaum über Luxus beschweren; aber welche Summen werden in Rußland unproductiv vom Adel verwüstet, wo die unsinnigste Verschwendung, wie gewöhnlich, neben dem tiefsten Elende herrscht!

Wir sehen also, daß die mittleren Consumtionen der Production am günstigsten sind und die Wohlfahrt eines Landes am meisten fördern.

Wenn wir sagten, die menschliche Gesellschaft sei eine Pyramide, so war dies nicht ganz richtig; sie ist vielmehr eine Doppel-Pyramide, deren Spitzen nach entgegengesetzten Seiten gerichtet sind. Glücklicher Weise sind diejenigen Schichten die zahlreichsten, welche in der Mitte liegen; Reichthum und Armuth nehmen an Zahl der Personen ab, während sie sich nach den Spitzen hin vergrößern.

Nun kommen wir zu einem anderen Verhältnisse, welches die Production und die Befriedigung der Bedürfnisse erleichtert. In innigem Zusammenhange mit dem Preise der Güter steht nämlich der Umfang des Marktes. Je größer der Markt, desto niedriger der Preis, und umgekehrt. Die untersten (ärmsten) und die obersten (reichsten) Schichten, die eben einen beschränkteren Markt darbieten, müssen ihre Bedürfnisse theurer bezahlen. Wir werden diese Thatsache nicht näher zu erörtern brauchen.

Im Tausche sucht natürlich der Verkäufer so viel als möglich für seine Waare über den Productionspreis zu erhalten, und der Käufer so wenig als möglich dafür zu geben. Das Bedürfniß und die Mittel des Käufers, so wie die Concurrenz anderer Verkäufer derselben Waare entscheiden schließlich den Preis. Je größer nun die Zahl der Verkäufer, je größer der Markt ist, um so mehr wird der Preis fallen.

Was nun dem Producenten an der Höhe des Preises einer Waare durch die Concurrenz entgeht, das kommt ihm durch die Erweiterung des Marktes zurück. Denn wenn Jemand statt hundert Kunden tausend bekommt und sein Capital rascher umtreiben kann, so vermag er mit geringerem Gewinne fürlieb zu nehmen, als vorher.

Wie sich der Markt in diesem Sinne ausdehnt und verkleinert, davon gibt die Statistik ein belehrendes Bild. Aus Porter's „Progress of the nation" entnehmen wir folgende Zusammenstellung der Beschäftigungen der Bevölkerung in England und Wales im Jahre 1841, die männliche und weibliche Bevölkerung zusammengenommen:

Personen mit unabhängigen Mitteln (Reiche)		445,973
Geistliche	20,450	
Richter	14,155	
Aerzte	18,436	
Lehrer	123,878	
Beamte der Regierung	14,088	
Gemeinde-Beamte	22,125	
Soldaten und Officiere	125,993	
Seeleute	191,992	
		531,117

Personen, die im Handel und in Fabriken beschäftigt sind	2,619,206
Personen, welche beim Ackerbaue beschäftigt sind	1,261,448
Personen, welche bei Gewerben beschäftigt sind	673,922
Gesinde	999,048
Pensionäre, Arme und Gefangene	176,206

Zur Gesammt-Summe dieser, außer der letzteren Kategorie, producirenden männlichen und weiblichen Personen von 6,706,920 kommen 9,390,866 Individuen, die den Rest der Gesammt-Bevölkerung von 16,097,786 bilden und aus den Greisen, Krüppeln, Weibern und Kindern bestehen.

Wir haben das Verhältniß hier in großen Kategorieen hingestellt; allein die Doppel-Pyramide der menschlichen Gesellschaft ist ein tausendgliedriger Riesenbau, wo jede Stufe kaum merklich der anderen sich anschließt. Bei einer solchen Gruppirung der Consumenten-Classen kann sich der Verbrauch verdoppeln, verdreifachen, verfünffachen u. s. w., sobald durch die Vermehrung des Capitals, durch die Erfindung einer neuen Maschine oder durch irgend eine andere Ursache eine Ermäßigung des Preises einer Waare Statt gefunden hat.

In Beziehung auf die Handels-Politik ist diese Frage von der höchsten Bedeutung. Da bei niedrigen Preisen der Gewinn durch die Masse des Absatzes größer wird, als bei höheren, weil der Markt schließlich über die ganze Erde ausgedehnt werden kann, weil die Production, je größer ihr Markt ist, von um so weniger Zufällen, die an dem einen oder anderen Orte vorkommen, abhängig ist, so müßte das Bestreben einer gesunden Handels-Politik darauf gerichtet sein, einer Ermäßigung der Preise durch Ersparung an den Productionskosten nicht in den Weg zu treten. Wir kommen bei dem Abschnitte über die Steuern ausführlicher auf den Gegenstand zurück, können aber hier die Bemerkung fallen lassen, daß hohe Zölle und Steuern wesentlich dazu beitragen, die Productionskosten und folglich die Preise zu erhöhen.

Auch zwischen Markt und Preis herrscht eine Wechselwirkung. Niedriger Preis vergrößert nicht allein den Umfang des Marktes, sondern eben die Ausdehnung des Marktes macht den billigen Preis möglich, indem der Producent bei großem Absatze durch vermehrte Arbeitstheilung, Zeit-Ersparnisse und Vortheile beim Ankauf von Rohstoffen im Großen die Erzeugungskosten vermindern kann.

Wenn somit billige Preise und vorzugsweise Erzeugung der Gegenstände des allgemeinen Verbrauchs auf die Production und Consumtion am günstigsten einwirken, die beide stets in harmonischer Wechselbeziehung zu einander stehen müssen, so ist damit noch nicht gesagt, daß gerade alle

Consumtionen die billigsten sind, welche auf Gegenstände des billigsten Preises sich werfen. Die Consumtion dauerhafter Gegenstände kann oft wirthschaftlicher sein, wie eine Ausgabe, zu rechter Zeit gemacht, eine viel größere in späterer Zeit verhüten kann. So ist häufig der Verbrauch theurer, aber dauerhafter Artikel der Consumtion sehr wohlfeiler, aber rasch verbrauchter Gegenstände vorzuziehen. Kleider und Werkzeuge, die bei höherem Preise dauerhafter sind, können mit der Zeit billiger zu stehen kommen, als ganz wohlfeile Gegenstände ähnlicher Art, die nicht lange aushalten. Man kann aus dem Grunde annehmen, daß caeteris paribus der wohlhabende Mittelstand verhältnißmäßig an Kleidern und Werkzeugen mehr spart, als der ärmere Arbeiterstand, weil dieser mehr auf die momentane Billigkeit denn auf die Dauerhaftigkeit sieht.

Dagegen kann die Dauerhaftigkeit wieder so groß sein, daß sie die Consumtion vertheuert. Roscher gebraucht das sehr treffende Beispiel, daß ein Haus, welches 10,000 Thaler kostet und 60 Jahre aushält, weit billiger ist, als ein Gebäude, welches 20,000 Thaler kostet und 400 Jahre dauern soll; denn die Zinsen von den mehr aufgewandten 10,000 Thalern würden in 60 Jahren schon auf 30,000 Thaler angewachsen sein.

Auch die Ordnung bei der Consumtion ist ein wesentliches Moment der Wirthschaftlichkeit. Wer sein Einkommen so zu Rathe hält, daß er seine Einkäufe stets zur rechten Zeit, d. h. dann machen kann, wann der Preis am billigsten ist, wird wesentliche Ersparnisse erzielen. Der Umstand, daß die ärmeren Classen so häufig ihre Einkäufe zur Unzeit besorgen, weil sie keinen Vorrath gespart hatten, als die Verbrauchs-Gegenstände am billigsten waren, ist keine der geringfügigsten Ursachen, die sie am Emporkommen hindern. Theuerungen drücken auch aus diesem Grunde mehr auf die ärmeren Classen, weil diese nur in kleinen Quantitäten kaufen und, auch wenn die Preise am höchsten sind, kaufen müssen.

„Ein Haus, worin keine Ordnung herrscht," sagt J. B. Say, „wird Jedermanns Beute; es geht bei aller Treue der Dienstboten und trotz aller Sparsamkeit zu Grunde. Es ist einer Menge kleiner Verluste ausgesetzt, die sich in jedem Augenblicke, unter allen möglichen Formen und bei den kleinlichsten Veranlassungen wiederholen. Ich erinnere mich, während eines Aufenthalts auf dem Lande ein Beispiel von solchen kleinen Verlusten mit angesehen zu haben, die eine Haushaltung sich durch ihre Nachlässigkeit zuzieht. Eine Hofthür, die aufs Feld führte, blieb, weil ihr eine Klinke von geringem Werth fehlte, häufig offen stehen. Jeder Hinausgehende zog zwar die Thür an; allein weil sich außerhalb gar kein Instrument zum Schließen vorfand, so blieb sie dennoch ein Spiel des Windes, und schon mehrere Thiere vom Hofe waren dadurch verloren gegangen. Eines Tages entlief ein

schönes junges Schwein und gewann den naheliegenden Wald. Spornstreichs eilte Alles aufs Feld; der Gärtner, die Köchin, die Hofmagd setzten sich wetteifernd auf die Fährte des flüchtigen Thieres. Der Gärtner war der Erste, welcher es erblickte; indem er aber über den Graben sprang, um demselben einen Weg abzuschneiden, zog er sich eine gefährliche Verrenkung zu, die ihn länger als vierzehn Tage im Bette hielt. Die Köchin fand bei ihrer Rückkehr die Wäsche verbrannt, welche sie zum Trocknen ans Feuer gehängt hatte; und da die Hofmagd in der Eile den Stall verlassen hatte, ohne das Vieh anzubinden, so zertrat in ihrer Abwesenheit eine Kuh einem Fohlen, das im nämlichen Stalle auferzogen wurde, ein Bein. Die verlorenen Arbeitstage des Gärtners waren wenigstens zwanzig Gulden werth, die Wäsche und das Fohlen das Doppelte, so daß mithin der Mangel einer Klinke von wenigen Groschen binnen einer halben Stunde einen Verlust von sechszig Gulden herbeiführte, und zwar für Leute, denen die strengste Oekonomie nöthig war, — abgesehen von den Schmerzen der Krankheit, von der Beunruhigung und von allen übrigen Unannehmlichkeiten, die nicht ökonomischer Art sind. Es waren dies keine großen Unfälle und keine schweren Verluste; allein wenn ich hinzusetze, daß der Mangel an Achtsamkeit dergleichen Ereignisse alltäglich veranlaßte und endlich den Ruin dieser rechtschaffenen Familie bewirkte, so wird man gestehen, daß die Sache doch aller Aufmerksamkeit werth sei."

Wie die Production so eingerichtet sein sollte, daß man mit möglichst wenig Arbeit möglichst viel Erzeugnisse erziele, so sollte auch die Consumtion vorzugsweise zur Wiedererzeugung der verzehrten Werthe mittelbar oder unmittelbar dienen.

Die Consumtionen des Staates können nicht zu den unreproductiven gerechnet werden, sofern der Haushalt weise geordnet ist. Die Handhabung der Rechtspflege, die Aufrechthaltung des Friedens, der Ruhe und Ordnung im Inneren befördern so wesentlich die Erzeugung der Güter, daß sie wohl einer Gegenleistung werth sind. Werden freilich große Summen für unkluge Kriege, für unnütze Vergnügungen an Höfen u. s. w. verschwendet, dann ist die Consumtion zu den nicht productiven zu rechnen.

Das Spiel hingegen ist eine Consumtion, die in der Volkswirthschaft keine Veränderung hervorbringt, weil das Geld nur den Eigenthümer wechselt und dieser Wechsel nur Privatpersonen oft unsäglich unglücklich macht. Die verheerendsten Consumtionen stellt hingegen die Natur an. Wasser- und Feuersnoth, Hagel und Pestilenz schlagen oft Wunden, die nur nach jahrelangen Anstrengungen wieder geheilt werden können.

Die wirthschaftliche Harmonie wird am gleichmäßigsten aufrecht erhalten, wenn Production und Consumtion in ebenmäßiger Wechselwirkung

stehen. Es darf nicht mehr consumirt, als producirt werden, weil sonst der Capitalstock angegriffen und der Arbeit ein Theil des Betriebsfonds entzogen wird. Es darf etwas mehr producirt, als consumirt werden, damit dann durch größere Wiedererzeugung die Bevölkerung und der Wohlstand des Landes sich vermehre; allein es kann in einzelnen Zweigen auch eine Ueberproduction Statt finden, die mit der Consumtion und der Production in anderen Zweigen nicht im Verhältnisse steht; es tritt dann eine Stockung ein (wie im menschlichen Körper eine locale Blut-Ansammlung), die zu Handels-Krisen führt. Eine solche locale Ueberfüllung eines Productionszweiges kommt in der Regel von Ueberspeculation her, welche andere Canäle geleert und in jene mit Macht sich geworfen hat. In Californien erging es europäischen Kaufleuten so, daß die Krisis bis auf England zurückwirkte. Solche Krisen sind oft unvermeidlich, und es ist Sache des Privatmannes, sich bei Zeiten vorzusehen; sie können zuweilen aber auch Folge einer Gesetzgebung sein, welche einzelne Arbeitszweige besonders begünstigt. Dann ist aber stets, wie schon früher bemerkt, eine Entleerung in anderen Productionszweigen vorhanden. Beide Uebelstände können auf die Dauer nur durch die Beseitigung der Ursache gehoben werden.

Die übermäßige Begünstigung der Rüben-Zuckerfabrication z. B. hat Hunderte von Fabriken in einem kleinen Bezirke hervorgerufen, die nur von dem Almosen der Consumenten existiren können, während das Capital, welches sie verschlungen, anderen Industriezweigen entzogen wurde, die nun ihrerseits der Krisis verfallen sind.

19. Der Credit.

Der Credit ist eine Operation, durch welche ein gegenwärtiger Dienst für eine zukünftige Dienstleistung eingetauscht wird; er ist das Vertrauen, daß ich einen Dienst, den ich Jemandem in der Gegenwart leiste, in einer näheren oder ferneren Zukunft vergütet erhalte; er ist, um es anders auszudrücken, eine ideelle Waare, welche das Geld ersetzen soll und kann; er ist eigentlich, was Adam Smith vom Gelde gesagt hat: — das große Umtriebsrad der Güter *).

Der Credit ist das Mittel, durch welches das Capital, d. h. das Werkzeug der Production, in diejenigen Hände gebracht wird, welche es am productivsten anzuwenden wissen; er ist das Mittel, wodurch die vorhandene Arbeitskraft auf die leichteste Weise zur Production in Thätigkeit gesetzt, durch welches so viel als möglich verhindert wird, daß Capital oder Arbeitskraft müßig sind.

Wir sehen auf der einen Seite zu vielen Zeiten, ja, vielleicht immer, eine größere oder kleinere Anzahl von Arbeitern beschäftigungslos. Zugleich sehen wir auch eine größere oder kleinere Anzahl von Gütern zu jeder Zeit absatzlos da liegen, als sogenanntes todtes Capital; welches aber, in Umlauf gesetzt, in die rechten Hände gebracht, Arbeiter beschäftigen oder zur Reproduction consumirt würde, um in anderer Gestalt mit Gewinn wieder zu erscheinen. Der Arbeiter, welcher beschäftigungslos ist, muß doch leben, auch während der Zeit, wo er nichts zu arbeiten hat, nichts produciren kann; denn das Verhungern ist Gottlob zur seltenen Ausnahme geworden. Er wird also leben von seinen Ersparnissen, von Schulden, oder von Almosen. Dieses Capital wird unproductiv consumirt, das heißt es erscheint nicht wieder mit Gewinn. Alles, was solche Arbeiter also verzehren, während sie nicht beschäftigt sind, ist purer Verlust für das

---

*) Credit, sagt Roscher, ist die freiwillig eingeräumte Befugniß, über fremde Güter zu verfügen, gegen das bloße Versprechen des Gegenwerthes.

National-Capital. Auch die Besitzer von nicht umlaufendem oder nicht zur Production verwandtem Vermögen, welches z. B. in Gestalt von Geldstücken im Kasten oder in der Erde vergraben, welches in Gestalt von überjährigem Getreide, von Holz, Tuch, Stiefeln, Eisenwaaren, Hüten auf Lager liegt, verlieren Gewinn, wenn es zu lange ohne Verwendung bleibt.

Das Vermögen, welches unproductiv verzehrt wird, ist beträchtlicher, als man glaubt. Außer den müßigen Arbeitern müssen wir auch der arbeitsfähigen Armen gedenken.

Aus Porter's „Progress of the nation“ lernen wir z. B., daß allein in England und Wales die Armentaxe jährlich ungefähr 6 Millionen Pfund Sterling, also über 41 Millionen Thaler verschlingt, wie wir aus folgender Tabelle ersehen:

Im Jahre:	Zahl der Bevölkerung:	Betrag der Armentaxe:	Aufwand per Kopf:
1801:	8,872,980	4,017,873 Pfd. St.	9 Shl. 1 Penny,
1811:	10,163,676	6,656,205 „	13 „ 1 „
1821:	11,978,875	6,358,703 „	10 „ 7 Pence,
1831:	13,897,187	6,798,888 „	9 „ 9 „
1841:	15,911,757	4,911,498 „	6 „ 2 „

Die auffallende Abnahme der Armensteuer im letzten Jahre ist schon der guten Wirkung der Revision des Armengesetzes zuzuschreiben, welche die Hülfsleistung auf ein zweckmäßiges Maß reducirte.

Da nun die nachgewiesene Armensteuer in England und Wales schon 30—40 Millionen Thaler beträgt, so können wir daraus schließen, welche Summen überhaupt und auch in Deutschland von unbeschäftigten Armen unproductiv consumirt werden mögen. Die Armensteuer wird aber nicht bloß Kranken und Arbeitsunfähigen gereicht, sondern auch solchen, die gesund sind, aber keine Beschäftigung erhalten können. Beschäftigung könnten sie aber ganz gut erhalten, wenn das Capital, welches sie jetzt unproductiv verzehren, sammt den Vorräthen von Gütern, welche längere Zeit auf Absatz lauern, in den rechten Händen wäre, die es reproductiv zu benutzen verständen, also nicht allein jene müßigen Hände beschäftigen, sondern auch das jetzt von solchen unproductiv consumirte Capital mit Gewinn wieder erlangen würden.

Dieses Geschäft nun übernimmt der Credit und seine Maschinen — die Banken.

Man verstehe wohl: Der Credit schafft nicht Capital, wo solches nicht vorhanden ist; dagegen ist er das äußerst wohlthätige Mittel, dasselbe in Bewegung zu setzen, wo es unbenutzt da liegt. Daher haben sowohl diejenigen Unrecht, welche dem Credit eine magische Macht zuschreiben, die Capital aus nichts hervorzaubere, als diejenigen, welche aus Furcht vor der Gefahr der Schwindeleien ihn ganz verbannt wissen wollen.

Der Fortschritt, welchen die Erfindung des Geldes in der Güterbewegung der Völker der Urzeit hervorbrachte, war nicht größer, als derjenige, welchen der Credit bewerkstelligt.

Die Organisation des Credits ist auf durchgreifende Weise zuerst in den schottischen Banken begonnen und in der americanischen Bankfreiheit außerordentlich ausgedehnt worden. Zwar wurde in beiden Ländern einmal das Maß überschritten und brachte der Schwindel eine verhängnißvolle Krisis hervor; diese Nachtheile wurden indessen bald durch die von der erleichterten Güterbewegung vermehrte Production wieder ersetzt. In America werden die Wirkungen des organisirten Credits noch erhöht durch das Vertrauen, welches die Personen genießen. Der große Personal-Credit in den Vereinigten Staaten bewirkt, daß dort weder Capital noch Arbeitskraft auf eine bemerkbare Weise je unthätig sind, was man von den meisten übrigen Ländern nicht behaupten kann. Deßhalb wird in Nordamerica auf den Kopf mehr Werth producirt, als in irgend einem anderen Lande.

Diese Wirkungen des organisirten und persönlichen Credits in den Vereinigten Staaten treten in dem Berichte eines gut unterrichteten Reisenden sehr klar hervor. „Ich fragte", erzählt derselbe, „in Philadelphia einen allgemein als geschickt bekannten Wagenbauer ohne Vermögen: Können Sie eine größere Bestellung übernehmen? — O ja! — antwortete der Mann — ich übernehme eine Bestellung von 20,000 Dollars und noch weit mehr, und verlange bloß bei Ablieferung der Wagen Bezahlung in Wechseln auf sechs Monate Zeit. So wie ich nämlich den Contract abgeschlossen habe, gehe ich in ein großes Holz-Depot und suche mir den ganzen Bedarf an Holz und Brettern aus; der Holzhändler gibt mir auf bloße Vorweisung des Contracts Credit für wenigstens acht Monate, innerhalb welcher ich die Bestellung ausführe. Auf gleiche Weise erhalte ich Eisen, Leder, Messing, und was ich sonst brauche, gegen Credit von acht Monaten. Nun brauche ich aber noch baares Geld, um jede Woche meine Arbeiter zu bezahlen; ich stelle einen Wechsel aus, den ein oder zwei Freunde indossiren und welchen ich bei einer Bank verkaufe. So arbeite ich ruhig fort, und wenn ich nach Ablieferung der Wagen mit Wechseln auf sechs Monate Zeit bezahlt werde, so rechne ich mit dem Holzhändler und allen anderen ab und bezahle sie mit den empfangenen Wechseln. Der Holzhändler selbst hat seinen Lagervorrath bei Weitem nicht bezahlt; er erhielt das Holz aus dem Innern des Landes von Waldbesitzern, welchen die Banken schon Vorschüsse darauf machten, als man die Bäume zu fällen anfing. Derselbe Fall ist bei dem Eisenhändler und allen, die mir creditirten. Sie gaben mir Waaren auf Credit, die sie selbst noch nicht bezahlt hatten; die ersten Erzeuger haben aber von den Banken bedeutende Vorschüsse hierauf erhalten.

So geht es hier mit allen Geschäften. Wir unternehmen Alles auf Credit. Wer hier etwas gelernt hat, thätig und rechtschaffen ist, findet Credit und Geld, um jedes vernünftige Geschäft durchzuführen. Zuweilen geschieht es, daß die Speculation fehl schlägt und der Unternehmer bankerott wird; dann gleicht er sich mit seinen Creditoren aus, gibt ihnen, was er hat, und beginnt von Neuem. Es gibt Leute, welche vier bis fünf Mal in ihrem Leben fallirten, jedes Mal neu anfingen und immer wieder Credit fanden, weil man sie als thätige und rechtschaffene Leute kannte. Die Banken und übrigen Creditoren verschmerzen einzelne Verluste sehr leicht, weil die Masse ihrer Geschäfte so groß ist, daß sie im Ganzen genommen doch immer hinreichenden Gewinn machen."

Von den Widersachern dieses großen persönlichen Credits wird die Gefahr des Bankerotts zu sehr in die Wagschale gelegt und übersehen, daß die Fallimente in keinem ungleicheren Verhältnisse zur Masse der Production und des Gewinnes stehen, als in Europa. [Carey behauptet sogar, die Fallimente betrügen in Nordamerica im Verhältnisse zur Production weniger, als in Frankreich.] Es wird von jenen ferner entgegnet: daß die Production, wenn z. B. jener Wagenbauer die Bestellung nicht hätte ausführen können, darum doch nicht unterblieben wäre, weil ein Anderer die Bestellung übernommen hätte. Dies ist möglich; allein im Allgemeinen ist sicher anzunehmen, daß ein Theil solcher Bestellung unterblieben wäre, weil der Besteller gerade sein Vertrauen in die Geschicklichkeit und den Geschmack des genannten Handwerkers gesetzt hatte. Außerdem wird ein Geschäftsmann, der auf Credit arbeitet, also die Mittel zu seinem Geschäftsbetrieb noch nicht selbst besitzt, sondern sich erst erwerben will, wahrscheinlich billiger arbeiten, als ein reicher, der schon einen gewissen festen Geschäftskreis hat und nur durch neue Concurrenz gezwungen wird, seine Preise zu ermäßigen. Die Besteller können meistens nur einen bestimmten Preis für eine Waare zahlen, so daß, wenn dieser Preis höher geschraubt wird, die Waare keinen Absatz findet, wenn dagegen der Preis ermäßigt wird, die Consumtion sofort zunimmt. Denn man darf nicht vergessen, daß die Consumtion außerordentlich elastisch ist: sie kann auf ein Minimum des Unentbehrlichen reducirt, sie kann aber auch mehr, als man sich gewöhnlich denkt, ausgedehnt werden.

Die Mittel, welche den Credit befestigen und vermehren, sind so zahlreich, wie die, welche die Production vergrößern. Beide gehen Hand in Hand. Friede, geordnete Staatszustände, sparsamer Staats-Haushalt, Sicherheit und Raschheit des Rechtsganges, Freiheit des Verkehrs und der Industrie, Sicherheit der Person und des Eigenthums, gute Volksbildung, Einsicht in die Hypotheken-Bücher, in die Fonds-Ausweise der Versicherungs-

Gesellschaften, und wie diese Dinge noch alle heißen mögen, heben die Geschicklichkeit, den Fleiß und die Sparsamkeit eines Volkes; mit diesen kehrt das Vertrauen ein, dessen Milchbruder der Credit ist.

In England ist das Vertrauen allgemein. Der Banquier creditirt dem Fabricanten und dem Oekonomen. Diese geben gern ihrerseits dem Kaufmanne Credit, weil sie das Vertrauen haben, daß er sie bezahlen wird. Letzterer bewilligt dem Krämer Credit, welcher seinerseits dem Arbeiter creditirt. Alle sind gleichmäßig im Stande, die Production ansehnlich zu vermehren, mit Hülfe eines Capitals, welches in anderen Ländern aus Mißtrauen zum Theil todt da liegt, hier aber für die Benutzung Zinsen empfängt. Der Oekonom nimmt gern die Noten der englischen Bank, und statt seine Ersparnisse im Kasten zu verschließen, vertraut er sie arglos den Sparcassen und Privat-Banken an, welche — wie ein geordnetes Arterien-System das Blut — das Capital zur Gesundheit des Staatskörpers so gleichmäßig vertheilen, daß nirgends eine Stockung, nirgends eine Leere eintritt. Die Folge dieses allgemeinen Vertrauens ist es, daß wenig oder gar kein Capital unproductiv bleibt, daß die zum Austausch erforderliche Münze geringer ist, als z. B. in Frankreich, wo die Summe der Production (relativ zur Bevölkerung, wie absolut) kleiner ist; daß das übrige Metall folglich zur Erweiterung des Welthandels benutzt werden kann; kurz, daß die Production vermehrt und das Wohlbefinden des Volkes verbessert wird.

In Frankreich vermindert die Centralisation und das übertriebene Eingreifen der Staatsgewalt in die Privatthätigkeit den persönlichen Credit. Die Folge davon ist, daß diejenigen, welche „wenig Capital haben", äußerst schwer dasselbe bei Geschäften anlegen können, und daß es denjenigen, welche Capital brauchen, oft unmöglich ist, welches zu finden; denn das allgemeine Mißtrauen hindert beide, ihre Lage durch verstärkt angewandte Arbeitskraft zu verbessern. Die Production wird vermindert, und der Capitalist nimmt dazu noch höhere Zinsen.

„Es ist äußerst selten," sagt Franz Grund in seinem Buche über die Americaner, „daß es einem armen Deutschen oder Franzosen gelingt, Eigenthum zu erwerben. Er kommt nur mühevoll und langsam vorwärts, und sein Credit ist selten höher, als sein wirkliches Vermögen. In America ist das Umgekehrte der Fall. Man vertraut den Menschen im Verhältniß zu ihrem ehrlichen Namen und ihrer Geschicklichkeit. Fleiß, Ausdauer, Geschicklichkeit, Unternehmungsgeist, Bekanntschaft mit den Verhältnissen des Marktes; kurz, jede moralische Eigenschaft eines Geschäftsmannes vermehrt seinen Credit eben so sehr, wie der wirkliche Belauf seines Vermögens."

„In einem Lande," schreibt Michel Chevalier, „dessen Organisation den Handel begünstigt, und welches ein wohlgeordnetes Credit-System hat, sind die Thaler des Kaufmannes und die Waaren, welche er in seinem Laden hat, nicht sein einziges Capital. Der wesentlichere Theil desselben ist die Geschicklichkeit, welche er erworben, die Verbindungen, welche er angeknüpft hat, der Werth, den man seinen Worten beilegt. Dieses alles macht ein Capital, das durch Feuer nicht zerstört werden kann, welches allen Gefahren trotzt. Dank diesem moralischen Capitale, welches so hoch angeschlagen wird in Ländern, die Handelsgeist besitzen, kann in New-York ein Kaufmann, der 200,000 Frcs. besitzt, Geschäfte für 1, ja, für 1½ Million machen. In Paris würde derselbe Mann unter den nämlichen Umständen nur mit Mühe Geschäfte bis zu ½ Million machen können."

Ohne den Credit bleibt manches Capital längere oder kürzere Zeit müßig liegen, geht manches Talent zu Grunde, welches seine Kräfte aus Mangel an Capital nicht in Thätigkeit setzen kann. Wenn der Credit also auch den wirklichen Betrag des Capitals eines Landes nicht unmittelbar vermehren kann, so vermehrt er doch durch den beschleunigten Umlauf dessen productiven Gebrauch.

Dieser Zweck soll durch das Bankwesen erreicht werden. Die Depositen-Banken z. B. vermitteln, daß die kleinsten Summen, welche Jemand ausspart, oder die er aufbewahrt, um die laufenden Ausgaben des Haushaltes oder des Geschäftes zu bestreiten, so lange productiv verwandt werden können, bis jene Ausgabe wirklich zu machen ist. Die Banker wissen aus Erfahrung, welche Summe ungefähr den Umlauf ihres Geschäftskreises vermittelt; sie können dem Bedürfnisse mit einer unverhältnißmäßig geringeren Summe Genüge leisten, als wenn Jeder seinen Baar-Fond selbst aufbewahrt. In England, namentlich in London, hat fast Jeder seine Rechnung beim Banker. Er behält so wenig als möglich Baar-Fond im Hause. Die Folge davon ist, daß in Großbritannien, bei einer weit größeren Jahres-Production als in Frankreich, dennoch der jährliche Umsatz, wie gesagt, mit einer geringeren Summe baaren Geldes bewerkstelligt wird, als in letzterem Lande. Der Abrechnung der londoner Geschäftsleute im Clearing-Hause haben wir schon an anderer Stelle gedacht. „Man rechnet," sagt Roscher, „daß gegenwärtig in England $^9/_{10}$ aller Zahlungen ohne Hülfe von Geld oder selbst Banknoten gemacht werden, sondern Alles durch Compensation bei den Bankern oder im Clearing-Hause zu London."

Der durch das Bankwesen organisirte Credit bewirkt in anderer Weise dasselbe, was gute Straßen, Canäle, Eisenbahnen. Wie diese den Umlauf

der Waaren an sich vom Producenten zum Consumenten beschleunigen, so beschleunigt jener den Umlauf des Werthes derselben.

Wo der Umlauf des Capitals nicht durch eine solche Credit-Maschine, wie eine Bank, vermittelt, beschleunigt wird, da ist viel mehr müßig liegendes Capital erforderlich, um die laufenden Ausgaben zu decken: der Gewinn wird also dadurch vermindert.

„Die Vermehrung in den Erleichterungen des Verkehrs und Austausches," sagt der Americaner Carey, „welche aus einer Vermehrung der Läden, Factoreien, Banken entspringt, die Verbesserung der Straßen u. s. w. vermindert den Bedarf an Capital. Der Mann, welcher seinen Bedarf an Spezereien, an Baumwollen-Waaren jeden Tag vom Fabricanten und Materialienhändler beziehen kann, wird sich höchstens mit dem Bedarf einer Woche versehen, während der Andere, der 500 Meilen von diesen entfernt wohnt, gezwungen ist, sich Vorrath auf 3—6 Monate anzulegen. Der Erstere kann mit 1000 Dollars einen Handel von demselben Umfange betreiben, wie der Zweite mit 5000 Dollars; und dieser kann seinerseits so viel thun, wie ein Dritter, der 1000 Meilen von dem Fabricanten und Materialienhändler entfernt wohnt. Wenn die drei Kaufleute jeder ein Capital von 10,000 Dollars besitzen, so kann der Erste 9000 zu anderen Geschäften verwenden, der Zweite 5000 Dollars, der Dritte nichts, weil er sein ganzes Capital braucht, um den Umlauf seiner Spezerei- und Baumwollen-Waaren zu bewerkstelligen.

In derselben Weise wird ein Mann, der in der Nähe eines Ladens lebt, wo Geld gekauft oder verkauft wird — einer Bank, in die er das volle Vertrauen setzt, daß er seinen Bedarf da täglich haben kann, nicht mehr Geld zur Hand halten, als ihm für seinen täglichen Bedarf unentbehrlich ist. Andere hingegen, die in einer Entfernung von 500 oder 1000 Meilen vom Banker wohnen, sind gezwungen, ihren Geldbedarf für Wochen, vielleicht für Monate bereit liegen zu haben. Dem Ersten können einfach 100 Dollars genügen, während die Letzteren 1000 oder 5000 Dollars liegen haben müssen (sei es in Papier, Silber oder Gold), um ihren Geldbedarf zu sichern.

Geld wird gebraucht, um den Austausch zu erleichtern; gerade so wie Wagen. Wenn die den Verkehr erleichternden Mittel gering sind, dann ist eine große Quantität Geld nothwendig, um einen gewissen Belauf von Tauschen zu bewerkstelligen. Wenn die Straßen schlecht sind, dann sind viele Wagen erforderlich, um eine kleine Quantität von Waaren zu transportiren. Sobald die Erleichterungen des Verkehrs vermehrt werden — sobald Läden zum Geldhandel an Anzahl wachsen —, ist fortwährend eine geringere Quantität Geldes zum Umlaufe nöthig, während die Quan-

tität der bewerkstelligten Tausche fortwährend zunimmt. Sobald Straßen und Eisenbahnen erscheinen, tritt ein beständiges Abnehmen der Quantität von Wagen ein, während die Quantität der transportirten Waaren beständig wächs't. Eine einzige Guinee wird in London eben so viele Tausche bewerkstelligen, als zehn Guineen in den meisten Dörfern Englands, als zwanzig in den Grafschaften Cumberland und Westmoreland, als hundert in den Hochlanden und als vielleicht tausend auf den Orkney-Inseln. Ein einziger Karren auf der Eisenbahn transportirt so viel Güter, als ein Dutzend Wagen auf der besten Straße oder sechshundert in der Nähe des Felsengebirges.

Jede Vermehrung in den Erleichterungen des Verkehrs, die von einer Vermehrung der Bevölkerung und des Capitals herrührt, ist also stets begleitet von einer relativen Verminderung in der Quantität des umlaufenden Geldes für eine gegebene Zahl von Tauschen. Jede Vermehrung des Vertrauens in Banknoten strebt dahin, den Betrag des umlaufenden Geldes in Gold oder Silber zu vermindern. Eine weitere Zunahme des Vertrauens könnte bewirken, daß Privatscheine, Wechsel u. dgl. Banknoten, Gold, Silber ersetzen. Eine fernere Abnahme in dem erforderlichen umlaufenden Gelde würde hier mit einer Erhöhung der Production Hand in Hand gehen. In London werden täglich Millionen ausgetauscht mit weniger Gold, Silber oder Banknoten, als erforderlich sind, um in Buenos Ayres ein paar Tausend Rindshäute zu kaufen. Je kleiner der Belauf an Capital ist, das in Gestalt von Geld verwandt wird, um den Tausch zu erleichtern, desto größer ist die Quantität desjenigen Capitals, welches gebraucht wird zur Herstellung von Maschinen und Werkzeugen zur Vermehrung der Production. Mit dem Anwachsen der Bevölkerung und des Capitals, so wie des Vertrauens ist eine beständige Vermehrung der Production verbunden, ohne eine entsprechende Vermehrung der Quantität des umlaufenden Geldes.

Der Credit kann ohne Vertrauen in die Sicherheit des Eigenthums nicht existiren, so wenig wie ohne die Gewißheit des Käufers eines Darlehens, dasselbe zur bestimmten Zeit zurückzubezahlen. Niemand trennt sich von seinem Eigenthum, wenn er nicht weiß, daß ihm ein Gegenwerth dafür zurückgegeben wird. Niemand nimmt eine Note, einen Schein, einen Wechsel für seine Dienstleistungen, wenn er nicht glaubt, daß jene gewissenhaft eingelös't werden.

Die Wichtigkeit des Vertrauens in die Rechtschaffenheit unserer Nachbarn wirft außerordentliches Licht über die Geschichte selbst. Civilisation, Sicherheit des Eigenthums, Redlichkeit und Credit gehen Hand in Hand. In einem Lande, wo der Credit im Steigen ist, muß also auch die Redlichkeit im Steigen sein. Wir kommen hier auf ein Gesetz, unter

dessen Einflusse die neue Welt eine ganz andere Entwicklung durchmachen wird, als das Alterthum. Das alte Rom, auf Raub gegründet, statt auf Arbeit, gerieth hauptsächlich deßhalb in Verfall, weil mit dem zunehmenden Reichthum der Römer die Sittenlosigkeit und Unredlichkeit überhand nahm. Bei uns nimmt der Reichthum durch die Arbeit zu, durch die Vermehrung des Credits. Da aber Redlichkeit vom Credit unzertrennlich ist, so steht der neuen Welt erst der Verfall bevor, wenn einmal die industrielle Bewegung entschieden rückwärts gehen sollte. Unsere Gesellschaft ist deßhalb auf eine festere, moralischere Grundlage gebaut, als die des Alterthums.

Auch ein anderes jener eingewurzelten Vorurtheile wird durch die Wissenschaft vernichtet, jener Wahn nämlich, daß unsere Vorfahren, namentlich die Deutschen der Vorzeit und des Mittelalters, redlicher und sittlicher gewesen seien, als wir. Wer nicht vielleicht schon durch Meiners' „Historische Vergleichungen" eines Anderen belehrt worden ist, dem sollte doch die Thatsache die Augen öffnen, daß der Credit im Mittelalter entweder gar nicht vorhanden oder, auch wo ein Verbot des Zinsnehmens nicht galt, sehr theuer war. Fünfzig Procent für ein dargeliehenes Capital zu nehmen, war damals etwas ganz Gewöhnliches, während die holländische Regierung zu Adam Smith's Zeit so viel Vertrauen genoß, daß sie zu zwei Procent Capitalien erhielt. Hätten die Päpste statt des Verbotes, Zins zu nehmen, lieber ein Gesetz erlassen, welches die Gläubiger gegenüber böswilligen Schuldnern schützte, statt die Schuldner zu begünstigen, hätten sie statt Kreuzzüge gegen die Sarazenen einen Kreuzzug gegen die Raubritter aufgerufen, die Weg und Steg unsicher machten, — dann würden sie in der That den Zinsfuß auf ein für die damalige verkehr- und capital-arme Zeit billiges Maß herabgedrückt haben, weil sie durch ihre Maßregel die Sicherheit des Eigenthums, das Vertrauen und somit den Credit gehoben haben würden.

So sehen wir auch heute in den Ländern, wo Sicherheit des Eigenthums, geordneter Rechtsgang u. s. w. herrscht, den Credit in Flor, d. h. billig, wie in Holland, England, Preußen, — und den Credit gering, also theuer, in Rußland, in der Türkei, in Indien u. s. w., weil Eigenthum und Person da einer sehr zweifelhaften Sicherheit genießen. Dort ist der Zinsfuß niedrig, hier ist er hoch; dort ist die Production umfassend, hier ist sie gering.

Die älteste Art des Credits scheint das Darlehen gegen Bürgschaft und Schuldschein gewesen zu sein.

Der Buch-Credit, bei welchem zwei Geschäftsleute gegenseitig oder einseitig einander Waaren oder Dienstleistungen creditiren und nach einer bestimmten Frist compensiren oder bezahlen, ist heute noch die gewöhnlichste

Art des Credits. Durch ihn wird unstreitig der Preis der Waaren gesteigert, unabhängig von dem üblichen Zins-Aufschlage, weil die Nachfrage dadurch vermehrt wird, daß man zu jeder Zeit, wann das Bedürfniß eintritt, sich einen bestimmten Dienst leisten, eine bestimmte Waare geben lassen kann, ohne erst warten zu müssen, bis man den nöthigen Geldvorrath zur Hand hat.

Eine dritte Art des Credits besteht in dem Wechsel, von dem wir später ausführlicher sprechen.

Eine andere Art des Credits haben Fabricanten und Kaufleute bei den Banken, indem sie Ausgaben von diesen zahlen lassen, Einnahmen an sie überweisen, Baar-Vorschüsse sich geben lassen und am Ende einer bestimmten Frist abrechnen (Conto corrent).

Für alle diese und andere Arten des Credits gilt das Gesetz, welches wir oben entwickelt haben. Die Zinsen für das vorgeschossene Capital sind hoch oder niedrig, je nachdem der Credit groß oder gering, — billig oder theuer, je nachdem das Vertrauen in den Credit-Nehmer, oder das Vertrauen in die Zustände des Landes und der Zeit stärker oder schwächer ist.

Durch den Gebrauch des Wechsels trat die Bedeutung des Credits immer lebhafter hervor. Man sieht, daß fortwährend eine Masse von Gütern als todtes Capital da liegt, ehe diese in die Hände der Consumenten gelangen, die vielleicht nur aus Mangel an Arbeit das Product nicht sofort kaufen und consumiren können. Werden jene Güter durch den Credit früher in die Hände der Consumenten gebracht, so können diese sofort den Werth der Waare früher reproduciren; sie schaffen Werth während einer Zeit, die sie vielleicht müßig zugebracht hätten, während welcher ihre Arbeitskraft verloren gegangen wäre.

Das Papiergeld ist nicht nur ein billigeres und bequemeres Werkzeug, dessen man sich statt des Geldes bedient, sondern auch, vorausgesetzt, daß das richtige Maß beobachtet werde, ein Mittel, um Credit zu schaffen. „Die Substitution des Papiers", sagt Adam Smith, „an die Stelle des Gold- und Silbergeldes ersetzt ein sehr kostspieliges Verkehrs-Werkzeug durch ein weit weniger kostbares und manchmal eben so passendes. Der Umlauf wird durch ein neues Rad bewirkt, dessen Herstellung und dessen Unterhalt weniger kostet, als bei dem alten. Es ist aber durchaus nicht so klar und erfordert eine weitere Erklärung, in welcher Weise diese Operation zu Stande kommt, und in welcher Weise sie dahin führt, entweder das rohe oder das reine Einkommen der Gesellschaft zu vergrößern. Es gibt verschiedene Arten von Papiergeld; doch sind die umlaufenden Noten der Banken und Banker (in vielen Ländern die des Staates) die bekannteste Art derselben, die sich auch für den Zweck am besten zu eignen scheint."

Wenn die Leute in einem Lande so viel Glauben an das Vermögen, die Rechtschaffenheit und die Klugheit eines einzelnen Bankers haben, um darauf zu vertrauen, daß er stets bereit sein werde, auf Begehr diejenigen seiner eigenen Schuldscheine, Noten, die ihm etwa präsentirt werden, auszuzahlen, so erhalten diese Noten durch den Glauben, daß zu jeder Zeit Geld für sie zu haben ist, eben dieselbe Gangbarkeit, wie Gold- und Silbergeld. Ein einzelner Banker leiht an seine Kunden seine eigenen Wechsel im Belaufe von — wie wir annehmen wollen — 100,000 Thalern; da diese Noten alle Dienste des Geldes thun, so bezahlen ihm seine Schuldner die nämlichen Zinsen, als ob er ihnen eben so viel Geld geliehen hätte. Diese Zinsen sind die Quellen seines Gewinnes.

Wenn auch einige jener Noten stets zu ihm zurückkommen und Zahlung fordern, so läuft doch ein Theil derselben viele Monate und Jahre ununterbrochen um. Hält er daher gewöhnlich Noten im Belaufe von 100,000 Thalern im Umlaufe, so sind 20,000 Thaler in Gold und Silber oft ein hinlänglicher Vorrath, um dem gelegentlichen Begehr zu entsprechen. Es verrichten folglich bei dieser Operation 20,000 Thaler in Gold und Silber eben dieselben Functionen, die sonst 100,000 Thaler hätten verrichten können. Mittels seiner Noten können dieselben Tausche gemacht werden, kann dieselbe Quantität consumirbarer Güter umlaufen und an ihre eigentlichen Consumenten kommen, wie durch einen gleichen Werth an Gold- und Silbergeld. Es können demnach 80,000 Thaler in Gold und Silber bei der Landes-Circulation gespart werden, und wenn zu derselben Zeit mehrere Operationen der nämlichen Art von vielen einzelnen Banken und Bankern gemacht werden, so läßt sich die ganze Circulation mit dem fünften Theile des Goldes und Silbers bewirken, das ohne sie nöthig gewesen wäre.

Man nehme z. B. an, daß das ganze umlaufende Geld eines Landes sich zu einer gewissen Zeit auf eine Million Thaler belaufe, indem diese Summe hinreichend ist, das ganze Jahres-Product des Bodens und der Arbeit in Umlauf zu bringen. Man nehme ferner an, daß nach einiger Zeit einzelne Banken und Banker Noten, die auf den Inhaber lauten, im Belaufe von einer Million ausgeben, indem sie, um dem gelegentlichen Begehr zu entsprechen, 200,000 Thaler zurückbehalten. Es würden nun 800,000 Thaler in Gold und Silber und eine Million in Bank-Noten, oder 1,800,000 Thaler in Papier- und Metallgeld zusammen in Umlauf bleiben. Nun hatte aber das jährliche Product des Bodens und der Arbeit nur eine Million zum Umlauf und zu seiner Vertheilung an die Consumenten erfordert, und dieses Jahres-Product kann sich nicht unmittelbar durch jene Bank-Operationen vermehren. Eine Million wird daher hinreichend bleiben, es auch nach denselben in Umlauf zu setzen; da die zu

kaufenden und zu verkaufenden Güter die nämlichen sind, wie früher, so wird auch die nämliche Quantität Geldes hinreichend sein, sie zu kaufen und zu verkaufen. Der Umlaufs-Canal — wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf — wird ganz derselbe bleiben, der er vorher war. Eine Million war nach unserer Annahme hinreichend, ihn zu füllen; was daher über diese Summe hinaus in ihn gegossen wird, kann sich nicht in ihm halten, sondern muß überfließen. Nun werden 1,800,000 Thaler in ihn gegossen. Es müssen daher 800,000 Thaler überfließen, da diese Summe über das hinausgeht, was in der Landes-Circulation verwandt werden kann. Obgleich jedoch diese Summe im Lande nicht beschäftigt werden kann, so ist sie doch zu werthvoll, als daß man sie müßig liegen lassen möchte. Sie wird daher ins Ausland geschickt werden, um gewinnreiche Anlegung zu suchen, die sie im Lande nicht finden kann."

Zu unserer Zeit ist die Emission von Papiergeld von vielen Regierungen als eine kostbare Hülfsquelle betrachtet worden; und da, wo der Bedarf an Umlaufsmitteln nicht überschritten, jener Canal nicht überfüllt wurde, hat sie sich auch als solche bewährt. Die Papier emittirende Regierung konnte dadurch, um uns eines Ausdrucks Ricardo's zu bedienen, den ganzen dem Papiergelde gegebenen Werth als Schlagschatz betrachten. Allein wo jenes Maß des Bedürfnisses überschritten wurde, wie in Frankreich (Assignaten), Oesterreich und Rußland, da sank auch sofort der Werth des Papiergeldes und brachte verhängnißvolle Krisen mit sich.

Sobald also die Masse des in einem Lande circulirenden Geldes das Bedürfniß überschreitet, so wird derjenige Theil desselben, welcher im Auslande am meisten Werth hat, in letzteres strömen. In China z. B. war der Silberwerth bis zu diesem Jahrhundert höher, als in Europa, so daß beständig Silber dahin exportirt wurde. Gesetzt nun, daß durch große Gold-Erwerbung in England der Werth des Goldes sinkt und, da die Guineen noch festen Cours haben, eine große Masse Goldes in die Münze von London geschickt wird, so daß der Bedarf — angenommen, es sei auch kein Papiergeld vorhanden — überschritten wird: dann wird Silber so lange nach China wandern und dafür Waaren holen, die vielleicht an ein drittes Land gegen andere Waaren vertauscht werden, bis das Niveau des Geldbedarfs wieder hergestellt ist. Ganz so verhält es sich mit dem Papiergelde. Einlösbares Papiergeld wird, wenn der Umlaufs-Canal überfüllt ist, zur Casse zurückströmen; uneinlösliches wird entweder in solchem Falle im Werthe sinken oder, wenn Zwangscours besteht, die Preise der Waaren steigen machen.

In den jetzt folgenden Abschnitten über das Bankwesen gehen wir etwas näher auf die hier berührte Frage ein.

20. Die Banken.

Die ökonomischen Zustände des Alterthums sind wohl die dunkelsten Blätter in der Geschichte. Was wir davon wissen, beschränkt sich auf einige zufällige und kurze Andeutungen in den Classikern; und in späteren Zeiten noch hat sich Niemand die Mühe gegeben, dieser praktischen Seite des Volkslebens Aufmerksamkeit zu schenken. So sorgfältig die Geschichtschreiber über alle Vorfälle berichten, welche auf die Zerstörung des Lebens und des Eigenthums der Menschen hinwirkten, — so wenig achteten sie auf die Einrichtungen und Verhältnisse, welche zum Schaffen von Eigenthum beitrugen und den Wohlstand beförderten. Sie sprechen von Geld, wie Hübner bemerkt, nur dann, wenn es ihren Helden mangelte oder diese solches auf ihren Raubzügen erbeuteten.

Tausch-Geschäfte wurden schon in den frühesten Zeiten durch Metall vermittelt und der Werth desselben, da es noch keine Münzen gab, durch Wägen bestimmt, wie dies die Bibel schon von Abraham erzählt. Wann die ersten Münzen geprägt worden sind, ist nicht ermittelt, doch findet man deren schon bei den Aegyptiern und Phöniziern. Am beliebtesten waren die griechischen Münzen, und in Folge des Aufschwunges, welchen dieses Land nahm, häuften sich beträchtliche Reichthümer an Geld dort an, für die sich bald das Bedürfniß eines sicheren Aufbewahrungsortes kund gab. Diesen boten die Tempel; sie sind daher die ersten Depôsit-Banken gewesen. Schon zu Homer's Zeiten war der Reichthum des Tempels in Delphi zum Sprüchworte geworden. In Kleinasien diente der Tempel des Apollo zur Bank; gleichen Zweck vertrat der zu Olympia; der Tempel in Jerusalem scheint ebenfalls zu Bank-Geschäften benutzt worden zu sein. Am blühendsten war das Bank-Geschäft in Athen, welches den größten auswärtigen Handel führte. Die Haupt-Geschäfte waren der Geldwechsel und das Leihen, wobei enorme Zinsen bezahlt wurden. Noch ausgedehnter waren diese Geschäfte bei den Römern, die schon durch Anweisungen Geldsendungen ausglichen und den Geldhandel ganz gewerbsmäßig betrieben.

Beim Handel mit dem Auslande bediente man sich im Alterthume und bis ins Mittelalter hinein des rohen Metalles zur Werth-Ausgleichung, weil es bei der großen Mannigfaltigkeit von Münzen schwer war, deren Gehalt nach dem Gepräge zu bestimmen, und weil dieselben nicht überall gäng und gäbe waren. Die Kaufleute mußten daher zur Abschätzung des Feingehaltes und Gewichtes Wagen, Probirsteine und andere Werkzeuge mit sich führen, wobei viel Zeit und Mühe verloren ging. In den Reichsstädten, welche fast alle das Münzrecht hatten, ließen sie das mitgebrachte Metall prägen, was immer große Kosten und Beschwerlichkeiten verursachte. Auf der anderen Seite mußten die, welche verkauften, die fremden Münzen mit nach Hause nehmen, wo sie nur Metallwerth hatten, die Prägekosten also verloren gingen. Beiden wäre geholfen gewesen, wenn sie sich gekannt und ihre Münzen mit einander ausgetauscht hätten. Es war daher wünschenswerth, einen Mann zu finden, an den man sich wenden konnte, der als Sachverständiger bekannt war und bei dem man die nöthige Auskunft haben konnte. Er diente zugleich als Schätzer des Feingehalts des Metalles und des Werthes der Münzen, welche ihm besser bekannt waren, als jedem Einzelnen. Als sich feste Handelsplätze bildeten, die regelmäßig von Kaufleuten besucht wurden, da nahmen diese Schätzer das Geldwechseln selbst in die Hand, so daß sie Jedem die gewünschte Münzsorte geben konnten und Rohmetall oder andere Münzen dagegen empfingen. Sie betrieben ihr Geschäft Anfangs auf den Jahrmärkten und Messen, wo sich damals der Handel concentrirte, und wanderten von einem Orte zum anderen. Ihre Waare, das Geld, hatten sie auf einem offenen Tische oder auf einer großen Bank aufliegen, wovon der Name **Bank** herrührt.

Die ersten Institute der Art kamen in der Lombardei, in Venedig und Genua vor. Namentlich beschäftigten sich aber die Florentiner schon zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts damit. Sobald die Wechsler das Geschäft selbst betrieben, hatten sie auch Capital nöthig, und zwar, je nach der Größe des Handelsplatzes und ihres Geschäftskreises, oft sehr bedeutende Mittel. Es konnten sich also nur vermögende Leute damit beschäftigen, und dieser Umstand trug wesentlich zu dessen Ausbreitung bei. Die Handelsleute konnten diesen Schätzern und Wechslern vollkommen vertrauen und ihnen daher selbst das Geld, welches sie bei sich führten, zur Aufbewahrung übergeben. Sie hatten nun nicht mehr nöthig, große Summen, welche sie eingenommen hatten oder die sie in späterer Zeit brauchten, auf allen Märkten mit herumzuschleppen, was wegen der Unsicherheit der Person und des Eigenthums in jener Zeit mit manchen Bedenklichkeiten verknüpft war, — sondern sie legten dieselben bei dem Wechsler oder Banker nieder und erhielten von diesem einen Schein darüber. So entstand das

21*

Deposit. In den ersten Zeiten beschäftigten sich namentlich die Goldschmiede mit diesem Handel, da ihnen derselbe wegen ihres Umganges mit edlen Metallen am nächsten lag und sie der Sache kundig waren. Die Aufbewahrung ihrer eigenen Waaren erforderte ohnedies schon Sicherheits-Maßregeln; sie konnten daher leicht auch fremde Gelder gegen eine geringe Vergütung aufbewahren.

Die Gefahr, von Raubrittern und anderen Wegelagerern geplündert zu werden, war damals so groß, daß man den Vortheil dieser Einrichtung bald allgemein einsah und Jeder sein Geld beim Banker deponirte. Der Schein, welchen dieser ausstellte, war leicht zu transportiren und zu verbergen, und konnte selbst, wenn er geraubt wurde, noch ungültig gemacht werden. Außerdem ersparte man bei dem Handel mit dem Auslande die Prägekosten und die Zeit des Wägens und des Handelns über den Feingehalt.

Da die meisten Kaufleute ihr überflüssiges Geld bei dem Banker liegen hatten, so sahen die, welche an einem Orte beisammen wohnten, ein, daß es überflüssige Mühe sei, das Geld sich gegenseitig zuzuschicken, abzuzählen und wieder zum Banker zurückzubringen. Man konnte es eben so gut dort lassen und den Banker beauftragen, diese Summen auszuzahlen, d. h. von dem Gelde des Einen zu nehmen und es zu dem des Anderen zu legen. Der Banker seinerseits vollführte dieses Geschäft auch nicht in der Wirklichkeit, sondern legte Bücher an, in welchen er notirte, was Einer dem Anderen bezahlt hatte, und so entstanden die Giro-Banken. (Girum, der Kreis, da sie auf einen bestimmten Kreis von Geschäftsleuten sich beschränkten.)

Da das Schätzen der Münzen, wegen deren häufigen Gehaltswechsels, sehr schwierig war, und die Münzfälschung von den Regierungen selbst betrieben, ja, sogar als ein beliebtes Finanzmittel in Geldnöthen betrachtet wurde, so fing man an, mit einem bestimmten Gelde von festgesetztem Feingehalt zu rechnen, welches oft gar nicht existirte, den Bank-Mitgliedern aber die nöthige Sicherheit gewährte, so daß sie bei jeder Zahlung überzeugt sein konnten, genau deren Werth zu erhalten. So entstand das Bank-Geld und die Bank-Währung, welche meistens um viele Procent höher steht, als Courant, und, da sie in der Wirklichkeit nicht vorkommt, auch nicht gefälscht werden kann.

Jedes Bank-Mitglied erhielt ein Folio in den Büchern der Giro-Bank, worauf sein Guthaben notirt und ihm ab- und zugeschrieben wurde. Die Einlagen bestanden in Rohmetall und Münzen von bestimmtem Feingehalt, oder letztere wurden nach ihrem Metallwerthe angenommen. Standen Kaufleute in Verbindung mit einander, die nicht denselben Banker hatten, so konnten sie doch gegenseitig abrechnen, indem sie ihrem Banker eine Anweisung

auf den anderen Banker gaben. Auf diese Weise war ihr Gewinn ganz derselbe, nur der des Bankers nicht, welcher die Summe auszahlen und übersenden mußte, wenn nicht vielleicht beide Banker mit einander in Verbindung standen, so daß sie sich bloß die Differenzen ihrer Forderungen baar auszahlten, wie dies im Clearing-Hause in London der Fall ist.

Die Geschäfte wurden mit den Anweisungen auf die Bank gerade wie mit baarem Gelde abgeschlossen; es mußten sich aber die Kaufleute kennen oder so viel Vertrauen zu einander haben, daß sie der Bezahlung bei dem Banker versichert waren. Als die Banken sich vermehrten und ihre Theilnehmer zahlreicher wurden, mußten Leute, welche man nicht kannte, eine Bescheinigung des Bankers mitbringen, daß sie Geld bei ihm deponirt hatten; um stets zu wissen, wie viel ein Anderer noch bei der Bank liegen habe, oder um dieses selbst beweisen zu können, theilte man den ganzen hinterlegten Betrag in kleinere Summen, über deren jede ein Schein vom Banker ausgestellt wurde, und um deren Betrag das Deposit sich bei jeder Zahlung verringerte. Der auf der Note angegebene Betrag wurde von dem Banker bei Vorzeigung derselben ausbezahlt und dem Deponenten abgeschrieben. Anfangs waren sie auf den Namen des Einlegers ausgestellt und mußten von jedem, der sie weiter gab, unterschrieben werden, wie dies bei der amsterdamer Bank noch lange Zeit der Fall war. Diese Noten konnten indessen auch nur beschränkte Anwendung finden, da man den Einleger und die Giranten, oder wenigstens Einen davon, kennen mußte. Man war genöthigt, die Unterschrift genau zu prüfen, und die Bank war der Gefahr der Fälschung von Unterschriften ausgesetzt. All dies zu vermeiden, stellte man die Scheine auf den Inhaber aus. Das Deposit blieb aber nun nicht dasselbe, wie früher, sondern es wurde dem Banker zur freien Verfügung übergeben, der also der Schuldner der Einleger wurde, und es entstand die Banknote.

Bei der Zunahme des Credits und des Verkehrs hatten sich die Depositen immer mehr gehäuft, und da man dieselben nicht unbenutzt liegen lassen wollte, die Banker aber meistens vermögende Leute waren, denen man Vertrauen schenken konnte, so überließ man sie diesen zur eigenen Benutzung, wofür sie einen Zins zahlten. Außerdem hatten die Kaufleute noch den Vortheil der Sicherheit gegen Feuersgefahr, Krieg und Raub, weil der Banker mit seinem ganzen Vermögen haftete.

Die Banken wurden somit Credit-Institute, welche alle Zwecke des Credits in größerem Maßstabe vermitteln, also zur Uebertragung von Eigenthum und zur Vermittlung des Geldumlaufes dienen. Sie bringen Capital, welches unbenutzt da liegt, zur Verwendung, setzen den Capitalbedürftigen mit dem

Capitalisten in Berührung und gewähren zugleich dem Vermögen einen sicheren Aufbewahrungsort.

Die Bezeichnung: Giro-, Zettel-, Wechsel- oder Leihbank, ist auf die jetzigen Institute nicht mehr ausschließlich anwendbar, da sie meistens alle diese Geschäfte zugleich betreiben. Die einzige Ausnahme macht Hamburg, dessen Bank lediglich Giro-Bank geblieben ist.

Die Mittel, mit welchen die Banken arbeiten, bestehen aus dem Grund-Capital, dem Actien-Capital, wenn der Bank-Fond durch Actien aufgebracht worden ist, und dem Bank-Capital. Unter dem ersteren versteht man das Capital, womit die Bank begründet worden, und welches in derselben niedergelegt worden ist. Das letztere besteht aus den Mitteln, welche die Bank im Laufe ihrer Geschäfte von dem Publicum geliehen erhalten hat. Dieses geschieht: 1) Durch das Deposit: Wenn Jemand der Bank 1000 Fl. auf ein Jahr gegen 4 pCt. leiht, und sie borgt dieselben wieder einem Dritten gegen 5 pCt., so gewinnt sie dabei 1 pCt. 2) Durch Noten: Wenn die Bank schriftlich das Versprechen ausstellt, zu jeder Zeit eine bestimmte Summe zu zahlen, und dieses einem Andern als Zahlungsmittel übergibt, so gewinnt sie dabei alle Zinsen, welche der Creditnehmer während der Zeit der Benutzung zahlt. 3) Durch Wechsel: Wenn Jemand der Bank eine Summe unter der Bedingung übergibt, sie in vierzehn oder dreißig Tagen einem Dritten auszubezahlen, so gewinnt sie alle Zinsen, welche sie in dieser Zeit bekommen kann. Die Banken können selten höhere Zinsen erlangen, als gewöhnlich üblich sind. Wenn sie also nur mit eigenem Capitale arbeiteten, so würden sie nichts gewinnen, und ihre Mühe wäre umsonst. Sie können also nur durch die Menge von Geschäften, durch die Raschheit, mit der diese durchgeführt werden, und durch Bank-Capital Gewinn erlangen. Eine Ausnahme machen die Hypotheken-Banken, deren Gewinn in der Differenz zwischen den Zinsen, die der Capitalist erhält, und denen, die der Grundbesitzer gibt, besteht.

Die größeren Banken errichten gewöhnlich in kleineren Städten, die noch in ihrem Geschäftsbereiche liegen, Zweigbanken, welche mit der Hauptbank in directer und inniger Verbindung stehen und dadurch manche Vortheile vor selbstständigen Banken voraus haben. Sie gewähren dem Publicum mehr Sicherheit, weil zugleich die Hauptbank mit für sie haftet, und gewähren der letzteren wieder viele Vortheile in der Vertheilung des Umlaufes. Es gibt namentlich in Ackerbau-Bezirken und kleinen Handelsstädten, je nach der Jahreszeit und der Art des Handels, Perioden, wo man mehr oder weniger Capital bedarf als in anderen Kreisen. Die Landleute, die Tuchhändler, die Pelzhändler haben im Winter Geld, die Wollhändler, die Getreidehändler brauchen solches im Herbste, die Fabricanten,

die Bierbrauer haben im Sommer davon übrig. Die Zweigbanken in diesen verschiedenen Gegenden, welche durch die Hauptbank mit einander in Verbindung stehen, helfen sich nun gegenseitig aus, werden von der Hauptbank in Zeiten des Andranges unterstützt, und stützen umgekehrt wieder diese. In America, wo das Credit-System am weitesten verbreitet ist, verkehren die einzelnen Banken selbst mit einander auf diese Weise und acceptiren gegenseitig ihre Banknoten.

Die erste Bank war die von Venedig, die 1156 gegründet worden sein soll. Die Nachrichten über dieselbe sind sehr mangelhaft und abweichend, stimmen aber darin überein, daß sie den Zweck hatte, dem Staate aus Geldverlegenheiten zu helfen. Sämmtliche Staatsgläubiger wurden zu einer Corporation vereinigt und ihnen erlaubt, ihre Forderung an den Staat von einem auf den andern zu übertragen. Der Bank-Fond bestand aus der Schuld der Regierung. Es war also ursprünglich eine Giro-Bank. Sie nahm indessen auch Depositen an, und ein Gesetz bestimmte, daß alle bedeutenderen Zahlungen in Bankgeld geschehen sollten. Mit dem Staate stand die Bank fortwährend im Verkehr, bewilligte ihm Anlehen, und im Jahre 1587 nahm ersterer sogar zu einem Zwangsanlehen seine Zuflucht, d. h. er nahm der Bank und den Privatleuten, welche ihr Vermögen darin niedergelegt hatten, ihr Geld ab und übergab ihnen dafür Schuldverschreibungen. Mit diesem fingirten Fond machte die Bank lange Zeit Geschäfte, und wenn sie sich mit der Regierung nicht so weit eingelassen hätte, so wäre sie vielleicht von längerer Dauer gewesen. Die Einlagen bestanden aus Ducaten und Zechinen, und es war 1750 die Bank-Valuta 54 pCt. besser als die laufende. 1797 ging die Bank mit der Vernichtung der Republik zu Grunde.

Die zweite Bank war die von Barcelona, 1349 von den dortigen Tuchmachern, welche bedeutende Geschäfte trieben, gegründet. Nähere Angaben über dieselbe fehlen. 1401 errichtete der Magistrat selbst eine Bank, und die Stadt verbürgte sich für die Capitalien, welche in derselben niedergelegt wurden. Sie beschäftigte sich mit dem Geldwechsel, nahm Depositen an und discontirte Wechsel.

Die Bank von Genua wurde 1407 gegründet und ganz nach dem Muster der venetianischen eingerichtet. Ihre Entstehung verdankt sie ebenfalls Staats-Anlehen, welche den Bank-Fond bildeten und auf die Domainen, die Insel Corsica u. A., versichert waren. Sie soll zuerst Banknoten, und zwar im Betrage der Regierungsschuld, ausgegeben haben. Ihr Hauptgeschäft war das Giro, außerdem übernahm sie Depositen und diente den Kaufleuten als Casse. Die Bank-Valuta war um 27 pCt. besser als Courant. Die häufigen Anleihen des Staates untergruben zuletzt ihren

Credit, und als 1740 die Oesterreicher die Bank plünderten, hörte sie auf. Daß Letzteres nur die Veranlassung und nicht der erste Grund ihres Unterganges war, beweisen andere Banken, wie die hamburger, die ebenfalls geplündert wurden und doch fortbestanden.

1609 entstand die Bank von Amsterdam. Sie hatte den Zweck, den damals so häufigen Münzfälschungen der Regierungen und der Abnutzung des Metalls vorzubeugen. Die Bank nahm alle Münzen nach deren innerem Werthe an und eröffnete dafür ein Conto in ihren Büchern. Da das Bankgeld genau dem gesetzlichen Münzfuße entsprach, so stand es immer höher, als das umlaufende. Später nahm sie auch Gold und Silber als Deposit an und gab dafür Scheine aus, welche wie Banknoten coursirten, von Jedem unterschrieben wurden und die erste Anregung zu den Zettelbanken gegeben haben sollen. Von dem Staate wurde die Bank durch mancherlei Gesetze und Privilegien unterstützt. Es mußte jeder Wechsel über 600 Gulden in Bankgeld bezahlt werden, und die Kaufleute wurden dadurch gezwungen, sich einen Bank-Fond zu verschaffen. Die amsterdamer Bank wurde nur für Privatzwecke gegründet und stand mit dem Staate in keiner Beziehung. Sie war daher lange Zeit berühmt wegen des außerordentlichen Credits, den sie besaß. Als sie sich aber verleiten ließ, dem Staate Anleihen zu gewähren, und es 1794 bekannt wurde, daß sie diesem und der ostindischen Compagnie von den ihr anvertrauten Depositen Capitalien geliehen, da verlor sie alles Vertrauen und ging bald darauf zu Grunde. An ihre Stelle trat 1814 die niederländische Bank.

Die Bank von Hamburg wurde 1619 aus demselben Grunde, wie die amsterdamer, und nach deren Muster eingerichtet. Die Verwirrung im Münzwesen, die Verschiedenartigkeit und der wechselnde Gehalt der Münzen waren so groß, daß der Werth einer Geldzahlung etwas sehr Unbestimmtes war. Außerdem trugen die damals ziemlich allgemein angewandten Münzfälschungen der Regierungen nicht wenig zu dieser Unsicherheit des Eigenthums und des Handels bei. Die Bank nahm nur Species-Thaler von bestimmter Feinheit oder Silberbarren von gleichem Gehalt als Einlage an und eröffnete dem Inhaber dafür ein Conto. Leider ging sie von diesem Grundsatze ab und nahm auch geringhaltigere Münzen an, in Folge dessen das Bankgeld herabgesetzt werden mußte und einen schwankenden Cours erhielt. Die Bank gab auch Vorschüsse gegen Pfänder, welche gegen das Ende des 17. Jahrhunderts so bedeutend waren, daß sie einige Zeit geschlossen werden mußte. In Folge des siebenjährigen Krieges und der großartigen Münzverschlechterung in jener Zeit schwankte das Bankgeld immer stärker, so daß die Bank in große Verlegenheit und der hamburger Handel in die ärgste Verwirrung gerieth. Als sie aber zu dem alten Ver-

fahren zurückkehrte und die übergroße Anzahl von Pfändern sich vom Halse schaffte, da hob sich das Bankgeld ebenfalls, und das Vertrauen ward bald wieder hergestellt. Bankthaler existiren jetzt keine mehr; dieselben betrugen nur $^{24}/_{221}$ einer Mark Silber von $15^2/_3$ Loth Feingehalt.

Außer jener vorübergehenden Krisis war das Vertrauen in die hamburger Bank immer sehr fest gewesen, weil sie nur für Privatzwecke gegründet war und sich nie mit dem Staate in Geschäfte eingelassen hat. Sie ist daher auch die einzige Bank, welche sich bis jetzt erhalten. Gegenwärtig ist sie ausschließlich Giro-Bank, und ihre Einlagen bestehen in Silberbarren.

Fast gleichzeitig mit der hamburger wurde die nürnberger Bank gegründet, welche außerordentliche Privilegien vom Staate erhielt. Es mußte nämlich wie in Amsterdam jeder Wechsel über 50 Fl. in Bankgeld bezahlt und selbst bei Waarenkäufen größere Summen mit demselben berichtigt werden. Sie war hauptsächlich Giro- und Depositen-Bank.

1635 entstand die Bank von Rotterdam. Diese, so wie die in Nürnberg gingen später wieder zu Grunde. In letzterer Stadt wurde erst 1780 wieder eine Bank errichtet.

Die Bank von Schweden, 1657, war die erste, welche Banknoten ausgab, die der Staat, der die Veranlassung dazu gegeben hatte, gegen Metall einzulösen versprach. Dies war auch der erste Mißbrauch, der mit Noten getrieben wurde, da dieselben keinerlei Deckung hatten und nicht wie bei der Bank von Amsterdam auf natürliche Weise aus dem Deposit entstanden.

Die Bank von England wurde 1694 errichtet, hauptsächlich um dem Staate Geld zu verschaffen und bei seinen Anleihen behülflich zu sein. Bankgeschäfte wurden in England schon im 12. Jahrhundert von den Juden und namentlich den Goldschmieden betrieben, denen wegen ihres Geschäftes der Gold- und Silberhandel, so wie der Geldwechsel am nächsten lag. Damit verbanden sie allmählich das Leihgeschäft, d. h. sie genossen so viel Vertrauen, daß man ihnen die Depositen zur eigenen Verwendung überließ. Wegen der Gefahr und des üblen Rufes, die damit verbunden waren, stiegen die Zinsen oft auf 20—30 pCt. Als Bank benutzten sie die Münze, fanden aber mit der Zeit, daß ihr Geld dort vor der Regierung nicht ganz sicher war. Nach der Vertreibung der Juden 1290 siedelten sich viele Italiener, namentlich Lombarden, in England an, von welchen das Ausleihen von Geld den Namen Lombarden-Geschäft erhielt. Die Zinsen waren damals immer noch sehr beträchtlich. 1546 wurden sie auf 10 pCt., 1624 auf 8 pCt., 1651 auf 6 pCt. und 1714 auf 5 pCt. gesetzlich festgestellt. Außer diesen gesetzlichen Zinsen wurde immer noch eine nach

den Umständen kleinere oder größere Prämie bezahlt. Die Regierung benutzte gleich die bedeutenden Geschäfte, welche die Lombarden machten, um verschiedene Anleihen bei denselben zu erheben; namentlich richtete sie aber ihr Augenmerk auf die Goldschmiede, bei welchen sie häufig Geld borgte, theils gewaltsam, theils indem sie ihnen manche Einkünfte des Landes überwies. Durch die Kriege mit Frankreich und Holland wurde der Credit des Staates sehr erschöpft, und die Goldschmiede geriethen in Gefahr, ihr Geld zu verlieren. Karl II. erklärte sogar einmal, daß er weder Capital noch Zinsen zahlen werde. Auch früher schon war die Zinszahlung öfter eingestellt worden, so daß die Goldschmiede endlich mißtrauisch wurden und sich auf kein Anlehen mehr einlassen wollten. Dies veranlaßte die Regierung, dem Plane zur Gründung einer Bank ihre Genehmigung zu ertheilen, weil sie mit deren Hülfe leichter Geld zu erhalten hoffte.

Es erhoben sich damals schon viele Stimmen gegen die Errichtung einer solchen privilegirten Bank. Man hielt ihr entgegen, daß sie den Geldmarkt zu einem Monopol machen und eine Stütze der Willkür der Regierung bilden werde. Die Goldschmiede dagegen und der Magistrat von London sahen es gern, weil sie dadurch den Anleihen der Regierung zu entgehen hofften. Das Bank-Capital bestand aus 1,200,000 Pfd. Sterl., welche der Staat sogleich in Empfang nahm und der Bank dafür verschiedene Tonnen-Gelder und Getränke-Steuern überwies. Diese Bank discontirte Wechsel, beschäftigte sich mit Geldwechsel, nahm Depositen an und durfte bis zum Betrage ihres Capitals Noten ausgeben. Das Privilegium der Bank wurde zu verschiedenen Zeiten verlängert, wofür sie dem Staate jedesmal beträchtliche Summen leihen mußte. 1708 wurde durch ein Gesetz die Gründung von Banken, deren Mitglieder die Zahl von sechs Personen übersteigt, im Umfange des Königreiches England verboten. Die Anlehen für den Staat wurden fortgesetzt, bis sie 1818 die Summe von vierzehn Millionen Pfund erreichten. 1797 stellte die Bank in Folge von durch den Krieg entstandenen Handelskrisen ihre Baarzahlungen ein, und das Parlament sanctionirte diese Maßregel durch ein Gesetz, welches zu verschiedenen Malen erneuert wurde, bis die Bank endlich 1817 ihre Zahlungen wieder aufnahm. 1826 wurde ihr Privilegium dahin abgeändert, daß außerhalb eines Umkreises von 65 englischen Meilen von London die Zahl der Bank-Theilnehmer unbeschränkt sei, und 1833 legte man bei Erneuerung des Freibriefes nach dem Wortlaute desselben das Monopol der Bank so aus, daß nur für die Banken, welche Noten ausgeben wollten, die Zahl der Mitglieder auf sechs beschränkt, andere Bankgeschäfte aber nicht darunter begriffen seien. Obgleich diese Auslegung auf die Beschwerde der Bank durch eine Clausel bedeutend eingeengt wurde, so hatte sie doch die Gründung

einer Menge von Banken zur Folge. 1834 betrug die Zahl der Privatbanken, Zweig- und Landbanken in England und Wallis 638, und die der Joint-Stockbanken mit ihren Zweigen 106. Die Bank von England hat ebenfalls an vielen Orten Zweigbanken errichtet. Die Banken und Banker in London haben wieder unter sich eine Giro-Bank, das Clearing-Haus, gegründet, worin sie ihre Forderungen unter sich ausgleichen. Die Geschäfte sind so bedeutend, daß im Jahre 1840 974,400,000 Pfund verrechnet wurden, wovon nur 7 pCt. baar ausbezahlt worden. Der Vortheil der Banker ist daraus leicht zu ersehen.

Von weit größerer Bedeutung war die Bank Schottlands. Die erste Bank von Schottland wurde 1695 errichtet und hatte ein ausschließliches Privilegium bis zum Jahre 1705, wo dasselbe zu Ende ging und das Bankwesen durch kein Gesetz mehr beschränkt wurde. Die schottischen Banken zeichnen sich daher durch die Freiheit, welche sie genießen, und durch ihre Solidität vor allen anderen aus. Da sich der Staat in ihren Geschäftsgang nicht einmischte, so hatten sie bald solches Zutrauen bei dem Volke gewonnen, daß sich Jedermann ihrer bediente und sie sich in allen Theilen des Landes verbreiteten. Die Zahl der Depositen ist daher nirgends so groß als in Schottland und hat bewirkt, daß sich die Banken mit einem geringeren Gewinne begnügen als die Bank von England. Daß für die Depositen Zinsen bezahlt werden, trägt viel zu deren Vermehrung bei. Eine Folge davon ist ferner, daß man die Banknoten zum Umlaufe theilweise entbehren kann, weßwegen die Zahl derselben in Schottland am geringsten ist. Trotz der Stürme, welche die Banken von 1750—1760 wegen der großen Notenmission auszuhalten gehabt, während welcher die Bank von Schottland einmal ihre Zahlungen einstellte, ist das ganze Bankwesen doch so solid, daß im Jahre 1826 nachgewiesen werden konnte, daß seit dem Bestehen von Banken das Publicum nicht mehr als 36,000 Pfund verloren habe, wie große Verluste die Banken selbst in Folge jenes panischen Schreckens im vorigen Jahrhundert auch erlitten haben.

1716 wurde die französische Bank von Law gegründet, über deren Thätigkeit wir früher schon gesprochen haben.

In Oesterreich kam man, wie in anderen Ländern, in Folge der Finanznoth des Staates auch auf den Gedanken, eine Bank zu gründen. Man sah den Reichthum und Aufschwung der großen Handelsstädte, wo Banken schon lange bestanden, und erwartete daher von letzteren alle möglichen Wunderthaten für den Handel und die Gewerbe. 1703 wurde der Plan zu einer Bank entworfen und dieselbe mit verschiedenen Staatsgefällen dotirt. Privatleute sollten auch Theil nehmen, allein im Hintergrunde lag doch immer der Zweck, dem Staate behülflich zu sein. Das Unternehmen

fand daher sehr wenig Credit bei dem Publicum, weil Niemand so viel Vertrauen zu der Regierung hatte, daß sie im Nothfalle das der Bank anvertraute Privateigenthum nicht doch angreifen werde. Bei der Cameral-Verwaltung fand es aus anderen Gründen ebenfalls Widerspruch, so daß die Regierung das Privilegium der Stadt Wien überließ, die Bank aber mit verschiedenen Staats-Einkünften im Betrage von 340,000 Gulden dotirte. Später faßte die Regierung den Plan, sämmtliche Steuer-Cassen zu einer Bank zu vereinigen; allein das Unternehmen schlug fehl. Bei der Bank von Wien erhob der Staat mehrere Anlehen, wofür ihr immer wieder neue Gefälle verschrieben wurden, so daß sie sich endlich von den übrigen Cameral-Verwaltungen nicht mehr unterschied und daher 1783 mit der Finanz-Verwaltung vereinigt wurde. Die jetzige österreichische National-Bank wurde 1816 errichtet, um das Papiergeld einzulösen und wieder Ordnung in die Geldverhältnisse zu bringen. Sie lös'te 53 Millionen Gulden Papier ein, wurde aber später vom Staate so sehr in Anspruch genommen, daß sie 1848 ihre Zahlungen einstellen mußte, was der Staat sanctionirte und zugleich den Banknoten Zwangs-Cours verlieh. Die Bank benutzte die Zeit ihrer Insolvenz so gut, daß sie während derselben 20—30 pCt. Dividende austheilte und die Masse ihrer Noten um vierzig Millionen vermehrte, — ein Verfahren, das man kaum mehr Speculation nennen kann.

Die Bank von Kopenhagen, 1736, war ursprünglich ein Privat-Institut und genoß eines sehr guten Credits. Sie entging aber auch dem Schicksale der Staats-Anlehen nicht und verlor daher das allgemeine Vertrauen. Ihren Noten wurde Zwangs-Cours verliehen und die Anzahl derselben immer von Neuem vermehrt. Zum Bedarfe des Staates wurde eben so das Actien-Capital vergrößert, und endlich übernahm der Staat die Bank selbst. Um der Unordnung im Geldwesen zu steuern, wurden nach einander zwei Banken gegründet, ohne aber ihren Zweck zu erreichen.

Ein Institut entgegengesetzter Art war die berliner Bank; welche von der Regierung dotirt und verwaltet wurde, aber nur für Privatzwecke bestimmt war. Ursprünglich sollte sie durch Actien gebildet werden; da aber das Publicum der damaligen militärischen Regierung wenig Talent in der Handhabung von Bankgeschäften zutraute, so mochte sich Niemand betheiligen, und der König gab daher aus dem Staatsschatze acht Millionen Thaler zur Gründung derselben her. Die Bank sollte lediglich dem Handel dienen und mit dem Staate in keinen Verkehr treten. Während der Kriege mit Napoleon wurde diese Bestimmung aber dennoch übertreten und insgeheim die Bank zu mehreren Anlehen veranlaßt, wodurch sie in ähnliche Verlegenheit gerieth wie alle Banken, welche mit dem Staate Geschäfte machten. Die Bank ist privilegirt und darf Noten ausgeben. Auf der

anderen Seite ist sie aber wieder durch manche Verordnungen eben so beschränkt worden; die Pupillen-Gelder z. B., welche in der Absicht, der Bank zu nützen, ihr überwiesen wurden, sind geradezu eine Last für sie geworden. Die **Seehandlung**, 1772 von Friedrich II. errichtet, ist reine Staatsbank, sie contrahirt die Staats-Anlehen und influirt auf den Handel mit Staatspapieren.

Unter demselben Könige wurden in Preußen die landwirthschaftlichen Credit-Institute in Schlesien, Kurmark, Posen, Pommern, Ost- und Westpreußen gegründet, die seitdem auch in anderen Ländern mit Erfolg*) nachgeahmt worden sind und sich als äußerst nützlich bewährt haben.

Nach dem Untergange der Law'schen Bank bildete sich 1776 eine Disconto-Casse in Paris, welche auch mit dem Staate Geschäfte machte und in Folge dessen bereits 1783 ihre Noten nicht mehr einlösen konnte, so daß denselben Zwangs-Cours ertheilt werden mußte und die Bank endlich zu Grunde ging. Während der Revolution entstanden unter der Bankfreiheit, obwohl unter ungünstigen Zeitumständen, mehrere Banken, deren glückliche Erfolge die Regierung veranlaßten, eine Staatsbank zu errichten, weil man sich auch damals noch nicht von der unglücklichen Idee trennen konnte, daß der Staat Alles besser betreibe, und sich noch nicht überzeugt hatte, daß Geschäfte in den Händen von Privatleuten besser gedeihen, als in denen des Staates.

Um Concurrenz zu vermeiden, vereinigte sie sich mit einer der ersten jener Banken, der „Caisse des comptes courrants", und im Jahre 1803, wo sie den Namen „Banque de France" annahm, wurde ihr durch ein Gesetz das ausschließliche Privilegium zur Notenausgabe verliehen. Die bestehenden Provinzial-Banken, deren Thätigkeit durch Regierungs-Decrete sehr eingeengt worden war, gingen an die Bank von Frankreich über, welche jetzt in allen größeren Städten Zweigbanken besitzt. In Folge ihrer Geschäfte mit der Regierung mußte die Bank mehrmals ihre Zahlungen einstellen und ihren Noten Zwangs-Cours geben lassen; sie benahm sich jedoch ziemlich mäßig, und 1850 wurden alle diese Maßregeln wieder aufgehoben.

Die **schweizer Banken** sind alle neueren Ursprunges und besitzen einen sehr ausgedehnten Credit. Ihr Notenumlauf ist mäßig, aber gesichert, und die Masse ihrer Geschäfte ziemlich bedeutend.

Am größten ist die Zahl der Banken in **Nordamerica**, wo es fast gar keine Privat-Banker gibt. Die ersten Banken waren Staatsbanken

*) Baierische Hypotheken-Bank, Crédit foncier, Crédit mobilier in Paris.



und zu Staatszwecken bestimmt. Dieser Umstand war dem Gedeihen der Banken nicht sehr günstig und hatte nachtheilige Folgen für den ganzen Handel. Schon vor dem Befreiungskriege existirte eine Menge Papier, das während desselben noch beträchtlich vermehrt würde, allmählich im Werthe sank und später um wenige Procente eingelös't wurde. Der Gewinn, welchen die privilegirten Banken machten, verbreitete ganz falsche Ansichten über den Werth dieser Credit-Institute, man warf sich mit einer wahren Wuth in die Speculationen, und die Verbindung, in der die meisten mit dem Staate standen, dessen Credit also in der Regel als Hauptgarantie betrachtet wurde, vermehrte noch das Uebel. Eine Unzahl von Banken wurde errichtet und die Masse der Noten ins Ungeheure vermehrt. Ihre Entwerthung war die natürliche Folge, baares Geld ging immer mehr außerhalb Landes, und die Preise der Waaren stiegen. Um dieser Noth abzuhelfen, wurde die Bank der Vereinigten Staaten gegründet, welche mit ungeheuren Kosten Metall aus Europa kommen ließ. Die Baarzahlungen wurden scheinbar wieder aufgenommen, allein gleich darauf wurde das Maß der Papierausgabe wieder überschritten, und die Noten sanken noch unter ihren früheren Werth. Zu spät sah die Bank ihr Unrecht ein und fing an, ihre Noten zurückzuziehen, welchem Beispiele die übrigen Banken folgten. Durch den plötzlichen Mangel an Umlaufsmitteln trat nun eine große Stockung im Verkehre ein, und da zugleich der Credit eingeschränkt war, so ging eine Menge von Handelshäusern zu Grunde. Durch diese Vorfälle wurde man doch etwas bedenklich, und als der Freibrief der Bank der Vereinigten Staaten erlosch, wurde er nicht wieder erneuert. Im Jahre 1839 suspendirten fast alle Banken ihre Zahlungen, die meisten nahmen sie aber später wieder auf.

Trotz dieser Krisen und Uebertreibungen waren die Banken in America doch von unberechenbarem Nutzen, wie der ausgedehnte Credit und der Aufschwung des dortigen Handels beweis't. Seit 1838 bedarf es in den meisten Staaten keines Gesetzes mehr zur Errichtung von Banken; doch stehen sie immer noch unter der Aufsicht des Staates und ist ihnen erlaubt, ihr Bank-Capital durch Hinterlage von Staats-Schuldscheinen und Hypotheken-Urkunden zu decken. Das Vertrauen des Publicums auf den Credit und die Wachsamkeit des Staates wird daher noch immer in Anspruch genommen. Die Zahl der Banken betrug 1850 neunhundert einundzwanzig, mit einem Capitale von 248 Mill., einem Baar-Fond von 50 Mill. und einem Notenumlauf von 150 Mill. Dollars. In einem Zeitraume von 25 Jahren waren unter*):

---

*) Carey.

27	Banken	von	Rode Island mit einem Capital von	3,000,000	Doll.	2	Bankbrüche,
13	„	„	Maine . . .	1,700,000	„	5	„
46	„	„	Massachusetts .	15,400,000	„	5	„
12	„	„	Hampshire . .	1,500,000	„	2	„
4	„	„	Vermont . . .	500,000	„	0	„
9	„	„	Connecticut . .	3,500,000	„	2	„
26	„	„	New-York . .	16,000,000	„	16	„
12	„	„	New-Jersey . .	2,000,000	„	10	„
29	„	„	Pennsylvanien .	15,000,000	„	19	„
178	Banken,			58,600,000	Doll.	61	Bankbrüche vorgekommen.

Dies macht durchschnittlich 1,36 pCt. jährlich, und der Gesammt-Verlust des Publicums betrug zwei Millionen Dollars, was ungefähr einen Dollar Verlust auf 25,000 beträgt, wenn man die Zahl der Umsätze in Anschlag bringt. Trotz der großen Krisen der Geschäftsübertreibung war die Zahl der Bankbrüche doch nicht größer als in England, wo von 1811—1826 unter 809 Banken deren 259 Statt fanden, also etwa 1,3 pCt. jährlich.

In China soll Papiergeld vor Christus im Gebrauche gewesen sein. Da vollkommene Bankfreiheit herrschte, so verbreiteten sich die Banken im ganzen Lande, und man zieht überall Papier dem Metalle vor. Die Banken genießen unbedingtes Vertrauen, und Bankbrüche kommen höchst selten vor.

Banken gibt es ferner noch in Ostindien, Brasilien, Australien, Martinique, Guadelupe, in Guiana u. s. w.

Die Zahl sämmtlicher bekannten größeren Banken ist nach O. Hübner's vortrefflichem Buche „Die Banken" 1305, mit einem Capital von 1890 Mill. Gulden und einem Notenumlauf von 1792 Mill. Im Zoll-Verein beträgt die Notenmenge 68 Mill. Gulden oder $2^1/_4$ Fl. auf den Kopf, die Baarschaft der Banken 58 Mill. In Europa, mit Ausnahme von Rußland, und in America gibt es zusammen 1666 Mill. Gulden Noten, mit einem Baarfond von 1043 Mill.; es bleiben daher gegen 623 Mill. durch Metall nicht gedeckte Noten übrig, wovon nach den Vereinigten Staaten Oesterreich (und jetzt wohl auch Rußland) am meisten trifft. Das Verhältniß der Baarschaft zu den Noten stellt sich im Zoll-Verein wie 1 : 1,18, in Oesterreich wie 1 : 4,5, in America wie 1 : 3, in Frankreich wie 1 : 1,05, in England wie 1 : 1,58.

21. Die Geschäfte der Banken.

Der Gold- und Silberhandel war eines der ersten Geschäfte der Banker, und wird auch jetzt, namentlich bei den Banken, welche mit dem Auslande in Beziehung stehen, noch betrieben. Bei dem Handel mit dem Auslande kann man Münzen selten brauchen, da die inländischen dort nicht genommen werden. Wenn man nicht durch andere Mittel Zahlungen ausgleichen kann, so muß man sich dazu des rohen Metalles bedienen. Letzteres ist im Falle der Noth auch leichter in Münze zu verwandeln und bietet wegen seiner Gediegenheit mehr Sicherheit dar. Die Bank gibt für das Metall Noten aus, und da diese in Gold oder Silber eingelös't werden, so kommt der Metallhandel den Banken oft sehr zu Statten.

Der Geldwechsel hängt mit dem Gold- und Silberhandel eng zusammen, wird aber von den größeren Banken nicht mehr betrieben. Fremde Münzen, welche nicht wieder ausgewechselt werden können, werden nach ihrem wahren inneren Gehalte geschätzt. Ein Theil der Speculation ist auf die Preisschwankungen des Goldes und Silbers gerichtet. Der Gewinn ist aber nicht sehr groß, daher dieses Geschäft nur von kleinen Bankern betrieben wird.

Die gegenwärtige Menge von edlen Metallen schätzt Chevalier auf 6300 Millionen Gulden. Die Production des Jahres 1852 war nach Hübner 287 Millionen Thaler, steht also in keinem Verhältnisse zu dem Zuwachse nach der Entdeckung America's, der von 1500 bis 1800 gegen zwölf Procent jährlich betrug. Danach müßte der jetzige Zuwachs 956 Millionen Gulden betragen. Die jetzige Production ist also trotz Californien und Australien noch um 254 Millionen geringer. Der Verbrauch von Metall ist nicht unbedeutend und hat auf den Preis desselben großen Einfluß. Die Anwendung von Gold zu Schmuck und Verzierungen wird täglich größer, und Silber wird viel nach China und Indien ausgeführt. Diesem Verbrauche, der geringen Production und der Brauchbarkeit der edlen Metalle zu Werth-Ausgleichungen ist deren geringes Schwanken im Preise zuzuschreiben.

Das Depositen-Geschäft dient dazu, Capitalien, die todt da liegen, zur Verwendung zu bringen, die Uebertragung von Eigenthum zu erleichtern und solches vor Gefahr zu schützen. Letzteres war eines der ersten Geschäfte der Banker. Sie nahmen Geld, Obligationen oder andere Werth-Objecte in ihren Verwahr, bürgten für deren Sicherheit und mußten sie in natura wieder abliefern. Dafür bezogen sie eine Gebühr, welche gering sein konnte, da die Banker ohnehin für ihre eigenen Werthe Sorge tragen müssen. Die Empfangs-Bescheinigung der Bank (der Depositenschein) kann übertragbar sein und erhöht damit den Vortheil der Deponenten.

Unter den Depositen, welche einer Bank zur Verwaltung übergeben werden, sind die für das Giro-Geschäft die wichtigsten. Die Entstehung desselben haben wir oben berührt. Es bildet auch heute noch einen Hauptzweig der Banken. Kaufleute, welche mit einander in Verbindung stehen, deponiren Geld bei der Bank mit dem Auftrage, davon auf das Credo der anderen überzuschreiben. Die Bank erhält für ihre Mühe eine Entschädigung; wenn sie die Depositen aber benutzen darf, so besorgt sie das Giro in der Regel umsonst. Diese Gelder kann sie natürlich nur in solchen Geschäften verwenden, wo sie dieselben augenblicklich herausziehen kann. Ein Hauptgrund der Errichtung von Giro-Banken waren die schlechten Münzen, daher sie nur Barren annahmen; in neuerer Zeit wird indessen auch Münze angenommen, da man eine Münzfälschung nicht mehr erwartet. Weitere Vortheile sind die Ersparung der Fracht für Geldsendungen, der Mühe des Zählens und der Umstand, daß das Metall nicht abgenutzt wird, was bei feinen Münzen ziemlichen Verlust verursacht. Das Giro-Geschäft braucht sich aber nicht auf einen Ort allein zu beschränken; es kann auch bei der Bank des einen Ortes für die Giro-Inhaber einer anderen Bank ab- und zugeschrieben werden, und die Banken gleichen ihre Bilanz in bestimmten Zeiten aus. Die schriftlichen Anweisungen der Kaufleute an die Bank würden dann die Stelle von Wechseln vertreten. Aus dem Wesen des Giro-Geschäftes geht hervor, daß die Mittel dazu zu keinem anderen Zwecke verwandt werden dürfen. Es ist daher unverantwortlich von Regierungs- und privilegirten Banken, wenn sie solche Depositen zu Staats-Anlehen und anderen gefährlichen Geschäften benutzen. Die Baarzahlungen beim Giro-Geschäfte sind so gering, daß die bedeutendsten Geschäfte mit ganz kleinen Summen abgemacht werden. Im Clearinghouse in London rechnen die Banker so mit einander ab, eben so in Augsburg, und welche bedeutende Geschäfte im ersteren abgeschlossen werden, haben wir schon erwähnt.

Das Incasso-Geschäft gehört auch zur Thätigkeit der Banken. Diese besorgen die Einziehung von Ausständen und Forderungen an ent-

legenen Orten und erhalten dafür eine Vergütung, die wegen der Menge geringer sein kann als die Kosten, welche der Gläubiger selbst haben würde. Manche Banken besorgen es für ihre Geschäftsfreunde unentgeltlich.

Am wichtigsten sind die Depositen, welche der Bank zur eigenen Benutzung überlassen werden und die das eigentliche Bank-Capital, das Betriebs-Capital, bilden, aus welchem die Bank ihren Gewinn ableitet.

Diese Art von Depositen ist es hauptsächlich, welche die müßig liegenden Capitalien zur Verwendung bringt, kleinere Summen in den Händen des Bankers aufsammelt und zugleich dem Eigenthum einen sicheren Aufbewahrungsort verschafft. Für große Capitalien, welche zeitweise nicht benutzt werden, ist Letzteres der Haupt-Vortheil, daher diese auf keine Zinsen Anspruch machen, sondern zufrieden sind, wenn die Bank die Aufbewahrung unentgeltlich besorgt. Kleinere Summen werden durch die Gewährung von Zinsen angelockt, und die Kaufleute legen ihre überflüssigen Mittel dort nieder, theils weil ihnen das Aufheben Mühe und Kosten verursacht, theils weil das Bankgeld bequemer für sie ist. Was die Art des Credits betrifft, den die Bank empfängt, so ist der längste für sie der vortheilhafteste, der für sie den meisten Werth hat und für den sie auch am meisten Zinsen gewähren kann. Der stets fällige Credit hat für sie wenig Werth, da zu dessen Vereinigung stets ein Theil der deponirten Summen bereit gehalten werden muß. Bei dem Credit, den sie gewährt, ist umgekehrt der kürzeste für sie der vortheilhafteste, weil sie ihre Mittel schnell wieder beisammen hat und ihr Capital öfter umsetzt. Da die Bank für jede Art von Credit genau bei dessen Ablauf ihren Verpflichtungen nachkommen muß, sobald es verlangt wird, so darf principiel keine Bank einen anderen Credit verkaufen, als sie selbst besitzt, wovon aber die privilegirten Banken sehr häufig abweichen. Die Privat-Banker gehen über dieses Maß in der Regel auch hinaus, und können dies ungescheut thun, da die Freiheit, welche sie genießen, und die Art ihres Geschäftsganges ihnen einen richtigen Maßstab zur Ausdehnung oder Einschränkung ihrer Geschäfte gibt. Jede Schwankung im Handel, jede Geldkrisis, jedes Ereigniß, welches auf den Credit Einfluß hat, äußert sich gleich bei seinem Erscheinen in ihrem Geschäftsbetriebe, weil sie nicht durch künstliche Mittel oder durch die Unterstützung des Staates gewaltsamer Weise in den Gang der Dinge eingreifen können. Sie können daher bei Zeiten sich auf kommende Stürme gefaßt machen, und da sie immer mehr Vertrauen besitzen, als privilegirte Staats-Banken, so wird ein Anlauf auch nie so plötzlich auf sie gemacht, sondern sie werden nur je nach Bedürfniß in Anspruch genommen werden. Staats-Banken, die schließlich darauf rechnen können, den Händen des Gerichtes doch zu entgehen und die Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten verweigern zu

dürfen, werden durch solche natürliche Gesetze nicht geleitet und helfen sich in Zeiten der Noth durch Mittel, die schon zu oft ihren Untergang herbeigeführt haben.

Eine freie Bank wird, aus Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit, es nie wagen, von dem ihr anvertrauten Privat-Eigenthum dem Staate Anlehen zu gewähren; sie wird nicht mehr Noten ausgeben, als sie in der wahrscheinlichen Präsentirzeit einlösen kann; sie wird nicht Depositen zu anderen Zwecken verwenden, als wozu sie bestimmt sind, — denn schließlich haftet sie mit ihrem eigenen Vermögen für allen Verlust und kann durch die Gerichte zur Erfüllung ihrer Pflichten gezwungen werden, was bei privilegirten Banken nicht der Fall ist. Die freien Banken begnügen sich mit einem geringen Zinse, und können auch dem Publicum nur mäßige Zinsen bewilligen; allein dafür gewähren sie auch mehr Sicherheit.

Je kürzer der Credit ist, den die Bank erhält, desto geringer ist der Zins, und für stets fällige Depositen wird in der Regel gar kein Zins bewilligt*), weil man mit diesen nur wenig Geschäfte abmachen kann, meistens nur im Gold- und Silberhandel und bei den Vorschüssen auf Metall oder ganz sichere Papiere. Ueberhaupt sollen mit jeder Art von Credit nur solche Geschäfte abgemacht werden, die während der Zeit, für welche der Credit bewilligt ist, abgewickelt werden können. Die stets fälligen Depositen werden durch Bank-Noten, Giro oder Conto corrent berichtigt.

Auf das Deposit zur eigenen Benutzung gründet sich auch das Conto corrent-Geschäft, die Sparcasse und die Hypotheken-Bank. Ersteres bietet den Vortheil, daß man immer nur die Summe bei der Bank in Anspruch nimmt, deren man gerade bedarf, also auch nur davon Zinsen zahlt, während die Bank immer für den ganzen deponirten Betrag Zinsen entrichtet. Im Handel wechselt der Bedarf an Geld so häufig, daß man heute davon braucht, während man morgen übrig hat. Durch den Conto corrent steht nun immer die Summe zur Disposition, deren man bedarf, und man hat die Zinsen und die Mühe und Sorge des Aufbewahrens für den übrigen Theil erspart. Eine andere Art von Conto corrent ist der Blanco-Credit, wenn die Bank nicht auf Grund von Depositen, sondern auf persönliche Sicherheit Credit gewährt. Dieses Geschäft kann sie jedoch sicher nur mit ihren eigenen Mitteln treiben. Der Conto corrent bildet bei vielen Banken einen Haupttheil der Geschäfte, und gewährt dem Publicum manchen Vortheil vor dem Disconto und den Bank-Noten.

*) Eine Ausnahme macht Schottland, wo noch für stets fällige Depositen Zins bezahlt wird.

Die Sparcassen werden gewöhnlich nicht zu den Banken gezählt, gehören aber ihrem Wesen nach doch dazu. Ein Fehler in ihrer Einrichtung besteht noch darin, daß sie keine Bank-Geschäfte machen dürfen, sondern die Depositen gegen hypothecarische Sicherheit wieder ausleihen. Einmal ist ihr eigener Vortheil gering, da sie Capital oft lange liegen lassen müssen, bevor sie es unterbringen, — und dann können sie eben deßwegen auch weniger Zinsen geben. Ihrer Verbreitung und Benutzung bereitet dies große Hindernisse, daher sich ihnen nur die kleinen Summen zuwenden. Ein Grund zu diesem Verfahren mag das insgeheim noch bestehende Mißtrauen in die Sicherheit der privilegirten Banken gewesen sein, und auf der anderen Seite das Mißtrauen des Publicums selbst. In Schottland ist seit der Bank-Freiheit letzteres gänzlich verschwunden, und die Banken dienen alle als Sparcassen.

Das Wechsel-Geschäft. Die Gefahr, welche mit der Versendung von großen Summen in weite Ferne verbunden ist, gab die erste Veranlassung zum Gebrauche der Anweisung und des Wechsels. Die Juden sollen sie, wie schon an anderer Stelle bemerkt, zuerst in Anwendung gebracht haben, theils wegen Geld-Ausfuhrverbote, theils um bei ihrer Vertreibung aus Frankreich und England und bei den vielen Verfolgungen, die sie zu erdulden hatten, ihr Eigenthum leicht fortzuschaffen und dessen Größe vor der Welt zu verbergen. Sie ließen sich von einem Geschäftsfreunde Anweisungen an einen anderen außerhalb des Landes geben, welcher diesem schuldig war. Eben so verkehrten sie im Handel. Der Reisende nahm das Papier mit in die Stadt oder auf die Messe, wohin er sich begab, und ließ sich dort das Geld geben. Wenn er nun nicht selbst an jenen Ort kam, so übergab er die Anweisung einem dritten Kaufmanne, der dorthin reis'te und schließlich das Geld erhob, welches er bei seiner Rückkehr zahlte oder, wenn sie sich gegenseitig kannten, auch gleich erlegte. So wanderte die Anweisung von einer Hand zur anderen, gerade wie es jetzt durch schriftliche Uebertragung geschieht, und so wurde sie zum Wechsel.

Anweisungen sollen schon bei den Phöniziern dagewesen sein; bei den griechischen Schriftstellern kommen viele Andeutungen der Art vor, und bei der Größe des griechischen Handels für jene Zeit ist dies leicht erklärlich. Ausgebildeter scheint das System der Anweisungen bei den Römern gewesen zu sein, welche sich des Mittels, Geld durch Tausch zu übertragen, wie sie es nannten, ziemlich allgemein bedienten.

Durch die Anweisung wird immer nur ein einziges Geschäft abgeschlossen; weiter ausgedehnt ist, wie wir so eben gesehen haben, das Verfahren beim Wechsel, wo eine Masse von Geschäften durch ein einziges Papier abgeschlossen werden kann. Die Anweisung ist der Auftrag an

eine zweite Person, einer dritten eine bestimmte Summe zu zahlen. Der Wechsel ist ein Auftrag an eine bestimmte Person, einer dritten oder an deren Ordre einer vierten, fünften u. s. w. eine gewisse Summe zu zahlen. Der Haupt-Vortheil des Wechsels ist seine leichte Uebertragbarkeit, so daß durch ihn eine Menge von Forderungen ausgeglichen wird, ohne daß das Geld seinen Ort verändert hat. Hat der Besitzer des Wechsels Geld nöthig, oder wünscht er die Summe vor Verfall desselben zu erhalten, so läßt er ihn discontiren, d. h. er verkauft denselben, indem er durch eine auf der Rückseite bemerkte Formel (Indossement, Giro) sein Eigenthumsrecht auf einen Anderen oder dessen Ordre überträgt. Dafür muß er dem Käufer die Zinsen bis zum Verfall-Tage und die Kosten der Fracht, des Porto's und des Eincassirens zahlen, was den Discont bildet. (Dagegen wird Agio bezahlt, wenn Geld im Ueberflusse ist und Wechsel selten sind.) Der Aussteller des Wechsels heißt Trassant, Remittent, der Käufer Giratar, der Verkäufer Girant, der Schuldner — wenn er den Wechsel acceptirt hat — Acceptant. Da Trassant und Acceptant nicht Jedem bekannt sein können, so findet der Wechsel nur beschränkte Anwendung, in der Regel nur in der Handelswelt.

Der Wechsel gewährt die Vortheile, welche auch bei der Anweisung zu erwähnen sind: Ersparung des Transportes, Vermeidung der Gefahr des Verlustes durch Unglücksfälle, Diebstahl und Krieg, Gewinn an Zinsen, Erhaltung des Metalls zum Umlauf an jedem Orte und geringere Abnutzung desselben.

Der Preis der Wechsel hängt, wie der Preis jeder Waare, von der Nachfrage und dem Angebote ab. Würde ein Volk von dem anderen, mit dem es in Verkehr steht, eben so viel kaufen, als es ihm verkauft, so wäre die Zahl ihrer Forderungen auf beiden Seiten gleich, und ihre Wechsel ständen pari. Da dieses aber selten der Fall ist, sondern ein Land bald mehr, bald weniger an das andere verkauft, so ist auch der Cours der Wechsel veränderlich. Der natürliche Preis derselben hängt ab von der Fracht und dem Porto, welche die Uebersendung des Metalles kosten würde, von der Länge der Zeit, welche dazu erforderlich ist, d. h. den Zinsen, welche inzwischen erwachsen, und von der Gefahr, welche damit verbunden ist. Sobald ein Wechsel mehr kostete, würde man das Metall selbst überschicken.

Machen wir uns die Sache anschaulich. Sehr selten werden die Güter, welche importirt und exportirt werden, direct ausgetauscht, sondern A in Oesterreich exportirt an B in Frankreich; C in letzterem Lande schickt Waaren an D in Oesterreich; und so ins Tausendfache fort. Statt daß

nun der Importeur in Oesterreich direct an den Exporteur in Frankreich seine Schuld in Metallgeld einsendet, gibt letzterer einen Wechsel auf den österreichischen Einführer ab, den gerade der österreichische Exporteur bei letzterem versilbern und damit sein Guthaben erhalten kann, während er seinen Schuldner anweis't, sein Soll an den französischen Exporteur abzutragen.

Ist nun der Waaren-Austausch zwischen zwei Ländern oder Städten gleich, so ist, wie wir gesehen haben, eine Zahlung durch Geld gar nicht erforderlich; die Summen der Forderungen und Schulden können so in jedem Lande, an jedem Orte gegenseitig ausgeglichen werden; zwischen entfernteren Gegenden ist dies die regelmäßige Art der Bezahlung.

Wenn nun aber die Ausfuhr eines Landes die des anderen übersteigt, und dasjenige Land, welches mehr Werthe eingeführt hat, nicht im Stande ist, die letzteren durch seine exportirten Güter zu decken, dann müßte es baares Geld hinschicken. Da nun aber baares Geld Kosten verursacht, so zieht ein Jeder natürlich die Zahlung in Wechseln vor. Wenn nun die Nachfrage nach Wechseln damit steigt, so muß auch ihr Preis steigen; man zahlt Agio für einen Wechsel und sagt dann: der Wechselcours steht gegen das Land.

Ist dagegen mehr exportirt als importirt worden, und es müßte Geld remittirt werden, so werden viele Wechsel nach dem Auslande angeboten; dann fällt der Preis der Wechsel durch das vermehrte Angebot. Wenn dann Jemand einen Wechsel verkaufen will, dann muß er etwas am Nominalpreise desselben nachlassen; er muß Disconto gewähren.

Die Differenz im Güter-Verkehr ist also die erste Ursache des schwankenden Wechselcourses. Der Wechselcours steigt je nach Höhe der Differenz stets so hoch oder fällt so niedrig, bis es für das betreffende Land vortheilhafter wird, baares Geld zu versenden oder einzuführen.

Einen bedeutenden Einfluß haben in unserer Zeit aber auch die Börsenfonds auf den Wechselcours.

Wenn auf der amsterdamer Börse gewisse Fonds um ein oder zwei Procent steigen, ohne daß eine entsprechende Bewegung in Frankfurt erfolgt, so erachtet es ein frankfurter Besitzer solcher Fonds vielleicht für vortheilhaft, für eine Million davon auf der amsterdamer Börse zu verkaufen. Er schickt sie also seinem Correspondenten, zieht aber zugleich für dieselbe Summe Wechsel auf den letzteren. Durch diesen großen Wechselbetrag wird aber auf dem frankfurter Wechselmarkte das Angebot in Beziehung auf

Amsterdam stärker; der Preis muß fallen, und der Verkäufer der Wechsel wird sich einen Abzug gefallen lassen müssen.

Wie es bei der Einfuhr und Ausfuhr, bei der Production und Consumtion eines Landes stets das Vortheilhafteste ist, wenn eine vollkommene Ausgleichung Statt findet, so ist es auch am besten in der Handelsbewegung, wenn der Wechselcours al pari steht oder demselben möglichst sich nähert.

Uebrigens ist es durchaus nicht nothwendig, daß die Forderungen zwischen zwei Ländern stets gegenseitig ausgeglichen werden; dies kann oft erst durch dritte und vierte geschehen; denn die Handels-Republik umfaßt in sich alle civilisirten Länder und Flecke der Erde.

Der Cours wird durch den beständigen Wechsel-Verkehr der Handelsstädte regulirt, und Zahlungen auf allen solchen Plätzen werden oft durch ganz fremde Wechsel bewerkstelligt. Man kann eine Schuld in Paris mit einem Wechsel auf Berlin bezahlen, und da der Cours auf Berlin dort ungünstig ist, nach Wien dagegen günstig, so trassirt man den Wechsel auf Wien, und so kann er immer weiter wandern, bis er an einen Ort kommt, wo der Cours auf Berlin günstig steht. Die Banker gleichen Verschiedenheiten im Course schon von selbst aus, indem sie auf einander trassiren und am Ende des Jahres abrechnen.

Ein weiterer Vortheil des Wechsels ist dessen bestimmte Umlaufszeit und eigene Jurisdiction. Jede andere Schuld kann leicht hinausgeschoben werden, und der Gläubiger selbst ist häufig gezwungen, Nachsicht zu gewähren, um keinen Kunden zu verlieren. Bei einer Wechselschuld ist dies unmöglich; es hängt hier nicht mehr von dem Gläubiger ab, zu warten, selbst wenn er dazu geneigt wäre, weil noch andere Kaufleute dabei betheiligt sind, die auf Bezahlung dringen und dringen müssen, da sich ihre Geschäfte danach richten. Es würde für alle Giranten Unannehmlichkeiten zur Folge haben, wenn der Wechsel nicht auf den Tag bezahlt würde. Wird er zurückgewiesen, so wird sogleich nach dem beschleunigten Gerichtsverfahren des Wechselrechtes Klage erhoben. Die pünktliche Berichtigung eines Wechsels ist daher die erste Sorge jedes soliden Kaufmannes, und nichts erschüttert seinen Credit mehr, als Nachlässigkeit in dieser Beziehung. Ein protestirter Wechsel hat häufig den Sturz des ganzen Hauses zur Folge.

Wichtig ist der Wechsel ferner als Credit-Papier. Er erlaubt einem Kaufmanne, mit größerem Capital zu arbeiten, als er besitzt oder gerade flüssig hat, und Geschäfte zu unternehmen, die zwar solide sind, die er aber mit eigenen Mitteln nicht durchführen könnte. Wenn Jemand die Gewiß-

heit oder die Wahrscheinlichkeit hat, in drei Monaten die Waaren, mit denen er speculiren will, zu verkaufen, oder auf andere Weise Mittel bis dahin zu erhalten, so stellt er einen Wechsel auf diese Zeit aus und gewinnt dadurch eben so viel, als wenn er mit eigenen Mitteln gearbeitet hätte. Wenn z. B. die Kaffee-Aernte schlecht ausgefallen ist und man voraussehen kann, daß in einigen Monaten der Kaffee bedeutend steigen werde, so kann ein Kaufmann die bestehenden niedrigen Preise noch benutzen, um Vorrath zu sammeln, indem er einen Wechsel auf eine Zeit ausstellt, wo er gewiß ist, den Kaffee verkauft zu haben. Eben so kann ein Handwerker, der als solide bekannt ist, Bestellungen ausführen, ohne die nöthigen Mittel dazu zu besitzen. Er weiß, daß seine Arbeit gleich bei der Ablieferung bezahlt wird oder daß er binnen drei Monaten sich das Geld jedenfalls verschaffen kann. Er stellt daher einen Wechsel auf drei Monate aus und kauft damit das Material, welches er zur Bestellung braucht. Auf der anderen Seite kann der Kaufmann, der Credit empfängt, auch wieder seinen Kunden Credit schenken, weil er mit den Wechseln, die er von jenen erhalten hat, wieder den Großhändler bezahlt.

Das Wechsel-Geschäft mit fremden Orten bildet in den großen Handelsstädten einen Haupt-Geschäftszweig der Banken. In England heißen sie danach Banks of remittance. Sie dienen zur Uebertragung von großen Summen, sie ersparen die Fracht, die Gefahr, und erhalten jedem Platze seine Umlaufsmittel. Die Bank von England, welche durch ihre Zweig-Banken mit allen Theilen des Landes in Berührung steht, besorgt Geldsendungen gegen Entrichtung des Postporto's für die Anweisung. Zu demselben Zwecke dienen die Post-Bills in England und Bank-Noten, welche überall angenommen werden.

Ein weiterer Vortheil des Wechsels ist der schnellere Umlauf der Capitalien, welchen er bewirkt und der auch dem Kaufmanne wieder erlaubt, mehr Käufe in derselben Zeit abzuschließen, als er sonst gekonnt hätte. Ein Getreidehändler, der von Odessa Getreide nach Marseille und Rotterdam schickt, kann dasselbe nicht so billig abgeben, wenn er bis zur Rückkunft des Schiffes oder bis zum Verkauf des Getreides warten muß, um neue Einkäufe zu machen. Kann er aber bei der Bank einen Wechsel auf Grund dieser Getreidesendung discontiren lassen, oder auf den Kaufmann in Marseille, welcher das Getreide verkauft, einen Wechsel ziehen, so kann er neue Käufe abschließen. Dieser schnellere Umlauf ist nicht allein für ihn selbst vortheilhaft, indem er sein Capital öfter umsetzt, sondern auch für den Producenten und Consumenten.

Der Wechsel ist zugleich eine bequeme Weise, Bürgschaft zu leisten.

Wenn der Aussteller eines Wechsels nicht sicher genug scheint, so kann er denselben von einem Freunde, der als solide bekannt ist, giriren lassen, der dadurch für jenen Bürgschaft leistet, weil jeder Girirende für den Wechsel haftbar ist. Dabei hat ein Wechsel für den discontirenden Banker den Vortheil, daß er denselben, wenn er vor der Verfallzeit Geld braucht, wieder verkaufen kann. Wenn der Wechsel auf keinem wirklichen Geschäfte beruht, sondern systematisch zur Abwehrung von Geldverlegenheit benutzt wird, so entsteht daraus der Mißbrauch der sogenannten „Wechselreiterei", wo ein Wechsel durch einen anderen gedeckt wird. Da auf diese Weise die Wechsel sehr lange umlaufen und daher eine große Menge von Kaufleuten dabei betheiligt ist, so ist die Rückwirkung und der Nachtheil für den Handel immer sehr bedeutend, wenn sie schließlich nicht bezahlt werden.

Was den Vortheil der Banken angeht, so sind Wechsel auf kurze Sicht besser für sie als Wechsel auf lange Sicht, weil bei ersteren das betreffende Capital öfter umgesetzt wird, also mehr Zinsen gewonnen werden, weil sie größere Sicherheit gewähren, da während einer langen Frist der Acceptant noch falliren kann, und weil die Banken im Falle eines Anlaufs eher wieder Geld in die Casse bekommen. Langsichtige Wechsel kann daher eine Bank mit Sicherheit nur aus eigenen Mitteln discontiren; denn je länger sie laufen, für desto unsicherer werden sie gehalten. Die Länge der Zeit erlaubt es auch eher, gewagte Speculationen mit Hülfe solcher Wechsel zu beginnen, sich aus Geldverlegenheiten u. s. w. zu helfen, daher kurze Wechsel immer die sichersten sind. Der Discont ist für jene größer; dadurch wird der Credit vertheuert, und da das Capital erst nach langer Zeit zurückgezahlt wird, so hat die Bank einen größeren Fond nöthig. In Geschäften aber, welche in kurzer Zeit nicht abgewickelt werden können, wie auf dem Lande und auf große Entfernungen, sind lange Wechsel mehr gesucht, und an solchen Orten ist ein langer Credit auch gebräuchlicher. Da er in der Regel sicherer ist als der kaufmännische, so werden sich auch diejenigen Capitalien ihm zuwenden, welche weniger auf großen Gewinn als auf Sicherheit zählen.

Bei Berücksichtigung der Güte eines Wechsels kommt nicht allein das Vermögen des Ausstellers in Betracht, sondern auch die Art dessen Geschäftsbetriebes und ob er in Folge dessen pünktlich zahlen kann. Landwirthe und Fabricanten werden daher weniger Wechsel-Credit haben, als Kaufleute, deren Ausstände schneller eingehen und die im Nothfalle ihr Waarenlager verpfänden können. „Fabricanten, die vom Schutzzolle leben," sagt Hübner, „kann natürlich kein Credit gewährt werden, da ihre Fabri-

ken werthlos sind, sobald die Schutzzölle abgeschafft werden.“ Die besten Wechsel sind von den Producenten auf die Großhändler und von diesen auf die Detailhändler, wobei ein wirklicher Kauf zu Grunde liegt. Wechsel im täglichen Verkehr zwischen Handwerkern und ihren Kunden werden von Manchen für schädlich gehalten, sind aber für erstere sehr bequem, weil sie auf Wechselschulden sicherer zählen können, als auf Buchschulden, und dann werden Leute, die auf ein bestimmtes Einkommen, das in Terminen eingeht, angewiesen sind, dadurch in den Stand gesetzt, die günstigen Conjuncturen des Handels zu benutzen. In der Regel werden drei Unterschriften von den Banken verlangt; doch begnügen sie sich auch oft mit zweien. Für Privat-Banken kann selbst Eine Unterschrift, wenn sie von einem reichen Hause herrührt, besser sein, als drei. Wechsel mit Einer Unterschrift werden nur gegen Unterpfand discontirt. Unterschriften von creditlosen Leuten schaden nur der Güte des Wechsels, selbst wenn solide Giro's dabei sind.

Das Discontiren von Wechseln hat dieselbe Wirkung, wie die Depositen; es beschleunigt den Umlauf — nur nicht so rasch wie diese — und erleichtert den Handels-Verkehr. Discontirt die Bank mit ihrem Grund-Capital, so vermehrt sie den Umlauf nicht; geschieht es mit dem Bank-Capital, so wird er auch nicht vermehrt, — in beiden Fällen aber beschleunigt. Gibt sie aber Noten dafür aus, so vermehrt sie den Umlauf.

Das Zettel-Geschäft. Bank-Zettel, Bank-Noten, Billets de banque, sind Anweisungen auf Sicht, welche die Bank auf sich selbst ausstellt. Sie gibt dieselben aus auf Grund ihres eigenen Capitals durch Darlehen, die sie gewährt; ferner beim Discontiren von Wechseln und gegen Depositen. In dem ersten und letzten Falle regelt sich die Zettel-Ausgabe von selbst, und es ist da ein Uebermaß nicht leicht zu befürchten, so lange die Depositen nur bankmäßig sind. Anders ist es aber beim Discontiren, wo durch Darleihen momentan eine größere Menge ausgegeben werden kann, als der Umlauf erfordert, oder, wenn dies auch für einige Zeit der Fall war, sie schneller zur Bank zurückkehren, als die Wechsel verfallen. In diesem Falle muß die Bank die größte Vorsicht beobachten und namentlich darauf sehen, daß dem Wechsel der Abschluß eines wirklichen Geschäftes zum Grunde liegt.

Bank-Zettel haben dieselbe Wirkung wie Depositen. Anstatt daß durch diese die müßig liegenden Capitalien gesammelt und zur Verwendung gebracht werden, das Capital also schneller umläuft, schafft hier die Bank neue Umlaufsmittel, gibt dieselben auf eigene Rechnung aus und verwendet sie in eben der Weise, wie sie die Depositen verwandt hätte. Rascherer Umlauf und Vermehrung der Umlaufsmittel haben ganz dieselbe Wirkung.

Man kann daher nicht behaupten, daß eine zu große Ausgabe von Bank-Noten allein die Ursache von Ueberspeculation und hohen Preisen sei. Eine übergroße Menge von Depositen kann zeitweise dieselben Folgen nach sich ziehen. Bei freier Entwicklung des Handels und des Bankwesens kann indessen ein solcher Fall nicht leicht eintreten, da mit zunehmender Masse von Depositen, also zunehmender Production, auch die Consumtion und die Bevölkerung wächs't.

Der Credit durch Noten, freilich der wohlfeilste, ist indessen immer gewagter, als der Credit auf Depositen. In Schottland, wo die Zahl der letzteren sehr groß ist, ziehen daher die Banker den Credit auf diese vor, obgleich sie Zinsen für die Depositen bezahlen müssen. Den besten Maßstab zur Ausgabe von Noten hat die Bank an der Menge von Depositen, die bei ihr hinterlegt werden. Der Deponent kann nicht mehr Zettel in Umlauf bringen, als er Depositen in der Bank hat. Aehnlich ist es beim Discontiren. Der Banker muß immer auf gehörige Sicherheit bedacht sein; er wird daher nicht leicht mehr borgen, als er dem Creditnehmer Vermögen zutraut, und ist dieser wohlhabend und tüchtig in seinem Geschäfte, so wird er besser als die Bank wissen, ob das Geschäft, wozu er Darlehen braucht, solide ist oder nicht. Die Ausgabe von Noten hängt überhaupt nicht von der Bank ab, sondern von dem Publicum, welches ihr dieselben abnimmt, und wenn auch eine größere Menge von Zetteln ausgegeben worden sein sollte, so werden diese bald zu jener zurückkehren. Anders ist dies bei Staats-Banken und privilegirten Banken, wo die Rückkehr durch Zwangscours und gesetzliche Zahlungs-Einstellung verhindert wird, und wo das Publicum durch leichtsinnig gewährte Darleihen zur Ueberspeculation angereizt wird. Ist Capital in Gestalt von Bank-Noten überflüssig, und kann es nicht verwandt werden, so wird es bei den Banken deponirt; jeder Banker hat ein Interesse, daß nur seine eigenen Zettel umlaufen; er wird also diejenigen fremder Banken behalten, und so verschwinden auch dadurch wieder Noten aus dem Verkehr. Eine Bank muß ferner nicht allein auf genügende Sicherheit, sondern auch auf die Art derselben Rücksicht nehmen. Ein Kaufmann, der über seine Kräfte speculiren will, d. h. mit seinen gewöhnlichen Mitteln nicht ausreicht, wird der Bank als Sicherheit liegende Gründe, Hypothekenbriefe oder sonstige Pfänder geben wollen, welche die Bank selten brauchen kann. Durch solche Depositen wird einmal das Bank-Capital nicht vermehrt, und dann kann sie, wenn die Bank-Noten plötzlich zurückkehren oder sie baares Geld bedarf, diese Werth-Objecte nicht schnell genug in Geld verwandeln. Privat-Banken, welche sich nur an das Vermögen und die Person ihrer Schuldner halten können, werden schon von selbst so vorsichtig sein, daß sie einem Manne

von wenig Mitteln nicht zu viel leihen; ein Reicher mag speculiren, so lange er will, — der schadet am Ende nur sich selbst.

Wie die Banken überhaupt, so erleichtern auch die Bank-Noten den Handels-Verkehr und die Speculation, allein sie rufen dieselbe nicht hervor; sie bewirken nur, daß man leichter und billiger Geld erhält, als es sonst der Fall wäre. Daß dies manchmal auch zu gewagten Speculationen angewandt wird, daran sind die Noten nicht schuld. So kann auch die Wohlfeilheit der Lebensmittel zur Ueppigkeit und Schwelgerei Veranlassung geben; in der Regel wird sie aber zur Vermehrung der Production beitragen. Man schreibt gewöhnlich die Erhöhung der Waarenpreise der übergroßen Ausgabe von Bank-Zetteln zu. Bisweilen ist es aber umgekehrt. Es leuchtet ein, daß bei einem Steigen der Preise auch die Masse der Umlaufsmittel, also unter anderen auch die der Bank-Zettel, sich vermehren muß. So werden z. B. in Ackerbau-Bezirken im Herbste, wo viele Producte auf den Markt kommen, und in theuren Aernte-Jahren mehr Noten ausgegeben, als im Sommer, und sobald sie nicht mehr nöthig sind, werden sie zur Bank zurückkehren. Wie der Preis der Waaren von der Nachfrage und dem Angebot, so hängt auch die Zettel-Ausgabe von der Nachfrage ab, — nur daß hier das Angebot weniger beschränkt ist. Steigt die Production, werden neue Handelswege ermittelt, so steigt auch die Speculation, und das Wesen und den Erfolg derselben zu beurtheilen, liegt ganz außerhalb des Bereiches der Banken. Ein Steigen der Preise werden sie daher in solchen Fällen nicht verhindern können. Gehen diese in die Höhe und erhalten sich darauf, so ist die Speculation gelungen und sehr nützlich gewesen, weil sie die unzureichenden Vorräthe haushälterisch vertheilt hat, und die Noten sind für den Umlauf nöthig. Mißlingt sie dagegen, so gehen die Preise wieder herunter, und die Zettel kehren zur Bank zurück. Diese hat also bloß darauf Bedacht zu nehmen, daß sie ihre Zettel jederzeit einlösen kann, wenn diese sich nicht entwerthen oder, was dasselbe ist, die Preise ihrerseits steigern sollen.

Bei Staats-Banken sind in Folge von Anleihen der Regierung Uebelstände, wie die obigen, schon öfter hervorgetreten, und noch mehr war es bei einer übermäßigen Ausgabe von Staatspapieren der Fall. Hat einmal die Menge der Zettel den Bedarf im Verkehr überstiegen, so müssen sie im Werthe sinken oder die Waaren im Preise steigen. Eine Folge davon ist die Einfuhr fremder Waaren, welche mit Metall bezahlt werden müssen, da die Bank-Zettel im Auslande nicht angenommen werden. Das Metall verschwindet also aus dem Lande, und da man — in unsern Zeiten wenigstens — ohne das Ausland nicht leben kann, sondern von demselben Producte beziehen muß, die man sich im eigenen Lande nicht verschaffen kann,

so werden die Zettel der Bank präsentirt werden, um Metall dafür zu erhalten. Was an baarem Gelde vorhanden ist, geht auf diese Weise gar fort, und endlich wird die Bank ihre Zahlungen einstellen müssen.

Ein weiterer Uebelstand ist der, daß die Speculationen, welche durch eine übergroße Noten-Ausgabe veranlaßt wurden, mehr Umlaufsmittel als gewöhnlich erfordern und diese durch die Ausfuhr des Metalles vermindert werden. Die Zettel-Ausgabe kann daher in solchen Zeiten nicht beschränkt werden, sondern wird eher noch erhöht, wovon die Geschichte mehrere Beispiele aufführt.

Da die Bank-Zettel beim Vorzeigen und mit baarem Gelde eingelös't werden müssen, so müssen die Banken stets einen hinlänglichen Vorrath von Münze besitzen, um die präsentirten Zettel honoriren zu können. Die Banken pflegen einen Theil davon, den sie nach ihrem Geschäftsgange berechnen, bereit zu halten, den anderen in kurzsichtigen Wechseln oder Staatspapieren anzulegen. Privat-Banken können mit gehöriger Vorsicht ohne Gefahr mehr Noten emittiren, als sie Deckung vorräthig haben, da es auf ihr Risico geschieht und das Publicum daher mehr Vertrauen zu ihnen hat. Vor einer zu großen Zettel-Ausgabe haben sie sich indessen eben so zu hüten, wie die privilegirten Banken.

Der Vortheil der Bank-Zettel liegt in deren bequemer Form, in der Leichtigkeit, sie zu versenden, und in der Möglichkeit, jeden Augenblick dafür baares Geld zu haben. Ein Papier ist natürlich leichter zu transportiren, zu verbergen und vor Gefahr zu schützen, als Metall. Sie sind deßwegen häufig mehr gesucht, als dieses, und werden mit Agio bezahlt. Wie die Banken im Allgemeinen, so tragen auch die Zettel zur Erniedrigung des Zinsfußes bei, indem sie eine gesteigerte Concurrenz zwischen den Capitalisten eröffnen und den Umlauf der Capitalien beschleunigen*).

---

*) Falsche Bank-Noten werden von den meisten Banken nicht angenommen. Es scheint aber im Vortheile der Banken zu liegen, sie doch anzunehmen, weßwegen es manche jetzt auch thun. Es ist nicht Jeder im Stande, die Echtheit einer Note zu erkennen. Diese Ungewißheit vermindert die Benutzung der Bank-Zettel als Umlaufsmittel und den Gewinn der Bank. Unter einer großen Menge von Zetteln einen falschen sogleich zu erkennen, ist ungemein schwer und nur bei Zetteln von hohem Betrage lohnend. Die Bank-Noten werden dadurch nur auf große Summen beschränkt, während kleinere, die immer am längsten circuliren, gerade die vortheilhaftesten sind.

D. Ricardo behauptet: „Ein Umlaufsmittel ist in seinem vollkommensten Zustande, wenn es ganz aus Papiergeld besteht, aber aus Papiergeld von gleichem Tauschwerthe, wie das Gold, als dessen Vertreter es sich bekennt. Der Gebrauch von Papier, anstatt von Gold, setzt an die Stelle des kostspieligsten Umlaufsmittels das wohlfeilste und setzt das Land in Stand, ohne Verlust für die Einzelnen, alles Geld, das es vorher hierzu verwandte, für Rohstoffe, Geräthschaften und Nahrungsmittel umzutauschen, durch deren Gebrauch sein Vermögen und seine Genüsse vermehrt werden."

„Die Erfahrung zeigt übrigens," sagt Ricardo an einer anderen Stelle, „daß weder ein Staat, noch eine Bank jemals die unbeschränkte Macht, Papiergeld in Umlauf zu setzen, gehabt hat, ohne dieselbe zu mißbrauchen: in allen Staaten sollte daher die Umsetzung von Papiergeld einer Beschränkung und Aufsicht unterworfen sein; und nichts scheint hierzu so geeignet zu sein, als daß man die Umsetzer von Papiergeld der Verbindlichkeit, ihre Noten entweder in Gold- (Silber-) Münzen oder Barren zu bezahlen, unterwerfe."

Wenn Ricardo sagt, ein Umlaufsmittel sei dann im vollkommensten Zustande, wenn es ganz aus Papiergeld bestehe, so hat er damit schwerlich behaupten wollen, daß dieser Fall jemals vollständig eintreten könne; denn erstens ist für den Umlauf eine Summe von Scheidemünze erforderlich, welche durch Papier nur schwer ersetzt werden könnte, und zweitens ist der Bedarf an Umlaufsmitteln ein schwankender. Deßhalb kann das Papier durchschnittlich nicht den ganzen Bedarf decken. In Jahren der Theuerung z. B. sind zur Anschaffung der Lebensmittel weit mehr Circulationsmittel erforderlich, als in wohlfeilen Jahren. Wenn nun der Maßstab des Vorraths an Papiergeld nach dem Bedarf eines solchen theuren Jahres bemessen worden wäre, so würde derselbe zu hoch sein, sobald die Preise sänken, und da das Papiergeld, mit Ausnahme sehr seltener Fälle, im Auslande keinen Absatz hat, so müßte eine Werthverringerung desselben im Inlande eintreten, die stets schlimme Krisen und Credit-Verschlechterung zur Folge hat. Der Vorrath eines Landes an Papiergeld dürfte daher niemals den geringsten Bedarf an Circulationsmitteln übersteigen. Jeder Mehrbedarf müßte mit Metall gedeckt werden. Sinkt dann der Bedarf an Geld auf sein Minimum, dann wird der Umlauf im Innern fortwährend durch Papier besorgt, ohne daß dieses eine Werthverringerung erleidet, weil der Ueberfluß in Gestalt von Gold und Silber in den auswärtigen Handel abfließt.

Wenn eine Bank, wie es auch Ricardo verlangt, die Verpflichtung hat, ihre Noten zu jeder Zeit gegen Metall einzulösen, dann wird sie genau Acht haben, daß der Bedarf an Papier nicht überschritten werde; sie wird

Noten zurückbehalten, sobald diese eine an die Bank zurückkehrende Tendenz annehmen.

Wenn O. Hübner hingegen als erstes Erforderniß einer soliden Bank verlangt, daß sie einen den umgesetzten Banknoten gleichen Belauf von Metall in ihren Kellern haben müsse, — so können wir ihm nicht beistimmen, weil eine solche Forderung das Princip des Credits umstößt.

Das Princip des Credits ist bekanntlich das Vertrauen. Wenn eine Bank gerade so viel Metall vorräthig haben soll, als sie Noten circuliren läßt, dann braucht sie kein Vertrauen; denn sie kann jederzeit alle Forderungen befriedigen. Gesteht man also überhaupt das Princip des Vertrauens zu, läßt man sich auf das Creditwesen ein, so muß man auch zugestehen, daß eine Bank mehr Noten emittiren kann, als sie baares Geld oder Barren in der Casse hat. Denn im anderen Falle existirt kein Credit. Das Maß, um welches die Summe der Banknoten das stets vorräthige Metall ohne Gefahr überschreiten kann, ist natürlich veränderlich, wie die Höhe des Vertrauens, welches gleich der Wärme kein bestimmt festzusetzendes Niveau hat. Die Bank ist daher genöthigt — wie ein umsichtiger Steuermann —, fortwährend die wirthschaftliche Bewegung des Geldmarktes zu beobachten und die Menge der umlaufenden Noten je nach den Symptomen des Marktes zu vermindern oder zu erhöhen.

Die Umsicht, welche in diesem Geschäfte erforderlich ist, macht es einleuchtend, daß Privat-Banken bessere und solidere Geschäfte machen müssen, als Staats-Institute, weil die Beamten, welche von Seiten des Staates bestellt werden, nie so viel Sorgfalt aufwenden werden, da sie den Sporn der Gefahr und des Gewinnes weniger fühlen.

Die Banknotenmenge muß sich also nicht allein je nach dem Maße des Bedarfs an Umlaufsmitteln richten, sondern auch nach dem Stande des Vertrauens. Das Vertrauen, die Quelle des Credits, steigt, je gesicherter und freier die Zustände eines Landes sind: Sicherheit der Person und des Eigenthums, prompte Justiz, Befreiung der Arbeit von den sie lähmenden Fesseln, Erleichterung des Verkehrs, dies und manches Andere sind Güter, welche das öffentliche Vertrauen in einem Lande erhöhen und die Emission einer größeren Summe von Banknoten möglich machen. Nimmt dagegen die Production eines Landes ab, wird das Eigenthum unsicher, stellen Krieg oder gar bürgerliche Unruhen sich ein, welche das öffentliche Vertrauen verscheuchen, dann müssen die Banken auch die Zahl ihrer Noten so einschränken, daß dieselbe die Summe des Baarvorraths wenig oder gar nicht übersteigt.

Die Forderung Hübner's setzt den niedrigsten Stand des Vertrauens-Thermometers voraus, oder vielmehr einen Stand, wo das Vertrauen gar nicht mehr existirt. Als höchster Stand ließe sich der Punkt bezeichnen, wo der gesammte Umlauf des Landes mittels Papiers bewerkstelligt werden könnte. Zwischen diesen beiden Extremen nun schwankt das Vertrauen. Die Notenmenge muß also auch je nach dem Stande des Vertrauens zwischen der Summe stehen, wo sie die Forderung der Auslösung gar nicht erwartet, und dem Punkte, wo sie einen der ausgegebenen Notenmenge gleichen Baarvorrath hat. Der Standpunkt der beiden Extreme selbst wird praktisch niemals vorhanden sein; deßhalb können wir die Ansicht O. Hübner's nicht für richtig halten, wie sehr wir auch die Solidität des Bankgeschäftes befürworten wollen.

O. Hübner erklärt die Meinung, daß durch Notenausgabe das Capital vermehrt werde, für falsch. Nun ist es allerdings unrichtig, wenn man Papiergeld an und für sich, ohne den Bedarf an Umlaufsmitteln zu berücksichtigen, für Capital ansieht, und viele Regierungen haben aus einem solchen Mißverständnisse Mißgriffe begangen; allein es ist doch nicht zu läugnen, daß das Papier ein weit billiger anzuschaffendes Umlaufsmittel ist, als Gold und Silber, und daß wenigstens das Capital um so viel vermehrt wird, als die umlaufende Notenmenge den Baarfond übersteigt; denn die Herstellungskosten des Papiergeldes sind, wie Ricardo sich ausdrückt, nur als Schlagschatz zu betrachten.

„Würde eine Bank", sagt J. Kudler, „nicht mehr Noten in Umlauf bringen, als sie Metallgeld in ihrem Fond besitzt, so würde dadurch die Circulationsmasse nicht vermehrt, die Actionäre würden nur die Zinsen von einem Capital genießen, welches ihrem eingelegten Vermögen gleich ist, und zwar sogar mit Abrechnung der Verwaltungskosten des Bank-Instituts. Eine so beschränkte Menge guter Noten würde aber bald für den Verkehr dergestalt gesucht und so fest in den Canälen des Umlaufs zurückgehalten werden, daß nur wenige davon zur Bank zurückkehrten und Umwechslung gegen Metallmünze verlangten. Die Noten würden im Umlaufe nur das in die Gewölbe der Bank niedergelegte Metallgeld ersetzen, und sich darin (im Umlaufe) noch neben so vielem Metallgelde befinden, daß letzteres Jenen nicht fehlen würde, die es bedürfen, ohne daß sie nöthig hätten, es bei der Bank zu suchen. Die Bank würde daher wahrnehmen, daß ihr Bankfond eine Grundlage für eine größere Notenausgabe sein dürfte, und daß sie durch letztere die gewinnbringenden Geschäfte, welche sie betreibt, viel weiter ausdehnen könnte. Sie gibt daher mehr Noten aus, als ihr Geld-Fond beträgt, hält, so lange sie in keine Uebertreibung verfällt, mit demselben noch alle ihre Noten bei ihrem vollen Werthe, vermehrt aber ihre

Vermögenskraft; kann in ihren Geschäften dem Publicum eine ausgedehntere Unterstützung gewähren, zugleich aber auch ihre Gewinne ansehnlich vermehren."

Ricardo, der die Frage vom Papiergeld sehr scharf beleuchtet hat, stellt Grundsätze auf, die zum großen Theile als Norm dienen können. Baumstark hat dieselben in folgenden Hauptsätzen zusammengefaßt:

1) Der Tauschwerth der Edelmetalle, wie aller anderen Waaren, hängt von der zu ihrer Anschaffung erforderlichen Arbeitsmenge ab.

2) Dieselben dienen zum Umlaufsmittel, folglich richtet sich die Menge eines solchen Umlaufsmittels, welches in einem Lande angewandt werden kann, nach dem Tauschwerthe derselben.

3) Nicht die Geldmenge, sondern der Geldes-Tauschwerth ist also das Wichtige; eine große Geldmenge entspricht einem geringen Tauschwerthe, eine kleine Menge dagegen einem hohen Tauschwerthe des Geldes.

4) Der Schlagsatz erhöht den Tauschwerth der Münzen über jenen des Rohmetalls, weil eine größere Arbeitsmenge zu deren Anschaffung erforderlich ist.

5) Durch Beschränkung der Münzmenge kann die Münze auf jeden denkbaren Tauschwerth gesteigert werden.

6) Beschränkt man die Menge des Papiergeldes gerade so wie die Menge der Münzen, so wird sein Tauschwerth dem der Münzen gleich stehen, gerade so wie auch eine geringhaltige Münze einen höheren Tauschwerth haben wird, wenn ihre Menge beschränkt ist.

7) Wenn eine Notenbank Notengeld ausgeben darf, so wird die Macht des Staates, Geld in Umlauf zu setzen, beschränkt; derselbe kann fortan verschlechtertes Geld nicht in vollem Tauschwerthe erhalten; denn die Bank kann die Geldmenge vermehren.

8) Weil nun der Tauschwerth des Papiergeldes oder der Banknoten von ihrer umlaufenden Menge abhängt, so ist nichts Anderes erforderlich, um diesen Tauschwerth zu erhalten, als „daß die Menge des Papiers nach dem Tauschwerthe des Metalls geregelt werde, welches zum Maßstabe desselben erklärt ist." Da jedoch mit der unumschränkten Befugniß, Papiergeld auszugeben, viel Mißbrauch gemacht worden ist, so scheint zur Beschränkung und Beaufsichtigung nichts geeigneter zu sein, als die Verpflichtung der Umsetzer, ihre Noten in Münzen oder Barren zu bezahlen.

9) Unveränderlichkeit des Tauschwerthes und möglichste Wohlfeilheit sind die zwei Eigenschaften, welche einem Umlaufsmittel die größtmögliche Vollkommenheit geben. Da aber die Barren von Gold oder Silber die meiste Gleichförmigkeit im Tauschwerthe haben, so würde man alle jene

Vortheile besitzen, wenn das Papiergeld, anstatt gegen Münzen, vielmehr gegen Barren eingelös't würde. Dabei müßte aber vollkommen freier Handel mit Barren bestehen, und dann könnte eine Notenbank ihre Darlehen und Papierumsetzungen nach dem Preise der Barren von gesetzlichem Gewichte und Feingehalte regeln, ohne auf die umlaufende Notenmenge zu sehen. Gegen allgemeinen panischen Schrecken enthält kein Bank-System eine Sicherstellung. (S. Ricardo's Proposals for an economical and secure currency.)

10) Am besten wäre aber das Umlaufsmittel, wenn es ganz aus Papier bestände; denn es wäre am wohlfeilsten und, wenn es mit dem Edelmetalle auf dem Gleichwerthe erhalten würde, unter obigen Bedingungen im Tauschwerthe möglichst unveränderlich.

Nach Aufstellung solcher Grundsätze geht Ricardo zu der Frage über, ob der Staat die Umsetzung von Papiergeld selbst übernehmen oder Bank-Gesellschaften überlassen solle. Er findet:

1) daß es an und für sich zwar für die Volkswirthschaft gleichgültig sei;

2) daß der Staat sogar im Papiergeld ein Mittel habe, schneller, ohne alle Lasten des Volkes überhaupt und auf die Folgezeit zu erhöhen, außerordentliche, z. B. Kriegsausgaben zu decken;

3) daß, wenn die Bank an der Stelle des Staates durch Umsetzung von Noten dies thun würde, der Staat der Bank für den Vorschuß solcher Summen Zinsen entrichten müßte;

4) daß dagegen die Gefahr des Mißbrauches einer solchen Befugniß von Seiten der Regierung zu groß sei, während eine Bankanstalt in Betreff der gehörigen Beschränkung der Notenmenge vom Gesetze streng controlirt werde;

5) daß übrigens hiergegen eben so eine Sicherheit denkbar sei, wie bei der Verwaltung der Staatsschuld.

Die Benutzung des Credits einer Nationalbank mag der Gefahr des Mißbrauchs durch den Staat sehr ausgesetzt sein; allein nach den Erfahrungen, welche bisher gemacht worden, läßt es sich von einer Regierung voraussetzen, daß sie nur in Fällen der Nothwendigkeit sich des Bank-Credits bedient. In solchen Fällen aber kann geradezu der Staat selbst durch die Bank gerettet werden. Wenn dann nach einer solchen Rettungsthat der Credit überschritten ist, das Papiergeld, durch Zwangs-Cours gehalten, im Werthe fällt, so wird dieses Uebel durch die vorher bemerkte Rettungsthat wieder aufgewogen; und in den darauf folgenden Zeiten des Friedens kann der Credit wieder hergestellt werden, indem der Staat mittels Ersparnisse oder Steuererhöhung seine Schuld an die Bank zurückzahlt. Von solchen

finanziellen Krisen hat uns erst kürzlich Oesterreich ein lehrreiches Beispiel gegeben. Wir kehren zu Ricardo zurück.

6) daß indessen die Besorgniß, es möchte dem Verkehre die Gelegenheit, Geld zu borgen und die Wechsel bezahlt zu erhalten, durch Aufhebung der Notenbanken benommen werden, ganz ungegründet sei, einestheils, weil man Geld geborgt erhalten könne ohne eine solche Bank, anderntheils, weil der Zinsfuß von ganz anderen Dingen, als von Geldumsetzung und ihrem Canale, abhange. Eine Notenbank werde gegen Darlehen nur dann häufig angegangen, wenn ihr Zinsfuß (Disconto) unter dem gewöhnlichen stehe, dies verdiene aber eher Vorwurf als Lob; denn sie setze dadurch einige wenige Handelsleute, die mit ihr in Verbindung stehen, vor den anderen, und zum Nachtheil der letzteren, in Vortheil;

7) daß folglich, wenn auch der Staat das Papiergeld in Umlauf setze, der Verkehr keine Aenderung erleiden werde, weil Anleihen und Disconto-Geschäfte, wie vorher, ihren Gang gehen können. Hiernach verschwinde auch der gerühmte große Vortheil der schottischen Banken, indem sie ihren Kunden Cassen-Rechnungen eröffneten, gar sehr, da sie um so weniger Disconto-Geschäfte machen könnten, je mehr sie durch Cassen-Rechnungen in Anspruch genommen seien.

Zum Schlusse des Hauptstückes handelt Ricardo noch die Frage über die Werthschwankungen des Goldes und Silbers als Edelmetall und als Münzen gegenseitig ab. Seine Hauptsätze sind folgende:

1) Bei Veränderungen des gegenseitigen Tauschwerthes der Gold- und Silbermünzen kann eines dieser Metalle so gut wie das andere eine Werthveränderung, oder eine Münze eine Verschlechterung erhalten haben.

2) Auch verschlechterte Münzen können sich in einem höheren Tauschwerthe erhalten, wenn an dem Metalle, aus welchem sie geprägt sind, Mangel ist.

3) So lange beide Edelmetalle gesetzliches Zahlungsmittel sind, zahlt man in dem einen oder anderen bloß nach der Rücksicht auf den Vortheil, welchen es gewährt, und der Verkehr hängt ganz von den Werthschwankungen beider Metalle ab; sobald Eines davon ausschließlich gesetzliches Zahlungsmittel wird, ist diesem Uebelstande abgeholfen.

J. B. Say bemerkt dazu: „Diese Erklärung läßt sich auf Folgendes zurückführen: Die Tauschgeschäfte eines Landes erfordern verschiedene Stückelung der Münzen, nämlich Stücke von geringem Werthe theils für kleine Zahlungen, theils zur Ausgleichung großer Summen. So lange die kleinen Stücke für diese Art von Umlauf gerade in hinreichender Menge vorhanden sind, so erhält der Bedarf davon ihren laufenden Werth im Gleichstande

mit ihrem gesetzlichen, so verschlechtert sie auch durch Abnutzung sein mögen. Wenn daher die Zahlungen in England mit Gold gemacht wurden, so fand man leicht eine Guinee in Gold für 21 Schillinge in Silber, obgleich die Schillinge mehr als ein Viertel ihres inneren Werthes verloren hatten. Ihr Werth hielt sich aus dem nämlichen Grunde, der auch den Werth jedes Credit-Zettels hält: weil man sie nämlich allenthalben bei offener Casse umwechseln kann. In diesem Sinne hat A. Smith gesagt, der Werth des guten Geldes unterhalte jenen des schlechten. Allein wenn man von solchem verschlechterten Gelde mehr in Umlauf setzen würde, als der Bedarf des Verkehrs beträgt, so würde man nicht mehr so leicht Personen finden, die geneigt wären, es bei offener Casse umzuwechseln, d. h. dafür ein großes Stück zu geben. Man müßte dieses verschlechterte Geld mit Verlust verkaufen."

Es gibt kaum ein dem inneren Gehalte nach werthloseres Geld, als die schweizer Batzen; dennoch waren sie eine in allen Cantonen gesuchte Münze. Sie hatten ihre Geltung nur obigen Gründen zuzuschreiben.

Es ist Ricardo der Vorwurf gemacht worden, er habe behauptet: das Papiergeld brauche nicht eingelös't zu werden, und dasselbe könne gänzlich an die Stelle des Metallgeldes treten.

Dies ist nicht ganz richtig. Ricardo war nur der Meinung, nicht die Einlösbarkeit des Papiergeldes gegen Edelmetall sei das einzige Mittel, um dasselbe in seinem Tauschwerthe zu erhalten, sondern vorzugsweise die Einrichtung desselben nach dem Bedarf von Umlaufsmitteln im Verkehr, und nach dem Tauschwerthe des Edelmetalles. Er hat ferner allerdings behauptet, ein Umlaufsmittel wäre in seinem vollkommensten Zustande, wenn es ganz aus Papiergeld bestände, „aber aus Papiergeld von gleichem Tauschwerthe, wie das Gold, als dessen Vertreter es sich (in England) bekennt." Die letztere Behauptung war vorzugsweise auf England berechnet, wo Gold das gesetzliche Zahlungsmittel ist. Ricardo hatte den Umlauf der größeren Summen und weniger den Verkehr im Kleinen gemeint, der mit Silber und Kupfer vermittelt wird. Nur die Verdrängung des Goldes als Zahlungsmittel (vorzugsweise in England) durch Papiergeld hielt er für wünschenswerth und ausführbar, aber keineswegs die Verdrängung des Silber- und Kupfergeldes.

Was man zu thun habe, um dem Papiergelde seinen Werth zu erhalten, das faßt Baumstark in folgende Sätze zusammen:

„1) Man darf kein Papiergeld ausgeben, ohne daß sich das Bedürfniß nach demselben im Verkehre gezeigt hat. Wir finden daher die Erwägungen Ricardo's darüber, ob der Staat oder eine Bank Papiergeld ausgeben sollte, in ihrem ganzen Umfange höchst wahr und beachtenswerth;

allein eine Sicherstellung dafür, daß der Staat bei Umsetzung von Papiergeld sich immer durch das Bedürfniß des Verkehrs beschränken lassen werde, scheint uns für die Dauer überhaupt nicht, und am wenigsten dann möglich zu sein, wenn es als ein Vortheil des Staats-Papiergeldes angesehen wird, daß man mittels desselben außerordentliche Staats-Ausgaben decken könne. Die Geschichte weis't uns auch hierfür, soweit sie uns bekannt ist, nur einen einzigen Staat auf, der sich hierin felsenfest gehalten hat und hält, nämlich das Königreich Preußen. Bei Banknoten ist die Gefahr nicht vorhanden.

„2) Man darf Niemandem, daher auch einer Gesellschaft und der Regierung nicht, gestatten, Papiergeld in Umlauf zu setzen, wenn sich solche nicht in vollständigem Credit befinden.

„3) Man muß dem Papiergelde diejenige Grundlage geben, welche es dem Stande des Verkehrs gemäß nöthig hat. Wenn das Papiergeld bis in kleine Werthe herab, zum Gebrauche für tägliche kleine Ausgaben, zerstückelt wird, so findet es in dem Edelmetalle und in den Münzen eine höchst unvollständige Grundlage. Denn ganz kleine Stückchen Gold sind sehr unbrauchbar für den Verkehr, die Silber- und Kupfermünzen aber sind, je kleiner sie werden, selbst wieder um so mehr bloße Anweisungen auf einen höheren Werth an reinem Silber oder Golde. Man darf daher das Papiergeld nicht in zu kleine Werthe abtheilen *). Verhütet man aber

*) Die Banken huldigen mehr oder weniger dieser Ansicht. Die geringsten Banknoten der englischen Bank sind 5 Pfund Sterl.; der amsterdamer Bank 20 Gulden; der berliner Bank 100 Thlr.; der brüsseler Bank 500 Frcs.; der belgischen Bank 1000 Frcs.; der französischen Bank 500 Frcs.; der lyoner Bank 250 Frcs.; der österreichischen und polnischen National-Bank 5 Gulden; der baierischen Bank 10 Gulden. Die Sätze einiger dieser Banken sind offenbar zu hoch gehalten. Die zu große Zersplitterung des Papiers in die kleinsten Werthe hingegen hatte Uebelstände herbeigeführt, die noch zu gut in Erinnerung sind, um nicht davon abzuschrecken. Doch wird dieser großen Theilung des Papiergeldes auch vieles zur Last gelegt, woran dieselbe nicht schuld ist. In Oesterreich z. B. wurden in den letzten Jahren sogar Sechs-Kreuzer-Scheine ausgegegeben. Allein die Valuta verschlechterte sich nicht dadurch, daß Scheine von so kleinem Betrage ausgegeben worden waren, sondern die Ausgabe so kleiner Scheine wurde nothwendig, weil die den Bedarf überschreitende Emission der Noten von höherem Betrage bis zu 5 Gulden alles Metall bis auf die Sechser- und Groschenstücke herab aus dem Lande vertrieben oder in Verstecke gejagt hatte und es geradezu so sehr an Umlaufsmitteln für den kleinen Verkehr

dies, so sind die Barren ein um so geeigneteres Mittel zur Grundlage des Papiergeldes, als anerkannter Maßen ihr Tauschwerth wenigeren Schwankungen unterliegt, als der Tauschwerth der Münzen. Der Vorschlag Ricardo's, das Papiergeld nur auf Barren zu gründen, gewinnt daher von dieser Seite sehr viel. Wo Gold wirkliches Zahlungsmittel ist, da müßten Goldbarren, wo aber Silber es ist, Silberbarren dazu dienen. Und es versteht sich von selbst, daß man unter solchen Umständen in Ländern der letzteren Art die Stückelung des Papiergeldes weiter herab vornehmen könnte, als in Ländern ersterer Art."

Es gibt besonders drei Gründe, welche die zu große Zerstückelung des Papiergeldes verbieten: a) Das Interesse der Banken. Je kleiner nämlich das Stück, um so mehr kommt es in den kleinen Verkehr der Massen, die das Zutrauen, welches ein solches Papier verdient, nicht so genau beurtheilen können. Bei jeder Krisis suchen die gemeinen Leute, welche das Papier so schon mit Mißtrauen zu betrachten pflegen, sich so schnell als möglich desselben zu entäußern; es entsteht ein Rennen nach den Cassen, das endlich auch die Inhaber von Noten höheren Betrags in Besorgniß versetzt und eine Krisis herbeiführen oder sie gefährlicher machen kann, als sie sonst wäre. So wurden im Frühjahre 1848 preußische Cassenscheine in Oberschwaben um die Hälfte verkauft, während sie doch an den preußischen Cassen an Zahlungs Statt angenommen wurden. b) Die größeren Kosten. Kleine Noten coursiren viel häufiger und nutzen sich daher sehr rasch ab; ihre Erneuerung macht immer nicht unerhebliche Kosten. c) Die Bequemlichkeit. So bequem das Papiergeld für größere Beträge wegen des Transportes ist, so unbequem wäre es für Beträge unter einem Gulden. Es zählt sich nicht allein schwerer, sondern ist auch dem Verderben und Verlieren häufiger ausgesetzt.

„4) Man darf nicht mehr Papiergeld ausgeben, als der Verkehr bedarf. Die Verhütung zu tiefer Stückelung und die Gründung des Papiergeldes auf Barren bewahrt den Verkehr kräftig vor einer Ueberflutung mit Papiergeld, deren der Ausgeber nicht mehr Meister werden könnte. Münzen muß der kleinere Verkehr unumgänglich haben, das Papiergeld ist für ihn zu unbequem. Den Bedarf des Verkehrs an Papiergeld sieht man aber am besten an der Nachfrage nach solchem bei den Cassen, die es ausgeben, und an dem Herbeiströmen desselben zu jenen Cassen zum Behufe der Umwechselung gegen Barren."

---

fehlte, daß Guldenscheine oft in vier Stücke zerschnitten wurden, daß kleinere Geschäftsleute bis auf einen gewissen Betrag creditiren mußten, um dann nur Bezahlung zu erhalten.

Vielleicht wird die Zeit noch kommen, wo das Ricardo'sche Project ganz ausgeführt wird. Die Einlösung der Noten durch Barren gewährt so viel Sicherheit, um das Vertrauen auf das Papiergeld aufrecht zu erhalten und der Bank als Thermometer des Bedarfs zu dienen; sie hat aber zugleich auch gerade so viel Unbequemlichkeit, um dem Rennen nach den Cassen bei jeder unbedeutenden Krise einen Zügel anzulegen und dadurch den Credit selbst zu begünstigen.

„Unter einem solchen Systeme", sagt Ricardo, „und mit einem so eingerichteten Umlaufsmittel würde die Bank keinerlei Verlegenheit ausgesetzt sein, ausgenommen bei denjenigen außerordentlichen Ereignissen, wenn ein allgemeiner panischer Schrecken das Land befangen hält, und wenn Jedermann nach dem Besitze von Edelmetall, als dem geeignetsten Mittel, sein Eigenthum zu verwirklichen oder zu verbergen, strebte. Gegen solche Schrecknisse haben die Banken in keinem Systeme eine Sicherstellung; sie sind denselben vermöge ihrer eigenen Natur gerade ausgesetzt, da es nie zu gleicher Zeit in einer Bank oder in einem Lande so viele baare Münze oder Barren geben kann, als die Geldliebhaber eines solchen Landes zu fordern berechtigt sind. Zöge Jedermann an Einem und demselben Tage sein Guthaben aus den Händen seines Bankers zurück, so würde eine Menge von Banknoten, die viermal größer wäre, als die im Umlauf befindliche, unzureichend sein, um solch eine Nachfrage zu befriedigen. Ein Schrecknis dieser Art war die Ursache der Krisis von 1797 (wo die Bank von England die Zahlungen einstellte), und keineswegs, wie angenommen wird, die großen Vorschüsse, welche die Regierung von der Bank erhalten hatte." Die Thatsache, daß die Banknoten, nachdem die Einlösungspflicht der Bank durch Parlaments-Acte suspendirt war, dennoch auf dem Nennwerthe sich erhielten, scheint diese Ansicht zu bestätigen und dafür zu sprechen, daß der Bedarf an Umlaufsmitteln in England damals nicht überschritten war.

Die Nachtheile, welche solche vorübergehende panische Schrecken mit sich führen, mögen groß sein; nichts desto weniger haben diejenigen Unrecht, welche aus Furcht vor solchen Krisen von Papiergeld und Zettelbanken überhaupt nichts wissen wollen. Solche Krisen sind so selten, daß deren Nachtheile durch die Vortheile, welche der solchergestalt organisirte Credit bietet, zehnfach aufgewogen werden, daß jene, wenn die Krisen eintreten, durch den längst gewonnenen höheren Wohlstand bald überwunden werden.

Das Uebel, welches ein Mißbrauch des Credit-Systems mit sich bringt, schließt einen weisen Gebrauch dieses nützlichen Instituts nicht aus. Wir haben ja gesehen, daß in allen Dingen nur das Maß den Gebrauch eines Gutes nützlich macht.

Wenn also Uebelstände durch die Uebertreibung der Papier-Emission (Law, Assignaten, Oesterreich, Rußland, wo 1838 die Papier-Rubel drei und ein halb Mal unter ihren Nennwerth gefallen, zu dem Marktpreis $3\frac{1}{2}$ = 1 Silber-Rubel sanctionirt wurden) entstanden sind, so ist dies noch kein Grund, um nun die Zettelbanken und das Papiergeld ganz zu verdammen, wie es z. B. in Würtemberg geschieht.

In Preußen, wo das Bankwesen unter allen deutschen Staaten am solidesten entwickelt ist, scheint man aus jener Furcht fast etwas zu ängstlich zu sein. Das in Preußen ausgegebene Papiergeld ist offenbar für den Bedarf lange nicht ausreichend; denn es bezieht nicht allein in Frankfurt a. M. seit einiger Zeit Agio, neben ihm circulirt nicht allein viel Gold und Silber, sondern auch eine Menge (10 Millionen) Cassenscheine der benachbarten kleineren deutschen Staaten, von denen einige weit mehr Noten emittirt haben, als ihr eigener Verkehr aufzusaugen vermöchte. Es ist von Seiten der Regierung der Antrag gestellt worden, diesem Papiergelde der kleineren Staaten durch ein Verbot entgegenzutreten. Derselben wird aber mit Recht entgegnet, daß ein solches Verbot für den Verkehr Preußens weit mehr Nachtheile als Vortheile bringen würde. Wollte man dem Hereinströmen dieser Scheine entgegenwirken, so könnte man es durch kein Mittel besser, als durch ein solches, welches der Sache auf den Grund ginge. Nun ist die Ursache des Hereinströmens dessauischer u. s. w. Noten keine andere, als der Bedarf, welcher in Preußen von dem eigenen Papier noch nicht befriedigt wird. Würde man mehr preußische Scheine emittiren, so würden diese bei dem größeren Vertrauen und der Beliebtheit, die sie genießen, das auswärtige Papier von selbst verdrängen.

Die Valuta ist das Werthverhältniß des Papiergeldes zum Metallgelde. Die Geld-Circulation eines Landes ist also am besten bestellt, wenn gar keine Valuta existirt, d. h. wenn das Papiergeld die volle Währung mit dem Metalle hat.

Sobald die Bank-Noten gegen das Metall im Preise fallen, dann liegt der Beweis vor, daß mehr Papier vorhanden ist, als der Güterverkehr bedarf. Dieser Fall kann eintreten dadurch, daß überhaupt zu viel Papier emittirt worden, oder daß in Folge äußerer Störungen (Krieg, bürgerliche Unruhen, Handels-Krisen) das Vertrauen erschüttert, der Güterverkehr gelähmt und der Bedarf an Circulationsmitteln verringert worden ist. Im Kriege wird überdies mehr baare Münze als Zahlungsmittel gesucht, und dadurch muß der Bedarf an Papier sinken. Da solches Papiergeld begreiflicher Weise im Auslande nicht circulirt, so wird das Metall auswandern. Sobald einmal das Papiergeld gegen das Metall einen

sinkenden Werth angenommen hat, dann wird der Preis stets im Schwanken sein; es wird bei jeder politischen oder commerciellen Krisis noch tiefer im Werthe sinken, d. h. das Silber- oder Gold-Agio wird fortwährend steigen.

Nun ist es klar, daß ein solches Schwanken äußerst nachtheilig auf die Production einwirken muß. Jeder wird es zu vermeiden suchen, Contracte auf längere Zeit abzuschließen, weil der Eine befürchten muß, daß das Silber-Agio bis zu einer bestimmten Periode noch mehr gestiegen, — der Andere, daß es gefallen sein möchte. Es entsteht eine Unsicherheit, welche das Vertrauen lähmt, und — da das Vertrauen die Mutter des Credits, der Credit aber die rechte Hand des Capitals, das Capital das unerläßliche Werkzeug der Production ist — so muß ein Land, wo die Valuta im fortwährenden Schwanken begriffen ist, in seiner Erwerbs-Thätigkeit tiefen Schaden leiden.

Je belehrender das Beispiel ist, welches in dieser Hinsicht Oesterreich gab, um so anerkennenswerther sind die riesenhaften und genialen Anstrengungen seiner Regierung, das Uebel mit der Wurzel auszurotten.

Das Leih-Geschäft, von den Italienern, welche es betrieben, Lombard-Geschäft genannt, besteht in Darlehen gegen Pfänder. Diese bestehen gewöhnlich aus Roh-Metall, acceptirten Wechseln und Staatspapieren. Es können aber auch Waaren, Edelsteine u. s. w. sein, deren Beleihung in neuerer Zeit mehr in Gebrauch gekommen ist. Diese Art von Credit erstreckt sich gewöhnlich auf eine längere Zeit, und es gilt hier besonders der allgemeine Grundsatz, daß die Bank keinen längeren Credit bewillige, als sie selbst besitzt. Durch solche Anleihen wird dem Kaufmanne die Möglichkeit geboten, selbst länger Credit zu geben und für seine Waare den besten Markt aufzusuchen. Für die Banken hingegen ist dieses Geschäft weniger vortheilhaft, als das Wechsel-Geschäft, weil das Darleihen für eine bestimmte Zeit gilt und sie ihr Geld vorher nicht zurückbekommen können. Bei Wechseln haben sie ihre Geschäfte mehr in der Hand; sie können jene wieder veräußern und sich dadurch immer aus Verlegenheiten helfen. Wechsel werden auch selten auf so lange Zeit ausgestellt, als Anleihen gemacht werden, und es kommt also das Geld auch wieder früher herein. Es gilt indessen für letztere, wie für Wechsel, daß sie auf möglichst kurze Zeit gegeben werden, damit der Preis der verpfändeten Waaren keine zu große Veränderung erleide.

Man begreift unter Lombard-Geschäft speciel das Beleihen von beweglichen Gegenständen; mit dem Darleihen auf unbewegliche, auf liegende Güter, befassen sich die Hypotheken-Banken.

Die Leihhäuser sind Banken in kleinerem Maßstabe, welche dem Bedürfnisse der ärmeren Classen dienen und keine Bank-Geschäfte treiben.

Die erste derartige Anstalt wurde in Perugia 1464 gestiftet, eine andere 1539 in Rom, und war lediglich für die Armen bestimmt, daher auch Anfangs keine Zinsen genommen wurden. Die Leihhäuser sind im Kleinen eben so nützlich, wie große Banken. Handwerker, Landleute, Handarbeiter sind oft in der Lage, Producte einzukaufen, die sie später mit Vortheil verwenden können, — sich Werkzeuge anschaffen zu müssen, die sie zur Ausführung einer Bestellung brauchen, wozu sie aber aus Mangel an Capital außer Stande sind. Schreiner, Wagner, Dreher z. B. kaufen ihr Material am billigsten im Winter ein, und wenn ihnen zufällig das Geld dazu fehlt, so müssen sie oft Bestellungen zurückweisen oder später das Holz theurer kaufen. Am häufigsten werden die Leihhäuser benutzt, um sich aus vorübergehender Geldverlegenheit zu helfen, ohne daß diese bekannt werde und der Credit dadurch leide, oder um hohe Zinsen zu vermeiden.

Hypotheken-Banken. Durch den Untergang des Feudal-Systems ging die Natural-Wirthschaft (in Bearbeitung des Grundes und Bodens) in die Capital-Wirthschaft über.

Ueber die hohe Bedeutung, welche das Feudalwesen seiner Zeit hatte, wollen wir kein Wort verlieren. Dieser sinnvollen Organisation vielleicht nur allein gelang es, aus dem Chaos der Völkerwanderung Staaten zu bilden und bildungsfähige National-Organismen abzurunden. Der lange an die Wanderung gewohnte Mensch mußte nicht allein an die Scholle gebunden werden, um allmählich Liebe zu seinem Lande, seiner Heimat zu erlangen, sondern bei dem Mangel fast aller Straßen, auf welchen die ländlichen Producte hätten zu Markte gebracht werden können, mußte auch ein gewisses Verhältniß zwischen Gutsherren und Bauern bestehen, welches bei der Ausdehnung und Macht unserer Communicationsmittel und Sicherungs-Anstalten widersinnig sein würde.

Da in jener früheren Zeit Transport von Getreide nur den am Ufer schiffbarer Flüsse gelegenen Gütern möglich war, so bestand fast kein Getreidehandel. Der Ueberfluß der einen Gegend konnte nicht gut nach einem Lande geschafft werden, wo Mangel war. Da die leibeigenen Bauern theils zu wenig Verdienst, theils zu wenig Vorsicht hatten, um den Ueberfluß guter Jahre auf schlechte aufzusparen, so mußten die Gutsherren dieses Geschäft übernehmen. Sie hielten große Viehheerden, die, wie wir schon an anderer Stelle bemerkt haben, als lebendiges Magazin für das überflüssige Getreide guter Jahre dienten; in guten Jahren wurde viel junges Vieh groß gezogen, in schlechten viel geschlachtet. Die Gutsbesitzer halfen ihren Bauern nicht allein in Zeiten der Theuerung aus, sondern sie waren zugleich eine Art Versicherungs-Anstalt gegen Feuers- und Wassers-Noth, gegen Hagel und Viehseuche; sie waren die Unterstützer in Krankheiten, und

sahen darauf, daß die Acker-Werkzeuge und das Vieh in gutem Stande waren und die Grundstücke in leistbarem Zustande erhalten wurden.

Dieses Verhältniß hörte gänzlich auf, als der Feudalismus unterging und mit ihm die Leibeigenschaft, die Gebundenheit an die Scholle, die Unveräußerlichkeit der Güter, die Zehnten, die Frohnden.

Die Bauern hatten zwar von da an weniger zu leisten; sie waren dafür aber auch in allen Wechselfällen auf sich selbst angewiesen. Die nachgeborenen Kinder auf den freien, bis dahin untheilbaren, Bauergütern wurden von nun an nicht mehr enterbt; die Güter zersplitterten aber so, daß ihre Productivität abnahm und ihre Eigenthümer sich kümmerlicher nährten, als Dienstboten auf einem großen Gute. Kurz: Pauperismus, Uebervölkerung mit ihren Lastern im Gefolge nahmen in dieser Uebergangs-Periode überhand, — aber nur darum, weil das Mittel noch nicht gefunden war, welches die Sorge übernehmen sollte, die der Gutsherr früher auf sich genommen hatte.

Nachdem das Capital einmal flüssig geworden war, mußten Anstalten geschaffen werden, die es concentrirten, welche die einzelnen Beträge, wo sie müßig da lagen, aufsuchten und dann an die Bedürftigen vertheilten. Die Feuer- und Hagel-Versicherungs-Anstalten entstanden; es waren Banken und Banker da, welche die Circulation des Capitals in der gewerblichen Industrie und im Handel vermittelten. Es mußten aber auch Anstalten gegründet werden, welche dem Landwirth das Capital verschafften, das er zur Verbesserung seines Bodens, zur Ausrodung, Be- und Entwässerung, zur Vermehrung des Viehstandes, der Geräthschaften, der Wege, — kurz, zur Vermehrung der Production nöthig hat. Diese Anstalten sind die Hypotheken-Banken. Ohne sie ist der Zustand der Bauern häufig schlimmer, als er während der Feudalzeit war.

Die Hypotheken-Banken schaffen, gleich allen anderen Banken, kein Capital, das sonst nicht vorhanden gewesen wäre; sie saugen nur das allenthalben vorhandene auf, um dessen productive Anlegung zu erleichtern. Die Hypotheken-Bank muß sich dadurch billigen Credit verschaffen, daß sie ihren Gläubigern die Rückforderung ihrer Capitalien erleichtert, indem sie Pfand- oder Rentenbriefe ausgibt, die übertragbar sind und jederzeit an der Börse verwerthet werden können, — und sie muß ihren Schuldnern das Creditnehmen, wie die Abtragung ihrer Schuld erleichtern, indem sie ihr Darlehen nur in gewissen Vernachlässigungsfällen des Schuldners für aufkündbar erklärt, sonst aber neben den Zinsen eine jährliche Amortisations-Quote festsetzt, kraft deren der Schuldner in einer bestimmten Reihe von Jahren seine Schuld abtragen kann.

In Betreff des ersten Falles kann eine Hypotheken-Bank ihre Schuld an ihren Gläubiger nicht in kündbaren Obligationen abtragen, weil solche kündbare Obligationen gleich einem Papiergelde wären. Da nämlich der Bedarf an Geld sehr beschränkt ist, niemals aber so viel beträgt, als Capital zur Anlage in Grund und Boden begehrt oder angeboten werden möchte, so würde ein auf solche Weise unbeschränkt vermehrtes Papiergeld, sobald es das Bedürfniß übersteigt, zur Casse zurückströmen und diese am Ende in Zahlungs-Unfähigkeit versetzen, wie es den ritterschaftlichen Credit-Instituten in den östlichen Provinzen Preußens (1806) geschehen ist.

„Ein Hauptgrund zum Ruin des Grundbesitzes unter dem Hypothekenwesen", sagt mein Freund O. Michelis, der seine schätzbaren ökonomischen Forschungen leider bisher nur politischen Blättern anvertraut hat, „besteht darin, daß er das geborgte Capital, sobald der Gläubiger es kündigt, auf einmal in seinem ganzen Umfange zurückbezahlen muß. Wenn ein Capital auf die Verbesserung eines Grundstückes gewinnbringend angelegt wird, so vermehrt es den jährlichen Ertrag desselben um so viel, daß aus der Ertragsvermehrung die Zinsen des Capitals gedeckt werden und außerdem ein Ueberschuß zum allmählichen Wiederersatze des Capitals bleibt. Der Grundbesitzer ist also, wenn er diesen Ueberschuß jährlich ansammelt und rentabel anlegt, erst nach einer bestimmten Reihe von Jahren im Stande, das angeliehene Capital aus dem Ertrage seiner Verwendung zurück zu erstatten. Diese Periode ist länger oder kürzer, je nachdem das Capital minder oder mehr vortheilhaft zur Verbesserung des Grundstückes verwandt worden ist. Der Privat-Gläubiger ist indessen an diese Periode in seinem Kündigungsrechte nicht gebunden. Er kann jederzeit das dargeliehene Capital zurückfordern, auch wenn die wirthschaftliche Verwendung dasselbe dem Schuldner noch nicht wiederersetzt hat. Der Gläubiger wird über die Zeit der Kündigung nur sein Interesse und sein Bedürfniß fragen, und es wird deßhalb sehr oft eine für den Schuldner verfrühte Kündigung eintreten. Der Schuldner ist dann genöthigt, von einem Anderen ein Capital zu borgen, um den Gläubiger zu befriedigen; er muß nicht allein die Kosten des neuen Contractes und der hypothecarischen Umschreibung, nicht bloß die Mühen übernehmen, mit denen das Auftreiben des Capitals verbunden ist; er ist auch all den ungünstigen Chancen unterworfen, welche der Capitalmarkt mit sich bringt. Kündigungen werden am häufigsten dann eintreten, wenn wenig Capital disponibel, der Zinsfuß also hoch und die Bedingungen für den Borger erschwert sind. Gerade um dieselbe Zeit wird der Schuldner gezwungen, ein Capital zu suchen, um seinen Gläubiger zu befriedigen; er wird also sehr oft das Capital zu höheren Zinsen und zu ungünstigeren Bedingungen borgen müssen, als das ursprüngliche."

Außerdem aber ist es den meisten Grundbesitzern sehr schwer, das zurückzuzahlende Capital allmählich aus dem vermehrten Ertrage aufzusammeln. Sparen, und so sorgsames Sparen, ist nicht Jedermanns Sache. Das vermehrte Einkommen wird zu leicht zu vermehrten Ausgaben führen. Dies erklärt die Erscheinung, daß hypothecarische Schulden verhältnißmäßig selten aus eigenen Mitteln des Schuldners abgetragen werden und meistens eine dauernde Last des Grundstückes bilden, daß sehr häufig Schulden auf Schulden folgen, bis endlich die dringenden Gläubiger den Schuldner zu den Mitteln der Verzweiflung: Verkauf von Grundstücken, Uebergabe eines großen Theiles seines Grundvermögens an einen geschäftskundigen Administrator zur Verpachtung, — oder gar zur gerichtlichen Sequestration und Subhastation, d. h. zum Bankerott des Grundbesitzers, führen.

Wir haben leider keine Statistik der Subhastationen, können also nicht mit Zahlen nachweisen, wie viele Grundbesitzer jährlich diesen Mißständen erliegen. Aber ein Blick in die Verhältnisse des täglichen Lebens, ein Blick in unsere Amts- und Intelligenz-Blätter genügt, um den großen Umfang zu erkennen, den der Bankerott in dem größeren Theile Deutschlands unter den bäuerlichen Grundbesitzern gewonnen hat. Jeder frage nur in seiner Heimat nach, wie viele Bauern jährlich „kaputt gehen" und wie viele dem „Kaputtgehen" nahe sind. Der Nachtheil ist nicht bloß auf Seiten der Grundbesitzer, sondern eben so sehr auf Seiten der Capitalisten; denn in der Regel geht bei einer Subhastation ein nicht unbedeutender Theil der Gläubiger leer aus. Auch um den jährlichen Verlust, den die Gläubiger bei den Subhastationen erleiden, abzuschätzen, fehlt es uns leider an statistischen Daten. Die Circulation des Capitals, welche bei gesunden Verhältnissen eine fortdauernde Bewegung ist, stockt im Grundbesitze, und bei dieser Stockung gehen große Massen Capitals verloren, da die Production lässiger betrieben wird.

Will also eine Hypotheken-Bank ihre Dienste der Gesellschaft vollständig leisten, will sie nicht durch eigenen Ruin zur Vermehrung des Ruins beitragen, so muß sie den Grundbesitzern nicht bloß die Aufnahme von Capitalien, die Contrahirung von Schulden erleichtern, sondern vor Allem auch die Abtragung derselben. Sie muß zu dem Ende auf ihr Kündigungsrecht in der Regel auch verzichten und es nur ausnahmsweise, im Falle der Schuldner seinen Verbindlichkeiten nicht prompt nachkommt, in Anwendung bringen. Außerdem kann sie ihm als Sparcasse dienen, welche einen Theil des jährlichen Ueberschusses, des Ertrages der Capital-Verwendungen über die Zinsen aufsammelt und zinsbar anlegt, die Zinsen der aufgesammelten Beträge wieder capitalisirt und damit fortfährt, bis sich aus

den jährlichen Beträgen und ihren Zinsen und Zinseszinsen die ganze Summe des Capitals zusammengesetzt hat.

Die Manipulation, wodurch die Hypotheken-Bank dies leistet, ist sehr einfach. Sie läßt sich von dem Schuldner jährlich außer den Zinsen des Capitals und einer Entschädigung für die Verwaltungskosten (etwa ¼ Procent) einen bestimmten Betrag als Amortisations-Quantum, Tilgungs-Rente, zahlen und mit dieser Zahlung so lange fortfahren, bis die jährlichen Amortisations-Renten unter ihren Händen mit Zinsen und Zinseszinsen zu einer dem dargeliehenen Capital gleichen Summe angewachsen ist. In diesem Augenblicke ist die Schuld erloschen, und der Schuldner hat weder Zinsen, noch Amortisations-Rente, noch Capital-Betrag mehr zu zahlen; die Forderung der Renten-Bank wird gelöscht. Wenn sich z. B. eine Hypotheken-Bank für ein Darlehen von 100 Thalern jährlich 4 Procent Zinsen, ¼ Procent Verwaltungskosten und 1 Procent Amortisations-Rente, also im Ganzen 5¼ Procent bezahlen läßt, so ist die Forderung durch diese Jahres-Zahlungen nach 41¹⁄₁₂ Jahr getilgt.

Glaubt der Schuldner, jährlich einen größeren Betrag zahlen zu können, so steht ihm frei, seine Schuld in kürzerer Zeit zu amortisiren; zahlt er nur ½ Procent jährlich als Amortisations-Rente, so dauert die Tilgungs-Periode länger. Es steht auch nichts im Wege, daß der Schuldner im Laufe der Amortisations-Periode die Amortisations-Rente vergrößert und dadurch die Tilgung beschleunigt; er kann auch Abschlags-Zahlungen leisten; er kann am Schlusse jedes Jahres berechnen lassen, wie hoch sich seine Schuld noch beläuft, und für den Rest unter den bisherigen Bedingungen eine neue Amortisation anfangen. Die Bank ist auf diese Weise im Stande, sich genau den Bedürfnissen ihrer Schuldner anzuschmiegen.

Bei diesem Amortisations-Geschäfte ist vorausgesetzt, daß die Bank die jährlich einlaufenden Renten zinseszinsbar anlege. Dies bewerkstelligt sie dadurch, daß sie alljährlich für den Ueberschuß über die auf die Pfandbriefe zu zahlenden Zinsen und über die Verwaltungskosten von ihren eigenen Pfandbriefen einlös't. Sie erspart dadurch die Zinsen für die letzteren, und wenn sie am Ende jedes Jahres den ganzen Ueberschuß auf dieselbe Weise verwendet, so kommt sie zu dem Resultate, daß sie nicht nur die Amortisations-Renten selbst, sondern auch die Zinsen derselben immer wieder zinsbar anlegt.

Es bleibt die Frage, ob die Bank die jährliche Einlösung der Pfandbriefe dadurch bewerkstelligen soll, daß sie dieselben an der Börse zum augenblicklichen Preise einkauft, oder dadurch, daß sie die nöthige Summe von Pfandbriefen ausldoos't, kündigt und den Nennwerth derselben an die Gläubiger auszahlt. Auf den ersten Anblick möchte eine gemischte Methode am

vortheilhaftesten sein, nämlich: der Ankauf an der Börse, wenn die Pfandbriefe unter pari stehen, — die Einlösung zum Nennwerthe, wenn dieselben über pari stehen. Allein hierdurch würde die Hypotheken-Bank den Cours ihrer eigenen Papiere drücken.

Dagegen kann sie sehr dahin wirken, einen gleichmäßigen Cours derselben zu erhalten, wenn sie jederzeit den Pfandbrief-Inhabern eine Einlösung zum Nennwerthe in Aussicht stellt, d. h. wenn sie das jährliche Amortisations-Quantum dazu verwendet, Pfandbriefe zum Nennwerthe einzulösen, nämlich dem Gläubiger das Capital, worauf sie ausgestellt sind, im vollen Betrage zu zahlen.

Indem also die Hypotheken-Bank durch Creirung von Pfandbriefen das Capital von denen, die es erspart haben, rasch zu denen hinführt, die es bedürfen, — und durch Tilgung von Pfandbriefen das Capital wieder zurückführt und dem Capitalisten zu neuen Verwendungen zur Disposition stellt, vermittelt sie eine rasche und leichte Capitals-Circulation und verhindert, daß irgendwo eine Stauung das Capital in die Hände seiner Inhaber zurückdränge und von den Bedürftigen fern halte.

Solche Stauungen des Capitals-Umlaufes bewirken, daß die Capitalisten, welche nicht wissen, wo sie ihre Capitalien rentbar unterbringen, welche ihr Geld sich immer mehr unbenutzt ansammeln sehen, endlich ungeduldig sich in übertriebene Speculationen werfen und ihre Ungeduld dann in herben Verlusten büßen. Die Capitals-Stauungen, welche überall, wo dem Capital die Wege zu den Gewerben und zu der Landwirthschaft nicht durch einen leichten Credit-Verkehr geöffnet sind, wo durch Schutzzoll, Beschränkung der Gewerbefreiheit und andere Hemmungen des freien Verkehrs das Capital mißleitet wird, in gewissen Fristen fast regelmäßig wiederkehren und nach großer Ebbe eine um so höhere Flut eintreten lassen, sind die Ursache der verderblichen Geld-Krisen, — und indem die Hypotheken-Banken, soweit Capital-Geschäfte in ihren Wirkungskreis eintreten, den Stauungen des Capitals-Umlaufes entgegenwirken, tragen sie ein Wesentliches dazu bei, jene gewaltsamen Krisen zu verhindern und eine beständige gleichmäßige Lebendigkeit in dem Capitals-Verkehr zu erhalten.

Der regelmäßige Geschäftsgang einer Hypotheken-Bank beruht hauptsächlich darauf, daß die Schuldner ihren Verbindlichkeiten pünktlich und vollständig nachkommen. Eine jede Lässigkeit der Schuldner in der Zahlung ihrer Amortisations-Renten bewirkt einen Zinsverlust für die Hypotheken-Bank und macht die Berechnung, worauf das Amortisations-Geschäft beruht, illusorisch. Vor Allem wird also eine Hypotheken-Bank dafür zu sorgen haben, daß eine Nachlässigkeit des Schuldners in seinen Zahlungen nicht eintrete.

Als letzte Zuflucht müssen also einer Hypotheken-Bank gewisse Zwangsmittel zu Gebote stehen. Im Falle, daß eine Säumniß des Schuldners einträte, würde das nächste sein, daß die Hypotheken-Bank sich auf Kosten des Schuldners den rückständigen Betrag anderswo borgte, damit sie ihrerseits ihren Verpflichtungen vollständig genügen könnte. Ein weiteres Zwangsmittel wäre die Sequestration, das letzte die Subhastation.

In der Anwendung dieser Zwangsmittel muß indessen eine Hypotheken-Bank, wenn überhaupt eine regelmäßige Geschäftsführung möglich sein soll, von der Weitläufigkeit der gerichtlichen Formalitäten befreit sein. Diese Befreiung gehört mit unter die Bedingungen, unter welchen die Hypotheken-Bank Darlehen gewährt, und wenn das Expropriations-Verfahren dadurch allerdings rascher wird, so sorgt die gesammte Thätigkeit der Hypotheken-Bank auf der anderen Seite dafür, daß dieses Verfahren zu den seltensten Ausnahmen gehört.

Eine Bank, welche voreilig zu diesen Zwangsmitteln griffe, würde rasch Seitens der Gläubiger den Credit, Seitens der Schuldner die Kundschaft verlieren. Es liegt also in ihrem eigenen Interesse, die äußersten Zwangsmittel nur selten eintreten zu lassen, — es wo möglich dahin zu bringen, daß sie nie ihre Zuflucht dazu zu nehmen braucht.

Um der Anwendung der Zwangsmittel vorzubeugen, wird eine Hypotheken-Bank um ihres eigenen Vortheils willen darauf sehen, daß der Schuldner immer zahlungsfähig bleibe. Sie wird daher nur solche Capitalien herleihen, welche von dem Grundbesitzer zu einem wirthschaftlichen, rentirenden Zwecke verwandt werden, weil ja sonst der Schuldner nicht im Stande sein würde, aus dem Ertrage des dargeliehenen Capitals die Zins- und Amortisations-Rente zu zahlen. Sie wird ferner darauf bedacht sein, daß der Schuldner seine Wirthschaft in gutem Zustande erhalte, daß er seine Felder nicht aussauge, seinen Viehstand nicht verkommen lasse, daß er seine Häuser immer in gutem baulichem Stande habe, — daß er, wenn ein Wald verpfändet ist, denselben forstmäßig benutze, — daß er, wenn ein Bergwerk verpfändet ist, dasselbe nicht durch Raubbau entwerthe. Die Hypotheken-Bank wird, im Falle der Schuldner sich in seinem Betriebe unwirthschaftlich und verschwenderisch beweis't, von ihrem Kündigungsrechte Gebrauch machen.

Das erste Erforderniß für eine wohlthätige Wirksamkeit der Hypotheken-Banken ist die freie Concurrenz unter denselben.

Die in Preußen bestehenden Hypotheken-Banken sind die Renten-Banken und die ritterschaftlichen Credit-Institute der östlichen Provinzen. Bei den ersteren, die auf Grund des Rentenbanken-Gesetzes vom 4. März 1850 errichtet sind, ist der Staat Banker. An den Staat zahlen die Bauern ihre

Renten, um die Ablösungs-Capitalien zu verzinsen und zu amortisiren; der Staat ertheilt den Grundbesitzern die Ablösungs-Capitalien in Rentenbriefen, für deren Verzinsung und Rückzahlung er selbst nur allein einsteht; der Staat endlich verwaltet die sämmtlichen Geschäfte der Banken.

Allein es ist nun einmal nicht die Sache des Staates, den Banker zu spielen. Beamte, welche gewohnt sind, nur nach Instructionen zu handeln, können unmöglich eine Bank gut verwalten, bei der es in ihren Geschäften darauf ankommt, sich jeden Augenblick den Verhältnissen des Capitalmarktes anzupassen. Man hat daher Alles im Voraus geregelt, man hat in dem Rentenbanken-Gesetze ein- für allemal feste Normen für die Höhe des Zinsfußes der Rentenbriefe, für die Höhe der von den Bauern zu zahlenden Amortisations-Rente gegeben, und der Zinsfuß der Rentenbriefe bleibt derselbe, mag der Zinsfuß des Capitalmarktes sich ändern, wie er will; die Amortisations-Rente bleibt Eine und dieselbe — entweder ½ oder 1 Procent jährlich —, die Verhältnisse des Schuldners mögen sich ändern, wie sie wollen, es mag ihm leichter werden, eine größere jährliche Rente zu zahlen, oder es mag ihm unmöglich werden, dieselbe Rente wie bisher jährlich abzutragen. Es ist den Rentenbanken unmöglich gemacht, den Bedürfnissen des Verkehrs sich anzuschmiegen, und da sie in ihrer Geschäftsführung nichts ändern können, wenn die Verhältnisse sich auch noch so sehr ändern, so kann es nicht fehlen, daß unter Umständen der Bauer schwerer belastet wird, als nöthig ist.

Ein anderes Mißverhältniß bei diesen staatlichen Rentenbanken besteht darin, daß der Staat als Schuldner der Rentenbriefe für Zinsen und Capital haftet. Der Credit, den man Jemandem gibt, richtet sich nächst seiner Zahlungsfähigkeit nach seiner Willigkeit, das Creditirte zu zahlen, und nach der Schärfe des Zwanges, die man anwenden kann, um ihn zur Zahlung willig zu machen. Der Zwang zur Zahlung fällt beim Staate ganz weg, und die Fähigkeit, zu zahlen, ist bei demselben viel mannigfacheren Wechselfällen unterworfen, als bei Privatleuten, da die Wechsel der politischen Verhältnisse auf ihn weit unmittelbarer wirken. Die Folge davon ist, daß die Capitalisten sich den Credit, den sie dem Staate geben, viel theurer bezahlen lassen, als den, welchen sie soliden Privatleuten gewähren, mit anderen Worten: daß die Staatspapiere in der Regel niedriger im Course stehen, als die Pfandbriefe der Privat-Credit-Institute.

Obige Banken sind monopolisirt; daß ihr Credit schon deßhalb theurer ist, brauchen wir hier nicht mehr zu erörtern.

„Eine Corporation hat weder eine Seele, die verdammt, noch einen Körper, der geprügelt werden könnte!" sagt ein englisches Sprüchwort und will damit die Rücksichtslosigkeit bezeichnen, mit welcher monopolisirte

Corporationen in ihren Beschlüssen und ihrer Handlungsweise vorgehen können. Wir müßten daher für die Hypotheken-Banken freie Concurrenz in Anspruch nehmen. Unter dieser Voraussetzung löſ't sich auch die Frage leicht, ob die Inhaber der Hypotheken-Banken Associationen der Grundbesitzer, also der Schuldner, oder freie Actien-Gesellschaften sein sollen.

Die erstere Form scheint auf den ersten Anblick viele Vorzüge zu haben. Eine Actien-Gesellschaft kann nur auf Gewinn gegründet werden. Man ist daher in Versuchung, anzunehmen, daß den Grundbesitzern, wenn sie selbst die Hypotheken-Bank in die Hände nähmen, auch dieser Gewinn zu Gute kommen würde. Allein diese Voraussetzung ist eben so falsch, wie die, daß es uns von Vortheil sein würde, wenn wir unsere Kleidung, Schuhe, Häuser, Werkzeuge, kurz: alles, dessen wir bedürfen, uns selbst machten. Der Einzelne kann nicht Alles treiben, und wenn er Alles treiben will, dann geht er zu Grunde.

Wenn die Grundbesitzer selbst die Inhaber der Bank sein wollen, so müssen sämmtliche Schuldner in ihrer Gesammtheit für jeden einzelnen ausgegebenen Pfandbrief haften. Jeder Einzelne übernimmt also neben seinen Leistungen von Zins und Amortisations-Rente die Gefahr, daß irgend ein anderer der betheiligten Grundbesitzer Bankerott mache und er für die Schuld desselben mit seinem Vermögen einstehen müsse. Diese Gefahr beliebt man sich zwar sehr gering vorzustellen; allein sie kann leicht bei irgend einer fatalen Conjunctur des Capitalmarktes sehr ernst an die Mitglieder herantreten und ihnen in wenigen Wochen all die vermeintlichen Vortheile, welche sie durch die übernommene solidarische Garantie gewonnen zu haben glauben, wieder entreißen.

Hat eine Actien-Gesellschaft die Bank in Händen, so haftet jeder Schuldner nur für seine eigene Schuld und nichts weiter; die Garantie für die ausgegebenen Pfandbriefe übernimmt die Actien-Gesellschaft. Sie allein ist den Gläubigern gegenüber verantwortlich; zwischen den Grundbesitzern und den Inhabern der Pfandbriefe besteht gar kein Verhältniß. Die Freiheit von jener Gefahr, welche in der solidarischen Haftbarkeit liegt, ist für die Grundbesitzer schon ein großer Vortheil, den sie mit einem kleinen Gewinne, welchen sie den Actionären zahlten, nicht zu theuer erkaufen würden. Eine Actien-Gesellschaft mit einem eingezahlten Capital von 500,000 Thalern würde leicht einen Umsatz von zwölf Millionen in Pfandbriefen machen können. Da die eingezahlten Summen selbst in Pfandbriefen angelegt würden, so würde für sie schon ein hinreichender Gewinn (von sechs Procent) herauskommen, wenn jeder Schuldner für seine Schuld jährlich ein Zwölftel bis ein Sechstel Procent, also $2\frac{1}{2}$ bis 5 Silbergroschen für 100 Thaler, auf das Conto des Gesellschafts-Gewinnes zahlte. Allein diese Zahlung

verschwindet ganz, wenn man bedenkt, daß eine Actien-Gesellschaft mit einem eingezahlten Capitale von nicht zu geringem Umfange und mit der übernommenen Verpflichtung, im Falle der Noth auf die Actien auch den Rest einzuzahlen, einen bei Weitem größeren Credit hat, als eine Gesellschaft von Grundbesitzern, welche kein Capital zusammenschießen und welche nur eine schwer realisirbare Garantie übernehmen. Wenn nur die Actien-Gesellschaft die Pfandbriefe so hoch verzinslich ausgibt, daß sie dieselben zum Nennwerthe verkaufen kann, und dieselben nicht so hoch von den Grundbesitzern verzinsen läßt, wie diese sie verzinsen müßten, wofern sie in ihrer Gesammtheit die Garantie übernähmen, so macht sie einen sehr großen Gewinn. Es steht daher zu erwarten, daß die Grundbesitzer ihren Credit von einer Actien-Gesellschaft wohlfeiler haben würden, als wenn sie selbst sich mit der Gesammt-Garantie und mit der Aufsicht über die Verwaltung beschwerten. Hierzu kommt noch, daß nur eine Actien-Gesellschaft es mit Sicherheit unternehmen kann, den borgenden Grundbesitzern ihr Darlehen baar auszuzahlen, während eine Gesellschaft von Grundbesitzern den Borgern in der Regel nur die Pfandbriefe gibt und diesen die Mühe und die Gefahr des Verkaufens derselben überläßt. Damit sind denn in der Regel nicht geringe Verluste verbunden; denn wenn solche Pfandbriefe auch zu den Börsen-Effecten gehören, so versteht der borgende Grundbesitzer selten die Börsenverhältnisse; er kann die günstige Zeit nicht abwarten, wie eine Hypotheken-Gesellschaft, und wird daher stets mit einem Verluste verkaufen.

Eine Actionär-Gesellschaft, unter der Herrschaft der freien Concurrenz, mit einem ausreichenden Capital, als Vermittlerin zwischen den capitalbedürftigen Grundbesitzern und den Capitalisten, welche eine vortheilhafte Anlage ihrer Fonds suchen, — als alleinige Schuldnerin der Pfandbrief-Inhaber, als alleinige Gläubigerin jedem einzelnen Grundbesitzer für sich gegenüber, — das ist unser Musterbild einer Hypotheken-Bank."

---

22. Bank-Freiheit.

Nach den Resultaten der Geschichte und dem Wesen des Credits ist die Bank-Freiheit und Oeffentlichkeit des Bankbetriebes die Grundlage alles Bankwesens. Das verpönte „Laisser faire, laisser aller!“ gilt hier mehr, als irgendwo. Maßregeln der Regierungen, Gesetze, die in der besten Absicht gegeben wurden, können zum Nachtheile der Banken ausschlagen, wie die Pupillengelder in Preußen zeigen.

Die bisherigen Banken haben sich leider fast alle nicht auf dem Boden der Freiheit bewegt und sind daher auch gefährlichen und bisweilen vernichtenden Krisen ausgesetzt gewesen. Wie man in früherer Zeit überhaupt Alles von oben herab durch Monopole und Privilegien machen wollte, so auch mit den Banken. Solche Begünstigungen werden aber selten umsonst ertheilt; daher sehen wir alle diese Banken dem Staate Darleihen geben, die sie in Gefahr bringen, ohne einen Gewinn in Aussicht zu stellen. Zu Gunsten dieser wenigen bevorrechteten Banken werden nun alle anderen in England, Frankreich und Deutschland beschränkt oder unterdrückt, und der Credit ist aus diesem Grunde noch nicht so allgemein verbreitet und organisirt, als es im Interesse der Production sein sollte.

Normativ-Bestimmungen, wie z. B. die für die preußischen Banken, machen das Gedeihen derselben sehr schwer. Nach diesen darf der gesammte Betrag aller Banknoten von Privat-Banken sieben Millionen Thaler nicht übersteigen, keine Bank darf mehr als Eine Million Stamm-Capital haben, keine Actie darf unter 500 Thalern betragen, die Gesellschaft muß aus mindestens fünfzig Mitgliedern bestehen, es ist den Banken nicht gestattet, andere Geschäfte, als die vorgeschriebenen, zu treiben. Jede Bank darf nur innerhalb der vom Staate bestimmten Gränzen Agenturen errichten; sie darf nur eine festgesetzte Anzahl von jeder Noten-Gattung ausgeben. Aehnliche Beschränkungen in der Noten-Ausgabe, Zahl der Mitglieder und Ausdehnung des Geschäftsbetriebes bestehen in England und Frankreich.

„Wenn man die Geschichte der englischen und americanischen Banken durchlies't,“ sagt Hübner (S. 32 I.), „so wird man allerdings finden, daß

bei Bank-Freiheit Banken ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllt haben, daß bei der Concurrenz manche zu Grunde gegangen sind; es ist aber nicht zu übersehen, daß, während der Handels-Krisen, die alle Theile der Vereinigten Staaten oder Englands berührten, die Banken da am seltensten insolvent wurden, wo sie am wenigsten beschränkt waren; daß in Schottland, wo sie vollkommene Freiheit genossen und die Concurrenz unbeschränkt war, ein bedeutender Bankbruch nicht Statt gefunden hat, und daß dagegen die ausschließlich privilegirten Banken des Continents, in welchen sich die ganze Regierungs-Weisheit zu erschöpfen pflegte, sämmtlich insolvent wurden. . . . Bei ausschließlich privilegirten Banken (S. 33 I.) setzt man den Staat allen Folgen des uneinlösbaren Papiergeldes aus."

Freie Banken beruhen auf einer ganz anderen Grundlage als die privilegirten Banken. Ihr Credit gründet sich nur auf das Vertrauen, welches das Publicum in sie setzt, auf die Vermögens-Verhältnisse, die Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit ihrer Theilnehmer und auf die Art und Weise, wie sie ihre Geschäfte betreiben. Dieser Credit ist also ein rein persönlicher, der von dem Publicum immer überwacht wird und von demselben auch besser beurtheilt werden kann, als derjenige von Banken, die auf dem Credit des Staates beruhen. Er stützt sich ferner auf das Urtheil sachkundiger, meist als geschäftsgewandt und solide anerkannter Männer, — während die privilegirten Banken auf dem Vertrauen in die Weisheit der Regierung beruhen, die, wie Hübner sagt, meistens aus Leuten besteht, welche nichts vom Bankwesen verstehen. Wie in den meisten Fällen, so ist auch hier das eigene Interesse das beste Schutzmittel gegen Uebertreibung. Wenn Geschäftsleute in der Absicht, ihre Capitalien nutzbar anzuwenden und ihre Lage zu verbessern, ihr Vermögen in irgend einem Unternehmen anlegen und alle Gefahr desselben auf sich nehmen, so kann man versichert sein, daß sie guten Grund dafür haben, selbst wenn dieser im Augenblicke nicht so klar zu ersehen ist. Der Gang der Natur ist so einfach, daß, wollte man ihr nur den Lauf lassen, alle Dinge sich zweckmäßig entwickeln würden. So sucht man aber auf künstliche Weise das hervorzubringen, was besser und schöner von selbst entsteht, und erreicht gewöhnlich das Gegentheil.

Der Zweck der Gesetze und der Regierungs-Aufsicht besteht nicht darin, daß man über die Natur hinausgeht und mehr verlangt, als sie leisten kann, sondern darin, daß man die Schranken, welche der Entwicklung entgegenstehen, wegräumt. Das Bett, welches sich der Strom gegraben hat, ist immer das beste; es handelt sich nur darum, ihn darin zu erhalten, gewaltsamen Ereignissen, die es zu verändern streben, vorzubeugen und alle Hindernisse zu beseitigen, welche ihn daraus ablenken könnten.

Die Gesetze, welche zur Beschränkung des Bankwesens erlassen worden sind, und die Aufsicht der Regierung haben nie einen anderen Erfolg gehabt, als das Uebel hervorzurufen, welches sie beseitigen sollten. Der Zins steht höher, als es nöthig wäre, und Capitalien sind schwer zu bekommen. Die Banken übernehmen bei solchem Stande der Dinge ein ziemliches Risico, da sie mit ihrem Vermögen nicht thun können, was sie wollen. Für diese Gefahr verlangen sie natürlich eine Entschädigung, eine Prämie, welche der Creditnehmer zahlen muß. Man kann den Einfluß des Credits aus der Masse der Umlaufsmittel ersehen, und diese ist in Ländern mit verhältnißmäßiger Bank-Freiheit am geringsten. Es ist der Münzvorrath:

in Frankreich	gleich	43	Gulden	per	Kopf,
„ England	„	27	„	„	„
„ den Vereinigten Staaten	„	5½	„	„	„

und sämmtliche Umlaufsmittel sind:

in Frankreich	gleich	einer	Production	von	144	Tagen	per Kopf,
„ England	„	„	„	„	110	„	„ „
„ America	„	„	„	„	33	„	„ „

obgleich die Production in America und England weit stärker als in Frankreich ist. (Carey.) Sie beträgt:

in Frankreich	circa	100	Gulden	per	Kopf,
„ England	„	200	„	„	„
„ den Vereinigten Staaten .	„	237	„	„	„

Nach der Entwicklung der Völker sollte in dem mehr bevölkerten Lande der Credit größer sein, als in einem uncultivirten, schlecht bevölkerten. Es sollte daher in Frankreich und England der Credit größer sein als in America; allein dies ist nicht der Fall, weil dort keine Bank-Freiheit besteht. Die Einwohner Englands genießen eines sehr hohen Credits; aber das Vertrauen ist in America doch allgemeiner. Jedermann nimmt Banknoten an, selbst wenn sie bei einer 500 bis 1000 Stunden entfernten Bank zahlbar sind. Diese circuliren ohne Anstand von Bank zu Bank, und jede nimmt die Zettel der anderen an. Daher kommt es auch, daß Capitalisten in den östlichen Staaten ihre Capitalien viele Hundert Stunden weit im Westen anlegen, wo sie dieselben nicht mehr beaufsichtigen können, und daß Europäer ihr Geld in America anlegen. Es ist richtig, daß bis in die neueste Zeit Fallimente sehr häufig waren; allein gerade die Leichtigkeit, womit die Geschäfte wieder aufgenommen werden, beweis't, wie groß das Vertrauen ist. Deßwegen werden auch Bankbrüche dort nicht für so schimpflich gehalten, als in anderen Ländern. Die Nachsicht, welche die Gläubiger üben, macht es Jedem möglich, einen Unglücksfall wieder gut zu machen, und zeigt, daß die Verluste unbedeutend sind.

Vergleicht man Großbritannien und America, so war die Zahl der Bankbrüche seit dem Bestehen von Banken bis zum Jahre 1837 in letzterem um ein Viertel geringer als in England. Aehnlich ist wieder das Verhältniß zwischen England und Schottland. Mac Culloch sagt, daß unter den schottischen Banken wenig Bankbrüche vorgekommen seien, obgleich die Zahl derselben größer und der Verkehr lebhafter ist, als in England. Im Verhältnisse zur Bevölkerung ist das Bank-Capital dort um die Hälfte größer, und im Verhältnisse zum Umlaufe zweimal so groß, als in England. Obgleich die schottischen Banken sich einer weit größeren Freiheit erfreuen, als die in England, so sind sie doch noch der Verbesserung fähig. Das Bank-Capital trägt dort acht bis neun Procent, — ein Beweis, daß dem Bedürfnisse noch nicht genügt ist. Wenn man bedenkt, daß mehr als die Hälfte der Depositen aus kleinen Summen von 10 bis 100 Pfund besteht, welche meist von Landleuten, kleinen Kaufleuten und Handwerkern herrühren, so läßt sich erwarten, daß der Betrag solcher Einlagen weit größer wäre, wenn die Maschinerie der Banken vervollkommnet würde.

Wenn aber dennoch auch bei der Bank-Freiheit Uebelstände, in Folge von Kriegen und politischen Ereignissen, eintreten, so sind sie nie so groß, als wie bei privilegirten Banken. Die Bank von Frankreich vermehrte von 1832 bis 1836 ihre Anlehen von 151 Millionen auf 760, die Bank von England von 1823 bis 1826 von 17 Millionen auf 33, und während die Zahl ihrer Noten von 18 Millionen auf 25 stieg, verminderte sich ihre Baarschaft von 13 auf 2 Millionen. Solche Mißverhältnisse entspringen nothwendig aus dem Systeme, Geschäfte, welche allen Menschen als Rechte zustehen, Einzelnen als Privilegien zu ertheilen. Zu dieser Ansicht ist man aber durch den Irrthum veranlaßt worden, daß die Bank-Geschäfte von allen anderen Geschäften verschieden seien, daß sie großen Gewinn bringen und daß man sie daher als ein Privilegium an wenige Personen verkaufen müsse. Staaten, welche von dieser Ansicht ausgehen, verlangen große Vortheile von den Banken und zwingen sie dadurch, ihre Geschäfte mehr auszudehnen, als es für ihr Capital räthlich ist. Je weiter sie über das Stamm-Capital ausgedehnt werden, desto geringer ist natürlich die Sicherheit des Publicums. Beständen keine Privilegien, so würden mit den Capitalien, die theilweise zinslos in den Banken liegen oder nur geringen Zins tragen, neue Banken gegründet; das Bank-Capital des Landes wäre vermehrt und damit die Sicherheit des Publicums vergrößert.

Wenn nun aus solchem Verfahren Uebelstände entspringen, so schreibt man sie gewöhnlich den Banken zu, während sie doch von den Maßregeln der Regierungen selbst herrühren. In dem Maße, als diese Irrthümer ver-

schwinden, werden die Staaten alle Vortheile der Banken, ohne deren Nachtheile, genießen und denselben Aufschwung nehmen, wie die Länder, wo die Beschränkungen bereits abgeschafft sind, was ohne Zweifel auch bei uns nicht ausbleiben kann.

Freie Banken haben in der regelmäßigen Nachfrage nach baarem Gelde und dem Angebote von Depositen einen natürlichen Maßstab für die Ausdehnung ihrer Geschäfte. Bei ihnen wird ein Andrang nie so plötzlich kommen, als bei einer Staats-Bank, weil der Privat-Credit keiner so plötzlichen Veränderung unterworfen ist, wie der öffentliche, der Banker also Zeit hat, seine Geschäfte nach den Zeitumständen einzurichten. Das Mißtrauen, welches bei einer Krisis eintritt, trifft den Privatmann nie so arg, wie den Staat, den man zur Erfüllung seiner Pflichten nicht zwingen kann. Den Privat-Banker kann man auf gerichtlichem Wege belangen, und selbst im schlimmsten Falle wird so viel Vermögen desselben übrig bleiben, um wenigstens einigen Ersatz zu gewähren; allein beim Staate tritt sogleich die Besorgniß ein, das Ganze zu verlieren. Es kommen bei Privat-Banken allerdings Bankbrüche eben so vor, wie bei den privilegirten, — allein doch nicht so häufig, wenn man die große Zahl der Privat-Banken und die bedeutenden Capitalien, welche sie umtreiben, berücksichtigt. In Deutschland ist namentlich in Anschlag zu bringen, daß sich in jeder Stadt Privat-Banker befinden, welche die Stelle von Banken vertreten. In Wien z. B. verhält sich die Zahl der Banken zu derjenigen der Privat-Banker wie 1 : 20, in Berlin wie 1 : 12.

Die jetzigen Privat-Banken können indessen als Erfahrung für die Bank-Freiheit keineswegs gelten, da sie keine freien Banken sind. Sie dürfen keine Banknoten ausgeben, keine Wechsel auf Sicht ausstellen, den gesetzlichen Zinsfuß nicht überschreiten. Sie können nur den theuren Credit benutzen, während die privilegirten Banken den wohlfeilsten durch die Noten-Ausgabe haben. Der Nachtheil der Wuchergesetze, den wir schon an anderer Stelle berührt haben, macht sich auch hier geltend. Da der Zins gesetzlich bestimmt ist, so muß man in Fällen, wo er nicht ausreicht, zu einer Umgehung des Gesetzes seine Zuflucht ergreifen, indem man unter dem Namen von Provision, Commissions-Gebühren u. s. w. die höheren Zinsen erhebt. Wegen der damit verbundenen Gefahr steht der Zins mit Provision natürlich weit höher, als wenn sich die Gesetze nicht darein mischten. Die Unannehmlichkeiten, welche in Folge der Privilegien, Wuchergesetze und der durch dieselben unter dem Volke verbreiteten Ansichten mit dem Leih-Geschäfte verbunden sind, wirken ganz auf dieselbe Weise und machen den Credit theurer, als er bei Bank-Freiheit und ohne Wuchergesetze wäre.

Selbst die americanischen Banken, auf die man sich so oft beruft, um die Nothwendigkeit der staatlichen Bevormundung darzuthun, waren keine freien und keine selbstständigen Banken. Jetzt, wo sie es größtentheils sind, haben sie mehr Credit, als alle europäischen Staats-Anstalten zusammen. Allein bis zum Jahre 1837 mischte sich immer der Staat in ihre Verwaltung. Sie durften Noten nur bis zu einem gewissen Betrage von bestimmter Größe ausgeben; sie mußten Staatspapiere zu deren Deckung hinterlegen, und der Staat beaufsichtigte alle ihre Geschäfte. Es war also mehr der Credit des Staates, auf welchen die Banken begründet waren, als ihr eigener, und auf diesen hin sündigten sie.

„Man pflegt (Hübner I. 35) Bank-Freiheit häufig als Bank-Anarchie darzustellen; man fragt, was daraus entstehen würde, wenn Jedermann Noten ausgeben dürfte. Man könnte eben so gut fragen, was daraus entstehen würde, wenn Jedermann Wechsel ausgeben dürfte. Dies ist bekanntlich Niemandem verboten, und hängt lediglich davon ab, ob sich Jemand findet, der die Wechsel annimmt. Genau so würde es mit den Noten gehen. Wer sie nimmt, würde sich ansehen, wer sie ausgestellt hat; seine Kritik würde nicht durch Privilegien und Concessionen bestochen sein; er würde nicht im Vertrauen zu dem Urtheil der Regierung Hunderte oder Tausende in Noten aufbewahren und, wie einst in Paris und London, in Berlin und Wien, trotz dieses Urtheils sich schließlich um das Seinige betrogen finden; er würde den Aussteller als seinen Wechsel-Schuldner behandeln, und nicht als einen Patrioten, wie alle Banken behandelt sein wollen, welche bisher zu Grunde gingen, weil sie fremdes Geld den Regierungen borgten, ohne nur einen Augenblick daran zu denken, ob die Eigenthümer dieses Geldes im Falle oder geneigt seien, ihr Capital auf diese Weise anzulegen."

Hoffentlich kommt die Zeit noch, wo die Regierungen einsehen, daß Geschäfts-Unternehmungen in Privathänden besser gedeihen, als in den ihrigen, und daß es in ihrem eigenen Vortheile liegt, sich derselben so viel wie möglich zu entledigen. Wenn Eisenbahnen, Canäle, Domainen, Bergwerke, Banken verkauft würden, um wie viel einfacher würde die ganze Staatsmaschine werden, — welche Masse von Beamten würde entbehrlich, — wie gewaltig würde die Production unter den Händen geschickter Handelsleute zunehmen und wie sehr die Steuerkraft des Landes dadurch gestärkt werden!

Es ist schon schlimm, wenn sich die Regierungen in die Geschäfte der Banken mischen; allein noch schlimmer ist es, wenn die Banken Geschäfte mit den Regierungen machen. In der Geschichte ist uns keine einzige Bank

überliefert, die nicht zu Grunde ging, weil sie diesen Fehler machte. Die einzige, welche sich erhalten hat, ist die Bank von England; allein auch sie mußte ihre Zahlungen einstellen und ihren Noten Zwangscours geben lassen. Die Vortheile, welche die privilegirten Banken den Regierungen gewähren, machen diese wieder geneigt, sie auf alle Weise zu unterstützen, und so kommt es, daß solche gerade in Zeiten allgemeiner Finanz- und Handelsnoth die besten Geschäfte machen. Umlaufsmittel sind einmal nicht zu entbehren und gerade in solchen Zeiten um so nothwendiger, daher Alles sich an die Bank wenden muß. Es geht aber über die Gränzen der Speculation hinaus, wenn eine Bank gerade während der Zeit ihrer Insolvenz, wie z. B. die österreichische, 20 bis 30 Procent Dividende an die Actionäre austheilt und ihre Insolvenz über die Gebühr hin ausdehnt, indem sie ihren Noten von Staats wegen Zwangscours geben läßt.

---

23. Von den Steuern.

Nachdem mit der Einrichtung der menschlichen Gesellschaft die Arbeitstheilung entstanden war, mußte der Mensch bald zu der Ueberzeugung kommen, daß der Schutz, den er für Leben und Eigenthum, für sich und seine Familie, für alles, was ihm das Leben versüßt, nöthig hat, ihm sehr viel Zeit und Mühe kostet, und daß derselbe trotz aller Mühe sehr oft nicht ausreichend ist. Als daher eine moralische Person, der Staat, im Namen Aller diesen Schutz übernahm, da gab Jeder gern einen Theil seines Einkommens für den Dienst hin, welcher ihn in Stand setzte, ohne Furcht seiner Arbeit und seinem Genusse nachzugehen. Er sah bald, daß der Schutz des Staates nicht allein wirksamer, sondern auch billiger war. Er konnte von diesem Augenblicke an viel ungestörter produciren, und sein Einkommen vermehrte sich trotz der Vergütung, welche er für den Dienst des Staates zu leisten hatte. Die Gegenden Deutschlands, wo im Mittelalter das Faustrecht nicht aufkam oder sofort unterdrückt wurde, die Städte des Hansa-Bundes sammelten einen außerordentlichen Reichthum.

Ob und wo der Staat noch mehr zu thun habe, als Schutz zu leisten, soll an einer anderen Stelle erörtert werden; hier genügt es uns, zu wissen, daß schon aus dem Schutze desselben eine Vergütung des einzelnen Staatsangehörigen, daß die Steuer gerechtfertigt ist.

Wie diese Steuer verwandt wird, das geht uns hier nichts an; wir haben für jetzt nur zu untersuchen, wie sie am zweckmäßigsten erhoben wird.

Wir haben gesehen, daß der Werth aus der Dienstleistung entsteht. Die Dienstleistung kann geschehen durch gegenwärtige oder vergangene (angehäufte) Arbeit — d. h. durch Capital oder Menschenkraft. (Die Leistungen der Thiere gehören zu den Leistungen des Capitals; denn die Thiere sind in den Augen der Oekonomie nur Capital.)

Die Werthschaffung des Capitals und der Arbeit bildet das Einkommen. Vom Einkommen haben wir auch die Steuer zu nehmen.

Wir sind jetzt an einer der wichtigen Consequenzen des Princips angelangt, auf welches unser System aufgebaut ist.

Eine der ältesten und in fast allen Staaten gebräuchlichen Steuern war die Grundsteuer, die vom Boden-Eigenthümer von vornweg erhoben wurde, ohne die anderen Capitalisten gleichmäßig heranzuziehen. Sie wurde, wie wir gesehen haben, von allen Oekonomisten gerechtfertigt, aus dem Grunde, daß Kräfte der Natur dem Grundeigenthümer umsonst Werthe schafften, von denen er billiger Weise zum Besten der Gesellschaft etwas abtreten könne. Da aber die Voraussetzung falsch ist, da nur die Dienstleistung des Menschen Werth schafft, so ist die ausschließliche Grundsteuer eine ungerechte. Doch wir wollen dem Gange der Entwicklung nicht vorgreifen.

Genau genommen, sind es Dienstleistungen, mit welchen die Steuerpflichtigen die Dienste des Staates bezahlen. Mögen sie nun dafür selbst directe Dienste leisten oder Waaren, worunter das Geld zu rechnen ist, hergeben, — alle die Leistungen, welche in directen oder aufgehäuften Diensten an den Staat geschehen, sind Steuern; also sind unter die Steuern zu rechnen: Geldabgaben, Zehnten und Frohnden.

Wenn wir productive Anlagen, die von Seiten des Staates gemacht werden können — wie Bergwerke, Eisenbahnen —, ausnehmen, so kehrt von den bezahlten und aufgewandten Steuern nichts mehr zurück; sie werden, im engeren Sinne genommen, unproductiv consumirt, d. h. es geschieht dafür nur jene moralische Leistung des Staatsschutzes, der dem Steuerzahlenden die Production erleichtert. Diese Bemerkung würde ganz überflüssig sein, wenn nicht hier der Ort wäre, auf ein Vorurtheil des großen Haufens aufmerksam zu machen, daß nämlich die Staats-Consumtion in der Person der Beamten und des Heeres die durch die Steuern aufgebrachten Werthe doch im Lande verzehre, daß das Land eigentlich nichts verliere. Wir brauchen, um dieses Vorurtheil zu widerlegen, nur darauf aufmerksam zu machen, daß für das Geld, welches die Beamten und das Heer ausgeben, stets reelle Werthe von den Producenten gegeben werden müssen, welche eben so gut an andere Personen, als die vom Staate angestellten, verkauft werden könnten.

Die ökonomischen Kenntnisse sind noch weit entfernt, Gemeingut der Nation zu sein; wenn man aber sieht, wie ältere Oekonomisten sich noch alle Mühe geben mußten, um Dinge zu demonstriren, die heute Niemand mehr zu bezweifeln wagt, dann sehen wir, wie weit uns vorgearbeitet ist. Interessant ist aber, daß z. B. J. B. Say noch in dem zweiten Jahrzehend dieses Jahrhunderts folgende Erklärung machen zu müssen glaubte: „Wollte man daraus, daß die steuerbelasteten Länder, wie z. B. England, zugleich die reichsten sind, schließen, sie seien deßhalb reich, weil sie mehr Steuern entrichten: so würde man mächtig irren und die Wirkung für die Ursache ansehen. Man ist nicht darum reich, weil man zahlt, sondern man zahlt,

weil man reich ist. Es wäre ein drolliger Einfall, wenn Jemand durch große Ausgaben reich werden wollte, weil sein Nachbar, welcher reich ist, viel ausgibt *). Offenbar bestreitet dieser seine Ausgaben von seinem Reichthume; aber aus seinen Ausgaben geht sein Reichthum nicht hervor. — Die Unterscheidung der Ursache von der Wirkung ist leicht, wenn die erstere der letzteren vorangeht; bleibt aber die Ursache fortwährend in Thätigkeit, und entsteht dadurch eine Gleichzeitigkeit ihrer Existenz mit der von der Wirkung, so ist eine Verwechselung Beider möglich. Man sieht daraus, daß, wenn eine Steuer auch oft durch ihre Verwendung Gutes stiftet, sie doch in Hinsicht ihrer Erhebung stets ein Uebel sei. Dieses Uebel haben gute Regierungen durch ihre Wirthschaftlichkeit von jeher zu vermindern gesucht: sie erhoben von ihren Völkern nicht alles, was möglich ist, sondern bloß, was sie unumgänglich consumiren mußten. Wenn indessen strenge Wirthschaftlichkeit eine der seltensten Tugenden der Regierungen ist, so rührt dies daher, daß sie nothwendig von Leuten umringt sind, deren Interesse es erheischt, daß sie keine solche üben. Einige darunter wissen durch Scheingründe darzuthun, wie Prunk und Glanz dem Gemeinwesen Vortheil bringe und wie es dem Staate heilsam sei, großen Aufwand zu machen. Andere behaupten zwar nicht, daß die Verschwendung der öffentlichen Gelder eine Wohlthat sei (in Beziehung auf die großen Bauten in Paris wird es in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch jeden Tag behauptet), beweisen aber durch Ziffern, daß die Völker keineswegs belastet seien und noch weit schwerere Auflagen bezahlen könnten, als die, welche ihnen jetzt zugemuthet sind. Andere endlich bringen Finanz-Pläne zum Vorschein und geben Mittel an, wie man die Cassen der Fürsten anfüllen könne, ohne die Unterthanen zu belasten. Allein Niemand kann mit dem Schlag einer Wünschelruthe aus nichts etwas schaffen. *Der beste von allen Finanz-Plänen*

*) Merkwürdiger Weise ist während der Einzeichnung zur österreichischen National-Anleihe von 500 Millionen Gulden, einer der großartigsten Finanzmaßregeln, die wir kennen, von einer Seite unter vielen triftigen der seltsame Grund zu Gunsten derselben angeführt worden, „daß Frankreich und England durch ihre Staatsschulden die reichsten Länder geworden seien.“ Dies könnte nur der Fall sein, wenn z. B. England für die 5000 Millionen Thaler, welche es innerhalb 22 Jahren zur Bekämpfung Napoleon's aufgebracht, productive Unternehmungen gemacht, z. B. Eisenbahnen gebaut hätte, welche eine Rente abwarfen, vermittels welcher das Capital nach und nach amortisirt werden konnte. Wie die Sachen aber stehen, sind Frankreich und England nicht durch, sondern trotz ihrer Staatsschulden reich geworden.

ist, wenig auszugeben, und die beste von allen Steuern ist die kleinste."

Unter den Grundsätzen, welche die Steuererhebung reguliren sollen, stellt J. B. Say folgende Steuern als die besten oder, da sie stets ein Opfer sind, als die wenigst schlimmen hin:

1) die der Quote nach geringsten;

2) die, womit am wenigsten von solchen Lasten verbunden sind, welche die Unterthanen drücken, ohne der Staats-Casse zu nützen;

3) die, deren Gewicht gleichmäßig vertheilt ist;

4) die, welche der Reproduction am wenigsten schaden;

5) die, welche der Moralität, d. h. den für den Staat heilsamen Sitten, eher förderlich als hinderlich sind.

Dieselben Grundsätze gibt Adam Smith noch etwas deutlicher mit folgenden Worten:

„1) Die Unterthanen jedes Staates müssen zur Unterstützung der Regierung so genau als möglich nach dem Verhältnisse ihrer Fähigkeit, d. h. nach Verhältniß der Einkünfte, welche ein Jeder unter dem Schutze des Staates genießt, beitragen. In der Beobachtung oder Vernachlässigung dieser Grundregel besteht, was man die Gleichmäßigkeit oder Ungleichmäßigkeit der Besteuerung nennt.

„2) Die Steuer, welche jeder Einzelne zu entrichten hat, muß nicht willkürlich, sondern fest bestimmt sein. Die Zeit der Zahlung, die Art und Weise derselben und die Summe, welche entrichtet werden soll, alles dies muß dem Steuerpflichtigen selbst, so wie jeder anderen Person klar und deutlich sein. Wo dies nicht der Fall ist, da steht jeder Steuerpflichtige mehr oder weniger in der Gewalt der Steuer-Einnehmer, die, wenn sie ihm nicht wohl wollen, entweder ihn stärker belasten oder durch die Drohung einer solchen Belastung von ihm Geschenke oder sonstige Nebengefälle erpressen können. Die Unbestimmtheit der Besteuerung befördert die Bestechlichkeit und Unverschämtheit einer Classe von Menschen, die schon an sich, selbst da, wo sie sich von diesen Fehlern frei hält, unpopulär ist. Der Umstand, das Jeder genau weiß, was er zu bezahlen hat, ist im Steuerwesen so wichtig, daß, wie ich nach der Erfahrung aller Nationen glauben möchte, selbst ein sehr beträchtlicher Grad von Ungleichmäßigkeit lange nicht ein so großes Uebel ist, als ein sehr geringer Grad von Unbestimmtheit.

„3) Jede Steuer muß zu der Zeit und in der Weise erhoben werden, wann und wie es dem Steuerpflichtigen wahrscheinlich am leichtesten fällt, sie zu bezahlen. So würde eine von der Grund- und Hausrente erhobene Steuer, welche zu derselben Zeit fällig ist, wann die Grund- oder Hausrenten bezahlt zu werden pflegen, gerade zu der Zeit gefordert, die dem

Steuerpflichtigen am besten passen dürfte, oder wo er doch aller Wahrscheinlichkeit nach Geld in Händen haben wird, um die Auflage bezahlen zu können. Verbrauchssteuern von Luxuswaaren werden am Ende alle von dem Consumenten, und zwar meistens auf eine ihm ganz bequeme Weise bezahlt; er entrichtet sie im Kleinen, so oft er diese Waaren zu kaufen Veranlassung hat. Da es überdies in seiner freien Wahl steht, zu kaufen oder nicht, so ist es seine eigene Schuld, wenn ihm die Entrichtung solcher Steuern jemals sehr lästig werden sollte.

„4) Jede Steuer soll so eingerichtet sein, daß sie aus der Tasche der Steuerpflichtigen möglichst wenig über die Summe hinaus, welche sie dem Staatsschatze einbringt, nimmt und derselben dauernd entzieht. Es kann eine Steuer auf vielerlei Art dagegen verstoßen: Erstens kann die Erhebung eine große Anzahl von Beamten erfordern, deren Besoldung den größeren Theil des Ertrags der Steuern hinwegnimmt, und deren Sporteln die Unternehmer mit einer neuen Last beschweren. Zweitens kann durch die Steuer ein Theil der Arbeit und des Capitals des Gemeinwesens von einer productiveren Anwendung zu einer minder ergiebigen gelenkt werden. Drittens kann sie durch Confiscationen und andere Strafen, welchen diejenigen verfallen, die den mißlingenden Versuch machen, der Steuer zu entgehen, diese häufig zu Grunde richten, wodurch zugleich der Nutzen, den das Publicum aus der Anwendung ihres Capitals hatte, verloren geht. Eine unvernünftig angelegte Steuer bietet die größte Versuchung zum Schmuggeln. Viertens kann sie den Unterthanen durch häufiges Visitiren und verhaßte Nachsuchungen (die Weinsteuer in Frankreich) von Seiten der Steuer-Einnehmer viel Aerger, Mühe und Bedrückung verursachen."

Wenn eine Steuer zu hoch ist, so wird der Steuerpflichtige genöthigt, entweder sein Capital anzugreifen, was eine sofortige Verminderung der Production nach sich zieht und den Wohlstand des Landes schmälert, oder seine Consumtion einzuschränken. Aber auch dadurch wird indirect der Production ein Nachtheil zugefügt, weil die Nachfrage nach Gütern sich vermindert. Aus dieser Erfahrung ist in der Finanz-Verwaltung das Sprüchwort entstanden, daß „zwei Mal Zwei nicht Vier mache". Denn indem zu hohe Steuern die Production des Landes schwächen, vermindern sie für spätere Zeit auch die Steuerkraft, und die Regierung hat künftig weniger Hülfsquellen als vorher. Bleibt das Steuer-Quantum aber je nach den Vermögens- und Erwerbs-Verhältnissen des Landes unter einer gewissen Gränze, dann ist es nicht nöthig, daß dasselbe durch Ersparung in der Consumtion bezahlt werde, sondern es kann aufgebracht werden durch Vermehrung der Production.

Ein solches Beispiel sahen wir an England während der Napoleonischen Kriege. Man nimmt an, daß die englische Regierung während dieser zweiundzwanzig Jahre an Steuern und Staats-Anleihen gegen fünfzig Milliarden Francs verbraucht hat. Die Staats-Anleihen allein betrugen, wie wir an einem anderen Orte gesehen haben, fünftausend Millionen Thaler. Trotz dieser ganz unerhörten Anspannung der Nationalmittel ist es eine Thatsache, daß die Industrie Englands in Ackerbau, Gewerben und Handel bis dahin niemals größeren Aufschwung genommen hatte. Es ist Gewißheit, daß das National-Capital fortwährend noch im Wachsen begriffen war. Wir entnehmen also daraus, daß alle jene Lasten durch Vermehrung der Production gedeckt worden sind.

Wie sehr hingegen eine übertriebene Steuer den Verbrauch zu stören vermag, das sehen wir am auffallendsten bei den Zöllen. Der hohe Weinzoll verbietet dem größeren Theile der Engländer den Genuß des Weines, den sie sehr billig aus Frankreich erhalten könnten; und die Staats-Casse hat nicht einmal einen Vortheil davon. Die Herabsetzung der Thee-Steuer in England hat vielmehr den Ertrag derselben erhöht, indem sie den Consum ins Unglaubliche vermehrte. Die hohe Salz-Steuer in Brasilien nöthigt die Landwirthe, das Vieh nur um der Haut willen zu schlachten, die nach Europa exportirt wird, und das Fleisch verfaulen zu lassen. Würde das Salz um einen billigen Preis zu haben sein, so würde man das Fleisch einsalzen und nach Europa versenden, wodurch sowohl den Brasilianern ein Gewinn wie den Europäern eine kräftige Nahrung billig zu Theil würde.

Zuweilen kommt eine übermäßige Steuer nicht einmal der Staats-Casse zu Gut, sondern die Erhebungsart ist so kostspielig, daß der größere Theil des von den Steuerpflichtigen erhobenen Betrages in den Händen der Steuer-Beamten hangen bleibt.

Sully berechnete, daß im Jahre 1598 von 150 Millionen Livres, welche die Unterthanen zahlten, nur 30 Millionen in die Staats-Casse flossen. Unter Necker beliefen sich die Erhebungskosten von 557,500,000 Livres nur auf 58 Millionen. In England ist die Steuererhebung noch weit billiger, weil die Beamten ein anderes Geschäft nebenbei betreiben.

Die geringeren Erhebungskosten sind einer der Hauptvorzüge der directen Steuern vor den indirecten.

Die Erhebungsart trägt nicht wenig dazu bei, den Druck der Steuern zu vermehren oder zu vermindern. Eine zu rasche Execution z. B. schadet der Steuerkraft sehr; denn wie Say sehr richtig bemerkt, ist die Execution nichts Anderes, als wenn man sagt: „Es fehlen dir die Mittel, fünf Thaler zu zahlen; folglich mußt du sechs Thaler entrichten.“ Aus demselben

und vielen anderen Gründen sind die Frohnden eine sehr unzweckmäßige Steuer, weil sie dem Dienstleistenden viel kosten, ohne dem Dienstempfänger viel einzutragen.

Turgot ließ einst von den französischen Ingenieuren einen Ueberschlag machen, welche Kosten die Unterhaltung und Anlegung der Landstraßen für ein gewöhnliches Jahr ausmachen würde. Er empfahl ihnen zugleich, ihre Ansätze so hoch zu stellen, als der Kostenbetrag nur jemals steigen könne. Sie schlugen ihn für ganz Frankreich auf 10 Millionen Livres an. Turgot schätzte den Verlust, welchen die Wege-Frohnden dem Volke verursachten, auf 40 Millionen.

Die Frage von der gerechten Vertheilung der Steuern hat schon viele Streitigkeiten hervorgerufen. Die Einen behaupten, daß der Staat sich nur vorzugsweise mit dem Schutze der Person, mit welcher das Eigenthum verknüpft ist, zu befassen habe, daß dem Staate gegenüber Alle gleich seien; und sie verlangen aus diesem Grunde — als Normal-Abgabe — eine gleichmäßige Personal- oder Kopfsteuer.

Die Anderen sind der Meinung, daß derjenige, dessen Eigenthum größeren Schutz erfordere, dem die gemeinnützigen Anstalten des Staates, dem Eisenbahnen, Posten, Canäle, Straßen, Rechtspflege, Polizei und wie sie alle heißen mögen, wegen seiner größeren, ausgedehnteren Industrie mehr Nutzen bringen, auch einen verhältnißmäßig größeren Antheil an den Staatslasten tragen müsse. Sie verlangen daher die progressive Einkommensteuer. Sie glauben dadurch nicht allein den Armen gerecht zu werden, sondern auch die grellen Vermögens-Verschiedenheiten auszugleichen, welche, wie auch wir anerkennen, ein Uebel sind.

Wir können weder dem einen noch dem andern Vorschlage beipflichten. Die progressive Einkommensteuer würde gleich einer Strafe denjenigen treffen, der Capital aufsammeln will. Die Capital-Ansammlung würde somit gehindert und dadurch die vorzüglichste Grundlage der Volks-Prosperität lahm gelegt werden. Eine ausschließliche Kopfsteuer aber ist nur da gerecht, wo die Gütergemeinschaft herrscht, oder wo die Vermögensverhältnisse der Bürger so gleich sind und die Steuer zugleich so gering ist, daß sie, wenn auch principiel unbillig, in der Ausübung erträglich wird. Das Letztere ist in den Vereinigten Staaten von Nordamerica der Fall. Die Unions-Regierung bezieht außer den Zoll-Einkünften und dem Ertrage der nach und nach verkauften Ländereien nur eine Kopfsteuer von Einem Dollar, welche bei den Erwerbsverhältnissen Nordamerica's allerdings nicht drückend sein mag. Als Hauptsteuer eines civilisirten Landes, dessen Regierung allein auf die Steuerkraft des Volkes angewiesen ist, bleibt sie unhaltbar, weil

wegen der großen Vermögens-Ungleichheit der Menschen die ärmeren arbeitenden Classen auf die schreiendste Art bedrückt würden, während die reicheren diese Steuer kaum spürten.

Die Vernunft und die Billigkeit verlangen, daß die Steuern je nach den Kräften der Zahlenden bemessen werden; daß sie mehr von demjenigen Theile des Einkommens erhoben werden, welcher zur Consumtion von Ueberflüssigkeit verwandt wird, als von dem, der zur Anschaffung des Nothwendigsten dient.

Die Frage wäre mit diesem Einen Satze gelös't, wenn es nicht so schwierig wäre, das Ueberflüssige von dem Nothwendigen zu unterscheiden. Wir haben schon an einer anderen Stelle bemerkt, daß die Bedürfnisse — wie die Wärmeleiter — kein bestimmtes Niveau haben. Was für den Einen nur überflüssiger Genuß, ist für den Andern schon etwas Nothwendiges. Je nach Zeit und Ort, nach Alter und Stand der Personen schwankt die Summe der Bedürfnisse auf und ab, so daß sich ein absolutes Gesetz nicht aufstellen läßt.

Abwärts gibt es indessen eine Gränze, unterhalb welcher das Leben aufhört. Unter der Summe, welche eine gewöhnliche Tagelöhner-Familie jährlich braucht, kann das Jahres-Einkommen, welches der Fond ist, von dem die Steuer erhoben wird, nicht herabsinken, ohne die Existenz der Individuen selbst in Frage zu stellen. Nimmt man diese Summe, wenn man will, zu etwa 200 Fl. an, und steigt man von da aufwärts, so geräth man auf ein schlüpfriges Feld, von welchem eben Viele auf das Thema der progressiven Einkommensteuer abgleiten. Vergegenwärtigen wir uns nämlich den schon erwähnten Fall: eine Familie hat 300 Fl. jährliches Einkommen; eine andere hingegen 300,000 Fl. Wenn nun von allem Einkommen gleichmäßig 1 pCt. erhoben wird, so zahlt die erstere 3 Fl., die letztere 3000. Nun ist es aber klar, daß bei 300,000 Fl. Einnahme 3000 viel leichter entbehrt werden können, als bei 300 Fl. Einnahme 3 Fl. Mit 297,000 Fl. kann jene Familie noch völlig so anständig leben, wie mit der vollen Summe, sie braucht sich keinen der feinsten Genüsse zu versagen; während die 3 Fl. der andern Familie auf mehrere Sonntage Fleisch verschafft hätten, das sie wahrscheinlich entbehren muß. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß die erstere Familie lange nicht 297,000 Fl. braucht, sondern höchstens 30,000 Fl. im Jahre verzehrt. Nun hat es den Anschein völliger Billigkeit, wenn man dieses Einkommen, um ärmere Steuerpflichtige zu erleichtern, mit einer progressiven Steuer belegte und sie etwa 100,000 Fl. zahlen ließe. Allein die Folgen kämen bald zu Tage. Diese Familie würde, so bald als möglich, sammt ihrem Vermögen das Land verlassen. Vermöchte sie dies nicht, und könnte sie ihr Vermögen nicht verheim-

lichen, so würde sie die Production so nachlässig betreiben als möglich und kein Capital mehr sparen, weil der Ueberschuß doch nur dem Staate zu Gute käme. Dadurch würde aber der Fond, welcher die Industrie des Landes speis't, endlich ganz erschöpft werden, das Volk würde immer weniger Arbeit erhalten; die Concurrenz würde wegen steigenden Angebots von Arbeit und sinkenden Vorraths von Capital den Arbeitslohn vermindern, bis jene Familie statt 300 Fl. vielleicht nur noch 200 Fl. zu verdienen hätte; die Bevölkerung sänke ins tiefste Elend und das Land schließlich an den Bettelstab. So innig hängt eben die Wirkung der Capital-Ansammlung mit dem Arbeitslohne zusammen. Gerade jene Arbeiter-Familie mit jährlichen 300 Fl. verlöre am meisten bei einer progressiven Einkommensteuer; sie würde gewiß vorziehen, die 3 Fl. zu zahlen, so hart diese Steuer auch erscheinen mag. Wir haben das Beispiel etwas grell hingestellt; allein in größerem oder geringerem Grade würde diese Wirkung eintreten, je nachdem die progressive Einkommensteuer bescheidener oder umfassender wäre. Wir müssen daher J. St. Mill vollkommen beistimmen, wenn er sagt: „Die Befreiung zu Gunsten des geringeren Einkommens sollte nicht weiter ausgedehnt werden, als zum Unterhalt des Lebens und der Gesundheit, so wie zur Befreiung von leiblichem Ungemach eben nöthig ist.“ Als dieses Minimum nimmt er 1200 Fl. an; eine für die englischen Erwerbs-Verhältnisse vielleicht passende, für uns schon zu hohe Summe. Unserer Ansicht nach ist die Einkommen-(Classen-)Steuer in Preußen nach den billigsten Grundsätzen vertheilt, weil sie nicht allein die Einnahme, sondern auch die Ausgabe, die Lebensweise, den Stand und die Zahl der Familie in Anschlag bringt. Doch wir kommen auf diesen Gegenstand weiter unten zurück.

Wie es billig ist, einen gewissen Grad des Einkommens vom Arbeitslohn unbesteuert zu lassen, so müßte auch — wir wiederholen es hier — ein bestimmtes Minimum des vom Capital gewonnenen Einkommens von der Steuer befreit sein. Denn für solche, die sich nicht durch Arbeit ernähren können, wie Kranke, Witwen, Waisen, und bloß von einem kleinen Vermögen leben, das ihnen ein dürftiges Auskommen gibt, wäre es sehr hart, dieses durch die Steuer noch mehr geschmälert zu sehen.

Eben so sind, unseres Erachtens, Pensionen und Leibrenten dem Einkommen aus dem Capital nicht ganz gleich zu setzen. Denn nehmen wir den Fall, daß Kinder vorhanden sind, so muß derjenige, welcher eine Pension oder Leibrente bezieht, von dieser zurücklegen, um seinen Kindern einen Fond zur Begründung ihrer Existenz zu hinterlassen, während der Capitalist nichts zu sparen braucht, weil sein Vermögen diesen Fond bereits bildet.

Wir haben gesehen, daß die progressive Einkommensteuer schädlich wäre, weil sie die Ansammlung des Capitals hindern, letzteres gar aus dem Lande verscheuchen und dadurch das für die Arbeit nöthige Werkzeug der armen Bevölkerung rauben würde. Aus demselben Grunde ist jede Steuer verwerflich, welche das Capital trifft.

Die Accise, welche beim Eigenthums-Uebergang der Güter von einer Hand in die andere zu entrichten ist, und die in den meisten civilisirten Ländern einen sehr hohen Betrag, 1 bis 3, ja, 5 pCt. erreicht, trifft lediglich das Capital. Denn fast ohne Ausnahme muß der Verkäufer diese Abgabe tragen, weil er verkaufen muß, oder gern verkaufen möchte, während der Käufer selten in der Nothwendigkeit sich befindet, zu kaufen. Wenn also von einem Gute, das 20,000 Fl. werth ist, eine Accise von 5 pCt. genommen wird, so wird der Käufer, wenn gesetzlich er die Abgabe bei der Ausfertigung des Kaufbriefes zu entrichten hat, nur 19,500 Fl. für das Gut geben. Die Fälle, wo der Käufer so mit dem Kauf zu drängen veranlaßt ist, daß er die Abgabe übernimmt, sind äußerst selten; aber auch dann trifft sie das Capital; denn er muß das Besitzthum um so höher anschlagen, und das Einkommen davon wird verhältnißmäßig um so geringer sein.

Je höher diese Abgabe ist, um so weniger wird Jemand ohne sehr dringende Beweggründe ein Gut verkaufen oder kaufen. Durch solche Erschwerung im Eigenthumswechsel wird aber verhindert, daß der Grund und Boden je immer in die industriellsten Hände kommt, d. h. in diejenigen Hände, welche ihn am wirthschaftlichsten ausbeuten, durch rationelle Landwirthschaft und technische Verbesserung den größtmöglichen Ertrag davon erzielen. Der materielle Fortschritt des Landes wird also durch eine solche Steuer wesentlich gehemmt, die Capital-Ansammlung wegen minderer Production erschwert und schließlich die Steuerkraft des Landes selbst verringert.

Eben so verhält es sich mit der Erbschaftssteuer. Sie wird vom Capital genommen, weil der Erbe nicht Zeit hat, das Eingehen des Einkommens abzuwarten, um sie zu bezahlen. Wenn Jemand 100,000 Thaler erbt und davon 5 oder 8 pCt. an den Staat abgeben muß, so erhält er zwar immer noch 95- oder 92,000 Thaler, und dies sollte beim ersten Anblick für einen lachenden Erben noch genug sein. In der That, wenn es sich bloß um den Erben handelte, so könnte man namentlich bei entfernten Seitenverwandtschaften noch radicaler mit der Hinterlassenschaft umspringen und nach progressiver Besteuerung 10, 20, 40, 50 pCt. wegnehmen. Allein das Capital liegt in der Regel nicht unbenutzt im Kasten, es ist in industriellen Geschäften angelegt, und wenn von einer Erbschaft 5 pCt. von

Staats wegen genommen werden, so werden der Industrie 5000 Thaler Betriebs-Capital entzogen, und die Production des Landes wird um den entsprechenden Theil geringer.

Das hat ein sehr wohlwollender Menschenfreund, Hilgard der Aeltere, nicht bedacht, als er in einer Schrift: „Zwölf Paragraphen über Pauperismus und die Mittel, ihm zu steuern," die progressive Erbschaftssteuer, d. h. eine Aenderung der Intestat-Erbfolge, als ein Radical-Mittel zur Abschaffung der Noth des Volkes vorschlug, damit ein „Erb-Fond" gegründet werde, durch welchen Unbemittelte ausgestattet werden sollen.

Nach des Verfassers Antrag sollten dem allgemeinen Erb-Fond für Unbemittelte künftig anheimfallen:

a) Alle Intestat-Erbschaften, ihrem ganzen Betrage nach, wenn der Verstorbene weder Descendenten, noch Ascendenten, noch Seitenverwandte bis zum vierten Grade einschließlich hinterläßt.

b) Von jeder Intestat-Erbschaft, welche nach den bestehenden Gesetzen einem oder mehreren Seitenverwandten des vierten Grades zufällt, die Hälfte.

c) Von jeder Intestat-Erbschaft, welche einem oder mehreren Oheimen oder Tanten zufällt, ein Drittheil.

d) Von jeder Intestat-Erbschaft, welche einem oder mehreren Neffen oder Nichten, oder deren Descendenz, zufällt, ein Viertheil.

e) Bei Intestat-Erbschaften, welche einem oder mehreren Brüdern oder Schwestern, vollbürtigen oder halbbürtigen, zufallen:

von den ersten 5000 des Nachlasses nichts,
von jedem weiteren Betrage bis zu 10,000 10 pCt.
von jedem Betrage über 10,000 bis zu 20,000 11 „
„ „ 20,000 bis zu 30,000 12 „
„ „ 30,000 bis zu 40,000 13 „
„ „ 40,000 bis zu 50,000 14 „
„ „ 50,000 bis zu 60,000 15 „ u. s. w.

f) Bei Intestat-Erbschaften, welche einem oder mehreren überlebenden Ascendenten zufallen, sollen dieselben Bestimmungen gelten, wie bei Brüdern und Schwestern.

g) Bei Intestat-Erbschaften, welche einem oder mehreren Descendenten des Verstorbenen zufallen, sollen folgende Antheile dem allgemeinen Erb-Fond für Unbemittelte gehören:

von den ersten 10,000 des Nachlasses nichts,
von jedem weiteren Betrage bis zu 20,000, 4 pCt.,

von jedem Betrage über 20,000 bis zu 30,000 5 pCt.,
" " 30,000 bis zu 40,000 6 "
" " 40,000 bis zu 50,000 7 "
" " 50,000 bis zu 60,000 8 " u. s. w.

Um der Umgehung eines solchen Gesetzes durch Testaments-Errichtung vorzubeugen, verlangt der Verfasser für den Erb-Fond die Ausschließung eines Pflichttheils, über welchen der Erblasser nicht zu gebieten hätte, u. s. w.

Auf den ersten Anblick hat dieser Vorschlag etwas Verlockendes. Der Gedanke, daß lachende Erben des sechsten, siebenten oder zehnten Grades, welche eigentlich in gar keinem intimen Familien-Verhältnisse mit dem Erblasser stehen, die gar keinen Beitrag zur Erwerbung des Vermögens desselben geliefert haben, was doch bei Descendenten häufig der Fall ist, — von dem Erbrecht ausgeschlossen werden sollen, scheint an sich keine besondere Ungerechtigkeit zu enthalten. Ist es ja eine bloße Laune des Glückes, eine Gunst des Zufalls, welche nicht durch die mindeste Arbeit oder Mühe erkauft zu werden braucht, und welche eine besondere Bevorzugung des Gesetzes nicht verdient. Durch die progressive Erbschaftssteuer würde Niemand in seinem Eigenthum gekränkt, für Manchen sogar einer für seine Arbeitskraft schädlichen Veränderung vorgebeugt.

So stellt sich die Sache auf den ersten Anschein dar. Betrachtet man sie aber näher, so findet man, daß das Hinterlassenschafts-Vermögen nicht unbenutzt da liegt, wo es sofort genommen werden könnte, sondern daß es in der Landes-Industrie angelegt ist und Tausende von Arbeitern in Beschäftigung setzt. Wird nun dieses Capital aus der Industrie zurückgezogen, so ist um diese Summe für die Arbeiter weniger Beschäftigung vorhanden; eine Anzahl hat gar keine Arbeit, oder Viele haben weniger Verdienst, so lange, bis das Capital wieder durch die neuen Eigenthümer angelegt wird. Setzen wir nun den günstigsten Fall; nehmen wir an, daß das durch die Steuer eingezogene Capital in dem „Erbschafts-Fond für Unbemittelte" nicht lange liegen bleibt, daß es bald an diese „Unbemittelten" vertheilt wird, und daß diese es eben so productiv anlegen oder zu verwenden wissen, als es vor Erhebung der Erbschaftssteuer angelegt war: — so ist doch der Gewinn verloren, welcher in der Zwischen-Periode von dem Einziehen der Steuer bis zur neuen Anlage hätte gemacht werden können. In diesem günstigsten Falle ist also schon Verlust für die National-Production entstanden. Dieser günstigste Fall wird aber sehr selten eintreten. Es ist vielmehr anzunehmen, daß das Capital so, wie es angelegt ist, bevor es durch die Steuer erhoben wird, am productivsten benutzt wird, daß es jedenfalls gewinnbringender angelegt ist, als später, wo die unterstützten „Unbemittelten" sich erst ein neues Geschäft damit zu gründen suchen,

wobei stets Lehrgeld bezahlt werden muß. Es ist anzunehmen, daß das Capital in seiner neuen Verwendung, abgesehen von dem Verluste der Zwischen-Periode, eine geraume Zeit braucht, bis es den Gewinn wieder bringt, den es bei der ersten Anlage brachte. Die National-Production erleidet also positiv und durch die Außerbrodsetzung vieler Arbeiter negativ einen empfindlichen Verlust. Den nachtheiligsten Gesichtspunkt haben wir aber noch gar nicht betrachtet. Es ist sehr fraglich, ob die unterstützten Armen das so leicht gewonnene Capital so gut anlegen werden. Nach dem Sprüchworte: „Wie gewonnen, so zerronnen", ist es vielmehr nicht so unwahrscheinlich, daß sie nicht so viel Sorgfalt darauf verwenden, als ein Eigenthümer, der es kraft der Arbeit oder kraft Erbrechts erworben hat. Außerdem aber würde für die Erblasser selbst ein großer Trieb zum Capitalsparen wegfallen, mag die Steuer nun zur Unterstützung von „Unbemittelten" verwandt werden oder in die Staats-Casse fließen.

Das einzige Mittel, um die bemerkten Uebelstände zu vermeiden, wäre, wenn der Staat sich anheischig machte, das Capital der ihm heimfallenden Erbschaften stehen zu lassen, oder auf eine nachweisbar eben so productive Art (z. B. zum Bau von Eisenbahnen) zu verwenden. Unter einer solchen Vorbedingung ließe sich über die Zweckmäßigkeit der Steuer streiten. Auch dann aber könnten nur ganz entfernte Grade von der Erbschaft ausgeschlossen werden, damit der Trieb zur Ansammlung von Capital nicht unterdrückt werde; denn das Erbrecht ist nächst der eigenen Benutzung eine der besten Stützen des Eigenthums, dieses Fundamentalsteins der Civilisation.

Der erwähnte Vorschlag, die durch eine solche Erbschaftssteuer gewonnenen Capitalien zur Unterstützung von Unbemittelten zu verwenden, an sich selbst, läuft auf das englische Armen-Gesetz hinaus, von dem Malthus (siehe das Gesetz der Bevölkerung) schon bewiesen, daß es das Elend der Armen noch vergrößert hat. Eine solche Unterstützung würde die Thatkraft der Unbemittelten, sich selbst zu helfen, vermindern; die Erleichterung der Lebensunterhaltung würde sie reizen, sehr frühzeitige, leichtsinnige Ehen abzuschließen, und nach einiger Zeit würde die Zahl der Armen so angewachsen sein, daß der reichste Ertrag der Erbschaftssteuer nicht mehr für sie hinreichen würde; wenn auch die Production des Landes nicht nebenbei mit zurückgegangen wäre, wie es bestimmt vorauszusehen ist.

Ganz dasselbe müssen wir sagen zu dem Vorschlage, welchen im April 1852 eine erlauchte Feder in der Frankfurter Postzeitung gemacht hat. Unter anderen Mitteln der Gesetzgebung, welche der Noth der unteren Classen abhelfen sollen, glaubt der vornehme Verfasser der genannten Artikel eines in einer wohlgeregelten und wohlgeleiteten Auswanderung gefunden

zu haben. Um die Mittel dazu herbeizuschaffen, schlägt er eine freiwillige Vermögenssteuer vor.

„Würden nur alle diejenigen," sagt der wohlmeinende Mann, „die im Besitze irdischer Güter sich befinden, die Reichsten und Höchstgestellten natürlich nicht ausgeschlossen, sich entschließen, freiwillig und mit fröhlichem Herzen einen Theil der ihnen von Gott vertrauten Güter — die Reicheren etwa ein Zehntel, die Minderreichen, nur Wohlhabenden, vielleicht ein Zwanzigstel derselben — ihren darbenden Brüdern zum Besten auf den Altar der Nächstenliebe niederzulegen: —, so würde für alle Auswanderer gesorgt sein. Werkzeuge und Reisekosten könnten angeschafft und bestritten und der Grund und Boden in der neuen Heimat als festes Eigenthum für sie erkauft werden. Hier vermag der Einzelne natürlich nichts. Aber in der Gesammtheit, in dem Zusammenwirken aller einzelnen Kräfte, liegt die Möglichkeit zur Durchführung eines so großen Zweckes. Und sind die Opfer, von denen wir hier sprechen, in der That so außerordentlich groß? Sollte z. B. der, welcher 500,000 Fl. in seinem Besitze hat, nicht sehr leicht auch noch mit 450,000 Fl., der, welcher 100,000 Fl. sein eigen nennt, nicht auch noch mit 90,000 Fl. u. s. w. anständig und ehrlich, ja, selbst angenehm und gemächlich fortzuleben im Stande sein?" u. s. w.

Der Verfasser mußte noch wenig über die Factoren der Güter-Erzeugung, über Capital und Arbeit, nachgedacht haben, als er diesen Vorschlag machte.

Wenn die verlangten Summen müßig da lägen, dann ließe der Antrag sich etwa in Erwägung ziehen; allein mit diesen Capitalien wird die Industrie des Landes gespeis't. Wenn man sie zurückzieht, verliert eine entsprechende Anzahl von Arbeitern die Beschäftigung; ja, es verlieren nothwendig mehr Arbeiter die Beschäftigung, als Arme mit der gewonnenen Summe übersiedelt werden können. Außerdem werden wahrscheinlich die fleißigen, geschickten Arbeiter außer Brod gesetzt, um vielleicht ungeschickten und trägen eine Existenz in America zu gründen, wobei man noch der Gefahr ausgesetzt ist, daß das neue Unternehmen gar nicht gelingt. Ein solcher Plan ist also von falschen Voraussetzungen und Anschauungen ausgegangen und daher völlig unhaltbar.

Die progressive Erbschaftssteuer ist nirgends eingeführt; die einfache hingegen existirt in vielen Staaten. Wir können aber auch sie so lange nicht für zweckmäßig halten, als die Regierung dieselbe vom Capital zu erheben gezwungen ist. John St. Mill stimmt mit dieser Ansicht nicht ganz überein und macht zu ihrer Bekämpfung einige Bemerkungen, die jedenfalls erheblich genug sind, um eine Anführung zu verdienen.

„Daß die Besteuerung", sagt er, „ganz auf das Einkommen und gar nicht auf das Capital falle, liegt nicht in der Macht irgend eines Systems fiscalischer Anordnungen. Es gibt keine Steuer, die nicht zum Theil bezahlt wird aus dem, was sonst gespart worden wäre; keine Steuer, deren Betrag, wenn sie erlassen würde, ganz zu vermehrten Ausgaben und nicht wenigstens zum Theil zur Vermehrung des Capitals benutzt werden würde.

„Alle Steuern daher werden in einem gewissen Sinne zum Theil dem Capital entzogen, und in einem armen Lande ist es unmöglich, Steuern anzulegen, welche nicht die Vermehrung des National-Vermögens hindern. Aber in einem Lande, wo Ueberfluß an Capital und ein starker Hang zum Ansammeln vorhanden ist, wird diese Wirkung der Besteuerung kaum fühlbar sein. Wenn das Capital den Punkt erreicht hat, wo nur die ununterbrochenen neuen Verbesserungen bei der Production den alsbaldigen Stillstand seiner weiteren Vermehrung hindern, und wo es selbst diese Verbesserungen überflügelt, so daß sich Capitalgewinn nur noch durch Uebersiedlung von Capital und durch solche periodische Verheerungen (!), wie die Handels-Krisen sind, über dem Minimum (des Gewinnes) erhält, da entziehen die Steuern nur das vom National-Capital, was sonst durch Uebersiedlung oder durch commercielle Krisen verloren worden wäre, und bewirken daher nur, was diese gethan haben würden, daß nämlich für weitere Ersparung Raum gewonnen wird. — Deßwegen kann ich dem Einwande gegen Erbschafts- und Vermächtniß-Steuern, daß sie Steuern vom Capital seien, im reichen Lande keine Bedeutung beilegen."

Darauf ist zu erwidern, daß der Umstand, ob ein Land reich oder arm ist, mit der Thatsache, daß die Erbschaftssteuer das Capital angreift, nichts zu thun hat. Durch einen solchen Nebenumstand wird das üble Princip nicht aufgehoben. Der Sturm ist gefährlich, ob er auch den starken Baum schont und nur den schwachen in Stücke reißt. Mill wirft das für die Zukunft anzusammelnde Capital mit dem schon angelegten in Eine Kategorie; das ist nicht richtig. Auf das Capital, welches erst noch angehäuft werden soll, um dann erst productive Verwendung zu suchen, ist ein industrielles Unternehmen noch nicht gegründet oder erweitert, Arbeiter sind noch nicht darauf angewiesen. Das Capital des Erbschafts-Vermögens hingegen steckt wirklich in industriellen Unternehmungen; und wenn der Staat einen Theil dieses Capitals an sich zieht, so müssen diese um so viel eingeschränkt oder gar aufgegeben werden, und eine gewisse Anzahl von Arbeitern verliert die Beschäftigung. Wenn auch der Industrie-Unternehmer das Capital von anderswo erhält, so ist doch letzteres wieder einem anderen Geschäfte entzogen; denn daß alle aus der Erbschafts-Steuer an den Staat fallenden Summen sofort durch bereits geschehene Auffparung neuen Capitals gedeckt

werden könnten, ist sehr prekär; und selbst im günstigsten Falle ist die Störung, welche in den Geschäften verursacht wird, von Nachtheil.

Die Gerichtssporteln, welche eine heilsame Strafe für muthwillige Proceßkrämer sind, können, wenn sie zu hoch sind, eine große Last für das Land werden, weil sie hindern, daß das Volk zu seinem Rechte kommt. Gerade für die Armen ist es von der höchsten Wichtigkeit, eine prompte und billige Justiz zu haben. Wo die Justizkosten aber alles Maß übersteigen, wie in England, da muß der Arme sich der Willkür des Reichen schutzlos unterwerfen. Dieser Uebelstand ist eine große Schattenseite Englands. Die sicherste Bürgschaft für eine bessere Zukunft in Deutschland ist die Justiz, seitdem sie, wie in Preußen und jetzt in fast allen deutschen Staaten, reformirt und vereinfacht worden ist. Durch ihre Unbestechlichkeit vor allen Rechtspflegen der Welt sich auszeichnend, wird sie nicht wenig dazu beitragen, den dem deutschen Stamme innewohnenden Rechtssinn zu stählen und so der Nation zu ihrer organischen Neugestaltung einen inneren Kern zu verleihen, an dem sie sich sammeln und von ihm aus weiter bauen kann.

Confiscationen, welche vom Staate verhängt werden, treffen das Capital. Auch Geldstrafen können es treffen, wenn sie sehr hoch sind; und es bleibt jedenfalls fraglich, ob sie so viel Nutzen schaffen, als sie auf der anderen Seite der National-Industrie Schaden zufügen können.

Die Patentsteuer, d. h. diejenige Abgabe, welche ein Industrieller bezahlen muß, um die Erlaubniß zur Ausübung seines Gewerbes zu erhalten, wird vom Capital entrichtet.

Wenn die das Capital treffende Steuer nicht zu hoch ist, so kann sie durch das Einkommen leicht wieder ersetzt werden, — wie auf der anderen Seite auch eine Einkommensteuer, wenn sie zu hoch ist, das Capital angreift.

„Steuern", sagt David Ricardo, „sind nicht nothwendig Capitalsteuern, weil sie auf das Capital umgelegt sind, — noch Einkommensteuern, weil sie auf das Einkommen umgelegt sind. Wenn ich von meinem Einkommen von 1000 Thalern jährlich eine Steuer von 100 Thalern bezahlen muß, so ist sie wirklich eine Steuer von meinem Einkommen, wofern ich mich mit der Ausgabe von 900 Thalern begnüge; aber sie wird eine Capitalsteuer sein, wenn ich fortfahre, 1000 Thaler auszugeben.

„Das Capital, von welchem mein Einkommen herrührt, kann einen Werth von 10,000 Thalern haben; eine Steuer von 1 Procent von einem solchen Capital würde 100 Thaler betragen; — aber mein Capital würde unangegriffen bleiben, wenn ich mich, nach Zahlung dieser Steuer, gleichfalls mit einer Ausgabe von 900 Thalern begnügte.

„Das Streben, welches Jedermann hat, im Leben seinen Rang zu behaupten und seinen Wohlstand auf der Höhe zu erhalten, die er einmal erreicht hat, verursacht, daß die meisten Steuern, mögen sie auf Capital oder Einkommen umgelegt sein, vom Einkommen bezahlt werden, und deßhalb muß mit der Zunahme der Besteuerung oder mit der Vermehrung der Staats-Ausgaben das jährliche Volks-Einkommen abnehmen, — das Volk müßte denn in Stand gesetzt sein, seine Capitalien und sein Einkommen verhältnißmäßig zu erhöhen. Es sollte die Sorge der Regierungen sein, die Neigung des Volkes hierfür zu ermuthigen und niemals solche Steuern aufzulegen, welche unausweichlich auf das Capital fallen; denn so lange sie dieses letztere thun, schmälern sie die Mittel zur Erhaltung der Arbeit und vermindern hierdurch die künftige Production des Landes.

„In England hat man diese Sorge vernachlässigt in der Abgabe von den gerichtlichen Bestätigungen der Testamente, in der Vermächtnißsteuer und in allen Taxen von der Uebertragung des Eigenthums von Todten auf Lebende. Wird ein Vermächtniß von 1000 Thalern einer Steuer von 100 Thalern unterworfen, so betrachtet der Vermächtnißnehmer seine Erbschaft nur wie 900 Thaler und fühlt keinen besonderen Beweggrund, an seinen Ausgaben 100 Thaler Steuer zu ersparen; hätte er aber wirklich 1000 Thaler erhalten und 100 Thaler als eine Steuer vom Einkommen, vom Weine, von Pferden oder von Bedienten zahlen müssen, so würde er wahrscheinlich seine Ausgaben vermindert oder doch nicht um diese Summe vermehrt haben, — und das Capital des Landes würde ungeschmälert geblieben sein."

„Steuern vom Eigenthums-Uebertrage von Todten auf Lebende", sagt Adam Smith, „fallen am Ende unmittelbar auf die Personen, auf welche das Eigenthum übertragen wird. Steuern vom Verkaufe auf Grund und Boden fallen insgesammt auf den Verkäufer. Der Verkäufer befindet sich fast immer in der Nothwendigkeit, zu verkaufen, und muß daher einen Preis nehmen, wie er ihn bekommen kann. Der Käufer ist kaum irgend einmal genöthigt, zu kaufen, und er wird daher nur einen Preis bezahlen, wie er ihm beliebt. (In rasch aufblühenden Ländern, wo Grund und Boden sehr gesucht ist, möchte die Steuer ausnahmsweise auf den Käufer fallen.) Er erwägt, was der Grund und Boden ihm, den Preis und die Steuer zusammengenommen, kostet. Je mehr er auf dem Wege der Steuer bezahlen muß, um so weniger wird er auf dem Wege des Preises zu zahlen geneigt sein. Solche Steuern fallen daher fast immer der durch die Nothwendigkeit gezwungenen Person zur Last und müssen folglich sehr hart und drückend sein. Stempel-Abgaben und Einschreibe-Gebühren von Schuldscheinen und Vertrags-Urkunden über Geld-Darlehen fallen insgesammt auf den Entleh-

ner und werden in der That immer durch ihn bezahlt. Abgaben derselben Art fallen auf die gerichtlichen Parteien. Sie verbürgen beiden den Capitalwerth des streitigen Gegenstandes. Je mehr es kostet, ein Eigenthum zu erwerben, um so geringer muß der reine Tauschwerth sein, wenn es erworben ist. Alle Steuern von Eigenthums-Ueberträgen jeder Gattung streben, soweit sie den Capitalwerth dieses Eigenthums vermindern, die Mittel zu verringern, welche zur Erhaltung der Arbeit bestimmt sind. Sie sind sämmtlich mehr oder weniger verschwenderische Abgaben, die das Einkommen des Fürsten, welcher selten andere als nicht producirende Arbeiter unterhält, auf Kosten des Volks-Capitals erhöhen, welches keine anderen als hervorbringende Arbeiter unterhält."

„Allein", fügt Ricardo hinzu, „dies ist nicht der einzige Vorwurf gegen Steuern von Uebertragungen des Eigenthums; sie verhindern, daß das Volks-Capital auf dem für das Gemeinwesen vortheilhaftesten Wege vertheilt wird. Was die allgemeine Wohlfahrt anbelangt, so kann dem Umsatze und Umtausche aller Gattungen von Eigenthum nicht zu viel Leichtigkeit gegeben werden; denn durch diese Mittel vermag Capital jeder Art seinen Weg in die Hände derjenigen zu finden, welche es am besten zur Vermehrung der Landes-Erzeugnisse verwenden."

„Warum", fragt Say, „wünscht der Einzelne seinen Grund und Boden zu verkaufen? Weil er eine andere Anlage in Aussicht hat, in welcher sein Capital mehr hervorbringen wird. Warum wünscht ein Anderer diesen nämlichen Grund und Boden zu kaufen? Um ein Capital anzuwenden, das ihm zu wenig einträgt, das nicht angelegt war oder dessen Benutzung er einer Verbesserung fähig erachtet. Dieser Umtausch wird das allgemeine Einkommen vergrößern, indem er das Einkommen dieser Parteien erhöht. Wenn aber die Lasten so unmäßig sind, daß sie den Tausch hemmen, so sind sie ein Hinderniß der Erhöhung des allgemeinen Einkommens."

Auch solche Steuern sind vorzugsweise verwerflich, welche den Sitten und der Moralität des Volkes schaden. Darunter sind zu rechnen: die Lotterie; übermäßige Zölle, welche den Schmuggel hervorrufen, weil die Gefahr des Verlustes geringer ist, als der zu hoffende Gewinn. Durch den Schmuggel, welcher factisch die Wirkung übertrieben hoher Zölle aufhebt, kann eine ganze Gegend so demoralisirt werden, daß, wie die Criminal-Statistik nachweis't, auch die übrigen Verbrechen überhand nehmen.

Es gibt nichts Unwirthschaftlicheres, als die Lotterie; denn je mehr man Einsätze macht, desto mehr hat man Chancen, zu verlieren. Dazu ermuntert sie eine Eigenschaft der Menschen, welche ohnehin der Production und dem Fortschritte nicht förderlich ist: — den Hang, vom Glücke zu er-

warten, was man nur von der Arbeit erlangen kann. Besonders aus dem Grunde aber wirkt das Lotto nachtheilig, weil gerade die ärmeren Classen, die nichts als ihre Arbeit haben, sich ihm vorzugsweise hingeben.

Wir haben einen Blick auf die Steuern geworfen, wie sie das Capital und das Einkommen treffen; nun wollen wir sie im Allgemeinen übersehen, wie sie die Ausgaben, die Consumtion berühren.

„Der Regel nach", sagt Say, „sind die Producte der ersten Nothdurft diejenigen, welche reproductiv consumirt werden, und jede Steuer, wodurch man sie bedrückt, schadet mithin der Wiedererzeugung. Noch durchgängiger gilt dies von den Rohstoffen der Gewerbe, die gar nicht anders als reproductiv consumirt werden können. Legt man eine übertriebene Auflage auf die rohe Baumwolle, so schadet man dadurch der Production von allen Geweben, deren Basis dieser Stoff ist. (Denn durch Vertheuerung der Waare nimmt der Verbrauch ab.) Wenn nun der Totalwerth, um welchen die Baumwolle durch die verschiedenen Manufacturen des Landes erhöht wird, sich jährlich auf fünfzig Millionen Gulden beläuft, die Auflage aber diese Betriebsamkeit um die Hälfte vermindert, so raubt die Steuer diesem Lande alljährlich, außer dem, was sie dem Staatsschatze zuwendet, noch fünfundzwanzig Millionen.

„In England und auch in Frankreich werden zur Aufmunterung der Manufacturen Prämien für die Einfuhr gewisser Rohstoffe ausgegeben. Dies heißt, in das entgegengesetzte Extrem versinken. Demselben Grundsatze gemäß müßte man statt einer Grundsteuer-Forderung allen denen, welche so gütig sind, das Feld zu bauen, eine Belohnung ertheilen; denn auch die Landbau-Industrie liefert den meisten Manufacturen Rohstoffe, und zwar namentlich das Getreide, welches zufolge des Verdauungs-Processes der Handarbeiter in Waaren umgestaltet wird, die mehr gelten als die consumirten Werthe."

Wenn die Steuern auf die nothwendigen Verbrauchs-Gegenstände schädlich sind, weil sie die Reproduction hindern, so sind solche, welche die Consumtion von Ueberflüssigem treffen, von keinem Nachtheil und, sofern sie die Capital-Ansammlung fördern, sogar nützlich.

Vom wirthschaftlichen Standpunkte aus ist daher die Luxussteuer vollkommen gerechtfertigt.

Nach dem, was wir in einem früheren Abschnitte über den Luxus vorausgeschickt haben, können wir über diesen Gegenstand kurz sein. Wir haben erwähnt, daß das Publicum mit einer Art von Vorliebe den Verschwender dem Geizigen vorziehe, — daß einer, der viel verzehrt, glänzende Feste gibt, mehr geehrt wird, als derjenige, welcher mit seinem Einkommen kargt, es zum Capital schlägt und auf Zinsen legt. Dieses Phänomen

erklärt sich leicht aus dem persönlichen Eigennutz. Vom Geizigen hat nur die Gesellschaft im Ganzen durch das ersparte Capital Vortheil, das Volk als Gesammtheit; vom Verschwender mag der Einzelne mehr Vortheil haben. Allein unsere Wissenschaft beschäftigt sich eben mit der Wirthschaft des Volkes, — der Gesammtheit, nicht des Sonder-Interesses.

Wir haben gesehen, daß der Luxus, wie die Bedürfnisse, sehr relativ ist, — daß für ein Volk Luxus sein kann, was für ein anderes Entbehrung ist. Die Volkswirthschaft ist auch durchaus kein Feind eines gewissen Aufwandes; im Gegentheil, ein solcher steigert die Production, weil die Menschen an immer mehr Bedürfnisse gewöhnt und dadurch gezwungen werden, mehr zu lernen, zu arbeiten, mehr und besser zu produciren. Allein diese gesteigerte Consumtion, diese größeren Bedürfnisse müssen sich durchaus nach den Vermögens-Umständen der Familie, der Stadt, des Landes richten, dürfen durchaus die Summe der Production nicht übersteigen, sondern von letzterer muß immer noch etwas zu weiterer Capital-Ansammlung gespart werden.

Wenn daher der große Haufe den Luxus unbedingt preis't, als bringe er Verdienst — er möge auch noch so sehr im Mißverhältnisse mit der Production stehen —, dann muß einer solchen Ansicht, als einer höchst verderblichen, entschieden entgegengetreten werden. Ein Luxus, der die Kräfte des Landes übersteigt, der die weitere Capital-Ansammlung hindert, muß beschränkt werden. So wie es daher unzweckmäßig ist, Steuern auf die nothwendigen Consumtions-Gegenstände zu legen, so zweckmäßig ist es, die überflüssigen Artikel mit einer Auflage zu belegen, die mit der Entbehrlichkeit des Gegenstandes steigt.

Eine Steuer auf Tabak ist völlig gerechtfertigt; da der Genuß des Tabaks aber schon zu einem, wenn auch nicht nothwendigen, so doch dringend gefühlten Bedürfnisse geworden ist, so wäre es nicht gerechtfertigt, ihn so hoch zu besteuern, daß die ärmere Classe den Genuß desselben sich versagen müßte. Das Interesse der Staatscasse mag da allein entscheiden; und dieses findet seine Rechnung bei möglichst starkem Absatze, der ohne billige Preise nicht möglich ist. Eine Steuer auf Luxus-Weine, wie Champagner, kann viel höher sein, weil dieser Wein so theuer ist, daß der Liebhaber davon ohnedies schon viel Ueberfluß haben muß, um sich zum Kaufe zu entschließen, und auch durch eine ziemlich hohe Abgabe sich vom Genusse desselben wohl nicht abschrecken läßt. Die Steuer auf Luxus-Pferde, Equipagen, Livree-Bediente kann eine sehr hohe sein, weil der Production nur genützt würde, wenn die Auflage deren Abschaffung zur Folge hätte. Dagegen müßte man eine gewisse Gränze festsetzen, weil z. B. Gelehrte oft ein Reitpferd ihrer Gesundheit wegen halten müssen und es unbillig wäre,

sie deßhalb zu besteuern. Die Steuer könnte bei zwei Pferden anfangen. Die höchste Stufe der Steuern können die Auflagen auf solche Consumtions- oder Vergnügungs-Gegenstände einnehmen, deren Gebrauch abzuschaffen wünschenswerth ist, z. B. das Einsperren von Singvögeln.

Höchst verwerflich sind dagegen Steuern, welche der Gesundheit nachtheilig werden können, wenn der Betroffene sich ihnen zu entziehen sucht, wie z. B. die Fenster-Steuer in England, die sogar das Tageslicht zum Gegenstande der Ausbeutung macht.

Ganz zweckmäßig ist aber wieder die Hunde-Steuer. Sie dürfte so hoch getrieben werden, daß die Betroffenen es vorzögen, die Hunde abzuschaffen. Denn außer den Hof- und Schäferhunden, welche von der Abgabe in der Regel ausgenommen werden, ist der Hund eines der nutzlosesten und wegen der Hundswuth oft gefährlichsten Thiere; auch consumirt die Summe aller Hunde eines Landes immerhin eine Anzahl von Lebensmitteln, die man — wenn man z. B. Schweine damit fütterte — reproductiv verwerthen könnte. Wer sodann Hunde zum Vergnügen hält, wie Jagd-Liebhaber, der mag für sein Vergnügen auch bezahlen; wer aber eine hohe Steuer für ein Thier zahlt, der wird es auch mit solcher Sorgfalt pflegen, daß die Tollsucht weniger zu fürchten ist. Wir sind aus diesen Gründen der Ansicht, daß die Hunde-Steuer in den meisten Ländern noch viel zu niedrig ist.

Aus diesen vorausgeschickten Betrachtungen ergibt sich, wie wichtig es ist, die zweckmäßigste Art der Steuer-Erhebung zu wählen. Denn sie kann, wie z. B. unter Ludwig XIV. von Frankreich und seinen Generalpächtern, so unzweckmäßig sein, daß unerschwingliche Summen dem Volke erpreßt werden, wovon doch nur der zehnte Theil in die Staatscasse fließt. Die Steuern können so unmäßig sein, daß das Capital angegriffen wird, während sie, soll das Land gedeihen, niemals so viel wegnehmen dürfen, daß nicht noch etwas zur Vermehrung des Capitalstocks übrig bleibt. Denn eine Nation muß, wie jede einzelne Familie, einen Nothpfennig für außerordentliche Zeiten und Fälle sich aufsparen, wenn sie nicht von überraschenden Unglücksfällen dem Untergange geweiht werden will. Ein Volk muß in gewöhnlichen Zeiten einen ziemlichen Ueberschuß von Producten aufsparen, welcher als Capital zur größeren Reproduction dient, damit es einen Hülfsfond in Zeiten der Theuerung und des Krieges hat, denen man nicht entgehen kann. Wie wir schon an anderer Stelle gesehen haben, muß z. B. in wohlfeilen Jahren mit den überflüssigen Bodenfrüchten mehr Vieh aufgezogen werden, als in gewöhnlichen Jahren nöthig ist, damit man in theuren Jahren einen Rückhalt hat.

Wir haben gesehen, daß alle Steuern vom Einkommen genommen werden müssen. Die Art und Weise der Erhebung nun kann eine zwie-

fache sein. „Entweder fordert man", sagt Say, „den Steuerpflichtigen geradezu einen Theil des Einkommens ab, welches man bei ihnen voraussetzt, — dies ist der Charakter der directen Besteuerung; oder man nimmt ihnen erst bei Gelegenheit von gewissen Consumtionen, die sie mittels ihres Einkommens vornehmen, irgend eine bestimmte Summe ab, — dies ist der Charakter der indirecten Besteuerung. Allein weder in dem einen, noch in dem anderen Falle bildet die besteuerte Sache, welche der geforderten Auflage zur Grundlage dient, eigentlich den steuerbaren Gegenstand, und es ist nicht nothwendig ihr Werth, wovon ein Theil erhoben wird, — sondern sie ist bloß ein mehr oder minder unvollkommenes Mittel, ein Einkommen kennen zu lernen, dem man beikommen möchte und das allein den eigentlichen steuerbaren Gegenstand ausmacht."

Sagen wir es kurz: Was der Staat verlangt, das sind Dienstleistungen der Unterthanen als Bezahlung für die Dienste, welche er selbst dagegen leistet, — Dienste, welche der Unterthan gern vom Staate gemacht sieht und dafür lieber einen Gegenwerth bietet, weil es ihm mehr gekostet hätte, diese Dienste sich allein selbst zu verrichten.

Nun kommt es darauf an, daß der Werth der gegenseitigen Dienste der Unterthanen und des Staates richtig abgeschätzt werde. Denn sonst kann es kommen, daß der Staat für seine Dienste mehr verlangt, als sie werth sind, und, wenn er die Bezahlung erpreßt, die Unterthanen so bedrückt, daß sie vorziehen, das Land zu verlassen. In einem solchen Falle nimmt die Auswanderung überhand, die Production des Landes nimmt ab, und der Staat hat nach einer Reihe von Jahren weniger Einkommen, als wenn er seine Dienste nicht so unbillig hoch angerechnet, die Steuern nicht so übertrieben angesetzt hätte. Es liegt also im beiderseitigen Interesse, Billigkeit obwalten zu lassen.

Die Frage, ob directe oder indirecte Besteuerung vorzuziehen sei, kann, wie vom wirthschaftlichen (ökonomischen), so auch vom staatlichen (politischen) Standpunkte beurtheilt werden.

Vom politischen Standpunkte aus bieten sich folgende zwei Betrachtungen dar:

Entweder will man eine stark controlirte Staatsgewalt, deren Functionen vom Volke oder dessen Vertretern so überwacht werden, daß kein Pfennig erhoben oder ausgegeben werden kann, ohne daß es den Unterthanen sehr fühlbar bemerklich ist, — eine Staatsgewalt, welche möglichst wenig Gewalt über die Steuerkräfte der Einzelnen haben soll, weil diese, indem sie jede Steuererhöhung sehr stark fühlen, auch starken Widerstand dagegen leisten; — dann muß man die directe Besteuerung wählen.

Wer indessen glaubt, daß durch einen solchen Zustand die Staatsgewalt mehr gebunden würde, als es mit dem Nationalwohle verträglich ist, wer eine starke, möglichst unabhängige Regierung will, — der muß die indirecte Besteuerung vorziehen, weil dieselbe nicht leicht zu controliren und den einzelnen Steuerpflichtigen wenig fühlbar ist.

Vom wirthschaftlichen Standpunkte aus haben die directen Steuern den Vortheil, daß ihre Erhebung bedeutend billiger ist, als die der indirecten, — den Nachtheil, daß es schwer ist, die Höhe des Einkommens bei jedem Einzelnen genau zu bestimmen.

Die indirecten Steuern, die sämmtlich auf der Verzehrung liegen, haben zwar den Nachtheil, daß ihre Erhebung wieder einen großen Theil der Steuer verschlingt; sie treffen aber das entbehrliche Einkommen mit ziemlicher Sicherheit, weil der Mittellose sich der Steuer entziehen kann, indem er sich den Genuß des besteuerten Productes versagt.

Freilich könnte auch von der directen Steuer gesagt werden, daß ihr Betrag durch Einschränkung in Consumtions-Gegenständen erspart werden könnte; allein es wird stets mit mehr Widerwillen geschehen, wenn man muß, als wenn man nur will.

Welche nun auch die Vorzüge und Nachtheile der beiden Erhebungsarten der Steuern seien, in der Praxis wird ein gemischtes System nicht zu vermeiden sein, wo die Staatsverhältnisse nicht — wie in einzelnen Cantonen der Schweiz — ganz besonderer Umstände wegen so einfach sind, daß die Niedrigkeit der Steuer überhaupt die ausschließliche directe Steuererhebung ermöglicht.

Die Schweiz hat als neutrales, durch das Gleichgewicht der Mächte geschütztes Land ein stehendes Heer nicht nöthig, welches Deutschland nicht entbehren kann, weil es sonst Gefahr liefe, vom Osten und Westen erobert und getheilt zu werden.

Ein Hauptvorzug der indirecten Steuern ist es jedenfalls, daß sie zu einer Zeit und in einer Weise erhoben werden, die wahrscheinlich dem Steuerpflichtigen am gelegensten sind, weil er sich sonst der Consumtion, auf welcher sie liegt, entschlagen würde.

Dagegen haben die Verbrauchs-Steuern wieder den Nachtheil, daß der Producent dieselben in der Regel dem Staate vorschießen muß, — sei es, daß sie an der Gränze, als Zoll, oder sonst erhoben werden. Die Steuer wird dann auf die Waare geschlagen; allein der Verzehrer hat nicht allein die Steuer bloß zu bezahlen, sondern auch die Zinsen für das vom Producenten auf die Steuer vorgeschossene Capital. Dadurch werden die indirecten Steuern bedeutend über die Summe erhöht, die der Staat wirklich bezieht und die dann noch von den Erhebungskosten decimirt wird.

Ein Kattun-, ein Tabaks-Fabricant z. B., wenn er für sein Rohproduct oder sein Halbfabricat jährlich 100,000 Thaler an Zöllen bezahlt, muß dieselben vorschießen und diesen Vorschuß dann ratenweise auf die einzelnen Waaren legen. Wenn er nun ein Jahr braucht, bis er seine eigenen Producte verkauft, und mit 100,000 Thalern zehn Procent Gewinn machen würde, so müssen die Consumenten ihm diese 10,000 Thaler ersetzen. Der Staat hat also 100,000 Thaler — und nach Abzug der Erhebungskosten vielleicht nur 80,000 Thaler — erhalten, während die Steuerpflichtigen 110,000 Thaler bezahlt haben.

Die directen Steuern machen dagegen außerordentlich geringe Erhebungskosten, weil sie von den Magistraten umgelegt und eingezogen werden können.

Wir haben gesagt, daß die Steuern nur vom Einkommen genommen werden sollen. Die Quellen des Einkommens sind Capital-Gewinn und Arbeitslohn. Betrachten wir nun in Beziehung auf beide die directen Steuern.

Die directen Steuern werden erhoben vom Capital-Gewinne je nach der Weise, wie das Vermögen angelegt ist. Besteht das Capital in liegenden Gründen, dann heißt die Auflage — die Grundsteuer; besteht es in Häusern — die Häusersteuer; steckt es in einem industriellen Geschäfte — die Gewerbesteuer. Manche Regierungen glauben das Einkommen vom Capital abzuschätzen nach dem Aufwande, welchen Jemand an Möbeln macht, und erheben eine Mobiliarsteuer. Diese ist schon verwandt mit den Luxussteuern, welche allerdings auch den directen Steuern zugerechnet werden müssen.

Wenn wir zuerst von der Grundsteuer sprechen, so sind wir bei der Haupt-Controverse angelangt, in welche wir in diesem Werke mit der bisherigen Theorie getreten sind. Die Grundsteuer soll nämlich nach allen Oekonomisten die Bodenrente treffen. Da es aber das, was sie unter Bodenrente verstehen, nicht gibt, so würde auch die specielle Grundsteuer wegfallen, soweit sie nicht eine Steuer auf den gewöhnlichen Capital-Gewinn ist.

Von der Ungerechtigkeit und der drückenden Wirkung der Grundsteuer sind aber auch einige Bekenner der Bodenrente überzeugt. J. St. Mill hält eine Grundsteuer nur dann für gerecht, wenn sie nicht rückwirkende Kraft hätte, sondern von dem in Zukunft durch die bloße Wirkung natürlicher Ursachen herbeigeführten Zuwachs der „Bodenrente" genommen würde. Sonst ist ihm „jede besondere Besteuerung des Einkommens einer Classe, die nicht durch Steuern, welche die anderen Classen treffen, aufgewogen wird, eine Verletzung der Gerechtigkeit, die einer theilweisen Confiscation gleichkommt." — „Wo eine Steuer von der Bodenrente nicht allein steht,

sondern durch Steuern von anderem Einkommen aufgewogen wird, fällt der Einwand, daß sie den Gewinn für geschehene Verbesserungen treffe, hinweg; denn sobald Capital-Gewinn eben so gut besteuert wird, als die Bodenrente, bezahlt der Capital-Gewinn, welcher die Form der Bodenrente einnimmt, nur seinen gebührenden Steuer-Antheil."

Wenn dies ein Bekenner der „Bodenrente" sagt, dann können wir um so mehr diese Ansicht unterschreiben.

Da das Grundeigenthum nur eine andere Form des Capitals ist, das sonst auch in Häusern, in Bodenfrüchten, Industrie-Erzeugnissen, in Waaren und baarem Gelde besteht, so darf es selbstverständlich nicht zu einer Steuer herangezogen werden, die nicht die anderen Capitalien, wenn auch unter einem anderen Namen, gleichmäßig trifft. Zum Nachtheil der Landwirthschaft hat die Theorie von der Bodenrente bewirkt, daß die Grundeigenthümer „als Monopolisten, für welche die Natur unentgeltlich Werthe schafft," mit einer Steuer belegt wurden, welche die anderen Capitalisten gar nicht traf, und daß, wenn man dann wirklich eine Steuer auf das Capital-Einkommen legte, die Grundeigenthümer noch einmal herangezogen wurden. Diese Ungerechtigkeit ist eine doppelte, weil es dem Grundeigenthümer auch unmöglich ist, sich der Steuer zu entziehen; denn er kann sein Capital nicht aus dem Boden zurückziehen, wie jeder andere Capitalist, und wenn er es thut, so kann dies nur mit einem Verluste geschehen, welcher der capitalisirten Grundsteuer gleichkommt. Diese ungerechte Behandlung des Grundeigenthums, welche die Wissenschaft durch ihre falsche Auslegung des Werthes wenigstens theoretisch auf dem Gewissen hat, ist die vorzüglichste Ursache, daß in vielen Ländern der Ackerbau in Verfall gerieth und in dessen Folge auch die Industrie keinen Aufschwung nehmen konnte; denn die Fabrication lebt von den Ueberschüssen und Ersparungen des Ackerbaues. In früheren Zeiten war die Grundsteuer allerdings fast die einzige Art der Auflagen neben den Zöllen; allein damals war das bewegliche Eigenthum sehr gering. Der Grund und Boden war der wesentlichste Theil des Capitals.

Wie der Grundbesitzer sein Capital nicht zurückziehen kann, um dadurch der Grundsteuer zu entgehen, so kann er diese Auflage auch nicht auf die Consumenten überwälzen; denn es sind nicht nur die Schwankungen in den Aernten und Getreidepreisen zu groß, sondern auch die Concurrenz des Weltmarktes würde eine willkürliche Erhöhung des Preises der Bodenproducte vereiteln. England hat, neben der Eigenthümlichkeit der Insel-Lage, die vor Invasionen schützt, und der Eigenthums-Verhältnisse, welche niedrige Pachtpreise erlauben, da zwei Drittel des Bodens in festen Händen der Fideicommiß-Besitzer sind, die Blüthe seines Ackerbaues vor-

nehmlich seiner niedrigen Grundsteuer zu verdanken. Erst nachdem der Ackerbau sehr viel Capital aufgespart, begann dieses die Industrie und den Handel zu speisen. Die Blüthe der englischen Industrie in Handel und Manufacturen begann daher erst, nachdem der Ackerbau von den Opfern, welche die Revolution ihm auferlegt, sich erholt hatte.

Es ist eine allgemeine Klage, daß unsere Bauern so schwer zu Verbesserungen im Ackerbau, zu zweckmäßigeren Anlagen u. s. w. zu bringen sind. Mag man einen Theil dieser Fahrlässigkeit auf Rechnung der Liebe zur alten Gewohnheit, zur väterlichen Sitte schreiben, — auf Rechnung der geringeren Theilung der Arbeit auf dem Lande, welche die Betriebsamkeit vermindert; der andere Theil kommt gewiß daher, daß der Bauer mit Steuern zu sehr überbürdet ist, während der Capitalist, der nur von seinen Zinsen lebt, fast überall niedrig besteuert ist. Der Bauer ist oft gar nicht im Stande, das Capital aufzutreiben, welches er zu Verbesserungen nöthig hätte. Meistentheils sind die Güter auch noch verschuldet und geben einen so schlechten Ertrag, daß mit Mühe die Zinsen von dem Hypotheken-Capital abfallen, welches doch nur die Hälfte des Werthes repräsentirt. Der Ertrag eines Gütchens ist dann oft nicht höher, als der Arbeitslohn, den eine Familie erwerben würde, und wenn das Gütchen klein ist, so fällt die Steuer auf den Arbeitslohn und hat vom „Grunde" nur den Namen. Die Extreme sind stets dem Fortschritte abgeneigt. Wie übermäßiger Gewinn für den Capitalisten oder Unternehmer schwerlich ein Sporn sein wird, seine Anlagen, seine Productionsweise zu verbessern, so raubt zu niederer Gewinn alle Triebkraft und Erfindungsluft. Die Landleute leben ein einförmiges, gedrücktes Dasein hin, welches sie gegen jeden feineren Genuß abstumpft. Die Beispiele liegen offen zu Tage. Nur wo außerordentlich günstige Umstände die Production oder Verwerthung der Producte erleichtern, so daß die Grundsteuer nicht mehr so schwer fällt, da kommt der Landbau empor. Jedesmal sehen wir dann aber auch bald die Industrie und den Handel in seinem Gefolge einen reicheren Aufschwung nehmen.

Die Oekonomisten haben durch ihre Theorie von der Bodenrente die Regierungen in Beibehaltung und Erhöhung der Grundsteuer noch bestärkt und dadurch großes Unheil hervorgebracht. Möchte mit der Einsicht, daß es keine „Bodenrente" gibt, auch die Nothwendigkeit einer gleichmäßigen Vertheilung der Auflagen auf das Einkommen von allem Capital Platz greifen. Durch diese Gerechtigkeit, welche von der Theorie wie von der Praxis gefordert ist (ein Widerspruch der Theorie mit der Praxis liegt stets in einem Fehler der ersteren), wird der Staat sich ein conservatives Element im Bauernstande gründen, das über alle Stürme hinweg hilft.

In Frankreich hat man zweimal den kolossalen Fehler begangen, den Ackerbau mit einem theoretischen Mißgriffe zu bedrücken. Die National-Versammlung besteuerte 1792 nur den Ackerbau aus physiokratischen Gründen und — ruinirte das Land. Die provisorische Regierung der Februar-Revolution (Ledru-Rollin) erhöhte die Steuer um 45 Centimes und — stürzte dadurch glücklicher Weise nur sich selbst.

Wie aus Gründen der Gerechtigkeit die ausschließliche Grundsteuer verwerflich ist, so ist sie es auch aus Gründen der wirthschaftlichen Klugheit. Der Staat muß darauf sehen, daß seine Einnahme-Quellen erstarken, daß die Unterthanen in Wohlstand und Bildung zunehmen; denn die Bildung befördert die Mehrproduction von Werthen wesentlich. Dem Staate muß also vorzüglich daran gelegen sein, daß der Landwirth seine Aecker verbessere, damit deren Ertrag sich fortwährend vermehre und wieder überflüssiges Capital an die Industrie und den Handel abgebe; der Staat muß wünschen, daß die Bauern selbst allmählich ihre Schulden amortisiren und daß so der Bauernstand zu einem tüchtigen, gebildeten Mittelstande emporwachse, der das sicherste Fundament der Ordnung, des Friedens und der Freiheit ist. Deßhalb darf der Staat dem Landmanne nicht den Capital-Gewinn so besteuern, daß er im Mißverhältnisse zu den übrigen Capitalisten bedrückt ist. Da alles Einkommen doch nur vom Capital und vom Arbeitslohne herkommt, so mag man ihn gleichmäßig mit allen Uebrigen treffen. Wollte man eine Classe von Producenten vor der anderen begünstigen, so müßte es gerade die ackerbautreibende sein, eben weil sie sich einer ungerechten Steuer nicht entziehen, weil sie dieselbe nicht auf die Consumenten wälzen, weil sie ihr Capital nicht zurückziehen und anders verwenden kann.

Die Steuer, welche auf dem Grunde und Boden haftet, drückt den Werth des letzteren. Weil es aber stets ein sicheres Zeichen des Gedeihens eines Landes, wenn der Preis des Grundeigenthums ein hoher ist, so müßte schon deßhalb die Grundsteuer eine möglichst niedrige sein. Man verlangt indessen keine Bevorzugung. Theorie und Praxis vereinigen sich jetzt vielmehr, um die Gleichstellung des Capitals in allen seinen Anwendungen gegenüber der Steuer zu verlangen. Die Steuer muß genommen werden vom Capital-Gewinne, — mag das Vermögen nun bestehen in Grundstücken, Wäldern, in Häusern, Bergwerken, in Manufactur-Anlagen, Maschinen, in Bodenproducten oder Fabrikwaaren, in Metall oder gemünztem Gelde, in Schuldscheinen oder Obligationen. Selbstverständlich kann auch nur das reelle Capital besteuert werden, nach Abzug der Schulden oder angeliehenen Capitalien, welche auf einem Geschäfte ruhen. Der Landwirth, dessen Gut 20,000 Gulden werth ist und der ein Hypotheken-

Capital von 10,000 Gulden darauf stehen hat, kann nur in Betreff der 10,000 Gulden, die ihm gehören, besteuert werden, wogegen dann die Hypotheken-Gläubiger für die übrige Hälfte zu steuern haben. Dieser Umstand gibt bei der Umlegung der Steuer zu vielen Unterschleifen Anlaß, indem Manche Capitalien ausleihen und für ihr eigenes Geschäft deren borgen. Das scheint die Veranlassung zu sein, daß z. B. im Canton Thurgau in der Schweiz auch für verschuldetes Vermögen die Steuer vom Capital-Gewinne theilweise gezahlt wird in der Art, daß z. B. für unverschuldeten Besitz Ein Procent, für verschuldeten ein halb Procent bezahlt werden muß. Mißstände gibt es allerdings bei der directen Einkommensteuer; allein dieselben lassen sich auch vermindern durch eine geregelte Hypotheken-Ordnung und durch sachverständige, geschworene Prüfungs-Männer. Die Versuche, welche in neuester Zeit mit dem Auflegen der Einkommensteuer auch in mehreren deutschen Staaten gemacht worden sind, haben die gefürchteten Mißstände als zum großen Theile übertrieben herausgestellt. Geschworene haben meistentheils mit überraschender Sicherheit die Höhe des Einkommens geschätzt. Die meisten Erfahrungen hat man in dieser Hinsicht wohl in Preußen gemacht, wo die Einkommen-(Classen-)Steuer schon seit längerer Zeit erhoben wird.

Wenn eine Steuer auf dem Capital-Gewinne gleichmäßig alle Vermögen-Besitzenden treffen soll, damit sie nicht (durch Erhöhung der Waarenpreise) auf diejenigen gewälzt werde, welche sich derselben nicht entziehen können (die Grundeigenthümer), so darf sie auch nicht zu hoch sein, weil sonst nicht allein die Capital-Ansammlung gehindert wird, sondern auch alles disponible Capital die Neigung erhält, außerhalb Landes zu wandern, was der Industrie des letzteren einen empfindlichen Schlag versetzen würde. Wenn die Steuer mäßig und gleich aufgelegt ist, dann können die Betroffenen sich auch nicht derselben entziehen, indem sie dieselbe auf Andere überwälzen, was den Zweck des gewählten Steuer-Modus verfehlen würde. Denn wenn alle Capital-Besitzer die Steuer dadurch abwälzen wollten, daß sie die Preise ihrer Producte erhöhten, so würden sie durch die Gegenseitigkeit auf demselben Punkte wie früher stehen; denn nach einer Weile müßte auch der Arbeitslohn steigen, weil die Arbeiter bei höheren Waarenpreisen decimirt würden, wenn nicht auch der Arbeitslohn stiege, — und weil dann durch das verminderte Angebot von Arbeit die Steigerung des Arbeitslohnes doch unfehlbar eintreten müßte.

Wenn nun eine Steuer direct das Einkommen als solches trifft, sobald sie gleichmäßig vertheilt ist, so verhält es sich doch anders mit Steuern, welche die Producte selbst oder die allmählich consumirten Werkzeuge trifft.

Wir wollen nur zwei Steuern hervorheben: die Häusersteuer und die Auflage auf die Rübenzucker-Fabrication.

In einem aufblühenden Lande, dessen Bevölkerung, durch die zunehmende Production gehoben, sich rasch vermehrt, wird die Nachfrage nach Häusern so stark sein, daß die Häusersteuer vom Eigenthümer auf die Miether übergewälzt wird. In einem Lande hingegen, welches still steht oder zurückgeht, wo das Angebot der Wohnungen die Nachfrage übersteigt, da werden die Häuserbesitzer die Steuer nicht abwälzen können, weil die Miether, ehe sie eine solche bezahlen, sich mit einer geringeren Wohnung behelfen, — oder weil überhaupt das Angebot so stark ist, daß sie leicht eine Wohnung zu billigerem Preise finden.

Die Runkelrübenzucker-Fabrication ist durch den Schutzzoll bedingt, welcher auf Colonialzucker gelegt ist. So lange dieser Schutzzoll derselbe bleibt, können die Fabricanten die Rübensteuer, mit welcher ihre Industrie belegt ist, nicht auf die Consumenten abwälzen, weil diese, sobald der Preis des Rübenzuckers stiege, sich mit ausländischem Zucker versorgen würden. Da nun durch den Verbrauch des Rübenzuckers die Zahl der Zucker-Plantagen sich nicht in dem Maße vermehrt hat, um den ganzen Bedarf zu sichern, so würde auch der Preis des Colonialzuckers steigen und eine Zeit lang eine gewisse Höhe behalten, so daß die Rübenzucker-Fabricanten, wenn auch nicht den ganzen Betrag der Steuer, so doch einen großen Theil auf die Verzehrer wälzen könnten. Der hohe Preis des Zuckers würde freilich später zur Anlegung neuer Zucker-Plantagen aufmuntern, und nach einem gegebenen Zeitraume würde der Preis wieder herabsinken, bis die Rübenzucker-Fabricanten genöthigt wären, die Steuer allein zu tragen oder ihre Fabrication einzustellen. Das Geschäft ist indessen durch den Schutzzoll noch so lucrativ, daß die Fabricanten den Versuch gar nicht zu machen brauchen, die Steuer abzuwälzen.

Den Uebergang zur Steuer auf den Arbeitslohn bildet die Gewerbesteuer; denn obgleich es Gewerbe gibt, wo der größere Antheil der productiven Leistung dem Capital zufällt, so gibt es doch wieder eine große Anzahl von solchen, wo der Capital-Gewinn nur einen kleinen Theil, der Arbeitslohn aber den größeren Theil des Einkommens ausmacht. Bei Großhändlern, Bierbrauern ꝛc. hat das Capital einen weit größeren Antheil als die Arbeit, während bei Schuhmachern, Schlossern u. s. w. der erzielte Arbeitslohn den Capital-Gewinn bei Weitem übersteigt. Ob die Gewerbesteuer von dem Pflichtigen auf die Consumenten abgewälzt werden kann, wollen wir sofort erörtern, nachdem wir einer Meinung Ricardo's Raum gegeben. Derselbe sagt in seiner Abhandlung über die „Auflagen auf die Gewinnste“:

„Abgaben von denjenigen Gütern, welche allgemeinhin Gegenstände des Luxus genannt werden, fallen bloß auf diejenigen, welche von diesen Gebrauch machen. Eine Auflage auf Wein wird von dem Verzehrer des Weines bezahlt. Eine Auflage auf Lustpferde oder Kutschen wird von denjenigen bezahlt, welche sich solche Vergnügungen verschaffen, und genau im Verhältnisse, als sie sich solche verschaffen. Allein Auflagen auf Bedürfnisse treffen die Verbraucher von Bedürfnissen nicht im Verhältnisse zur Menge, welche sie davon brauchen, sondern oft in einem weit höheren. Eine Getreidesteuer trifft den Gewerbsmann nicht bloß in dem Verhältnisse, als er und seine Familie Getreide verzehrt, sondern sie verändert auch den Capital-Gewinnsatz und trifft deßhalb auch sein Einkommen. Was immer den Arbeitslohn steigert, das erniedrigt den Capital-Gewinn; deßhalb hat auch jede Auflage auf die vom Arbeiter verbrauchten Güter ein Streben, den Gewinnsatz zu erniedrigen."

Die erstere Annahme, daß die Abgaben auf Luxuswaaren lediglich von den Consumenten getragen würden, halten wir für nicht ganz richtig. Es kommt darauf an, ob die Steuer im Augenblicke der Consumtion erhoben wird oder wenn die Waare noch in den Händen der Producenten ist. Im ersteren Falle wird allerdings der Verbraucher lediglich betroffen; im letzteren aber wird die Auflage eine Reihefolge von Wirkungen haben, die sich nach zwei Richtungen hin theilen können. In dem Augenblicke, wo der Producent die Steuer auf die Waare schlägt und damit den Preis derselben erhöht, wird eine Stufe der großen Pyramide der Consumenten den Verbrauch einstellen. Da der Producent in Folge dessen seine Erzeugung zu vermindern genöthigt ist, so wird er Alles aufbieten, um dieser Schmälerung seines Gewinnstes zu begegnen. Er wird durch Ersparung an den Productionskosten versuchen, den Preis ermäßigen zu können, — sei es, daß er eine neue Maschine anschaffe oder erfinde, oder eine zweckmäßigere Methode der Erzeugung einführe, wodurch ein reeller Abschlag des Preises möglich wäre, so daß die Steuer weder den Verzehrer, noch den Erzeuger träfe; oder er würde die Qualität der Waare verschlechtern, — dann hätte im Grunde der Consument die Steuer zu tragen. Wenn diesem die Waare in ihrer neuen Qualität dieselben Dienste leisten kann, wie es mit vielem Flitterstaat der Fall ist, dann wird er sich vielleicht daran gewöhnen; viel wahrscheinlicher aber wird er, wenn er die schlechtere Qualität merkt, den Verbrauch einschränken und dadurch den Producenten zwingen, lieber mit etwas geringerem Gewinne fürlieb zu nehmen. Es läßt sich daher nicht unbedingt sagen, ob solche Steuern den Erzeuger oder den Verzehrer treffen, weil es auch darauf ankommt, ob das Capital, welches in einem Geschäfte steckt, leicht herausgezogen werden kann oder nicht. Die Consumenten können

oft leicht eine Waare entbehren, die Producenten aber oft sehr schwer ihr Capital aus einem Geschäfte herausziehen und ein anderes beginnen. Der Uebergang ist schon mit so vielen Verlusten verknüpft, daß der Producent sich lieber mit geringerem Gewinne begnügt. In vielen solchen Fällen wird daher die Steuer auf den Erzeuger fallen.

Auch kommt es darauf an, ob der Producent sich im Besitze eines Monopols befindet. In diesem Falle, entstehe ein solches durch einen Schutzzoll oder ein geheimes patentirtes Verfahren oder die seltene Lage der Oertlichkeit (z. B. ein Weinberg), könnte der Producent die Steuer auf die Consumenten abwälzen, weil keine Concurrenz vorhanden ist. Allein da er wahrscheinlich schon den höchsten Preis vorher erhoben haben wird, und die Consumtion bei noch weiterer Erhöhung desselben sich vermindern würde, so ist anzunehmen, daß der Monopolist die Steuer selbst trägt, weil er nicht Gefahr laufen will, durch den Verlust eines Theiles seiner Consumenten einen noch größeren Gewinnausfall zu erleiden. Auch macht sich die Erfahrung jeden Tag mehr geltend, daß es besser ist, weniger Gewinn zu nehmen, weil in der ungeheuren Pyramide der Consumenten mit jeder Abnahme des Preises der Verbrauch in geometrischer Progression zunimmt. Deßhalb sind alle Geschäftszweige die besseren, welche sich mit den weniger gewinnbringenden Productionen des allgemeinen Bedarfs beschäftigen, wo die Masse ersetzt, was am Einzelnen abgeht; deßhalb wird in Luxuswaaren-Geschäften, wo der Gewinn am höchsten ist, im Ganzen weniger verdient.

Die am besten angelegte Steuer ist diejenige, welcher der Betroffene sich nicht entziehen kann, weil man so sicher sein kann, daß die Vertheilung der Staatslasten gleichmäßig geschieht. Die Steuer auf den Capitalgewinn, gleichmäßig unter Alle vertheilt, kann nicht abgewälzt werden, weil, wenn Alle sie abwälzen wollten, durch Erhöhung der Preise ihrer Producte das Verhältniß dasselbe bliebe, und die Abwälzung keine andere Wirkung hervorbringen würde, als wenn z. B. der Geldwerth durch Ueberfluß an Metall sänke. Die Steuer auf überflüssige Consumtions-Artikel trifft nur des Consumenten überflüssiges Einkommen; sie ist deßhalb eben so zweckmäßig, als die auf nothwendige Bedürfnisse unzweckmäßig ist. Wird eine Steuer auf den Capitalgewinn dagegen ungleichmäßig vertheilt, dann wird von den Betroffenen die Abwälzung versucht, und sie gelingt größtentheils. Wird z. B. eine Steuer auf die Gewerke ausschließlich gelegt, ohne durch eine entsprechende Auflage auch den Ackerbau zu treffen, so steigt der Preis der Gewerkwaaren. Die Boden-Producenten müssen durch den höheren Preis, welchen sie für diese Waaren zahlen, den entsprechenden Antheil an der Steuer tragen. Wollten sie sich dieser Leistung entziehen, indem sie ihrerseits den Preis ihrer Erzeugnisse erhöhten, so würde der Verbrauch derselben sich vermin-

dern, der unabgesetzte Vorrath würde wachsen, das Angebot bei verminderter Nachfrage nach Bodenerzeugnissen sich vermehren, und dadurch müßte der Preis von selbst wieder sinken. Es ist ein vielfach geglaubter Irrthum, daß das Maß des Consums an Lebensmitteln ein stets gleichmäßiges sei, daß Lebensmittel einem anderen Gesetze unterworfen seien, als alle übrigen Waaren. Man kann sich derselben allerdings nicht gänzlich enthalten, das wird auch bei wenig anderen Waaren der Fall sein, sonst würden sie nicht verfertigt; allein man kann seinen Consum bedeutend einschränken. Theure Jahre, Folge von Miß-Aernten, beweisen das, indem die Bevölkerung in solchen oft mit zwei Dritteln der gewöhnlichen Nahrungsmenge ausreichen muß. Auch weiß jeder einzelne Mensch, der sich im Geringsten beobachtet hat, daß er viel mehr essen kann und oft das Doppelte von dem genießt, was nothwendig ist; namentlich was geistige Getränke betrifft, die doch alle aus Bodenfrüchten gewonnen werden. Wenn also durch Erhöhung des Preises der Boden-Producte der Consum sich vermindern würde, dann müßte bald eine solche Masse von Erzeugnissen sich aufhäufen, daß die Landwirthe sie gern um den früheren Preis losschlügen, weil sie dieselben nicht verderben lassen wollen. Wir setzen bei dieser Betrachtung natürlich die Wirkungen der Verschiedenheit der Aernten bei Seite, indem dieselben als eine besondere Erscheinung auch besonders zu betrachten wären. — Ganz dasselbe, was wir nach der einen Seite hin beobachtet haben, ist indessen auch in Beziehung auf die Gewerkerzeugnisse der Fall. Die Gewerksleute könnten ihrerseits auch nicht den ganzen Betrag der Steuer auf die Landwirthe überwälzen, weil sonst der Consum sich vermindern und die Industriellen am Ende gern mit etwas weniger Gewinn sich begnügen würden, wenn sie nur ihren alten Absatz hätten.

Wir sehen also, wie auf solche Weise auch eine einseitig auferlegte Steuer mit der Zeit sich gleichmäßig über Alle vertheilt. Aus dieser Wirkung folgt aber keineswegs, daß es deßhalb gleichgültig wäre, wie die Abgabe auferlegt ist, sondern vielmehr, daß man durch die Gesetzgebung gleich thun soll, was die Natur allmählich dennoch bewirkt, weil immer eine Menge von Uebelständen vermieden wird, welche jene Preisschwankungen mit sich führen: Geschäftsstockungen, Bankerotte und Verluste.

Auflagen auf den Arbeitslohn sind gleich einer Erhöhung der Lebensmittelpreise; beide steigern den Arbeitslohn. Wir müssen an dieser Stelle die Bemerkung, die wir schon gemacht, wiederholen, daß wir bei Beurtheilung dieser allgemeinen wirthschaftlichen Gesetze von der Entwicklung im Großen, nicht von Uebergangs-Perioden sprechen, die wieder ihren besonderen Gesetzen und Ursachen gehorchen. Wenn wir sagen: eine Auflage auf den Arbeitslohn steigert denselben, dann meinen wir eine dauernde Periode,

nicht den Uebergangs-Zeitpunkt kurz nach dem eingetretenen Ereigniß der aufgelegten Steuer. In dem letzteren Augenblicke wird für einige Zeit sich sogar die entgegengesetzte Wirkung geltend machen. Wie bei Miß-Aernten und nachfolgender Theuerung die Arbeiter, um den höheren Preis zu erschwingen, ein paar Stunden des Tages mehr zu arbeiten suchen, wie viele Arbeiter, die sonst vielleicht mit ihrem eigenen Heimwesen sich genügend beschäftigt glaubten, noch dazu ihre Dienste anbieten, wie also schon durch dieses vermehrte Angebot an Arbeit bei gleicher Capital-Verwendung der Lohn fallen muß, wenn man gar nicht in Betracht zieht, daß durch die höheren Getreidepreise viele Consumenten ihr Capital angreifen müssen, oder solches Einkommen verzehren, das sie sonst zum Capital geschlagen hätten: so kann und wird es auch bei Auflegung einer Steuer auf den Arbeitslohn in dem kurz darauf folgenden Zeit-Abschnitte vorkommen, daß der Arbeitslohn durch das vermehrte Angebot noch dazu fällt. Das Sinken des Lohnes kann aber nicht lange Zeit anhalten; denn die Noth decimirt nicht allein die arbeitende Bevölkerung, indem mangelnde Pflege und schlechte Nahrung die Krankheiten häufiger und tödlicher machen, sondern sie verhindert auch die Erziehung von Kindern. In solchen Epochen werden ungleich mehr Kinder sterben, und nach einer gewissen Zeit sind die Arbeitskräfte in so geringer Zahl vorhanden, daß das mangelnde Angebot bei vermehrter Nachfrage nothwendig den Lohn wieder in die Höhe treiben muß.

Wir haben, um die Sache klar zu veranschaulichen, ein schroffes Beispiel in scharfen Umrissen gewählt. Je civilisirter ein Land, je weniger geschraubt die Industrie eines solchen ist, um so seltener und gelinder werden solche Wechsel sein. Ein Volk, das schon eine gewisse wirthschaftliche Erfahrung gemacht hat, Producenten, welche Verstand genug haben, die Erfahrungen früherer Zeiten sich zu Nutze zu machen, werden nicht warten, bis sie durch mangelndes Angebot zu dem höheren Arbeitslohne gezwungen werden; denn sie wissen, daß solche Schwankungen in der Bevölkerung der Production höchst nachtheilig sind. Alle gebildeteren Industriellen sind auch zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie mit gut bezahlten und gut genährten Arbeitern mehr und besser produciren, verhältnißmäßig mehr Gewinn machen, als mit ausgehungerten armen Teufeln. Sie werden also in dem oben erwähnten Falle freiwillig und sofort zur Erhöhung des Lohnes schreiten.

Jakob Moleschott hat in seiner Nahrungsmittel-Lehre nachgewiesen, wie die Thätigkeit der Muskelkraft, die Arbeitsamkeit, durchaus von raschem Stoffwechsel abhängig ist; wie letztere aber nur durch reichliche und gute Nahrung möglich ist.

„Ein lebendiger Stoffwechsel", sagt derselbe in Betreff der „„Diät der Handwerker"", „vermehrt die Muskelkraft. Aber umgekehrt erhöhen

auch Anstrengungen der Muskeln die Thätigkeit der Ausscheidungen. Wer mit dem Spaten in den Acker gräbt, oder den Hammer schwingt, wer Pferde bändigt, oder selbst den Körper im Freien herumtummelt, der schwitzt nicht etwa bloß mehr, er athmet auch mehr Kohlensäure und gibt mehr Harnstoff aus, als wer in süßer, träger Ruhe das Fett des Körpers und die Eiweißstoffe spart. — Wahre Kraftentwicklung ist durchaus an schnellen Stoffwechsel gebunden. Der Stoffwechsel aber besteht aus Ausscheidungen und Ersatz; denn wer wechselt, nimmt ja auch ein, wenn er ausgibt. Nicht die Beharrlichkeit des Stoffes ist es, was die Thätigkeit erhöht. Schon öfters habe ich hervorgehoben, daß, so sehr auch das Vorhandensein des Stoffes die Bedingung aller Thätigkeit ist, dennoch nur die Schnelligkeit der Bewegung des Stoffes die Kraftäußerung belebt. Darum erschlaffen die Glieder, die man ruhen läßt. Und umgekehrt besteht der ganze Vortheil der Uebung darin, daß die Anstrengung der Muskeln die Ausscheidung vermehrt, die vermehrte Ausscheidung die Ernährung der Gewebe steigert, und die beschleunigte Ausscheidung und Ernährung mit dem Bedürfnisse nach neuer Blutbildung die Eßlust erwecken. Der schnell wechselnde Stoff erhöht die Kraft der Werkzeuge, so wie rückwärts die Anstrengung der Glieder den Stoffwechsel fördert. — Um aber zu diesem Ziele zu gelangen, ist reichlicher Ersatz die unerläßliche Bedingung. Es ist daher eben so wenig sparsam als menschlich, wenn diejenigen, die von Handwerkern oder Tagelöhnern schwere Arbeit verrichten lassen, das häufiger und stärker wiederkehrende Nahrungsbedürfniß ihrer Arbeiter nicht gehörig befriedigen; denn nur, wenn der Arbeiter gedeiht, kann die Arbeit gedeihen. Unzulängliche Nahrung macht kraftlos und faul. Und der Meister, der seine Arbeiter kärglich nährt, verliert mehr an der Kraft ihrer Arme, als ihm die Nahrungsstoffe kosten, mit denen er zugleich den Werth ihrer Leistungen und die Würde ihres Wesens erhöhen könnte. Hier sehe man wieder auf das Beispiel Englands. Allerdings finden sich dort Tausende von Fabrikarbeitern, die in Hunger und Schmutz verkommen (die ärmsten haben immer noch das Doppelte von unseren Löhnen) und eine lebendige, immer wachsende Anklage in die Paläste der besitzenden Classen senden; aber England besitzt auch eine große Anzahl von Arbeitern, die kräftigem Ochsenfleisch die Rüstigkeit ihrer Glieder und die Vortrefflichkeit der Gebilde ihrer fleißigen Hand verdanken."

Werfen wir einen Blick um uns, so finden wir, daß in den Ländern, wo die Production am stärksten ist, wo der Reichthum am größten, auch die Nahrung der Arbeiter am besten; daß da trotz der starken Consumtion die Production jene im Vergleich zu ärmeren Ländern doch verhältnißmäßig bedeutend übertrifft. Allein nicht bloß, weil jene Länder viel produciren,

sind die Arbeiter derselben gut genährt, sondern auch, weil diese gut genährt sind, deßhalb wird verhältnißmäßig mehr producirt. Wir sehen hier zwischen Nahrung und Production ganz dieselbe Wechselwirkung, die der große Physiologe im menschlichen Organismus beobachtet hat.

Die armen Länder nähren nicht allein ihre Arbeiter schlecht, weil sie wenig produciren, sondern sie produciren auch wenig, weil sie ihre Arbeiter schlecht nähren. Aus diesem Cirkel kann man nicht herauskommen, wenn nicht durch Mehr-Production bei geringerem Arbeitsaufwand eine größere Summe von Production zur allgemeinen Vertheilung kommt. Dieses Geschäft verrichten die Maschinen; sie werden die Wohlthäter der Arbeiter, statt, wie letztere glauben, ihre Feinde.

Ein Vergleich Englands, America's, der Schweiz, Hollands, Belgiens mit Italien, Oesterreich, Rußland gibt Stoff genug zur Beleuchtung dieser Wahrheit. Ziehen wir nur eine Parallele zwischen den reicheren und den ärmeren Gegenden Deutschlands, so finden wir dasselbe Schauspiel.

Wenn nun, wie wir gesehen haben, Auflagen auf den Arbeitslohn diesen letzteren in die Höhe treiben, so muß die Steuer nothwendig vom Capitalgewinne getragen werden; denn eine dritte Quelle des Einkommens gibt es nicht. Da nun aber alle Steuern schließlich auf den Capitalgewinn fallen würden, dieser doch auch wieder bloß von der Arbeit herrührt, weil das Capital nur aufgehäufte Dienstleistung ist, so müssen wir uns näher erklären, um nicht inconsequent zu erscheinen. Unter dem Arbeitslohne haben wir hier den Preis für Arbeit verstanden, welche durch diejenige Körperbewegung gemacht wird, wozu eine vorherige Einübung, eine Ausbildung nicht nöthig ist, welche letztere nur durch Aufwendung von Capital erlangt werden kann. Wir haben dazu also die bloße Handlanger-Arbeit als Maßstab genommen. Wie wir in dem Abschnitte über den „Arbeitslohn" gesehen haben, so zergliedert derselbe sich seinerseits in verschiedene Theile: den Lohn für die menschliche Bewegung, Mühe, welche der Körper ohne besondere Vorbildung machen kann, und den Gewinn für das Capital, welches aufgewandt werden mußte, um eine gewisse Fertigkeit in irgend einer Verrichtung zu erwerben, mag dieselbe zu den gewerblichen, wissenschaftlichen oder künstlerischen Hervorbringungs-Geschäften gehören, und dem Gewinne für dasjenige Capital, welches dem Betreffenden entgangen, weil er wegen der längeren Zeit, die seine Ausbildung erfordert, nicht so früh Arbeitslohn beziehen kann, wie der reine Handlanger. Wenn wir nun den Lohn für einen Handlanger zu 200 Fl. jährlich annehmen, so gehört jeder Lohnüberschuß, den ein Arbeiter mehr bekommt, zum Gewinn für das aufgewandte Capital; oder er ist auch in manchen Fällen, wenn wir wollen,

ein Monopol-Preis, den ein durch besondere Gaben von der Natur Begünstigter erhält.

Wenn wir nun gesagt haben, die Arbeit wälze die auf sie gelegte Steuer durch Erhöhung des Lohnes ab, so haben wir jenes Minimum des reinen Arbeitslohnes darunter verstanden, welches dem Menschen das zu seiner gesunden Erhaltung gerade Nothwendige darbietet.

Die Steuer, welche den Lohn trifft, der dieses Minimum (von 200 Fl.) übersteigt, muß dagegen im Allgemeinen allerdings vom Arbeitslohn getragen werden; denn die Möglichkeit, die Auflage abzuwälzen, hängt nicht mehr von dem Arbeiter ab, weil derselbe die nothwendigen Subsistenzmittel dennoch besitzt. Diese Möglichkeit hängt dann ab von dem Verhältnisse der Nachfrage und des Angebots; von dem Zustande der Production des Landes; von der Lebensweise des Standes, welchem der betreffende Arbeiter angehört.

Wie das Maß der Bedürfnisse ein relatives ist, so ist aber auch jenes Minimum des Arbeitslohnes ein relatives. Unter dasselbe kann der Lohn nicht sinken (wir halten die Zahl 200 Fl. nur beispielsweise fest), allein er kann sich recht wohl höher belaufen.

Der Lohn für Arbeiter feinerer Art wird keine Steuer tragen können, die ihn bis zu jenem Minimum herabdrückt, weil auch hier die Zahl der Arbeiter sich vermindern würde (wenn auch nur durch mangelnde Zunahme), weil sie nicht mehr befriedigen können, was ihnen zum Bedürfniß geworden ist.

Da es unbillig wäre, wollte man das Einkommen vom Arbeitslohn unbesteuert lassen und nur den Capitalgewinn treffen, weil eben in jenem auch Capitalgewinn steckt, nur mit dem Unterschiede, daß der Eine sein Capital, statt es zu seiner Ausbildung zu verwenden, materiel angelegt hat; da es aber nicht minder unbillig wäre, wollte man den Lohn bis zum Minimum der nothwendigsten Bedürfnisse besteuern: so müßte der Maßstab, von wo die Besteuerung angehen soll, etwas höher gegriffen werden; wie auch ein gewisses Minimum vom Capitalgewinn unbesteuert bleiben muß, weil es Menschen gibt, die, unfähig zum Arbeiten, lediglich auf ihr Capital angewiesen sind.

Die Steuern sind eine Schmälerung des Vorraths der jährlich erzeugten Güter, auf welchen das Volk zu seiner Ernährung angewiesen ist. Das Volk kann diese Last nur dadurch tragen, daß es entweder so viel weniger verzehrt oder so viel mehr hervorbringt. In beiden Fällen kann es trotz der Steuer an Wohlhabenheit zunehmen, wenn immer noch ein kleiner Ueberschuß zur Vermehrung des Capitalstockes da ist. Geschieht Keines von

Beiden, oder ist die Steuer so hoch, daß die Anstrengungen des Sparens und des Mehrerzeugens nicht mehr ausreichen, dann wird der Capitalstock angegriffen, und das Volk verfällt in tiefe Armuth, bis zuletzt alle Steuerkraft ausgeht. Denn wenn z. B. der Bauer die Steuer nicht mehr erschwingen kann, und er muß Vieh verkaufen, so entgeht ihm ein Theil seiner Düngungsmittel, und der Ertrag des Bodens nimmt ab, dieser wird endlich unfruchtbar u. s. w.

Aus den vorhergehenden Betrachtungen über das Verhältniß der Auflagen auf den Capitalgewinn und den Arbeitslohn glauben wir zu folgendem Schlusse berechtigt zu sein:

Werth und Einkommen entstehen aus unmittelbarer oder aufgehäufter Dienstleistung, aus Arbeit oder Capital.

Die aufgehäufte Dienstleistung besteht entweder in materiellen Gütern oder in geistigem Capital; d. h. Capital konnte aufgehäuft worden sein dadurch, daß der Producent Waaren sammelte, sie durch fortwährende reproductive Consumtion vermehrte, und so ein Capital — im wahren Sinne des Wortes — seinem Sohne hinterließ, das von einer Summe baaren Geldes repräsentirt werden kann. Oder er hat das gesparte Capital dazu verwandt, um seinen Sohn ein einträgliches Gewerbe, eine Kunst, eine Wissenschaft lernen zu lassen. In diesem Falle hinterläßt er seinem Sohne nur dieses geistige Capital, welches dieser sich erworben hat.

Wollen wir also der Kürze wegen ein für alle Mal diejenigen Dienstleistungen, welche gemacht worden sind, um einen Menschen auszubilden, der mehr Werth schaffen kann, als ein gewöhnlicher Handlanger, welcher zu seiner Verrichtung nichts zu erlernen braucht, — geistiges Capital nennen.

Dies vorausgeschickt, sagen wir, die Steuer soll genommen werden von dem Gewinne, welchen das greifbare Capital und das geistige Capital abwerfen. Damit haben wir die Einkommensteuer. Da wir nun oben bereits gesehen haben, daß die Erhebung der Steuer von Waaren, also auf indirectem Wege, mit Mißständen verbunden ist, weil die Betroffenen sie abzuwälzen suchen und dadurch Schwankungen in der Verkehrswelt eintreten, welche vielfachen Nachtheil bringen, so bleibt uns die directe Einkommensteuer, von welcher der bloße Arbeitslohn und ein gewisses Minimum des greifbaren und geistigen Capitals befreit ist, als die gerechteste und mit den wenigsten Kosten verknüpfte Auflage. Denn dieselbe führt nicht allein keine Nachtheile für den Geschäfts- und Waarenverkehr mit sich, sondern sie ist auch deßhalb die billigste, weil sie am wenigsten Erhebungskosten verursacht.

Auch J. St. Mill verlangt, daß von einer Einkommensteuer das Einkommen unter einem gewissen Betrage unbesteuert bleibe; dieses Minimum dürfe aber nicht mehr betragen, als zum nothwendigen Lebensbedarf einer Arbeiterfamilie von mäßiger Größe erforderlich sei. (In England ist das Einkommen unter 150 Pfd. St. unbesteuert gelassen, wohl etwas zu hoch. Am zweckmäßigsten wird die Einkommensteuer sicher in Preußen erhoben, weil da auch berücksichtigt wird, ob der Betroffene verheirathet ist oder nicht; weil derjenige, welcher ein luxuriöses Leben führt, höher belegt wird, als ein anderer; kurz, weil auch die Ausgaben berücksichtigt werden.)

„Eine nach diesen Principien angelegte Einkommensteuer", sagt J. St. Mill, „würde in Rücksicht auf die Gerechtigkeit die untadelhafteste aller Steuern sein. Derselben steht indessen ein Einwand entgegen, den ich, fügt er hinzu, zu meinem Bedauern für unüberwindlich halten muß, nämlich die Unmöglichkeit, das wahre Einkommen der Steuerpflichtigen zu ermitteln. Wenig Gewicht lege ich dabei auf die Härte, die man darin hat finden wollen, daß die Menschen genöthigt werden, den Betrag ihres Einkommens aufzudecken. Eines der socialen Uebel Englands und auch anderer Länder liegt in der fast zur Gewohnheit gewordenen Sucht, vor den Augen der Welt den Anschein eines größeren Einkommens behaupten zu wollen, als man in Wirklichkeit besitzt. Es würde denen, die dieser Schwäche unterliegen, nur nützen, wenn der wahre Betrag ihrer Mittel allgemeiner bekannt und ihnen dadurch die Versuchung genommen würde, mehr auszugeben, als sie bestreiten können, oder sich wirkliche Bedürfnisse zu versagen, um nach außen hin einen falschen Schein anzunehmen. Indessen läßt sich dieser Fall doch auch von einer anderen Seite auffassen. So lange nämlich das gemeine Volk eines Landes auf einer so niedrigen Bildungsstufe steht, wie ein solcher Nationalhang sie voraussetzt — so lange die Achtung (wenn man solches Wort hier anwenden darf) sich nach den pecuniären Mitteln, die man bei Jemand vermuthet, richtet —, ist es noch fraglich, ob nicht vielleicht die Hebung jedes Zweifels über diesen Punkt die Anmaßung und den Dünkel der gemeinen Reichen und ihren Uebermuth gegen die an Bildung und Gesinnung ihnen überlegenen, aber an Vermögen nachstehenden Mitbürger noch vermehren würde. Dazu kommt, daß selbst die größte Ausdehnung der inquisitorischen Macht, welche nur irgend das geduldigste Volk gestatten möchte, die Steuer-Beamten dennoch nicht in den Stand setzen würde, die Steuer nach thatsächlicher Kenntniß der Umstände der Steuerpflichtigen anzulegen. Bodenrente (!), Besoldungen, Leibrenten und alle Arten festen Einkommens lassen sich genau ermitteln; aber der wechselnde Gewinn bei gelehrten Professionen, und noch mehr der Gewerbsgewinn, den selbst die betheiligte Person nicht immer genau

anzugeben vermag, kann noch weniger mit irgend welcher Aussicht auf Genauigkeit von einem Steuer-Einnehmer geschätzt werden. — Man muß sich daher, was auch stets geschehen ist, hauptsächlich auf die eigenen Angaben der Betreffenden selbst verlassen. Die Vorzeigung der Geschäftsbücher ist von keinem großen Nutzen, ausgenommen gegen Fälle von ganz entschiedener Unwahrheit; aber auch da könnte Defraudation getrieben werden."

Wir können diese Einwendungen nicht für so unüberwindliche halten, als Mill; und die Praxis hat sie bereits in vielen Ländern überwunden.

Die eigene Angabe, verbunden mit einem Schiedsgericht von geschwornen Sachverständigen und Kundigen des Ortes, hat die meisten der Hindernisse beseitigt, die man für unübersteiglich hielt.

Wenn die directe Einkommensteuer vom Magistrate jedes Ortes erhoben würde, dann würden nicht allein die Erhebungskosten fast auf Null reducirt, sondern auch das Einkommen mit einer oft überraschenden Sicherheit ermittelt werden. Man weiß in einer kleinen Stadt, oder in dem jeweiligen Quartier einer großen, in der Regel ziemlich genau, den jährlichen Aufwand einer Familie. Der Engländer John Stevens hat aus diesem Grunde den Vorschlag gemacht, die directe Einkommensteuer nach einer Quote der Ausgabe zu berechnen. Am besten wird es sein, wenn man neben der Ermittlung des Einkommens auch die Ausgaben controlirt; die Last wird gewiß so am billigsten vertheilt.

Die unrichtigen Angaben des Einkommens werden wahrscheinlich bei der reichsten und bei der ärmsten Classe am meisten vorkommen; d. h. so, daß die erste zu wenig und die zweite zu viel angibt. In dem letzteren Falle könnte man sagen, daß, wer das Vergnügen habe, viel reicher zu scheinen, auch dafür zahlen solle. Bei der ersteren wird ein Prüfungs-Ausschuß von Geschwornen das Einkommen in der Regel ziemlich genau ermitteln; die Erfahrung wenigstens spricht dafür. Und wo dem Betheiligten Unrecht geschehen sollte, da ist die Mehrschätzung nur eine Strafe für die Verheimlichung seines Einkommens.

Die Ermittlungs-Methode des directen Einkommens, weit entfernt, nachtheilig zu wirken, wird auf die allgemeine Sittlichkeit nur einen wohlthätigen Einfluß äußern, weil die Menschen, wenn sie sehen, daß sie auf die Dauer ihr Einkommen nicht verheimlichen können, an redliche Offenheit sich gewöhnen, weil dann manche Reiche ihren sonstigen Pflichten sich weniger entziehen können, weil manche Unbemittelte den ihren Umständen nicht angemessenen Aufwand einzuschränken veranlaßt werden. Wird dann auch wirklich einmal etwas verheimlicht, so sind die Uebelstände doch nicht so groß, wie sie mit den indirecten Steuern verknüpft sind. Der Einwand,

daß es nachtheilig für viele Geschäftsleute sein würde, wenn sie den Stand ihres Einkommens offenbaren müßten, ist nicht stichhaltig; denn es ist kein Unglück, wenn Viele dadurch zu reellerer Geschäftsführung gezwungen werden. Derselbe Einwand wäre auch gegen die Führung von Hypothekenbüchern zu machen, die doch als eine höchst wohlthätige Einrichtung allgemein anerkannt sind. Außerdem ist es nicht einmal nöthig, daß die Einkommens-Ermittlungen zur allgemeinen Kenntniß kommen. Den Steuer-Beamten und Prüfungs-Geschwornen kann eidlich Verschwiegenheit eingeschärft werden.

Die Fälle, wo der Belauf des Einkommens verborgen bleibt, gehören zu den Ausnahmen. Die Mitglieder einer kleineren Gemeinde, die Nachbarn und Geschäftsfreunde eines Bewohners einer größeren Stadt sind in der Regel genau über den Vermögensstand desselben unterrichtet. Die Ausnahmen begründen nur die Regel.

Wird nun die Steuer von der Gemeinde, die Gelegenheit hat, ihre Angehörigen in vielen Jahren zu beobachten, ermittelt und erhoben, dann wird sie nicht allein mit ziemlicher Genauigkeit, sondern auch, wie schon bemerkt, mit den möglichst wenigen Kosten erhoben werden.

Die Praxis hat bereits in England, in Preußen, Baiern und manchen anderen Ländern für diese Ansicht entschieden.

Wir kommen nun zu der Frage, ob es zweckmäßig und gerecht ist, die directe Steuer auf das Einkommen, je nach seinem Betrage, ohne Ansehen der Person gleichmäßig zu legen; oder ob man dabei den Stand und das Familienverhältniß des Steuerpflichtigen zu berücksichtigen hat. Es stehen da viele Gründe für und wider.

Wenn wir zunächst den Umstand ins Auge fassen, ob ein lediger Mann höher besteuert werden müsse, als ein verheiratheter, wie dies in Preußen der Fall ist, so können da zwei gleich berechtigte Ansichten einander gegenüberstehen. Auf den ersten Anblick werden es die Meisten für sehr unbillig halten, wenn ein Mann, der für eine zahlreiche Familie zu sorgen hat, so viel bezahlen soll, wie ein Junggeselle, der in der Regel mit seinem Einkommen nicht so haushälterisch umgeht und für das Aufsparen von Capital wenig Sinn zu haben pflegt. Familienväter sind, weil sie ihrem eigenen Fleisch und Blut ihr Vermögen hinterlassen, in der Regel sparsamer, sie häufen mehr Capital an, sie sind daher für die Gesellschaft im Allgemeinen nützlicher. Dieser Ansicht kann aber wieder entgegnet werden, daß es hieße, eine Prämie auf die unverhältnißmäßige Vermehrung der Bevölkerung setzen, wollte man den Junggesellen höher besteuern. Solche würden sich vielleicht gerade, um der Steuer zu entgehen, eher verleiten lassen, leichtsinnige Ehen einzugehen. Vielleicht beabsichtigt

ein Junggeselle, zu heirathen, will sich aber vorher noch ein kleines Capital sparen, um seine künftige Familie gegen Unglücksfälle sicher zu stellen; das würde ihm durch die höhere Steuer erschwert.

Solche und noch viele andere Gründe wären für und wider anzuführen; allein wir müssen gestehen, daß eine Entscheidung schwer zu treffen ist. Principiel müßten wir uns im Sinne des Malthus'schen Bevölkerungs-Gesetzes gegen eine ungleiche Vertheilung zu Gunsten der Familienväter erklären; allein dem widerstreben so viele Rücksichten; namentlich die Frage der Capital-Ansammlung, welche der ledige Stand offenbar wenig befördert, steht jener Theorie wieder so entgegen, daß man die Entscheidung von den übrigen Verhältnissen des Landes wird abhängig machen müssen.

Weniger zweifelhaft ist die Frage, ob die verhältnißmäßige Höhe der Einkommensteuer von den Ausgaben mit abhängig gemacht werden solle. Principiel ist allerdings der Satz kaum zu bestreiten, daß Jeder mit seinem Einkommen soll schalten und walten können, wie er will, so lange er kein Gesetz übertritt. Allein auf der anderen Seite scheint es doch wieder sehr zweckmäßig, daß die Capital-Ansammlung begünstigt werde. Die Ausgaben reicher und wohlhabender Leute ermuntern zwar auch die Industrie; allein da es für die Wohlfahrt der Gesammtheit am zuträglichsten ist, wenn viel Capital gespart wird, — da die mittlere Consumtion durch den Verbrauch der Gegenstände des allgemeinen Bedarfs am meisten Capital und solches am productivsten beschäftigt, dabei aber zugleich wieder am meisten Capital gespart wird, — so ist es nicht unnützlich, wenn übertriebene Ausgaben, die sich doch immer auf Gegenstände des höheren Luxus werfen, der eben weniger Capital-Gewinn im Ganzen abwirft, durch eine etwas höhere Steuerquote betroffen und dadurch gehemmt werden.

Es mag daher, zwar mit allem Vorbehalt, als zweckmäßig zugegeben werden, daß man in Preußen bei gleichem Einkommen und gleichen Familien-Verhältnissen denjenigen höher besteuert, welcher sich größere Ausgaben erlaubt.

Die **indirecten Steuern** ruhen auf der Consumtion; deßhalb werden sie auch Consum- oder Verbrauchssteuern genannt. Die Verbrauchssteuern werden vom Producenten oder von dem Mittelsmanne zwischen diesem und dem Consumenten vorschußweise erhoben, in der Erwartung, daß Jene die Auslage vom Verbraucher sich wieder erstatten lassen werden. Die indirecten Steuern treffen die Production entweder im Inlande, — dann sind sie **Accisen**; oder, wenn das Product die Gränze überschreitet, — **Zölle**; oder, wenn sie durch das Land passiren, — **Transit-Abgaben**.

27*

Zu der ersteren Gattung (Accise) gehören: die Malzsteuer, die Mahl- und Schlachtsteuer und sonstige „Octroi"-Abgaben der Städte; die Stempelgebühr, die Zeitungs- und Kalendersteuer; das Lotto; das Tabak- und Salz-Monopol; die Silber- und Goldprobe; die Wechselsteuer (Frankfurt am Main) u. a. m.

Die zweite Gattung begreift die Eingangszölle in sich.

Die dritte Gattung umfaßt die Uebergangszölle (z. B. die Weinsteuer von den südwestlichen Staaten des Zollvereins nach dem Norden); Fluß- und Schifffahrts-, Brücken- und Straßenzölle.

Die in Preußen erhobene Eisenbahnsteuer ist unter die directen Capitalsteuern zu rechnen. Sie hat die eigenthümliche Wirkung, daß nach einem Zeitraume von — wenn ich nicht irre — sechszig Jahren die Eisenbahnen mit dem Gelde der Eigenthümer derselben vom Staate angekauft sein werden. Wenn diese Steuer nur ein anderer Modus wäre, um das Einkommen zu treffen, dann ließe sie sich rechtfertigen; allein da das Einkommen bereits durch die Classensteuer getroffen wird, so ist sie unbillig, indem sie die Eisenbahn-Actionäre doppelt heranzieht. Sie ist der Production schädlich, indem sie vom Eisenbahn-Baue abschreckt. Bloß da würde sie einen gewissen Sinn haben, wo der Staat eine bestimmte Zinsen-Garantie übernommen hätte. Denn wo die Gefahr des Verlustes geringer ist, braucht auch der Gewinn nicht so hoch zu sein; oder besser: wo die Gefahr vom Staate getragen wird, da kann dieser auch einen Antheil am Gewinne in Anspruch nehmen. Wo dieser Umstand aber nicht vorliegt, ist eine solche Steuer unbillig und unzweckmäßig, weil sie den Zufluß ausländischen Capitals hindert, die Capital-Ansammlung also überhaupt erschwert und somit die Mittel zur Production verringert.

Die Rübenzuckersteuer wäre eine indirecte, wenn die Producenten sie auf die Verbraucher abzuwälzen vermöchten. Allein da, unter Voraussetzung unveränderter Verhältnisse (Nicht-Erhöhung der Eingangssteuer auf Colonialzucker), die Concurrenz des Auslandes in die Schranken treten würde, sobald die Rübenzucker-Fabricanten die Steuer durch Erhöhung des Zuckerpreises auf die Consumenten abzuwälzen suchen würden, so trifft diese Steuer die Producenten und ist einem Modus von Auflage auf den Capital-Gewinn gleich zu betrachten.

Wie alle indirecten Steuern, so fallen auch die im Inlande erhobenen Abgaben auf die Consumenten. Da sie in der Regel auf Gegenstände des allgemeinen, täglichen, nothwendigen Bedarfs gelegt sind, so können die Verbraucher der Ueberwälzung der Abgabe sich nicht entziehen. Fleisch und Brod muß gegessen werden, wenn der Preis noch so hoch ist, — und der Hunger ist ein Käufer, der sich nicht lange besinnt.

Nicht minder werden die Steuern der zweiten Classe, die Eingangszölle, von den Consumenten ausschließlich getragen; denn der Einführer würde sich zum Import einer Waare nicht verstehen, wenn ihm nicht seine Auslagen vergütet würden, so daß ihm der übliche Gewinn bleibt.

Wie alle indirecten Steuern, haben die Zölle die üble Wirkung, daß ein großes Heer von Beamten nothwendig ist, um sie zu erheben, — daß Gelegenheit zur Defraudation und somit Anlaß zur Corruption der Bevölkerung gegeben wird — und daß durch die Erhebung im Voraus stets ein beträchtliches Capital der Production entzogen wird, indem es in die Staatscasse fließt, welches bis zur Wiedererstattung von Seiten der Consumenten bedeutenden Gewinn hätte abwerfen können. In dieser Hinsicht ist von Seiten der preußischen Regierung die sehr zweckmäßige Einrichtung getroffen, daß Handlungshäuser Credit auf bestimmte Zeit erhalten. Dank diesem Umstande werden sehr günstige Handels-Operationen bewirkt. Indem auch die Großhändler den Krämern längeren Credit geben können, haben z. B. Kaffee und andere Waaren im Zollvereine die Mitbewerbung angränzender Länder überflügelt, wo eine solche Einrichtung nicht besteht.

Ein vierter Uebelstand der Eingangszölle besteht darin, daß leicht Gewerbe, die nach Lage der Dinge weniger Aussicht auf Gewinn hatten, in ihrer Production auf Kosten naturwüchsiger Industrieen bevorzugt werden. Wir sind damit bei dem Capitel der Schutzzölle angelangt, welche eine der Streitfragen der Gegenwart bildet.

Zuvörderst sei uns die Vorausschickung der Thatsache vergönnt, daß mäßige Zölle der Staatscasse größere Summen zuführen, als zu hohe Eingangsteuern. Da es nun Zweck der Auflagen ist, die Staatscasse zu füllen, so ist vom finanziel-politischen Gesichtspunkte aus an dem Grundsatze festzuhalten, daß der Steuersatz gerade so niedrig gehalten sein müsse, wie er am meisten einträgt.

Dieser Ansicht tritt nun ein Theil der Oekonomisten, die Protectionisten oder Schutzzöllner, mit folgender Betrachtung entgegen:

Zugegeben, daß die Zölle dazu bestimmt sind, die Staatscasse möglichst zu füllen, — zugegeben, daß die Steuern auf solche Weise erhoben werden müssen, wie sie am meisten eintragen, — käme es doch vor Allem darauf an, die abgabepflichtigen Individuen steuerkräftig zu machen; denn eine Auflage, die der Productionskraft schädlich wäre, würde, sie möchte gegenwärtig noch so viel eintragen, zukünftig doch die Steuerkraft lähmen; kurz, eine solche Politik wäre vergleichbar der falschen Rechnung jener Frau in der Fabel, die ihr Huhn, das jeden Tag ein goldenes Ei legte, schlachtete, um den ganzen Eierstock auf einmal zu bekommen, und endlich nichts mehr besaß.

Die geistreicheren Bekenner des Schutzzoll-Systems, wie List und seine Anhänger, haben deßhalb den Grundsatz aufgestellt, daß die Staatswirthschaft vor Allem darauf bedacht sein müsse, die „productiven Kräfte" des Volkes zu erziehen, weil diese nach einer bestimmten Frist mehr und besser erzeugen, somit steuerkräftiger sein würden, als vorher, — selbst wenn während jener Frist von Seiten des Landes ein Opfer gebracht werden müßte. Friedrich List wollte also, daß diejenigen Industriezweige, von welchen man sich eine große Kraft-Entwicklung in der Zukunft versprechen kann, durch einen Zoll auf die ausländischen Producte derselben Gattung geschützt werden, welcher gerade so hoch sei, um die Mitbewerbung dem Auslande zu erschweren und es zu verhindern, durch seine Concurrenz die inländischen Industrieen zu überflügeln. Gleichwie der Gärtner die Setzlinge gewisser Pflanzen im Mistbeete zieht, bis er sie der freien Luft aussetzen darf, so will List erst die inländische Industrie erziehen, die Arbeiter derselben so viel Geschicklichkeit, die Fabricanten so viel Umsicht und Kenntniß der Waaren und des Marktes erwerben lassen, bis sie im Stande sind, dem Auslande in Preis und Güte Stich zu halten. Dann könnte der Zoll ermäßigt werden. Ein Fehler List's ist es, daß er nur die Fabrik-Industrie im Auge hatte und die kleineren Gewerbe, den Handel und den Ackerbau fast darüber vergaß.

Weniger einleuchtend ist der Grund, den Stein, wie wir schon an anderer Stelle gesehen haben, zur Rechtfertigung der Schutzzölle anführte. Nach seiner Meinung soll dieser Zoll als Ausgleichung des billigeren Capitals, welches das Ausland hat, dienen. Da Schutzzölle aber an der ganzen Gränze gleichmäßig erhoben werden, da die verschiedenen angränzenden Länder sehr verschiedene Capital-Verhältnisse haben können und fast immer haben werden, so müßte man zu Differential- oder Unterscheidungszöllen gelangen; denn es liegt auf der Hand, daß z. B. in England, welches durch das Meer an den Zollverein gränzt, und in Rußland die Capital-Zinsen unendlich verschieden sind. Doch wir legen auf diesen Grund keinen Werth, weil die Zölle stets gewisse Waaren träfen, die eben nur von den capital-reichen Ländern producirt werden und mit Concurrenz drohen. Abgesehen davon, würde ein aus solchem Grunde erhobener Zoll die Ursache, wegen deren er erhoben wird, nur noch vermehren; denn erstens muß ja das Inland die höhere Differenz bezahlen, — es wird sonach eine Summe von Producten den Steuerpflichtigen genommen, die sonst zur Vermehrung des Capitals gedient haben würde; und zweitens vertheuert man das billigere Capital, das uns in Gestalt wohlfeilerer Waaren aus dem Auslande eingeströmt wäre. Man benutzt die Gunst der Verhältnisse, welche dem Nachbarlande eine wohlfeilere Production möglich machen, nicht, um selbst bil-

liger zu produciren. Dadurch wird aber der Abstand zwischen dem beiderseitigen Capital nur noch vermehrt.

Wir würden also den Haupt-Motiven List's über die Stein's den Vorzug geben müssen.

Es ist unzweifelhaft richtig, daß es, um die Steuerkraft der Bevölkerung zu heben, angemessen ist, deren Productionskraft durch Gewandtheit zu vermehren. Es fragt sich nur, ob zur Erziehung einer geschickten, wohlfeil und schön erzeugenden Industrie der Staat nicht auch noch andere Mittel in der Hand hätte, als hohe Eingangszölle. Wir kommen hier auf die Prämien und andere Staatsmittel, welche wir weiter unten besprechen wollen.

Die beiden von List und Stein aufgeführten Beweggründe, welche Schutzzölle rechtfertigen sollen, sind die einzigen, welche Anspruch auf die Berücksichtigung der Wissenschaft machen. Mit den Gründen, die in der Zeitungs-Polemik häufig zu Tage getreten sind, kann die Wissenschaft, wegen der Trivialität derselben, sich nicht beschäftigen. Dahin rechnen wir z. B. folgenden Gemeinplatz, der im Munde vieler Protectionisten ist:

„Da die über unsere Gränzen eingehenden fremden Waaren fremden Arbeitern Beschäftigung und Brod gegeben haben, und da an deren Stelle unsere eigenen Arbeiter Beschäftigung und Brod gefunden haben würden, hätte man das Hereinbringen jener Waaren verhindert, — so erfordert es die Gerechtigkeit, daß der Staat die nationale Arbeit schütze."

Mit diesem Satze würde die früher angeführte Behauptung Saint Chamans' gerechtfertigt, daß der große Brand von London nützlich gewesen sei, weil er viel Arbeit nöthig gemacht habe.

Dieser Gemeinplatz vom Schutze der „nationalen Arbeit" beruht auf einem Denkfehler, dessen Irrthum leicht eingesehen wird, wenn man sich erinnert, daß das Ausland keine seiner Waaren herschenkt, und daß das Inland, wenn es solche will, sie mit eigenen Dienstleistungen bezahlen, also Producte dafür geben muß oder Geld, welches wieder nur durch Erzeugung von Waaren zu erlangen ist. Je mehr ausländische Waaren also importirt werden, desto größer muß die inländische Production sein oder werden, um diese Producte zu bezahlen; und so wie die Production im Inlande abnähme, so würde auch in demselben Verhältnisse die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse sich vermindern.

Es wäre daher unbegreiflich, wie eine ganze Partei ehrenwerther Männer ihr Streben mit einem Schlagworte schmücken, es als Motto auf ihre Standarte pflanzen konnte, das weiter nichts ist, als eine großartige Verneinung der Logik, — wenn der Egoismus es nicht erklärlich machte, daß Einzelne ihr Sonder-Interesse so gut als möglich zu wahren suchen. Da

nun einzelne Fabricanten, die von einem Schutzzolle Gewinn ziehen, mit Gründen der Wissenschaft schwerlich unter der großen Masse des Volkes, welche einen großen Theil der „öffentlichen Meinung" ausmacht, mit der sie der Gesetzgebung zu ihren Gunsten imponiren wollen, Anklang finden würden, so bedient man sich solcher Schlagwörter, wie: „Schutz der nationalen Arbeit", weil sie dem Gedankenlosen einen sehr täuschenden Schein von Wahrheit haben und noch dazu durch ihren patriotischen Klang bestechen. Aber die Wissenschaft — wir haben es schon bemerkt — hat sich mit solchen Schlagwörtern nicht zu beschäftigen; sie muß das Wohl des Ganzen im Auge haben, — nicht das Sonder-Interesse.

Es ist von den Oekonomisten aller Richtungen — mögen sie der Partei der Freihändler oder jener der Schutzzöllner angehören, in welche zwei Lager sie sich namentlich in neuerer Zeit gespalten haben —, von allen ist es gleichmäßig anerkannt, daß der freie Verkehr der vollkommene Zustand ist, welcher angestrebt werden muß. Uneinig sind die Parteien nur über die Zeit, wann dieser möglichst vollkommene Zustand eintreten soll. Die absoluten Freihändler wollen ihn sofort eingeführt, die Protectionisten aus leicht erklärlichen Gründen so lange als möglich hinausgeschoben wissen. Zur Rechtfertigung der Ansichten der letzteren ist seit Friedrich List nichts Wesentliches geschehen; seine Gründe sind es immer noch, welche wissenschaftlich die einzig plausiblen sind: die inländische Industrie soll erzogen werden, — geschützt vor der rauhen Luft auswärtiger Concurrenz, bis sie die Mitbewerbung aushalten kann. List verlangte für eine solche Erziehung der Industrie nur zehn Jahre, wenn seine Methode befolgt würde, d. h. so, daß zuerst sehr hohe Schutzzölle auferlegt würden, welche sodann allmählich reducirt würden.

Ihm entgegnen die Freihändler — oder vielmehr, praktisch gesprochen, die Anhänger von Finanzzöllen, d. h. von Eingangssteuern, bei denen nur das Interesse der Staatscasse, der größtmögliche Ertrag, maßgebend ist —, kurz gefaßt, Folgendes:

Wenn die Schutzzölle das Mittel wären, um in kurzer Zeit eine naturwüchsige Industrie heranzuziehen, — wenn nach einer gewissen Frist die Fabricanten ohne Widerstand auf ihre Privilegien Verzicht leisten wollten, — dann würde aller Streit aufhören; wir wären mit Euch einverstanden. Allein Keines von Beiden ist der Fall. Statt in eine Verminderung der Zölle zu Gunsten der Staatscasse einzuwilligen, fordern die Industriellen im Gegentheil von Zeit zu Zeit eine Erhöhung derselben.

Die Freihändler läugnen, daß durch den Schutzzoll eine Industrie zu größerer Geschicklichkeit und wohlfeilerer Production, also zur Concurrenz-Fähigkeit mit dem Auslande herangezogen werde. Die englische Industrie,

sagen sie, sei nicht durch die Schutzzölle, sondern trotz derselben groß geworden. Der Mensch bedürfe, wie der Knabe in der Schule, eines Sporns, um all die Anstrengungen zu machen, welche zu seiner Ausbildung nöthig sind; dieser Sporn aber sei die Concurrenz. Wo eine Industrie die Concurrenz nicht zu fürchten brauche, wo ihr der Absatz im Inlande sicher sei durch den Schutzzoll, welcher den ausländischen Waaren den Eintritt erschwere, da falle auch die Triebfeder weg, es einem anderen Producenten in den Augen des Käufers in Güte und Billigkeit des Preises zuvorzuthun. Die Producenten würden sich mit den schlechtesten Rohstoffen und den ältesten Maschinen, d. h. den am theuersten hervorbringenden Werkzeugen, begnügen. Statt billiger und besser, würden die Waaren immer schlechter und theurer werden. Dem Einwurfe, daß ja im Inlande doch immer noch Mitbewerbung genug sei, um solchen Schlendrian zu verhüten, begegnen die Freihändler mit der Folgerung, daß das, was im Kleinen gut ist, im Großen besser sein würde. Ganz besonders aber heben sie hervor, daß durch die Schutzzölle das Capital auf solche geschützte Productions-Gegenstände künstlich gelenkt würde aus naturwüchsigen Industriezweigen, d. h. aus solchen, die, um zu gedeihen, einer Unterstützung von Seiten der Consumenten — die allein den Schutzzoll zu tragen haben — nicht bedürfen. Dadurch, daß Capital aus Geschäften, die keine Unterstützung brauchen, in solche übersiedelte, welche eine solche Unterstützung des Staates erhalten, würde die Production des Landes vermindert, die Capital-Ansammlung verringert und so das Haupt-Werkzeug der Production gelähmt. Jedes Land solle von den Vortheilen Gebrauch machen, die es habe, und die dann erzeugten Waaren mit fremden austauschen. England besitze billiges Capital, Deutschland billige Arbeitskraft; möge ersteres also besonders solche Erzeugnisse liefern, bei welchen die Dienstleistungen des Capitals, die Maschinen und Rohstoffe, den größeren Antheil haben, — möge man in Deutschland mehr solche hervorbringen, bei welchen mehr unmittelbare Arbeit erforderlich ist. Möge man also z. B. den Engländern das Baumwollspinnen überlassen und ihre Twiste weben und färben; möge man bei uns das englische Roheisen in künstliche Werkzeuge durch unsere Arbeit umschaffen.

Vor Allem aber benutze man diejenigen Vortheile, welche die Natur anderen Ländern freiwillig, sei es durch die Sonne oder im Schooße der Erde, bietet. Pflanze man nicht Kaffee in Treibhäusern, sondern beziehe man solchen aus Java, wo die Sonne umsonst die Arbeit verrichtet, welche bei uns eine kostspielige Heizung mit geringerem Erfolge bewerkstelligen würde.

Die Rübenzucker-Fabrication sei, wenn sie auch keinen solchen Contrast biete, einem solchen Verfahren vergleichbar. Denn da der Rübenzucker nicht

producirt werden kann, wenn der Eingang des Colonial-Rohzuckers nicht durch einen Schutzzoll erschwert ist, da also im Zollvereine z. B. die Consumenten einen Theil des Preises als Unterstützung beisteuern müssen, der in den Colonial-Ländern durch die Sonne umsonst geliefert wird, so bringe man das Land nicht allein um diese Summe, sondern, weil der Rübenzucker zu sehr geschützt sei — also viel Gewinn abwerfe —, ziehe diese Industrie auch noch das Capital aus Geschäften, die ohne Unterstützung der Consumenten gedeihen.

Abgesehen von der Nothwendigkeit der Steuerquelle, die der Staat in den Eingangszöllen sich erhalten muß, sind solche nur noch dann gerechtfertigt, wenn eine inländische Industrie mit hohen Auflagen belastet ist, mit höheren, als dieselbe Industrie im Auslande. Wenn in einem solchen Falle kein Zoll bestände, dann würde die inländische Industrie zu sehr im Nachtheile sein, wenn nicht die ausländische Waare mit derselben Auflage bedacht würde. Wo dies aber im Inlande bei der Consumtion nicht geschehen kann, da müssen die Waaren beim Eintritt ins Land damit belegt werden. Will man diese Abgabe einen Schutzzoll nennen, dann haben wir nichts dagegen. In der Regel wird indessen der Finanzzoll diese Aufgabe vollständig erfüllen; denn gerade die industrie-reichen Länder pflegen mit Steuern noch mehr bedacht zu sein, als die industrie-armen.

Ein Schutzzoll wäre auch da zu entschuldigen, wo es gilt, Erzeugnisse zu schaffen, die zur Vertheidigung des Landes nothwendig sind — also Waffen-Fabriken und Kanonen-Gießereien —, wofern der Staat nicht die Fabrication solcher Rüstzeuge selbst übernähme. Ob es zweckmäßig wäre, einen Schutzzoll auf Schießpulver zu legen, ist schon wieder zweifelhaft, weil das Material dazu, Schwefel und Salpeter, nicht in jedem Lande zu haben, das Inland also doch auf den Import angewiesen und die Regierung eben genöthigt ist, in Friedenszeiten auf Vorrath zu sehen. Auch die erstere Annahme wird von den principiellen Freihändlern verworfen; denn dem Einwande, daß bei ausbrechendem Kriege die Waffen-Ausfuhr aus den Nachbarländern verboten wird, begegnen sie mit der Bemerkung, daß die Regierung ja in Friedenszeiten genug Waffen-Vorräthe aufsammeln könne, gerade wie sie es mit dem Schwefel machen müsse, wenn das Land keinen erzeuge. Außerdem könne die Regierung auch, da es einmal einen so wichtigen Zweck, wie die Vertheidigung des Landes, gilt, eigene Waffen-Fabriken errichten, wenn deren Erzeugnisse auch etwas theurer zu stehen kommen würden, als die vom Auslande importirten. Es wäre dabei noch der Vortheil, daß die Verbesserungen an ausländischen Waffen ein Sporn sein würden, die inländischen ebenfalls zu vervollkommnen, wenn der Trieb der Selbsterhaltung nicht schon genügenden Wetteifer erregte. Der Zweck der

Landes-Vertheidigung rechtfertigt auch die Mehr-Ausgabe für im Inlande erzeugte Waffen, selbst wenn die ausländischen billiger sind.

Derselbe Zweck ist auch das einzige Motiv, welches den Betrieb von Manufacturen von Seiten des Staates rechtfertigen kann.

In einem Lande, wo noch keine Schutzzölle bestanden, solche einzuführen, ist nach den Regeln der Wissenschaft, d. h. nach den aus den Erfahrungen aller Zeiten beobachteten waltenden Naturgesetzen, nicht rathsam. Denn entweder ist in einem solchen Lande genug überflüssiges Capital vorhanden, um eine naturwüchsige Manufactur-Industrie groß zu ziehen, — oder nicht. Im letzteren Falle wird das Vornehmen gewiß weniger gelingen, wenn man eben durch die Schutzzölle das vorhandene und sich sammelnde Vermögen mittels Beisteuern aus der Tasche der Consumenten mindert. Oder es ist solches Capital zur industriellen Verwendung vorräthig; dann läßt man dieses am besten selbst die Mittel und Wege, die Geschäftszweige aufsuchen, welche am gewinnbringendsten sind, ohne sie durch Staats-Maßregeln in eine künstliche Bahn zu lenken, weil diejenigen, von denen die Staats-Maßregeln ausgehen, in der Regel die wirthschaftlichen Bedürfnisse und Verhältnisse im Einzelnen nicht so genau kennen, als die Privatleute, von denen Jeder vermöge der Theilung der Arbeit seinen Wirkungskreis genau zu übersehen vermag.

In einem Lande hingegen, wo die Schutzzölle oder gar Prohibitivzölle bestehen, da sind diese einer chronischen Krankheit vergleichbar, welche nicht auf einmal geheilt werden kann, weil man durch eine Radicalcur das Leben des Patienten selbst in Gefahr bringen würde. Da wird es zweckmäßig sein, nur allmählich vorwärts zu gehen; allein vorwärts gehen, den Finanzzöllen allmählich sich nähern muß man, wenn man das Befinden des Landes verbessern will.

Will man einmal absolut darauf beharren, daß der Staat für die Industrie etwas thun müsse, und hält man die allgemeinen Vorkehrungen, welche demselben obliegen — eine gute Verwaltung und Rechtspflege, die Verbesserung der Verkehrsmittel, die Erleichterung des Creditwesens —, welche gewiß eben so viel oder noch mehr die Industrie begünstigen, jedenfalls der Gesammtheit kein Opfer auferlegen, das nicht Allen zu Gute kommt, — nicht für ausreichend, dann ließen sich eher Rückzölle und Ausfuhr-Prämien rechtfertigen.

„Kaufleute und Gewerks-Unternehmer", sagt A. Smith, „sind nicht mit dem Monopol des einheimischen Marktes zufrieden, sondern verlangen auch den ausgedehntesten Verkauf ihrer Güter im Auslande. Ihr Land hat über fremde Nationen keine Gerichtsbarkeit und kann ihnen daher selten dort ein Monopol verschaffen. Folglich müssen sie sich im Allgemeinen

damit begnügen, um gewisse Aufmunterungen zur Ausfuhr nachzusuchen. Unter diesen Aufmunterungen scheinen die sogenannten Rückzölle die vernünftigsten zu sein. Dergleichen Aufmunterungen wenden nicht einem einzelnen Gewerbe einen größeren Theil des Landes-Capitals zu, als diesem Gewerbe von selbst zufließen würde, sondern verhindern nur, daß die Abgabe einen Theil desselben auf andere Gewerbe ableite. Sie haben nicht den Zweck, das Gleichgewicht, welches sich unter den verschiedenen Gewerben der Gesellschaft von selbst bildet, aufzuheben, sondern sollen nur bewirken, daß es nicht durch die Abgabe aufgehoben werde; sie vernichten nicht, sondern sie erhalten die natürliche Theilung der Arbeit in der Gesellschaft, die in den meisten Fällen durchaus erhalten werden muß.

„Indessen rechtfertigen diese Gründe die Rückzölle nur bei der Ausfuhr in solche Länder, welche völlig fremd und unabhängig sind, nicht aber in solche, wo unsere Kaufleute und Gewerks-Unternehmer ein Monopol genießen. So würde z. B. ein Rückzoll bei der Ausfuhr europäischer Güter nach den Colonieen Englands nicht immer eine stärkere Ausfuhr bewirken, als ohnehin Statt gefunden hätte [weil zu A. Smith's Zeit das Mutterland noch ein Monopol genoß und fremde Waaren mehr oder weniger von den Colonieen ausgeschlossen waren]. Vermöge des Monopols, welches unsere Kaufleute und Manufacturisten daselbst genießen, würde wahrscheinlich oft die nämliche Quantität hingeschickt werden, wenn man die Abgaben auch ganz zurückbehielte. Es kann also der Rückzoll oft ein reiner Verlust für das Accise- und Zoll-Einkommen sein, ohne daß er den Stand des Handels ändert oder ihn irgendwie erweitert.

„Man muß immer festhalten, daß Rückzölle nur in den Fällen nützlich sind, wenn die Güter, für deren Ausfuhr sie bewilligt werden, wirklich in ein fremdes Land ausgeführt und nicht heimlich in unser eigenes zurückgebracht werden. Daß einige Rückzölle häufig auf diese Weise mißbraucht worden sind und zu manchen für das Staats-Einkommen und für den ehrlichen Kaufmann gleich schädlichen Betrügereien Gelegenheit gegeben haben, ist hinlänglich bekannt."

Wo ein inländischer Industriezweig mit hohen Abgaben belegt ist, oder wo die Rohproducte und Halbfabricate einen höheren Zoll zahlen müssen, als ausländische Gewerbs-Anstalten, — da ist es gerechtfertigt, diesen Zoll, diese Steuer, oder einen Theil derselben, bei der Ausfuhr der betreffenden Waaren an der Gränze rückzuvergüten. Die inländische Industrie wird dadurch in den Stand gesetzt, ihren Markt zu erweitern, billiger zu produciren und mit der Zeit auch den Consumenten des eigenen Landes ihre Erzeugnisse billiger zu schaffen, wodurch dem Lande indirect der Betrag der Rückzölle wieder ersetzt werden kann. Nur ist bei der Bewilligung

der Rückzölle in hohem Grade die Vorsicht zu gebrauchen, daß nur naturwüchsige Industriezweige mit dieser Gunst bedacht werden, und daß die Maßregel überhaupt nicht als eine principiel permanente, sondern als eine je nach den Umständen vorübergehende zu betrachten ist.

Weit vorsichtiger müßte man mit der Bewilligung von Ausfuhr-Prämien verfahren. Sie können nur als vorübergehende Noth-Maßregeln entschuldigt werden. A. Smith sagt sehr richtig:

„In Großbritannien werden häufig Ausfuhr-Prämien für die Erzeugnisse besonderer Zweige der einheimischen Industrie nachgesucht und mitunter auch bewilligt. Mittels derselben würden, behauptet man, unsere Kaufleute und Gewerbs-Unternehmer in Stand gesetzt, ihre Waaren eben so wohlfeil oder noch wohlfeiler zu verkaufen, als ihre Concurrenten auf dem auswärtigen Markte. Es würde so eine größere Quantität ausgeführt, und die Handels-Bilanz folglich mehr zu Gunsten unseres Landes stehen. Wir können unseren Arbeitern kein Monopol im Auslande geben, wie wir es ihnen auf dem inneren Markte gegeben haben [damals in England]; wir können die Ausländer nicht zwingen, wie wir unsere Landsleute gezwungen haben, jenen die Waaren abzukaufen. So hielt man es für das nächste, beste Mittel, sie für das Abkaufen zu bezahlen. Auf diese Weise denkt das Mercantil-System das ganze Land zu bereichern und mittels der Handels-Bilanz alle unsere Taschen mit Geld zu füllen!

„Man räumt ein, daß Ausfuhr-Prämien nur bei solchen Handelszweigen gegeben werden sollen, die ohne sie gar nicht betrieben werden könnten; allein es kann jeder Handelszweig, bei dem der Kaufmann seine Güter zu einem Preise verkaufen kann, der ihm das ganze auf die Herstellung und Versendung verwandte Capital sammt gewöhnlichen Gewinnsten wieder erstattet, ohne alle Prämien getrieben werden. Jeder solche Handelszweig steht offenbar mit allen anderen, die ohne Prämie betrieben werden, im Gleichgewichte und kann also nicht mehr verlangen, als diese. Nur diejenigen Handelszweige erfordern Prämien, bei denen der Kaufmann seine Güter zu einem Preise verkaufen muß, der ihm nicht sein Capital sammt gewöhnlichem Gewinnste zurückerstattet, oder bei welchem er sie für weniger verkaufen muß, als sie ihm auf dem Markte selber kosten. Die Prämie wird zu dem Zwecke gegeben, diesen Verlust zu ersetzen und den Kaufmann zu ermuntern, daß er einen Handel fortsetze oder vielleicht anfange, bei welchem sich annehmen läßt, daß der Aufwand größer sein werde, als der Gewinn, daß jede Operation einen Theil des hineingesteckten Capitals aufzehren werde und daß der Handel überhaupt so beschaffen sei, daß, wenn ihm aller übrige Handel gliche, bald gar kein Capital mehr im Lande bliebe. Handelsgeschäfte, die mittels Prämien getrieben werden, sind die

einzigen, die unter zwei Nationen geraume Zeit hindurch so betrieben werden können, daß die eine regelmäßig immer verliert oder ihre Waaren wohlfeiler verkauft, als sie ihr selbst, bis sie auf den Markt gelangen, zu stehen kommen. Wenn daher die Prämie dem Kaufmanne nicht ersetzte, was er sonst an dem Preise seiner Güter verlieren müßte, so würde ihn sein eigenes Interesse bald bewegen, sein Capital auf andere Weise anzulegen, oder einen Handel ausfindig zu machen, bei welchem der Preis der Güter ihm das zur Herstellung und Versendung verbrauchte Capital sammt gewöhnlichem Gewinnste erstattete. Die Wirkung der Prämien kann, wie die aller übrigen Hülfsmittel des Mercantil-Systems, nur die sein, den Handel eines Landes in einen weit weniger vortheilhaften Canal hineinzuleiten, als der ist, in welchen er, sich selbst überlassen, fließen würde."

Maßregeln der Volkswirthschaft müssen stets das Wohl des Ganzen ins Auge fassen, nicht die Sonder-Interessen Einzelner. So gut wie eine, hätte jede Industrie eines Landes ein Anrecht auf eine Ausfuhr-Prämie. Wenn eine jede Industrie eine Prämie erhielte, so müßte eine jede sie bezahlen; alle Waaren und Dienstleistungen müßten im Preise steigen, und die Prämie wäre dem Auslande gegenüber so gut wie keine.

Ausfuhr-Prämien lassen sich also nur als vorübergehende handelspolitische Verwaltungs-Maßregeln entschuldigen. Wenn z. B. in einem Lande durch vorhergehende Vernachlässigung, durch eine unzweckmäßige Gesetzgebung oder andere Umstände ein Industriezweig ins Sinken gerathen ist, der nach der Beschaffenheit des Landes, seiner Producte und Bewohner, seiner Arbeits- und Capitals-Verhältnisse floriren könnte, und von dem man voraussehen kann, daß er wieder zur Blüthe gelangen wird, sobald nur eine gewisse Krisis überstanden oder der erste Anlauf überwunden ist, — dann ließe sich auf vorübergehende Zeit eine solche Ausfuhr-Prämie versuchen. In Nassau z. B., wo man industriellen Unternehmungen in früherer Zeit von oben principiel abhold war, wo aber der Boden unermeßliche Schätze birgt, welche nur gehoben zu werden brauchen und gehoben werden, sobald nur gewisse hindernde Gesetze entfernt sind und der erste Anstoß gegeben ist, — da kann eine Prämie für eine Zeit lang von Nutzen sein, bis die jetzt darbende Arbeiter-Bevölkerung die Verrichtungen eines gewissen Industriezweiges erlernt haben wird. Es ist in diesem Falle indessen höchst wahrscheinlich, daß man auch ohne Prämien fertig wird, wenn die Regierung jene hindernden Gesetze beseitigt, der Arbeit freie Bahn schafft; wenn sie alle die Verkehrsmittel herstellt, welche zum Betriebe einer solchen Industrie nothwendig sind.

So würde auch in Betreff Nassau's die Anlegung von Straßen und Eisenbahnen, von Holzbahnen in den Bergwerks-Gegenden und eine liberalere

Verwendung der Landesbank vielleicht weit mehr leisten, als eine Ausfuhr-Prämie, bei welcher immer die Gefahr vorhanden ist, daß sie einem nicht naturwüchsigen Industriezweige bewilligt wird. Denn die Staatsmänner und Gesetzgeber haben nicht immer die genaue Sachkenntniß von jedem einzelnen Geschäftszweige; sie lassen sich leicht durch Vorstellungen hinreißen; und bekanntlich sind immer die Vorstellungen derjenigen am stürmischsten, deren Industrie am wenigsten Aussicht auf ein selbstständiges Gedeihen hat. Das haben wir an unseren Roheisen-Producenten erlebt, denen einmal nicht die günstigen Verhältnisse der englischen Producenten zur Seite stehen.

Wir haben bei den Einfuhrzöllen und überhaupt allen Consumtions-Steuern bis jetzt vorausgesetzt, daß sie gleichmäßig, ohne „Unterscheidung" aufgelegt werden, d. h. ohne Rücksicht darauf, wie die betreffenden Güter hervorgebracht oder feilgeboten werden.

Nun gibt es aber noch eine Art von Schutzzöllen, welche diese Regel der Unparteilichkeit nicht befolgen, sondern eine Unterscheidung machen. Sie heißen daher Unterscheidungs- oder Differential-Zölle.

„Nehmen wir an," sagt J. St. Mill, „es lasse sich ein Artikel auf zweifachem Wege herstellen. Ein Fabricant läßt sich z. B. entweder durch Handarbeit oder durch Dampfkraft eine Waare anfertigen; Zucker kann entweder aus Zuckerrohr oder aus Runkelrüben gewonnen, Vieh kann entweder mit Heu- und Gras-Futter, oder mit Oelkuchen und dem Abfalle von Brennereien gemästet werden. Im Interesse des Gemeinwesens liegt es, daß von den verschiedenen Methoden die Producenten diejenige annehmen, welche den Artikel am besten und auf dem wohlfeilsten Wege herstellt. Da das Interesse der Producenten ebenfalls dahin führt, sofern sie nicht gegen Concurrenz geschützt und vor den Nachtheilen eigener Sorglosigkeit gesichert sind, so wird das dem Gemeinwesen ersprießlichste Verfahren in den meisten Fällen eben dasjenige sein, welches die Producenten, falls sie sich selbst überlassen sind, schon ihres eigenen Vortheils halber wählen werden. Man nehme jetzt aber an, daß eine der Productionsarten mit einer Abgabe belegt wird, während die anderen entweder unbesteuert bleiben oder geringer besteuert werden. Ist nun das besteuerte Verfahren dasjenige, welches die Producenten nicht gewählt haben würden, so ist die Maßregel ganz überflüssig; trifft aber die Steuer, wie es natürlich beabsichtigt wird, dasjenige Verfahren, das sonst gewählt worden wäre, so bewirkt sie ein künstliches Motiv, um dem unbesteuerten Verfahren, obschon es an sich schlechter ist, den Vorzug zu geben. Wenn die Steuer daher überhaupt Wirkung hat, so ist die Folge, daß der Artikel in schlechterer Qualität oder mit größeren Kosten producirt wird; sie verursacht, daß ein gewisser Theil der Arbeit des

Gemeinwesens völlig vergeudet wird, und daß das zum Unterhalte und zur Vergütung solcher Arbeit angewandte Capital eben so unnütz verausgabt wird, als hätte man damit Menschen gemiethet, um Löcher zu graben und sie dann wieder zuzuwerfen [wie die „Rehberger" 1848 in Berlin].

„Diese Vergeudung von Capital und Arbeit vermehrt die Productionskosten des Artikels und steigert in entsprechendem Verhältnisse dessen Werth und Preis, weil die Eigner des Capitals entschädigt werden müssen. Der Verlust fällt auf die Consumenten; zugleich aber wird auch das Capital des Landes dadurch verringert werden, indem die Mittel zur Ersparung, und in gewissem Grade auch der Antrieb dazu, abnehmen. Solche Steuern, die unter die allgemeine Bezeichnung von Unterscheidungs-Zöllen (discriminating duties) fallen, widerstreiten daher dem Grundsatze, daß dem Steuerpflichtigen so wenig wie möglich mehr abgenommen werden soll, als dem Staatsschatze zu Gute kommt. Der Consument muß bei ihnen zwei verschiedene Abgaben zahlen, von denen nur die Eine, und häufig gerade die minder lästige, der Regierung entrichtet wird. Wenn eine Abgabe auf Colonial-Zucker gelegt wird und Runkelrüben-Zucker unbesteuert ist, dann wird, soweit ersterer im Gebrauche bleibt, die Abgabe vom Zucker an die Staats-Casse entrichtet, und an sich dürfte diese Steuer sich so gut rechtfertigen lassen, wie nur irgend eine andere. Sofern aber dadurch der Colonial-Zucker, der vorher wohlfeiler als Rübenzucker war, jetzt theurer und von diesem in bedeutendem Maße verdrängt wird, indem man nun viele Felder mit Runkelrüben bestellt und viele Rübenzucker-Fabriken errichtet, so wird der Staat vom Zucker theilweise keine Einnahme beziehen, während doch die Consumenten dafür eine wirkliche Abgabe bezahlen müssen. Sie werden für Runkelrüben-Zucker mehr bezahlen, als sie früher für Colonial-Zucker gaben, und die Differenz wird allein dazu dienen, die Fabricanten für einen geradezu vergeudeten Theil der Arbeit des Landes zu entschädigen; es ist vielleicht durch die Arbeit von dreihundert Menschen so viel producirt worden, als sonst durch die Arbeit von zweihundert hätte erlangt werden können. Einer der häufigsten Fälle dieser Unterscheidungs-Zölle ist der, wo auf die Einfuhr eines Artikels, der im Inlande producirt werden kann, eine Abgabe gelegt wird ohne entsprechende Besteuerung seiner einheimischen Erzeugung. Ein Artikel wird nie dauernd aus dem Auslande eingeführt, wenn er nicht im Ganzen mit geringerem Aufwande von Arbeit und Capital bezogen werden kann, als seine inländische Production kosten würde. Wenn es daher durch einen Einfuhr-Zoll vortheilhafter wird, einen Artikel im Lande selbst zu produciren, als ihn einzuführen, so wird ein Extra-Betrag von Arbeit und Capital verausgabt ohne Extra-Ertrag. Die Arbeit bleibt nutzlos, und das Capital ist verausgabt worden, um Menschen zu bezahlen, die bei aller

Arbeit nichts hervorbringen. Alle Zölle, die zugleich zur Ermunterung der einheimischen Erzeugung des besteuerten Artikels dienen sollen, sind demnach die allerverschwenderischste Weise, den Staatsbedarf zu erheben. Dies gilt insbesondere von Zöllen auf Boden-Producte, sofern sie nicht durch Accise-Abgaben von der einheimischen Production aufgewogen werden. Diese Steuern bringen im Vergleich zu dem, was sie den Consumenten nehmen, der Staats-Casse weniger ein, als irgend eine andere Auflage, der je ein civilisirtes Volk sich unterworfen hat. Wenn ein Land 100 Millionen Scheffel Weizen producirt und 110 Millionen consumirt, so daß 10 Millionen vom Auslande eingeführt werden müssen, und von diesen 10 Millionen ein Einfuhrzoll erhoben wird, der den Preis um einen Thaler per Scheffel erhöht, so wird der Preis nicht allein für die 10 Millionen, sondern für 110 Millionen Scheffel vermehrt. Nehmen wir den günstigsten, aber höchst unwahrscheinlichen Fall an, daß die Einfuhr nicht vermindert, noch die einheimische Production erweitert wird, so erhält der Staat eine Einnahme von nur 10 Millionen Thaler, während die Consumenten zum Belauf von 110 Millionen Thaler besteuert werden; denn 100 Millionen sind eine Abgabe an die einheimischen Producenten. Der Verbraucher bezahlt auf diese Weise dem Grundeigenthümer eine neue Steuer, die das Zehnfache dessen beträgt, was er dem Staate entrichtet."

Ganz so verhält es sich mit allen übrigen geschützten Waaren. Es ist schlechterdings anzunehmen, daß ein Industriezweig, der geschützt werden soll, durch directes Almosen dem Staate weniger kosten würde, als der Zoll den Consumenten, von welchen der Staat seine Mittel schöpft. „Nehmen wir nun aber an, daß die Steuer wirklich die Einfuhr beschränkte; — daß in gewöhnlichen Jahren diese gänzlich verhindert wird, indem sich ausweis't, daß die 10 Millionen Scheffel durch mühsameren Landbau oder Urbarmachung schlechteren Bodens etwas wohlfeiler producirt werden können, als wie der Aufschlag von einem Thaler auf den ursprünglichen Preis ausmacht; nehmen wir an, es lasse sich diese Production herstellen mit einem Aufschlage von einem halben Thaler pr. Scheffel. Die Staats-Casse würde in diesem Falle nichts erhalten, ausgenommen von der außergewöhnlichen Einfuhr bei Miß-Aernten." Die Consumenten bezahlen indessen jährlich eine Abgabe von einem halben Thaler pr. Scheffel auf alle 110 Mill. Scheffel, also 55 Mill. Thaler. Dies ist die Wirkung der sogenannten Getreidegesetze (die jetzt in England aufgehoben sind). Mit den übrigen Waaren verhält es sich mehr oder weniger eben so, je nachdem sie mehr oder minder Bedürfniß der Consumenten sind. „Was wir in Bezug auf Einfuhrzölle im Allgemeinen sagten, findet ebenfalls auf diejenigen Differential-Zölle Anwendung, welche die Einfuhr von bestimmten Plätzen oder in bestimmter

Weise im Gegensatze zu anderen begünstigen, wie z. B. die Bevorzugung der Producte einer Colonie oder eines Landes, mit dem Handelsverträge geschlossen sind, oder die höheren Zölle, welche in Folge von Schifffahrts-Gesetzen Waaren, die nicht in nationalen Fahrzeugen eingeführt wurden, auferlegt werden. Welche andere Gründe man auch für solche Unterscheidungen anführen mag, vom wirthschaftlichen Standpunkte aus sind sie, sofern sie nicht ganz illusorisch sind, nichts weiter als Vergeudung. Sie nöthigen zu einer kostspieligeren Weise, eine Waare zu beziehen, wo eine wohlfeilere offen gestanden hätte, und veranlassen dadurch, einen Theil der Arbeit, welche zur Versorgung des Landes mit ausländischen Erzeugnissen angewandt wird, ohne entsprechende Vergütung zu opfern."

Durch den Handelsvertrag zwischen dem deutschen Zollvereine und Belgien bestand ein Differential-Zoll in Betreff des Eisens an der diesseitigen Gränze. Diese ganze Maßregel kam nur den belgischen Producenten zu Gute, ohne den Consumenten etwas zu nützen. Die Belgier ließen sich die hohen Preise des deutschen Eisens recht wohl gefallen. Da der Verbrauch in Folge des starken Eisenbahn-Baues zunahm, so konnte der Preis auch nicht durch vermehrtes Angebot gedrückt werden, und nur die einheimischen Producenten hatten etwa eine lebhaftere Concurrenz. Ihnen ward geschadet, ohne den Consumenten damit zu nützen. Die Verbraucher können nur genügend zufrieden gestellt werden, wenn der Weltmarkt möglichst zugänglich ist.

Zu den Schutzzöllen gehören auch noch die Ausfuhrzölle. Sie werden in der Regel erhoben von Rohproducenten zu Gunsten reproductiver Verbraucher; selten nur im Interesse der Staats-Casse. Ausfuhrzoll liegt am häufigsten auf Rohproducten oder Halbfabricaten, um zu Gunsten der Consumenten die Ausfuhr derselben zu erschweren und den Preis herabzudrücken, sei es, daß die mit dem Ausfuhrzoll belegten Producte den Consumenten einfach zur Verzehrung dienen, also nur mittelbar reproducirt werden, oder daß ihnen durch hinzugefügte Arbeit eine neue Form beigebracht wird. Zu der ersteren Gattung gehört der Ausfuhrzoll auf Getreide und sonstige Lebensmittel; zu der letzteren die Ausfuhrsteuer auf Schafwolle, Lumpen u. s. w.

Sobald die Ausfuhrsteuer auf Bodenproducte so hoch ist, daß sie wirklich die Ausfuhr hemmt und ein Sinken der Preise im Inlande hervorbringt, dann ist sie eine Plünderung der Boden-Producenten, der zahlreichsten Classe von Erzeugern, durch welche die übrige Industrie des Landes gespeis't wird. Sie wäre nur zu billigen, wo sie so niedrig ist, daß der Preis im Auslande, wohin exportirt werden soll, einschließlich der Fracht,

den Preis im Inlande noch übersteigt, oder wenn die Waare in dem betreffenden Auslande in so geringerer Quantität vorhanden, daß letzteres einen bestimmten Vorrath von derselben um jeden Preis kaufen **muß**. In diesem Falle kann die Regierung, ohne den einheimischen Producenten zu schaden, eine Ausgangssteuer auflegen, die nur der Staats-Casse zu Gute kommt. Das letztgenannte Verhältniß fand zum Theil 1846 zwischen der Schweiz und den südlichen Zollvereins-Staaten Statt; als das Ausfuhrverbot beschränkt worden war, mußten die Schweizer 50 pCt., später 25 pCt. Ausgangszoll bezahlen. Da sie an den Markt in Schwaben gewohnt und nicht im Stande waren, ihren Bedarf rasch genug aus America zu beziehen; da in der Lombardei das Getreide ebenfalls einen hohen Preis erreicht hatte: so mußten sie beinahe ihren früheren Bedarf aus Schwaben um 25 pCt. theurer beziehen, ohne daß der Preis am Productionsorte merklich gedrückt worden wäre. Legte man indessen eine solche Steuer auf die Dauer auf, dann würde sich wahrscheinlich ein neuer Handelsweg eröffnen; die Schweizer würden über Frankreich, Piemont, die Lombardei Getreide aus America oder Rußland beziehen, und die Producenten müßten sich, bei steigendem Vorrathe und größeren Transport-Auslagen nach entfernteren Märkten, mit einem niedrigeren Preise begnügen. Die Staats-Casse würde gar nichts mehr beziehen, die Consumenten ihr Getreide billiger erhalten. Dadurch würde aber der armen Bevölkerung wenig geholfen sein; denn diese würde sich nicht allein rascher vermehren, sondern die städtischen Gewerbe würden von der Ackerbau-Production spärlicher gespeis't werden, weil diese durch den niedrigeren Preis weniger Capital sparen könnte. Am Ende würde die arme arbeitende Bevölkerung der Städte, um derentwillen in der Regel solche Maßregeln, wie Ausfuhrzölle von Getreide, ergriffen werden, am meisten darunter zu leiden haben — wie bei allen übrigen Beschränkungen des Getreidehandels.

Durch den Ausfuhrzoll auf Roh-Producte, welche zur unmittelbaren Reproduction dienen, werden die Fabricanten auf Kosten der Boden-Producenten begünstigt. Letzteren wird Geld aus der Tasche genommen, um es ersteren in die Hand zu drücken. Die Ausfuhrsteuer auf Lumpen ist gar eine Beraubung der ärmsten Producenten, der Lumpensammler, zu Gunsten von Leuten, die im Zollvereine z. B. noch durch einen Schutzzoll gegen fremdes Papier begünstigt sind und im Durchschnitt einen so schönen Gewinn machen, sofern sie die neuesten Verbesserungen anwenden, daß sie im Wohlstande sich befinden.

Solche Auflagen sind daher im höchsten Grade ungerecht, weil sie ungleich vertheilt sind. Neben seinen übrigen Abgaben muß der Schafzüchter oder der Lumpensammler noch eine Schmälerung des Preises seines Pro-

ductes sich gefallen lassen, deren Betrag einem Anderen ohne allen Grund in die Tasche geschoben wird. Nur wenn der inländische Productionszweig ein natürliches Monopol hätte, so daß das Ausland dieselbe Waare gar nicht produciren kann und sie um jeden Preis kaufen, also auch die Ausgangssteuer tragen muß, dann ließe sich diese Steuer entschuldigen. Sonst nicht. Denn hält man es einmal wirklich für unerläßlich, daß ein Industriezweig durch den Staat eine Begünstigung erhält, so verlange man nicht, daß gerade bloß ein gewisser Productionszweig dieses Opfer bringe, sondern man unterstütze den Industriellen im Interesse der Gleichförmigkeit der Besteuerung lieber direct durch eine Geldsumme, die aus den gleichmäßig auf Alle gelegten Steuern entnommen wird; man sei so billig, nicht eine Classe von Producenten zu Gunsten einer anderen zu plündern, die es weniger verdient, weil sie, was eben die Unterstützung beweis't, weniger auf eigenen Füßen zu stehen vermag, als diejenige, welche dem Ausfuhrzoll unterzogen wird.

Wenn wir von der dritten Gattung der oben angeführten Consumtions-Steuern sprechen sollen, so müssen wir zur richtigen Beurtheilung Unterscheidungen machen. Uebergangszölle, wie der im Zollvereine auf Wein, sind nichts als ein Schutzzoll zu Gunsten eines kleinen Landstriches (preuß. Rheinprovinz), ein Privilegium, das kaum als vorübergehende Staatsmaßregel entschuldigt, vom Standpunkte der Volkswirthschaft aus aber nicht gerechtfertigt werden kann, weil es gegen das Princip des Zollvereins selbst verstößt.

In Betreff der Transitzölle kann im Interesse des Verkehrs nur eine sehr mäßige Auflage gebilligt werden, welche etwa als Aequivalent für den Schutz des betreffenden Staates angesehen werden mag. Fluß- und Schifffahrts-Abgaben, Brücken- und Straßen-Zölle dürften nur so hoch sein, um die Auslagen für die Anlegung, Verbesserung und Unterhaltung dieser Verkehrsmittel zu ersetzen. Alles, was mehr, ist vom Uebel, und zwar aus folgenden Gründen:

Der permanente Zweck der wirthschaftlichen Bewegung ist es, die Production zu erleichtern, weil dadurch eine stets wachsende Summe von Gütern auf eine gleiche Anzahl von Menschen kommt. Der Handel, indem er den gegenseitigen Austausch von Producten vermittelt aus den Ländern, wo sie am leichtesten producirt werden, indem das eine Land diesen, das andere jenen klimatischen Vorzug und Vortheil hat, erleichtert und verwohlfeilt er mittelbar die Production. Alles, was nun den Handel erleichtert, verbessert das Wohl der Menschen, weil sie mit weniger Arbeit mehr erzeugen. Deßhalb müssen Anstalten, die den internationalen Verkehr erleichtern, so

billig als möglich dem Publicum zur Disposition gestellt werden. Aus solchen Rücksichten haben sich Staaten bewegen lassen, die Straßen ganz unentgeltlich dem öffentlichen Verkehre zu stellen (Frankreich, Baden), weil der Vortheil mittelbar doch schließlich Allen zu Gute komme. Doch ist dabei eine kleine Parteilichkeit nicht zu vermeiden, weil es sehr entlegene Gegenden gibt, die wenig Vortheil von einer Straße haben, während eine andere Gegend dieselbe ganz ausnützt und jene daher, da sie gleichmäßig besteuert sind, so viel beitragen müssen, als die letztere, ohne so viel Nutzen davon zu haben. Aus diesem Grunde wird das Verfahren, Straßen, Eisenbahnen und andere Verkehrsanstalten Privatunternehmern zu überlassen, den Vorzug verdienen. Weil in der Regel keine Concurrenz bei solchen Unternehmungen vorhanden ist, welche die Güte der Leistung und die Preise regelte, so müßte dem Staate ein gewisses Beaufsichtigungsrecht vorbehalten bleiben, damit das Publicum nicht einseitig ausgebeutet würde, was bei obwaltender Concurrenz nicht der Fall sein könnte. Wo ein Unternehmen noch zu wenig gewinnversprechend wäre, da dürfte eine kleine Beihülfe des Staates zu billigen sein, wie in Preußen, wo neuerdings der Chaussee-Bau den Kreisen überlassen wird und der Staat nur eine Prämie pro Meile zahlt. Aber unter allen Umständen müßte festgehalten werden, daß solche Verkehrsanstalten nicht directe Steuerquellen werden, die einen Ertrag über die Auslagen abwerfen. Dies ist bei unseren Flußzöllen in Deutschland der Fall, indem dieselben den betreffenden Regierungen mehr eintragen, als die Regulirungs-Arbeiten und Wasserbautenkosten, die aber den Verkehr deßhalb nicht unwesentlich beeinträchtigen.

Fassen wir eine kurze Schlußfolgerung zusammen, so finden wir, wie jede Steuer erst im Laufe der Zeit sich gleichmäßig nach der Steuerkraft der Unterthanen vertheilt. Mit der Eintheilung der Steuern in directe oder indirecte ist noch keineswegs das Wesen jeder einzelnen Steuer ergründet. Weil es unmöglich ist, irgend eine Steuer von vorn herein gleichmäßig nach der Steuerkraft der einzelnen Einwohner eines Staates zu vertheilen, so ist im Grunde eine jede Steuer eine indirecte, d. h. bei jeder findet erst allmählich die Ausgleichung Statt. Aber bei der einen geht dieser Proceß schneller von Statten, als bei der anderen, d. h. die eine Steuer nähert sich der directen Steuer mehr, als die andere. Wenn man daher die Steuern in solche eintheilte, deren Last sich rasch gleichmäßig vertheilt, und in solche, wo dieser Ausgleichungs-Proceß längere Zeit erfordert, wenn man die ersteren directe, die letzteren indirecte Steuern nennen will, so muß man der reinen Einkommensteuer am ersten den Namen einer directen Auflage zugestehen. Ihr Vorzug besteht eben darin, daß bei ihr der Ausgleichungs-Proceß am schnellsten vor sich geht, und daß, was damit genau zusammen-

hängt, bei ihr jeder Steuerpflichige genauer als bei irgend einer anderen Steuer weiß, wie viel er wirklich bezahlt.

„Denken wir uns," sagte vor einigen Jahren einer meiner Freunde in einem norddeutschen Blatte, das den wirthschaftlichen Fortschritt besonders anstrebt, „in Preußen wollte man alle Staatsbedürfnisse durch sogenannte indirecte Steuern, und zwar lediglich durch Steuern auf die unumgänglich nothwendigen Lebensbedürfnisse: auf Salz, Kartoffeln, Brod, Fleisch und Getränke, decken; rechnen wir die Staats-Ausgaben in runder Summe zu 100 Millionen und die Einwohner des preußischen Staates aus 3⅓ Mill. Familien bestehend, so käme also auf jede Familie eine Steuerlast von 30 Thlrn., und weil so ziemlich jede Familie an jenen Consumtibilien ungefähr gleich viel verzehrt, indem die ärmeren an Kartoffeln und Brod beinahe das *mehr* verzehren, was sie an Fleisch und Getränken *weniger* verbrauchen, als die reicheren, so müßte man annehmen, daß auch die ärmeren eine Steuer von mindestens 25 Thlrn. träfe, falls sie ihre Consumtion nicht einschränkten. Da nun aber manche Familien nicht so viel verdienen, um jene Summe übrig zu haben, so müßten sie nothwendig weit weniger verzehren, als bisher. Eine nothwendige Folge davon wäre eine bedeutende Zunahme der Sterblichkeit in den ärmeren Classen; diese müßte so lange dauern, bis die Zahl der ihnen angehörigen Einwohner des Staates verhältnißmäßig so gering geworden wäre, daß sie durch das relativ verminderte Angebot an Arbeitskräften einen erhöhten Arbeitslohn erhielten. Rechnen wir das jährliche Einkommen aller Einwohner des preußischen Staates zu 1000 Mill. Thlr., so betrügen die Staatssteuern gerade ein Zehntel; das natürliche Verhältniß wäre demnach, daß jede Familie ungefähr ein Zehntel ihres Einkommens an den Staat abgäbe; also eine Familie, welche 80 Thlr. verdient, 8 Thlr. Sie könnte aber dann die oben berechneten 25 Thlr. nur dann aufbringen, wenn sich ihr Verdienst um 17 Thlr. vermehrte: folglich müßte der Arbeitslohn fast um ein Viertel steigen, was jedenfalls erst das Resultat eines langen, entsetzlichen Processes voller Elend und Noth sein könnte. Gesetzt nun, man hätte diesen Proceß durchgemacht, so wäre das Resultat eine ungeheure relative Verarmung des ganzen Volkes — denn das verminderte Angebot von Arbeitskräften müßte auch eine verminderte Zunahme von Capitalien zur Folge haben — und die vollständige Unwissenheit der meisten Einwohner des Staates über ihren wirklichen Beitrag zu den Staatssteuern."

Nach allem dem kommen wir also zu dem Schlusse, daß die Gesetzgebung darauf hinarbeiten müsse, *alle Steuern in die reine Einkommensteuer aufgehen zu lassen*. Wir sind weit entfernt, zu verkennen, daß dieses Unternehmen in den bestehenden Verhältnissen viele

Hindernisse hat; auch verlangen wir nicht, daß die Reform plötzlich und gänzlich gemacht werde. Die Verbrauchssteuern mögen noch längere oder kürzere Zeit neben der reinen Einkommensteuer fortbestehen. Allein die Legislatur sollte, obigen Grundsatz wenigstens zur Richtschnur nehmend, die indirecten Steuern allmählich vermindern und die Einkommensteuer erhöhen, soweit es eben nach den gegebenen Verhältnissen möglich ist.

Wir müssen schließlich noch eine Steuer erwähnen, die mehr historisches als praktisches Interesse hat, weil sie fast überall abgeschafft ist — die Naturalsteuer — den Zehnten. Diese Steuer nimmt dem Boden-Producenten einen Theil, in der Regel — wie das Wort es andeutet — den zehnten Theil, der Aernte auf dem Felde weg.

Zu einer Zeit, wo es nur wenige und schlechte Wege gab, wo der größere Theil der Waaren zu Lande mit Saumthieren transportirt werden mußte, wo es also einen Kornhandel noch nicht geben konnte, wo es für den Bauer unmöglich war, seine Erzeugnisse regelmäßig zu versilbern, da war der Zehnte die einzig mögliche Art, Steuern zu erheben. Er mochte im Mittelalter weniger drückend gewesen sein, als es eine in Geld ausgedrückte Steuer gewesen wäre.

Zugleich mußten die Getreideböden des Guts- oder Landesherrn die Functionen des mangelnden Getreidehandels übernehmen und durch Magazinirung die Ungleichheit verschiedener Aernten auszugleichen suchen. Der Zehnte erfüllte dadurch einen doppelten Zweck.

In unserer Zeit aber, wo der Getreidehandel alle die Dienste in großartigem Maßstabe übernommen hat, welche die Kornböden der Renten-Kammern einst leisteten, wo Dampfschifffahrt und Eisenbahnen Regulatoren der Kornpreise auf der halben Erde geworden sind, ist der Zehnte, wo er noch existirt *), von Nachtheil.

Die Natural-Besteuerung hat den Nachtheil, daß sie nicht einen Theil des reinen Einkommens, sondern des Brutto-Einkommens wegnimmt und dadurch ungleich lastet; sie hat den ferneren Nachtheil, daß sie gleich einer Strafe wider Meliorationen wirkt. Denn wenn der Zehntherr auch dann den zehnten Theil des Ertrags bekommt, nachdem der Bauer ein Capital zur Verbesserung seines Bodens aufgewandt — wenn dieser z. B. durch Drainirung seinen Ertrag um ein Drittheil erhöht hat —, wenn der Zehntherr somit einen Vortheil von der Melioration hat, zu welcher er gar nichts beizutragen braucht, so wird sich in neun Fällen unter zehn der Bauer hüten, Capital und Arbeit zu Verbesserungen aufzubieten.

*) Einzelne Güter im Canton Thurgau (Schweiz) sind noch mit gutsherrlichen Zehnten belastet.



Die Natural-Besteuerung ist aber auch ungleich, folglich ungerecht.

Nehmen wir den Fall, ein Bauer besäße Weinberge, ein anderer vorzugsweise Wiesen. Der durchschnittliche Brutto-Ertrag beider Grundflächen beliefe sich auf die gleiche Summe von 6000 Thlrn. Nun hat der Weinberg-Besitzer bedeutende Auslagen für Dünger, für Holz zu Pfählen, für Arbeitslohn zu machen. Der Andere braucht für seine Wiesen keinen Dünger, weil er sie wässert; das Einbringen der Heuärnte und die Bestellung seiner Aecker kostet ihm höchstens 1000 Thlr., während der Weinberg-Besitzer im Verhältniß zu ihm die vierfachen Bestellungskosten hat. Wird nun von beiden Gütern der zehnte oder der zwölfte Theil des Ertrags genommen, so beträgt der einem Jeden abgenommene Werth im letzteren Falle allerdings gleichmäßig 500 Thlr.; da der Weinbauer aber 4000 Thlr. Kosten und nur 2000 Thlr. Rein-Ertrag, der Wiesenbauer jedoch 5000 Thlr. Rein-Ertrag erhält, so hat man ersterem ein Viertheil, letzterem nur ein Zehntheil seines reinen Einkommens abgenommen.

In unserer Zeit, wo es sich darum handelt, die Bauern für die Einführung der großartigen Bodenverbesserungen zu gewinnen, welche die rationelle Landwirthschaft aufgeschlossen hat, wo Drainirung, chemische Düngung und zweckmäßiger Fruchtwechsel den Ertrag des Bodens um ein Drittheil, oft um die Hälfte vermehren können, da würde man sich versündigen an der Zukunft der Nation, wenn man nicht alle Hindernisse wegräumen wollte, welche solcher Bodenverbesserung entgegenstehen. Eines der größten Hindernisse war aber der Zehnte.

---

24. Der Getreidehandel.

Je niedriger die Stufe ist, auf welcher die Gesammt-Industrie eines Landes steht, desto größer sind die Preisschwankungen des Getreides in guten und in schlechten Jahren; je entwickelter hingegen der Handel eines Volkes, desto geringer ist der Unterschied zwischen dem höchsten und dem niedrigsten Preise. Diese Preisschwankungen gingen im Mittelalter oft bis ins Ungeheure; sie haben sich in der neueren Zeit außerordentlich dem Niveau genähert.

Nach heutigem Gelde galt der Quarter Weizen in England, nach Stowe:

1238	=	14	Shillig	11	Pence.
1246	=	158	"	9	"
1257	=	198	"	5	"
1302	=	39	"	8	"
1315	=	198	"	5	"
1316	=	317	"	5	"
1317	=	436	"	6	"

Das sind nicht einmal die äußersten Extreme. Nicht selten, sagt Roscher, kostete der Weizen damals im Juni oder Juli vier- bis fünfmal so viel, als im September und October. In Rußland schwanken noch jetzt, wie Harthausen berichtet, z. B. im Gouvernement Tambow, die Kornpreise von $4\frac{1}{2}$ bis 64 Silbergroschen für den preußischen Scheffel. Dergleichen wäre im heutigen England schlechterdings unmöglich. Von 1700 bis 1750 (Roscher) sind die Eton-Preise des Bushels Weizen höchstens 11 Shilling 6 Pence, mindestens 2 Sh. 11 P. gewesen; von 1750 bis 1800 höchstens 16 Sh., mindestens 3 Sh. 9 P.; von 1800 bis 1835 höchstens 15 Sh. 4 P., mindestens 4 Sh. 11 P.

Zu unserer Zeit sind die Preisschwankungen da am höchsten, wo der Handel am wenigsten ausgebildet ist; die Getreidepreise nähern sich also stets mehr dem Niveau in den Seestädten und in Ländern, welche für ihren Bedarf immer auf den Handel angewiesen waren (Schweiz). In solchen

Orten und Gegenden ist auch das letzte Ueberbleibsel der Gespensterfurcht — die Furcht vor dem sogenannten Kornwucher — wenig oder gar nicht vorhanden.

Da hingegen, wo der Handel nur wenig ausgebildet ist, hören wir in fruchtbaren Jahren die Producenten über Mangel an Absatz, über Schleuderpreise, — und in Fehljahren die Consumenten über „Kornwucher" klagen, der hohe Preise verursache. Im Mittelalter, und heut zu Tage noch in Ländern, wo die Communicationsmittel und der Handel wenig entwickelt sind, kam und kommt es nicht selten vor, daß in fruchtbaren Jahren Getreide verfault und Wein weggeschüttet wird, weil man sie nicht unterzubringen weiß, — während in Fehljahren Hungersnoth eintritt und Tausende von Hunger und Seuchen dahin gerafft werden. In Ländern hingegen, wo der Verkehr leicht und der Handel sehr entwickelt ist, kommt weder die eine, noch die andere Alternative vor. Der Handel, durch große Capitalien erstarkt, hilft in beiden Fällen. Er übernimmt die Operationen, welche bei manchen Völkern des Alterthums Kornmagazine (im Mittelalter die Zehnten-Getreidevorräthe) vollbracht hatten. Er kauft in fruchtbaren Jahren mit den großen Capitalien, die ihm bei reichen Völkern zu Gebote stehen, den Ueberfluß auf, um ihn in Fehljahren wieder zu verkaufen. In Jahren des Ueberflusses steigert also die Nachfrage des Handels die niedrigen Preise, — und in Fehljahren wirkt die Concurrenz des Großhandels, der mit seinen aufgespeicherten Vorräthen auf dem Markte erscheint, zur Milderung der Preise, die sonst jene enorme Höhe erreichen würden, wie wir sie oben gesehen haben, und bei welchen im Mittelalter die Hungersnoth in jedem Jahrhundert mehrmals einen Theil der Bevölkerung wegraffte.

Am meisten werden im Allgemeinen die Preise ausgeglichen, wenn der Handel seinen ungestörten Fortgang nehmen darf. Nun ist aber der Handel mit Getreide der schwierigste von allen; denn dieses unterscheidet sich von jeder anderen Waare in Beziehung auf die Nachfrage durch seine Unentbehrlichkeit. Deßhalb können die Kornpreise (Roscher) viel höher steigen, als es bei entbehrlichen Gegenständen irgend möglich wäre. Weil aber auch der Consumtion eine viel engere Gränze gezogen ist, als bei jeder anderen Waare, so können sie viel tiefer sinken. Zugleich wirkt aus solchem Grunde bei keiner anderen Waare die bloße Furcht vor einem zukünftigen Mangel so sehr auf Erhöhung, und die Aussicht auf eine gute Aernte so sehr auf Erniedrigung der Preise.

Diese Besorgniß ist ein so wesentliches Moment, daß der Engländer Gregor King sogar folgendes Gesetz beobachtet haben will, nach welchem

in deren Folge die Getreidepreise in geometrischer Progression steigen, was wir doch für etwas übertrieben halten: Bei einem Ausfall der Aernte

von	10	Procent	um	30	Procent,
„	20	„	„	80	„
„	30	„	„	160	„
„	40	„	„	280	„
„	50	„	„	450	„

Es ist daher kein Wunder, daß der Getreidehandel der schwierigste ist und als reelles Geschäft nur mit großen Capitalien getrieben werden kann. Da nun große Capitalien nicht in jedem Lande vorräthig sind, sondern nur in den reicheren, so ist es am besten, wenn dem Getreidehandel kein Hinderniß von Seiten des Staates in den Weg gelegt wird, damit in fruchtbaren Jahren die Magazine des Großhandels sich füllen und den Producenten durch die Concurrenz zu Preisen verhelfen, bei denen sie bestehen können, — welche Magazine sodann in Fehljahren wieder geöffnet werden. Es ist stets besser, wenn dem Handel dieses Geschäft überlassen ist, weil er es billiger besorgen kann, als der Staat, wo dieser Getreide-Magazine anlegt, und weil der Staat überhaupt gar nicht die Mittel hat, seine Wirksamkeit so weit auszudehnen, als der Handel der Privatleute.

Stehen dem Handel dagegen Hindernisse im Wege, seien es Ausfuhrverbote oder schlechte Communicationsmittel, so treten wieder jene enormen Preisschwankungen, wie im Mittelalter und in uncultivirten Ländern, ein, wo in fruchtbaren Jahren die Producenten an den Schleuderpreisen und in Fehljahren die Consumenten an der Theuerung zu Grunde gehen. Die beste Politik in Betreff des Getreidehandels ist also die Erleichterung des Verkehrs durch Beseitigung der Ausfuhrverbote und Zollschranken, durch die Herstellung guter Straßen und Verbindungsmittel. Diese Regel ist durch die Erfahrung der Weltgeschichte unumstößlich bewiesen; sie kann nur durch seltene Ausnahmen, wie z. B. Kriegsfälle, alterirt werden.

Hohe Getreidepreise mögen allerdings unangenehm, traurig sein; die Klage müßte sich aber höchstens gegen den Mangel von Getreide, gegen das Fehljahr richten, — nicht gegen erstere; denn die hohen Preise sind nur das Symptom, nicht die Ursache des vorhandenen Uebels. Nehmen wir einmal an, daß ein gefährlicher Ausfall der Aernte eines Landes nicht durch einen Ueberschuß aus anderen Ländern gedeckt werden könne — was bei unsern jetzigen Communicationsmitteln indessen zum Theil stets der Fall ist, da eine Mißärnte wegen des verschiedenen Klima's nie auf allen Theilen der Erde zugleich eintritt —, so könnte nur durch einen verhältnißmäßigen Abbruch an der täglichen Nahrung der Getreidevorrath bis zur nächsten Aernte ausreichend gemacht werden. Wenn keine Minderverzehrung

einträte, so würden die Vorräthe vor der nächsten Aernte verzehrt sein, und die Bevölkerung müßte, in Ermangelung eines Surrogates, Hungers sterben. Die hohen Preise sind aber nun das Mittel, um diese Ersparniß zu erzwingen; je höher der Ausfall, desto höher die Preise, desto höhere Entbehrungen müssen die Consumenten während des Jahres sich auferlegen, um im Frühjahre vor der neuen Aernte den Hungertod zu vermeiden. Die hohen Preise sind also nicht allein Symptome der Krankheit, — sie sind sogar auch das Heilmittel. A. Smith vergleicht die Bevölkerung eines solchen Landes, welches einen größeren oder kleineren Ausfall in der Aernte gehabt hat, ohne ihn durch Zufuhr von außen vollständig ersetzen zu können, mit der Mannschaft eines Schiffes, welches verschlagen worden ist und dessen Proviant nicht bis zum nächsten Hafen ausreicht. In einem solchen Falle sieht der Capitän des Schiffes sich genöthigt, die Rationen zu verkürzen. Ganz in demselben Falle befindet sich die Bevölkerung eines Landes oder der ganzen Erde in einem Fehljahre. Der Capitän aber, welcher die Rationen beschränkt, welcher sorgsam mit ihnen haushält, damit sie bis in den Hafen, d. h. bis zur nächsten Aernte ausreichen, dieser Capitän ist — der Handel. Der Handel ist der große Menschenfreund, welcher die Zukunft der Menschen ins Auge nimmt, wo der Einzelne vielleicht kurzsichtig seine Vorräthe vor der Zeit verzehren würde.

In Ländern, die in der Regel ihren Verbrauch an Getreide im Inlande decken, kann der Großhandel in Getreide niemals bedeutend sein. Wenn diese aber in Fehljahren ihren Ausfall durch Zufuhren decken wollen, so dürfen sie dem Handel kein Hinderniß in den Weg legen. Auf künstliche Weise die Preise zu drücken, würde den Ausfall durch Nichtbeschränkung der Consumtion nur noch vermehren. Eine gewisse Höhe der Preise ist ja gerade nothwendig, um ausländische Waare anzulocken, weil bei der Schwierigkeit des Transportes und der leichten Verderblichkeit gerade das Getreide am meisten auf gewisse Entfernungen hin sich vertheuert. Das Mittel also, Zufuhren aus fremden Ländern herbeizulocken und, wenn der Vorrath nicht für die nächste Aernte ausreichen sollte, Hungersnoth zu vermeiden, sind eben die hohen Preise, über welche die nicht überlegende Menge sich beschwert. Die Klage, daß durch „Getreidewucherer" eine künstliche Theuerung geschaffen werde, ist thöricht, weil der Kornhandel so viele Millionen erfordert und in so vielen Händen ist, daß eine Verabredung der Kornhändler der Welt in das Reich der Unmöglichkeiten gehört. Wenn irgend etwas, so wäre aber gerade das Geschrei über „Kornwucher" im Stande, das Getreide zu vertheuern. Denn wenn der überaus schwierige und riskirte Getreidehandel von der unüberlegten Masse noch mit einer levis notae macula, mit Anrüchigkeit, bekleidet wird,

dann werden sich die redlichen, großen Capitalisten eher aus dem Geschäfte zurückziehen und dasselbe solchen Leuten überlassen, die dabei weniger bedenklich sind, die aber (nach der Theorie vom Arbeitslohne) für die Gefahr oder die Anrüchigkeit, die ihnen vom Publicum geboten wird, eine „Prämie" sich werden bezahlen lassen, so daß eben die Vertheuerung durch dieselbe Klage vermehrt wird, welche sie zu beseitigen wünscht.

Wie das Vorurtheil gegen den Getreidehandel („Kornwucher") schädlich ist, so sind es auch Staats-Maßregeln, welche eine künstliche Ermäßigung der Getreidepreise bezwecken, z. B. Ausfuhrverbote. Letztere sind unter jeder Bedingung — strategische Rücksichten ausgenommen — unzweckmäßig, mag nun der nächste Zweck erreicht werden oder nicht. Wird er erreicht, wird der Preis der Lebensmittel durch das Ausfuhrverbot herabgedrückt, so wird die Majorität des Volkes (denn das sind bei uns in Deutschland noch immer die Grundbesitzer) zu Gunsten der Minorität besteuert. Da wäre es noch immer die Frage, ob ein solches Almosen nicht auf andere Weise zweckmäßiger gesammelt und vertheilt werden könnte, weil unter der Minorität gewiß die große Mehrheit wieder eines solchen Almosens nicht bedürftig sein wird; denn ein solcher erzwungener Preis-Abschlag des Getreides käme auch der reichen Bevölkerung der Städte zu Gute*).

---

*) Der eine Theil des Landes verliert, was der andere gewinnt. Es gibt selten ein Land, welches in allen seinen Provinzen sich selbst mit Getreide versieht. Die eine producirt Wein, die andere Vieh, in einer dritten herrscht die Industrie vor &c., und die Gebirgsländer können es ohnehin nicht. Sperren sich nun die Länder gegenseitig ab, so wird in die Gränzprovinzen, welche in diesem Falle sind, nichts mehr eingeführt, und die Provinzen, welche Ueberfluß haben, werden nun, anstatt in das ihnen nahe liegende Land, dorthin Getreide führen. Dadurch wird nun einmal der Handel, den sie mit ihrem Nachbarlande hatten, zerstört und durch die Fracht in jene Provinzen der Preis des Getreides dort erhöht. Die Getreide-Bezirke können also nichts gewinnen, und die anderen werden nur verlieren. Baiern z. B. führt in seinen südlichen Theilen Getreide nach der Schweiz aus, in seinen nördlichen aus Sachsen und Preußen ein, — außerdem aber auch Gerste für das ganze Land. In Folge des Ausfuhrverbotes muß man nun in Franken Getreide aus Oberbaiern und Schwaben kommen lassen, und durch die große Entfernung durch den ungewöhnlichen Verkehr, der hierdurch entsteht, für welchen Transportmittel in genügender Zahl noch nicht bestehen, wird das Getreide sehr vertheuert. Der Gewinn für das Land ist also null oder jedenfalls sehr gering. Ja, selbst wenn Sachsen, Preußen und Böhmen kein Verbot erlassen, so wird doch durch die Concurrenz, welche zwischen Franken und

Häufig wird aber der Zweck gar nicht erreicht, sondern im Gegentheil die Furcht vor zukünftigem Mangel noch vergrößert und dadurch der Preis noch höher gesteigert. Man wird leicht geneigt, die Gefahr für größer zu halten, als sie ist. Dies veranlaßt sowohl viele Consumenten, als Kleinhändler, Bäcker und Müller zu größerer Nachfrage, weil sie glauben, der Vorrath an Getreide, den die Regierung, wie sie meinen, besser übersehen kann, als der Privatmann, sei noch geringer, als sie gedacht, — der Preis werde später noch höher steigen. Diese durch eine solche Maßregel der Regierung genährte Meinung theilt sich natürlich auch den Producenten mit; auch sie werden in den Glauben versetzt, daß der Vorrath noch geringer sei, als man Anfangs angenommen habe, weil die Regierung sonst nicht zu einer so außerordentlichen Maßregel geschritten wäre. Auch die Producenten werden dadurch in den Glauben versetzt, daß das Getreide noch mehr im Preise steigen müsse; das bewegt sie denn natürlicher Weise, ihre Vorräthe zurückzuhalten. Die Nachfrage steigt also, und das Angebot vermindert sich. Aus diesem Grunde steigt oft sogar nach einem Ausfuhrverbot der Preis des Getreides, statt zu fallen. Nun hat dem Getreide-Ausfuhrverbote entweder wirklicher Mangel zu Grunde gelegen oder nicht. Im letzteren Falle muß sich früher oder später der wahre Stand der Vorräthe offenbaren, und der Preis wird eben so rasch sinken, als er gestiegen ist. Diejenigen Producenten und Kaufleute aber, welche durch das Getreide-Ausfuhrverbot verleitet worden sind, zu glauben, die Vorräthe seien noch geringer, und deßhalb zurückgehalten haben, werden bedeutend verlieren. Im ersteren Falle jedoch, wo wirklich die Getreidevorräthe des Landes nicht bis zur nächsten Aernte ausreichen, da kann das Ausfuhrverbot wahre Hungersnoth hervorrufen, weil es den Handel verscheucht, der allein die Deckung des Ausfalles bewerkstelligen kann. Und der Handel kann in diesem Gebiete sehr leicht verscheucht werden, weil er ohnedies schon so vielen Gefahren Preis gegeben ist. „Denn nichts", sagt Roscher, „ist ungewisser, als die Witterung, von welcher die Korn-Speculationen doch so wesentlich abhangen. Ich erinnere nur an das Jahr 1844. Erst wegen des kalten Frühlings, wo nichts recht aufgehen wollte, große Besorgniß; nachher ein überaus schöner Mai, warm und feucht im höchsten Grade; dann im Juni sehr rauhes Wetter, das erst im Juli durch milden Regen beseitigt wurde.

---

der Schweiz dann entsteht, das Getreide ebenfalls vertheuert. Den Nachtheil aber, welchen die Abbrechung des gewöhnlichen Handelsverkehrs mit dem Auslande, wie z. B. zwischen Oberbaiern, Schwaben und der Schweiz, verursacht, weiß jeder Kaufmann zu würdigen.

Gegen die Aernte hin fing die Nässe an, drohend zu werden; indessen kam das Getreide, wenngleich etwas spät, doch gut ein. Wer mit einem solchen Geschäfte nicht Lotterie spielen, sondern einen soliden Handel treiben will, der muß ihm nothwendig eine so große Ausdehnung geben, daß die Menge der Operationen jede einzelne assecurirt. Die Gefahr wird noch vermehrt durch den blinden Argwohn und Haß, mit welchem der große Haufe überall den Kornhandel betrachtet, wenn er sich noch nicht vollkommen an den Anblick desselben gewöhnt hat. Bringt man ohne Weiteres Kornvorräthe in eine Stadt, welche noch keinen regelmäßigen Verkehr damit kennt, so werden sie oft, wenigstens für den Augenblick, unverkäuflich sein. Doch muß sie der Eigenthümer nothwendig schnell in Speicher bringen, wenn sie nicht verderben sollen, u. s. w."

Durch ein Ausfuhrverbot wird also der sonst schon so schwierige Handel leicht ganz abgeschreckt, — und ein solches ist also nach allen Seiten hin verwerflich.

Die Geschichte hat dies auf das klarste bewiesen. Hungersnoth ist da am häufigsten, wo der Mangel an Verkehrsmitteln ein natürliches Ausfuhrverbot bildet. Im Mittelalter, wo der Land-Transport im nördlichen Europa wegen der schlechten Wege so außerordentlich schwierig war, kam nach dem Zeugnisse der Chronisten in jedem Jahrhundert ein- bis zweimal eine Hungersnoth zum Ausbruche, welche den vierten, ja, den dritten Theil der Bevölkerung wegraffte.

Je mehr die Communicationsmittel sich verbessern, desto gleichmäßiger wird der Getreidepreis in demselben Jahre; und je mehr die Landwirthschaft sich vervollkommnet, um so mehr gleicht sich die Aernte von einem Jahre auf das andere aus, — denn durch Drainirung, gute Düngung und Bewässerung werden die Grundstücke unabhängiger von dem Einflusse der Witterung, und der Aernte-Ausfall ist in schlechten Jahren nicht so groß, als bei vernachlässigten Aeckern.

Dies sind die Haupt-Gesichtspunkte, welche beim Getreidehandel und der Theuerungs-Politik zu berücksichtigen sind. Wer noch Näheres darüber nachlesen will, dem empfehlen wir das unter diesem Titel erschienene treffliche Buch von Roscher.

---

25. Das Gesetz der Bevölkerung.

Theilte auch Malthus das Schicksal vieler ökonomistischen und socialistischen Theoretiker, denen die Quelle aller Uebel, welche die Menschen heimsuchen, nur in Einem Gesetze, in Einer Einrichtung erschien, und die dieselbe daher auch mit Einem Mittel, mit Einer Panacee verstopfen zu können glaubten, — so hat er doch eines der Haupt-Naturgesetze, denen der Mensch unterworfen ist, beobachtet und formulirt.

Dieses Gesetz ist folgendes: Wenn die Bevölkerung durch kein Hinderniß aufgehalten wird, so verdoppelt sie sich längstens alle fünfundzwanzig Jahre, und wächs't so fort von Periode zu Periode nach geometrischer Progression.

Die Lebensmittel dagegen können unter den günstigsten Umständen nicht schneller als in arithmetischer Steigerung sich vermehren.

Malthus vergleicht nun diese beiden Gesetze des Wachsthums und findet deren unvermeidliche Folgen ziemlich überraschend. „Nehme man", sagt er, „die Bevölkerung von England zu 11 Millionen an, und setze man den Fall, daß die gegenwärtigen Bodenproducte zur Erhaltung einer solchen Bevölkerung hinreichen. Nach Verlauf von fünfundzwanzig Jahren ist die Bevölkerung auf 22 Millionen angewachsen, und da die Nahrungsmittel sich auch verdoppelt haben, so würden sie noch zur Erhaltung dieser Bevölkerung hinreichen. Nach einer zweiten Periode von fünfundzwanzig Jahren aber würde die Bevölkerung auf 44 Millionen gestiegen sein, — die Subsistenzmittel könnten aber nur 33 Millionen erhalten. In der folgenden Periode würde die Bevölkerung, auf 88 Millionen angelangt, nur noch für die Hälfte dieser Zahl Lebensmittel finden. Am Ende des ersten Jahrhunderts würde die Population 176 Millionen betragen, und die Lebensmittel würden nur für 55 Millionen hinreichen, — so daß eine Volkszahl von 121 Millionen Hungers sterben müßte."

Setzt man an die Stelle Englands, welches als Beispiel gedient hat, die gesammte Oberfläche der Erde, so wird man zuvörderst bemerken, daß es nicht mehr möglich ist, durch Auswanderung der Hungersnoth zu

entgehen. Nimmt man die gegenwärtige Anzahl der Bewohner der Erde auf eine Milliarde an, so würde das Menschengeschlecht wachsen, wie die Zahlen: 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256, — während die Lebensmittel wie folgende zunehmen: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9. Nach Verlauf von zwei Jahrhunderten verhielte sich die Bevölkerung zu den Lebensmitteln wie 256 zu 9, — nach Verlauf von drei Jahrhunderten wie 4096 zu 13, u. s. w.

Wir haben in unserer Voraussetzung den Producten der Erde keine Gränze angewiesen. Wir haben angenommen, sie seien einer unbegränzten Vermehrung fähig. Das Gesetz der Bevölkerung überwiegt aber dabei so sehr das der Production von Lebensmitteln, daß harte Präventiv- und Repressiv-Hindernisse das Gleichgewicht herstellen müssen.

Die Pflanzen und die Thiere gehorchen ihrem Instinct, ohne durch die Vorherberechnung der Bedürfnisse gehindert zu werden, welche ihre Erzeugung hervorruft. Der Mangel an Platz und Nahrung zerstört daher in diesen beiden Reichen, was über die diesen Gattungen angewiesenen Gränzen hinaus erschaffen ist. Die Wirkungen dieses Hindernisses sind für den Menschen viel verwickelter. Von demselben Instinct getrieben, fühlt er sich wieder durch die Stimme der Vernunft in Schranken gehalten, die ihm die Furcht einflößt, Kinder zu erhalten, deren Bedürfnisse er nicht bestreiten kann. Wenn er dieser gerechten Furcht nachgibt, so geschieht es oft auf Kosten der Tugend. Wenn hingegen der Instinct den Sieg davon trägt, dann wächs't die Bevölkerung mehr, als die Subsistenzmittel. Die Schwierigkeit, sich zu ernähren, ist also ein fortwährendes Hinderniß, welches der Vermehrung der menschlichen Bevölkerung entgegensteht. Dieses Hinderniß muß sich überall fühlbar machen, wo Menschen versammelt sind, und muß sich überall einstellen unter den verschiedenen Gestalten des Elendes und des gerechten Abscheues, welchen dieses erweckt. Wenn man die verschiedenen Abstufungen der socialen Existenz durchgeht, so wird man überall auf dieses Hinderniß der Bevölkerungs-Vermehrung stoßen.

Malthus hat die Beobachtung des Bevölkerungs-Gesetzes vornehmlich aus Nordamerica gezogen, wo die Bevölkerung seit hundert Jahren alle fünfundzwanzig und in einzelnen Gegenden sogar alle sechszehn Jahre sich verdoppelte. Die Einwanderung kommt dabei nicht in Betracht, weil sie kaum die größere Sterblichkeit aufwiegt, welche das Klima der neuen Länder mit sich führt. Der zweite Theil des Malthus'schen Gesetzes, daß die Lebensmittel sich nur in arithmetischer Progression vermehren, scheint hier, außerordentlicher Umstände wegen, auf eine Ausnahme gestoßen zu sein; denn die vierundzwanzig Millionen, welche seit hundert Jahren in America aus drei Millionen erstanden sind, haben hinreichendere Subsistenzmittel,

als diese drei Millionen besaßen. Doch die größere Ausdehnung der jetzt bewohnten Landstrecken erklärt dies sehr einfach. Mag das Gesetz auch erst zu seiner vollen Anwendung kommen, wenn die ganze Erde bevölkert ist, — mögen die Hindernisse, welche der Bevölkerung entgegenstehen, in dem einen Lande geringer als in dem anderen sein: — die Richtigkeit des Gesetzes selbst wird deßhalb doch nicht bezweifelt werden können.

Wir haben das Gesetz in seiner absoluten Wirkung betrachtet, wo nach einer bestimmten Periode die producirten Lebensmittel nicht mehr ausreichen würden, um die Bevölkerung zu ernähren. So weit wird es aber gar nicht kommen, sondern die Hindernisse treten schon früher ein und sind fortwährend bemüht, das Gleichgewicht zwischen beiden Principien herzustellen.

Malthus theilt die Hindernisse, welche der geometrischen Progression der Bevölkerung entgegenstehen, in zwei Classen ein: in präventive und repressive, oder in vorbeugende und zerstörende.

Die vorbeugenden Hindernisse, soweit sie aus dem freien Willen entspringen, sind dem Menschengeschlechte vorzugsweise eigenthümlich und entstehen aus jener Kraft, welche es vor den rohen Thieren auszeichnet, — der Vernunft, d. h. der Fähigkeit, Naturgesetze zu erkennen und ihre entfernten Wirkungen zu begreifen und abzuschätzen. Die Hindernisse, welche sich der unbegränzten Vermehrung der vernunftlosen Pflanzen und Thiere entgegenstellen, sind alle zerstörender Art, oder wenn sie vorbeugender Natur sind, dann haben sie nichts Freiwilliges. Der Mensch hingegen, wenn er um sich blickt, muß betroffen werden von dem Schauspiel, welches so zahlreiche Familien ihm darbieten. Wenn er seine eigenen Subsistenzmittel, die oft kaum das Maß seiner Bedürfnisse überschreiten, vergleicht mit der Zahl der Individuen, in welche sie getheilt werden müßten, wenn er Familie hätte (die oft die Zahl von 8 und 9 erreichen kann, ohne daß die Unterhaltsmittel sich vermehrt haben), so empfindet er die gerechte Furcht, daß er die Kinder, die er ins Dasein ruft, nicht möchte ernähren können. Und wenn sein Einkommen hinreicht, um eine zahlreiche Familie zu ernähren, — ist der Mann nicht der Gefahr ausgesetzt, Gewohnheiten und Genüssen entsagen zu müssen, die ihm theuer geworden sind? Muß er sich nicht vielleicht einer mühsameren Arbeit unterziehen, oder in schwierigere Unternehmungen sich einlassen, als seine gegenwärtige Lage nöthig macht? Wird er nicht vielleicht in die Unmöglichkeit versetzt, seinen Kindern die Erziehung angedeihen zu lassen, deren er selbst genossen hat? Ist er versichert, daß, wenn ihre Zahl wächs't, alle seine Anstrengungen genügen werden, um sie vor Mangel zu schützen, der oft in seinem Gefolge das Elend und die Verachtung hat?

Solche und ähnliche Betrachtungen sind ganz geeignet, um in einer civilisirten Gesellschaft die Gründung manches eigenen Hausstandes vorbeugend zu verhindern. Sie beugen einer großen Zahl vorzeitiger Heirathen vor und legen somit der Natur einen Zügel an. Und diese Vorsicht ist die vornehmste Grundlage des Glückes der Menschen.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit die Bemerkung wiederholen, daß Naturgesetze selten oder nie in ihrer Reinheit einzig und für sich allein zur Anwendung kommen. Ihre Wirkung wird stets durch andere nebenherlaufende oder entgegenstehende Gesetze der Natur modificirt.

Wenn aus dieser Entsagung keine Laster auf der anderen Seite entstehen, so ist die Entsagung selbst das geringste der Uebel, welche aus dem Bevölkerungs-Princip hervorgehen. Ein unsern Neigungen — und insonderheit solchen Neigungen, welche am meisten Herrschaft über uns ausüben, — auferlegter Zwang bringt unzweifelhaft ein sehr peinliches Gefühl hervor. Aber dieses Uebel ist offenbar sehr gering, wenn man es mit denjenigen vergleicht, welche die repressiven Hindernisse hervorbringen, die der Vermehrung der Bevölkerung entgegenstehen.

Welche mächtige Triebfeder zum Fortschritt liegt aber auf der anderen Seite wiederum in diesem moralischen Zwange! Wird nicht Jeder seine Kräfte auf das äußerste anspannen, um sein Einkommen so zu vermehren, daß er eine Familie ernähren kann? Wird das Hinderniß, welches jenem Naturtriebe entgegensteht, nicht eben die Ursache zur Vervollkommnung der Kräfte und Talente des Menschen, zur Veredlung und Vermehrung der Production, zur Ansammlung des Capitals, — kurz, die Triebfeder der Civilisation?

Allerdings kann ausnahmsweise die Willenskraft eines Menschen zu schwach und die Hindernisse können zu stark sein, um sie zu überwinden. Verzweifelnd an der Möglichkeit, das süßeste Glück des Menschen, eine Familie, zu gründen, — aber doch wieder zu gewissenhaft und vorsichtig, um es leichtsinnig zu thun, — stürzt er sich in Ausschweifungen und Laster. Es ist möglich, daß eine solche krankhafte Entartung vorkomme; aber sie ist, wie jede Krankheit, nur Ausnahme. Wird hingegen die Verderbtheit allgemein, und dehnt sie sich über alle Classen der Gesellschaft aus, dann wirkt sie unvermeidlich dahin, die Quelle des häuslichen Glückes zu vergiften; dann ist aber jedenfalls irgend eine äußere Ursache vorhanden, welche die veredelnde Thätigkeit der Civilisation, deren Wirkungen wir so eben angeführt, verhindert, z. B. Krieg oder krankhafte Staatszustände, Despotismus oder Revolution.

Sonst läßt sich annehmen, daß ein Land um so höher in der Civilisation steht, je mehr die der Vermehrung der Bevölkerung vorbeugenden

Hindernisse, je mehr die vernünftige Selbstbeherrschung die repressiven Hindernisse überflügeln.

Die „vorbeugenden" Hindernisse, sagen wir, bestehen vorzugsweise in der „Selbstbeherrschung", die eine Frucht der Civilisation ist. Laster und Leiden können unter Umständen auch dazu gerechnet werden; doch haben sie lange keine so vorbeugende Wirkung, wie die vernünftige Selbstbeherrschung.

Die „repressiven", unterdrückenden, zerstörenden Hindernisse, welche sich der Vermehrung der Bevölkerung entgegenstellen, sind sehr mannigfacher und verschiedener Natur. Sie schließen alle Ursachen in sich, welche auf irgend eine Weise dahin streben, die Dauer des menschlichen Lebens durch Laster, Mühsal oder Unglück abzukürzen. Man kann unter diese Kategorie zählen: alle ungesunden Beschäftigungen, grobe oder übertriebene Arbeiten oder solche, die der Ungunst der Witterung oder des Klima's ausgesetzt sind; die äußerste Armuth, die schlechte Nahrung und Pflege der Kinder, die Ungesundheit der Wohnungen; Schmutz, Ausschweifung jeder Art; endlich Krankheit, Krieg, Pest, Hungersnoth.

Die Art und Weise, wie diese Hindernisse in dem gegenwärtigen Zustande unserer Gesellschaft wirken, verdient noch unsere besondere Aufmerksamkeit. Nehmen wir ein Land, wo die Subsistenzmittel gerade für die Bevölkerung hinreichen. Der beständige Trieb, letztere zu vermehren, welcher selbst in den lasterhaftesten Gesellschaften seine Wirksamkeit äußert, ermangelt nicht, die Zahl der Menschen rascher zu vermehren, als deren Unterhaltsmittel wachsen können. Die Nahrung, welche z. B. für 11 Millionen hinreichte, muß sich nun unter $11^1/_2$ Million vertheilen. Sofort wird der Arme schwerer leben, und Mehrere werden auf die äußerste Noth reducirt sein. Da zugleich die Zahl der Arbeiter in stärkerem Verhältnisse sich vermehrt, als das Quantum der zu schaffenden Arbeit, so muß der Preis der Arbeit sinken; und da der Preis der Lebensmittel zu gleicher Zeit steigt, so muß der Arbeiter, will er leben wie zuvor, nothwendig mehr arbeiten. Während einer solchen Zeit der Noth werden Heirathen so sehr erschwert, und die Sorge, welche eine Familie bereitet, sind so gewachsen, daß die Bevölkerung still zu stehen beginnt. Der niedrige Arbeitslohn hingegen, die Fülle von Arbeitern und die Nothwendigkeit, in welche letztere versetzt sind, ihre Thätigkeit zu vermehren, ermuthigen hierauf die Producenten, auf die Bodencultur eine größere Quantität von Arbeit, als zuvor, zu verwenden: unbebaute Ländereien zu roden, die angebauten zu drainiren, mit mehr Sorgfalt zu düngen und zu verbessern, bis die Lebensmittel mit der Bevölkerung wieder in richtigem Verhältnisse stehen. Da dann die Lage der Arbeiter weniger mühsam wird, so hört

das Hinderniß, welches der Vermehrung der Bevölkerung entgegengestanden hatte, wieder auf, und so fort. Einen sehr hervorragenden Beleg dazu gab England nach Aufhebung der Korngesetze. Die Heirathen und die Geburten nahmen nach dem Jahre 1846 außerordentlich zu.

Diese vor- und rückwärtsschreitende Wellenbewegung wechselt fortwährend mit einander ab, nur wird sie mit zunehmender Wohlhabenheit und Civilisation stets weniger fühlbar; sie wird sich vielleicht dem Auge eines gewöhnlichen Beobachters entziehen; selbst dem aufmerksamsten wird es schwer sein, ihre vor- und rückschreitenden Perioden zu berechnen; dennoch vergewissert man sich bei einiger Aufmerksamkeit, daß in allen alten Staaten solche Wechsel-Perioden vorkommen, wenn auch nicht so hervorstechend, wie wir sie gezeichnet haben. „Eine der Haupt-Ursachen," sagt Malthus, „weßhalb man diese Schwankungen wenig bemerkt hat, ist, daß die Geschichtschreiber sich fast nur mit den höheren Classen der Gesellschaft beschäftigen. Wir haben nicht viele Werke, in welchen die Gebräuche und die Lebensweise der arbeitenden Classen treu geschildert sind. Bei diesen Classen machen sich aber die gedachten Strömungen am meisten fühlbar."

Malthus formulirt das von ihm beobachtete Princip in folgende Gesetze:

1. Die Bevölkerung ist nothwendig begränzt durch die Subsistenzmittel.

2. Die Bevölkerung wächs't beständig überall, wo die Mittel des Unterhaltes sich vermehren, wenn nicht mächtig einwirkende Hindernisse sie hemmen.

3. Diese besonderen Hindernisse und alle diejenigen, welche — indem sie die erzeugende Kraft hemmen — die Bevölkerung zwingen, sich dem Verhältnisse der vorhandenen Lebensmittel anzubequemen, können alle auf drei Haupt-Ursachen zurückgeführt werden: die moralische Selbstbeherrschung, das Laster und das Unglück.

Auf eine Classe von Hindernissen, die unter den weiten Begriff des „Unglücks" gebracht werden müßte, hat Malthus wenig oder gar kein Gewicht gelegt. Es sind die Hindernisse, welche der Production entgegengestellt werden, und zwar hauptsächlich durch verkehrte Staatseinrichtungen. Drückende Steuern und Gesetze, welche die freie Bewegung der Arbeit hemmen, verhindern außerordentlich die Zunahme der Production, der Lebensmittel-Erzeugung, und hemmen somit das Wachsthum der Bevölkerung. Naturgesetze waren es nicht, die Spaniens Bevölkerung von vierundzwanzig Millionen binnen drei Jahrhunderten auf acht Millionen herabgedrückt haben, sondern eine beschränkte Zoll-Gesetzgebung und die Inquisition. Die Kopfzahl, welche durch die Auswanderung nach America entzogen wurde, wäre rasch wieder ersetzt worden, wenn nicht die intelligentesten Arbeiter-

der Inquisition entfliehend, aus dem Lande gegangen, — wenn nicht die früher blühende Industrie durch das Gold-Ausfuhrverbot lahm gelegt worden wäre, wie wir an einer anderen Stelle nachgewiesen haben.

Es ist eine der trostreichsten Wahrheiten, daß die Uebel, welche das Bevölkerungs-Gesetz mit sich bringt, durch die Cultur fortwährend gemildert werden. Viele Ursachen wirken da zusammen, um die Hindernisse, welche der Bevölkerungs-Vermehrung entgegenstehen, zu vermindern. Durch die vermehrte Anwendung der Maschinen kommt eine größere Summe von Producten zur Vertheilung unter Alle. Es kann verhältnißmäßig mehr Arbeit auf die Bodencultur verwandt und dadurch der Früchte-Ertrag gesteigert werden. Durch die fortwährend verbesserten Verkehrsmittel wird der Transport von Getreide nach entfernteren Ländern möglich, die Vorräthe gleichen sich gegenseitig aus, und die Schwankungen der Getreidepreise, die im Mittelalter oft in fünf Jahren um das Fünfundzwanzigfache wechselten, vermindern sich fortwährend. Bei jenen Preisschwankungen im Mittelalter starb, wie wir im vorigen Abschnitte angeführt haben, oft ein Viertheil der Bevölkerung Hungers, weil er den Preis nicht erschwingen konnte (ein Umstand, der auch das lange Bestehen der Leibeigenschaft erklärt, weil die Gutsherren ihren Hörigen unter allen Umständen den Lebens-Unterhalt sichern mußten). Jetzt, wo die Eisenbahnen und die ausgedehnte Schifffahrt das Getreide aus allen Weltgegenden nach allen Punkten des Continents bringen, erreicht der Getreidepreis bei der größten Theuerung kaum das Dreifache eines billigen Jahres. Wer also nur eine kleine Ersparung gemacht hat, kann den Preis recht gut erschwingen. Jedenfalls gehört ein Todesfall durch Hunger heute nur zu den Ausnahmen.

Auch macht es der leichte Verkehr möglich, mehr den Vorrath aus üppigen Jahren aufzusparen. Während in armen Ländern, wo schlechte Verkehrswege sind, wie früher in Ungarn, in fruchtbaren Jahren wirklich viel Getreide und Wein verwüstet wurde und in Mißjahren wieder wirkliche Hungersnoth da herrschen konnte, wird in verkehrsreichen Ländern jedes Product sorgfältig aufbewahrt, bis es zweckmäßig und preiswürdig verwerthet werden kann. Auch dadurch wird das Capital vermehrt und die Production im Ganzen erhöht.

Wenn durch einen gleichmäßigeren Getreidepreis die Sterblichkeit bedeutend vermindert wird, dann wird ja auch Capital-Vernichtung verhindert; denn jeder Mensch, der vor der Zeit stirbt, wo seine Productionskräfte wieder abnehmen, nimmt ein Capital mit ins Grab, welches verloren geht. Vor Allem geht mit Kindern, wenn sie sterben, ehe sie durch Arbeit etwas verdienen konnten, stets das Capital verloren, welches ihre Erziehung

gekostet hat. Die Noth decimirt erfahrungsmäßig am meisten die Kinder. Wenn nun in uncultivirten Ländern, wo die Verkehrsmittel schlecht sind, in theuren Jahren die Sterblichkeit größer ist, so wird in solchen Ländern auch stets mehr Capital verwüstet. Ein Land mit gesundem Klima ist schon hinsichtlich der Capital-Vermehrung aus diesem Grunde im Vortheil vor einer ungesunden Gegend. Da nun bei gleichen Klima-Verhältnissen die Sterblichkeit je mit dem höheren Stande der Cultur abnimmt, so sind die cultivirten Völker, abgesehen von allen übrigen Verhältnissen, in Betreff der Capital-Ansammlung im Vortheil vor minder civilisirten. Preußen ist gewiß zu den civilisirten Ländern zu rechnen; aber schon zwischen ihm und Belgien ist ein merklicher Unterschied in der Sterblichkeit zu Gunsten Belgiens, und der Canton Bern, wo namentlich unter dem zahlreichen Bauernstande mehr Einsicht und Cultur in industrieller Beziehung herrscht, als in jenen beiden Ländern, ist noch besser situirt.

Folgende Tafel gibt ein Bild dieses Verhältnisses:

Von zehntausend Geborenen sind noch am Leben:

Alter an Jahren.	In Preußen (1826—31).	In Belgien.	Im Canton Bern.
1	7506	7753	7782
10	5310	5826	6982
20	4852	5345	6559
30	4303	4676	6033
40	3748	4089	5446
50	3078	3479	4686
60	2264	2724	3680
70	1242	1702	2096
80	399	587	591
90	51	68	23

Von Kindern in den ersten Lebensjahren sterben in civilisirten Ländern ein Drittheil, in Rußland die Hälfte.

In Frankreich kamen auf jede Million Einwohner während der der Gesundheit günstigen Periode 1774—78 jährlich 33,773 Todesfälle; in dem schlimmsten Jahre des 19. Jahrhunderts, 1832, nur 27,977 Todesfälle (Dupin); ein Zeichen, daß das Volk wohlhabender geworden war.

Professor und Gerichts-Arzt D. Eschrich (Baiern) hat über die Lebensdauer unter verschiedenen Ständen die Beobachtung gemacht, daß unter Allen die protestantischen Geistlichen am ältesten werden. Greise von 80 Jahren und darüber kommen auf 1085 über 30 Jahre alte

1) protestantische Geistliche 2,82 pCt.,

2) Forstbeamte 1,41 pCt.,

3) Schullehrer 1,13 pCt.,

4) Justizbeamte 0,77 pCt.,

5) die katholischen Geistlichen haben eine die oben genannten Stände bei Weitem überwiegende Sterblichkeit; am wenigsten Hoffnung auf langes Leben aber haben die Aerzte.

„Es ist eine trübselige, aber leider nur allzu wahre Bemerkung," sagt Say, „daß selbst unter den blühendsten Nationen alljährlich ein Theil der Population aus Mangel umkommt. Nicht als ob diese Schlachtopfer des Mangels alle im strengsten Sinne des Wortes Hungers stürben, sondern sie haben nur eben nicht alles das zu ihrer Disposition, was zum Leben nothwendig ist, und sterben mithin an der Entbehrung irgend eines schlechthin unumgänglichen Bedürfnisses. Bald ist es ein kranker oder abgeschwächter Mann, den etwas Ruhe wieder herstellen würde, oder dem nichts als der Rath eines Arztes und ein sehr einfaches Heilmittel gebricht, der sich aber weder Ruhe gönnen, noch einen Arzt befragen, noch das Heilmittel anschaffen kann. Bald ist es ein Säugling, welcher der mütterlichen Hut und Pflege bedarf; aber seine Mutter ist aus Armuth zur Feldarbeit gezwungen, und das Kind kommt um — durch einen Unglücksfall, oder durch Unreinlichkeit, oder durch Krankheit. Alle Forscher der politischen Arithmetik haben den Satz bewährt gefunden, daß von einer gleich großen Anzahl Kinder der dürftigen und der wohlhabenden Classe in der ersteren wenigstens zweimal so viele sterben, als in der letzteren. Endlich wird durch eine allzu kärgliche oder ungesunde Nahrung, durch die Unmöglichkeit eines öfteren Wechselns der Wäsche, einer warmen Bekleidung, einer trockenen Bedeckung und einer gehörigen Erwärmung die Gesundheit geschwächt und die Constitution zerrüttet: kurz, man kann von allen denen, welche als Opfer eines für ihre Armuth unerschwinglichen Bedürfnisses umkommen, behaupten: daß sie an Mangel sterben." Die Bevölkerung der Staaten setzt sich also immer mit der Summe von deren Producten in Proportion.

„Mir dünkt," fährt Say weiter fort, „als hätte man hieraus noch immer nicht die so natürliche Folgerung gezogen: daß nichts die Bevölkerung vergrößern kann, als was die Production befördert; und daß nichts sie wenigstens auf dauernde Weise verringern kann, als was die Quellen der Production verkümmert. Die Juden ehrten die Fruchtbarkeit. Die Römer schmiedeten Verordnungen ohne Zahl und Ende, um die Menschenverluste wieder zu ersetzen, die aus ihren unaufhörlichen und entfernten Kriegen erwuchsen. Ihre Censoren empfahlen die Ehe, und man war um so geehrter, je mehr Kinder man aufzuweisen hatte. Alles dies fruchtete gar

nichts. Nicht mit der Kindererzeugung hatte es Noth, sondern mit der Kindererziehung. Producte hätte man erschaffen sollen und nicht Verheerungen anrichten. Trotz aller jener Verordnungen hat sich Italien und Griechenland noch vor dem Einbruche der Barbaren entvölkert. Nicht minder vergebens gab Ludwig XIV. kraft seines Edicts von 1666 zur Begünstigung des Ehestandes den Eltern von zehn Kindern Jahrgehalte und den Eltern von zwölf Kindern noch größere. Die Prämien, welche er unter tausend verschiedenen Gestalten dem Müßiggang und der Verdienstlosigkeit auswarf, thaten der Bevölkerung weit weher, als jene schwachen Aufmunterungen ihr wohl thun konnten. Was die Population wahrhaft aufmuntert, das ist eine thätige Industrie, welche viele Producte abwirft. Jene schießt wimmelnd auf in allen industriösen Gauen.

„Man hat oft und vielfältig über den Schaden geklagt, den die Klöster der Population zufügen, und zwar mit vollem Recht; allein man irrte sich in der Ursache dieses Schadens. Diese liegt nicht in der Ehelosigkeit der Mönche, sondern in ihrem M ü ß i g g a n g.

„Eine Nation sieht sich bloß darum, daß ihre Zahl wächs't, mit den Bedürfnissen des Lebens nicht kärglicher, und bloß darum, weil ihre Zahl abnimmt, nicht reichlicher damit versorgt. Ihr Loos hängt vom Quantum der Producte ab, worüber sie disponiren kann, und diese Producte können eben so wohl im Verhältniß zu einer zahlreichen Bevölkerung im Ueberflusse, wie im Verhältniß zu einer dünn gesäeten Population unzulänglich vorhanden sein."

Die Existenzmittel des Menschen müssen nicht gerade Nahrungsmittel, sondern sie können ein Wertherzeugniß irgend einer Art sein, weil man immer ein bestimmtes Quantum Nahrungsmittel gegen jedes sonstige Erzeugniß eintauschen kann. Holland verschafft sich Getreide vermittels seiner Leinwand und Spezereien. Nordamerica erhält Zucker und Kaffee gegen hölzerne Häuser, die es in ganz fertigem Zustande nach den Antillen sendet. Ja, sogar mit ihren immateriellen Producten, welche doch nicht einmal transportabel sind, kann eine Nation sich Nahrungsmittel eintauschen. Das Geld, welches ein Ausländer für den Anblick einer Gemälde-Gallerie, für das Anhören einer eminenten Sängerin, oder für den Rath eines berühmten Arztes bezahlt, kann sogleich als Kaufschilling für Korn oder Gold ins Ausland zurückgesandt werden. Durch Umtausch und Handel werden, wie man sieht, die Producte nach der jedesmaligen Natur der allgemeinen Bedürfnisse beigeschafft und zugerüstet. Immer ist diejenige Waare, wonach man das dringendste Bedürfniß fühlt, auch die gesuchteste: ob sie nun zu Nahrung, Kleidung oder Wohnung diene. Jede Familie befriedigt um so mehr Bedürfnisse, je mehr solcher Waaren sie einkaufen kann. Einkaufen

kann sie aber desto mehr, je größer ihre eigene Production oder, nach dem Ausdruck des gemeinen Lebens, je beträchtlicher ihr Einkommen ist. Folglich lebt — in letzter Instanz betrachtet — jede einzelne Familie und die Nation (d. h. der Inbegriff aller einzelnen Familien), lediglich von ihren Producten; und durch den Umfang der Production wird nothwendig die Zahl derer, welche subsistiren können, beschränkt. Unter den Thieren, deren Begattungstrieb durch keine Zügel vorsichtiger Ueberlegung gehemmt wird, sterben die erzeugten Individuen, wenn sie nicht dem Menschen oder anderen Thieren zur Beute werden, in dem Moment ab, wo sie ein unausweichliches Bedürfniß fühlen, welches sie nicht befriedigen können. Beim Menschen hingegen setzt die ihm voraussetzbare Schwierigkeit der Bestreitung aller künftigen Bedürfnisse der Kinder jenem Naturtrieb einige moralische Schranken; und allein diese vernünftige Selbstbezähmung bewahrt die Menschheit vor einem Theile der Leiden, die mit einem gewaltsamen Herabschmelzen ihrer Kopfzahl nothwendig verkettet sind. Allein trotz dieser dem Menschen eigenen Vorsicht und trotz dem Zwange, den Vernunft, Sitten und Gesetze ihm auferlegen, erhebt sich die Vervielfältigung der Menschen dennoch stets, nicht allein so weit, als ihre Existenzmittel es verstatten, sondern noch ein wenig darüber hinaus. Dies ist die Quelle des Elends. Dieses wird indessen durch die Cultur fortwährend verringert.

Wie mit der häufigen Anwendung von Maschinen die Production vermehrt wird, so geschieht dies nicht minder durch die bessere Ausbildung der Arbeiter. Mit steigender Civilisation werden die Bildungsanstalten vermehrt, die Nation selbst erwirbt eine große Summe geistigen Capitals, welches die junge Generation sich im persönlichen Umgang, ohne besondere Anstrengung, spielend aneignet; die Arbeiter geben ihren Kindern eine bessere Erziehung, sammeln auch wohl ein kleines Capital, womit letztere einem einträglicheren Productionszweige sich zuwenden können, als ihre Eltern, indem dann auch die roheren Arbeiten immer mehr der Maschine anheimfallen.

Mit der auf solche Weise steigenden Bildung erstarkt die Willenskraft der Individuen, die Menschen gewöhnen sich mehr daran, Herr der wilden Triebe zu werden, welche die Natur in sie gelegt hat. Mag das Vorurtheil sagen, was es will — die Bildung ist die Mutter der Sittlichkeit. Gebildete Stände und gebildete Völker sind sittlicher, einsichtsvoller und willenskräftiger, als uncivilisirte. Die alten Germanen des Tacitus mögen in Vergleich zu dem corrumpirten Römergeschlechte sittlich gewesen sein, — Meiners hat aber in seinen historischen Vergleichungen des Mittelalters von den fränkischen Königen an nachgewiesen, daß ihre Sittlichkeit nicht weit her

war, sondern daß sie mit fortschreitender Civilisation sich gehoben hat. — Je enthaltsamer nun die Menschen sind, um so gesunder werden die Kinder; je mehr Capital gespart ist, um so besser werden sie genährt, um so weniger sterben sie, ehe sie das reife Alter erreicht haben, um so weniger geht wieder Capital verloren. Bei solchen Ständen und Völkern, die eine gewisse Bildung, Einsicht, Willenskraft erlangt haben, werden vorzeitige Heirathen selten sein, weil die Männer erst ein gesichertes Auskommen haben wollen, ehe sie sich einen Hausstand gründen. Dies wirkt nun wieder günstig auf die Bevölkerung. Es werden zwar weniger Kinder geboren, dafür sterben aber auch viel weniger. In Paris z. B. kommen in wohlhabenden und reichen Quartieren auf 100 Todte 32 Kinder, in armen Stadtvierteln auf 100 Todte aber 59 Kinder.

Die Leute aus dem ärmsten Stande in Paris, die Lumpensammler, sterben zehn Jahre früher, als die Reichen. Vom 25.—80. Jahre ist ihr Tribut an den Kirchhof weit größer; nur in demjenigen Lebensalter und Verhältniß, wo der Reichthum die Vergeudung aller Jugendkräfte gestattet, ist auch die Sterblichkeit der höheren Stände derjenigen der armen gleich. Unter allen studirten Ständen leben die Aerzte am kürzesten, die Geistlichen und Diplomaten am längsten.

Wenn es wahr ist, was Vogt in seinen physiologischen Briefen behauptet, daß mehr Knaben als Mädchen geboren werden, wenn der Mann älter ist, als die Frau *), so trägt die moralische Selbstbeherrschung, welche frühe Ehen vermeidet, ebenfalls dazu bei, die Production zu vermehren, die Sterblichkeit folglich zu vermindern und dadurch eine Schranke der Bevölkerungs-Vermehrung wegzuräumen. Wir brauchen nämlich nicht näher zu erörtern, daß der männliche Theil der Bevölkerung mehr producirt, als der weibliche.

Durch solche und viele andere Umstände, die sich dem denkenden Leser von selbst aufdrängen, begünstigt die Cultur die Bevölkerung, oder räumt sie vielmehr die Hindernisse hinweg, welche der natürlichen Vermehrung repressiv entgegenstehen.

Wir können bei dieser Gelegenheit auf einen Irrthum aufmerksam machen, der ziemlich verbreitet ist. Der Umstand nämlich, daß in den civilisirten, industriereichen Staaten so häufig Klagen über das Elend der Arbeiter laut werden, hat zu der Meinung Anlaß gegeben, als ob eben

*) Vogt will dies dadurch bekräftigen, daß in legitimen Ehen, in denen doch in der Regel der Mann älter ist, die Zahl der Knaben, welche geboren werden, die der Mädchen übersteigt.

die Vergrößerung der Industrie den sogenannten Pauperismus hervorrufe. Mit Ausnahme mancher außerordentlichen Stockungen, die durch Handels-Krisen oder durch Erfindung einer neuen Maschine hervorgerufen werden, ist dies jedoch durchaus nicht der Fall. Das Vorhandensein von Klagen beweis't noch keineswegs, daß es in diesem Lande schlimmer um die Arbeiter stehe, als in jenen Ländern, woher man keine Klagen hört. Am meisten geklagt wird in England, so daß A. Smith sogar bemerkt: „unter hundertjährigen Klagen der Handwerker und Krämer sei England zum reichsten Lande emporgewachsen." Gar keine Klagen vernimmt man dagegen aus Rußland, und dennoch wird kein Mensch behaupten, daß die unteren Classen in letzterem Lande besser situirt seien, als im ersteren. So wie man anzunehmen pflegt, daß ein Musensohn erst dann anfange, etwas zu lernen, wenn er zu der Ueberzeugung gelangt sei, daß er in seiner Wissenschaft noch gar nichts wisse, so ist der Anfang zur Besserung der Lage der arbeitenden Classen schon gemacht, wenn diese zur Erkenntniß derselben kommen und diese Erkenntniß laut werden lassen. Wir hören daher stets mehr Klagen aus freien, industriereichen Ländern, als aus unfreien und armen. Der polnische Bauer, der noch nicht einmal zum Bewußtsein seiner Verthiertheit gekommen ist, hat seit Jahrhunderten seine Lage nicht verbessert. Die geringsten englischen Arbeiter, über deren Loos am meisten geklagt wird, erhalten mehr Tagelohn, als unsere Maurer und Handlanger, die noch dazu einen großen Theil des Jahres feiern müssen.

Die oben berührten Wirkungen der Cultur in Beziehung auf ganze Völker werden am besten veranschaulicht durch unseren gebildeten Mittelstand. Da sind die Forderungen einer vernünftigen Selbstbeherrschung praktisch ausgeführt. Fern von den Extremen und Ausschweifungen der höchsten und der unteren Stände, ist er der glücklichste, und Heirathen werden da erst abgeschlossen, wann der Mann die volle Reife erlangt hat, wo er gewiß ist, eine Familie ernähren zu können. Es werden zwar weniger Kinder geboren, die geborenen aber mit einer außerordentlichen Sorgfalt und Liebe erzogen, so daß nicht allein weniger sterben, also weniger Capital mit sich ins Grab nehmen, sondern auch, wenn sie erwachsen sind, durch ihre vortreffliche Ausbildung mehr produciren. Diese ihre Erziehung lenkt sie auch zu einfacheren, mäßigen, edlen Genüssen, zur Sparsamkeit und Enthaltung; so daß wir die meiste Zufriedenheit, das meiste Familienglück in diesem Stande verbreitet sehen. Unter den unteren Ständen, die weniger Vorsicht, Enthaltsamkeit und gebildete Selbstbeherrschung besitzen, finden wir nicht allein in der Regel sehr frühe, ja, verfrühte Heirathen, sondern auch, weil sie gegen die Regeln der Schicklichkeit mehr abgehärtet sind, eine Menge unehelicher Kinder. Die Folge davon ist natürlich, daß mehr Kinder ster-

ben, und daß die überlebenden schlechter erzogen werden, Beides ein Grund zur Verminderung des Wohlstandes, eine Ursache des unter der genannten Classe herrschenden Elends.

Ueberall dagegen, wo ein Mann oder eine Familie sich von dem Leichtsinne der unteren Stände emancipirt, enthaltsam, vorsichtig, sparsam ist, sehen wir Gedeihen und Wohlstand im Gefolge. So geht es auch mit Nationen.

Wir können zugeben, daß das Gebot der Selbstbeherrschung, welches uns die Vernunft zu unserem Besten auferlegt, ein hartes Gebot ist; allein es ist nothwendig, wenn wir glücklich werden wollen. Auch die Arbeit ist mühsam, und man könnte fragen, warum die Natur so grausam war, uns nur mit Hülfe der Arbeit den Genuß zu gestatten. Indessen nutzlose Klagen über unabänderliche Gesetze sind Thorheit. Außerdem führt uns ein kleines Nachdenken dahin, daß die Arbeit eben erst den Genuß recht veredelt und vermehrt, und daß der Mensch auch das Familienglück um so höher zu schätzen weiß, je schwerer es ihm wird, sich dasselbe zu erringen. Eben die Hindernisse, welche der Vermehrung der Bevölkerung, der Gründung einer Familie entgegenstehen, werden die Triebfeder zu allem Nützlichen, Schönen und Großen, was der Mensch erschafft — kurz, die Triebfeder der Civilisation. Wie emsig, wie sparsam, wie enthaltsam wird nicht der Mann, sobald er den Zweck, eine Familie zu gründen, vor Augen hat! Welche Hindernisse überwindet er nicht, welche Anstrengungen sind ihm zu groß! So wird das Gesetz, welches man für eine große Plage betrachtet, zu einem Segen für die Menschen.

Wo die Natur mit verschwenderischer Hand eine Kraft ausgesäet, da hat sie in der Regel auch für deren Gegensatz gesorgt, der sie in Schranken halte. Der Vermehrungstrieb, welchen sie mit so überwuchernder Potenz den Geschöpfen eingepflanzt hat, damit ihre Gattung erhalten bleibe, und der bei Thieren und Pflanzen ungezügelt zur Vernichtung zahlreicher Sprößlinge führt, hat beim vernünftigen Menschen seinen Gegensatz in der Scham, jener holden Eigenschaft, die wie die Vernunft und die Sprache den Menschen zum edelsten Geschöpfe auf Erden stempelt. Sie ist ein eben so starkes Hinderniß der ungezügelten Vermehrung der Bevölkerung, wie die Pflicht, die Kinder zu ernähren.

Jene beiden vorbeugenden Hindernisse sind die Stützen der Ehe. Das Schauspiel, welches uns hinwiederum die letztere Gemeinschaft gewährt, läßt uns einen sehr natürlichen Grund für den Unterschied erkennen, welcher zwischen den beiden Geschlechtern in Betreff der Keuschheit gemacht wird. „Im Allgemeinen“, sagt Malthus, „kann man nicht annehmen,

daß eine Frau für sich selbst im Stande sei, zur Unterhaltung ihrer Familie zu genügen. Wenn also ein Weib sich dazu versteht, mit einem Manne zu leben, ohne ein vorgängiges Uebereinkommen in Betreff des Unterhalts der Kinder; und wenn dieser Mann das Weib verläßt, so fallen die Kinder der Gesellschaft zur Last, oder kommen um. Um also der häufigen Wiederholung eines Fehlers vorzubeugen, den durch Strafen zu unterdrücken hart erschiene, so straft man ihn durch Verachtung. Man muß außerdem bemerken, daß bei einer Frau diese Art des Fehltrittes offenbarer und unverkennbarer ist. Man kennt nicht immer den Vater eines Kindes; aber sehr selten ist man im Zweifel über die Mutter. Man häuft also stärker den Tadel auf diejenige Person, deren Fehltritt zugleich offener erwiesen und schädlicher für die Gesellschaft ist. — Wenn heut zu Tage eine Frau beinahe aus der Gesellschaft verbannt wird wegen eines Fehltrittes, der bei den Männern ungeahndet bleibt, so ist das gewiß eine Art von Ungerechtigkeit. Aber wenn der Ursprung dieser ungleichen Behandlung sie nicht gänzlich rechtfertigen kann, so liefert er wenigstens eine natürliche Erklärung; denn diese Behandlung war das einfachste und wirksamste Mittel, um der häufigen Wiederholung eines Fehltrittes vorzubeugen, welcher für die Gesellschaft die ernstesten Folgen hat. Die Erinnerung an den Ursprung dieser Sitte verliert sich jetzt in einer neuen Gedankenfolge, welche die Gewohnheit mit sich gebracht hat. Ein aus Nothwendigkeit entstandener Brauch ist jetzt durch das Zartgefühl aufrecht erhalten; und besonders geheiligt ist er in demjenigen Theile der Gesellschaft, welcher der Noth am wenigsten ausgesetzt ist. — So entstanden in der Welt die zwei Grundgesetze der Gesellschaft: die Aufrechthaltung des Eigenthums und die Einrichtung der Ehe." Von da an wurden die Lebensverhältnisse der Menschen verschieden, je nach den Anlagen, welche die Natur in sie gepflanzt.

Wenn wir nun unsere moderne, weder auf die Eroberung, noch die Sklaverei gegründete Gesellschaft betrachten, so finden wir, daß die Civilisation überall nach mittleren Zuständen hinstrebt; daß Bildung, Freiheit, Zufriedenheit vorzugsweise Eigenthum der mittleren Stände sind. Schon Aristoteles hat die Vorzüglichkeit des Mittelstandes gepriesen; und auch wir wissen, daß Tugend und Sittlichkeit, Geistesbildung und Körperschönheit, kurz, alle besseren Eigenschaften des Menschen in dieser Sphäre besonders ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Wir sehen daher auch, daß in diesem Mittelstande die Gesetze der Natur am sorgfältigsten beobachtet werden. Wenn nun der in einem Lande waltende Fortschritt dahin wirkt, die geistigen und physischen Vorzüge des Mittelstandes über die weitesten Schichten des Volkes zu verbreiten, so werden die Wirkungen der der Bevölkerungs-Vermehrung entgegenstehenden Hindernisse fortwährend gemildert.

Indem durch Fleiß, Geschick und Sparsamkeit auf der einen Seite die Production wächs't, vermehrt auf der anderen die Bildung die Willenskraft und die vernünftige Selbstbeherrschung. Dieses vorbeugende Hinderniß erspart aber dem Geschlechte die repressiven Hindernisse, welche die Bevölkerung decimiren, wie Hunger, Krankheit und sonstiges Elend.

Bloß die Vorsicht also, daß niemand dem Triebe der Vermehrung folgt, der nicht auch die Folgen tragen kann, bewahrt die Menschen vor dem größeren Theile des Elendes, von welchem sie in Folge der genannten repressiven Hindernisse der Vermehrung heimgesucht zu werden pflegen. Da hilft aber auch nur Bildung, die stets im Gefolge der Freiheit und des Wohlstandes ist, — keine Gesetze, welche die Ehe erschweren, weil die unehelichen Kinder überhand nehmen; keine Auswanderung, weil die Emigranten stets ein Capital mitnehmen, mit dessen und ihrer Arme Hülfe sie bei gleichem Aufwande von Arbeit im Mutterlande eben so gut fortgekommen wären, wie in einer Ansiedlung; da helfen auch keine Armengesetze, weil sie nur eine Prämie auf den Müßiggang und die Vermehrung der armen Bevölkerung sind.

Obgleich wir nicht verkennen, daß Malthus die üble Einwirkung, welche schlechte Staatszustände auf die Production haben, zu gering angeschlagen hat, so müssen wir doch seinen Ausspruch unterschreiben: „daß die vorzügliche und dauernde Ursache der Armuth wenig oder keinen Zusammenhang mit der Regierungsform oder mit der ungleichen Vertheilung der Güter hat; es steht nicht in der Macht der Reichen, den Armen Beschäftigung und Brod zu verschaffen, — und folglich haben die Armen, nach der Natur der Dinge, kein Recht, es von ihnen zu verlangen." Sie hatten also auch in der Februar-Revolution kein Recht, das „Recht auf Arbeit" zu verlangen, wenn man unter demselben nicht die Befreiung von allen die Arbeit hindernden Fesseln versteht. Diese, wie Zunftwesen und mangelnde Freizügigkeit, sind allerdings ein Raub, den der Staat oder ein privilegirter Theil der Gesellschaft an dem Eigenthum des Armen, seiner Arbeitskraft, begeht. Ganz dasselbe ist aber auch das absolute Recht auf Arbeit, wenn man darunter die Verpflichtung des Staates versteht, jedem, der ohne Beschäftigung ist, Arbeit zu geben.

Armengesetze, d. h. die Unterstützung der Armen durch den Staat oder die Gemeinde, sind aber nicht allein eine Prämie für die Vermehrung der armen Bevölkerung, sondern sie arten meistens auch zu einer Ungerechtigkeit aus, indem bei der Handhabung solcher Gesetze in der Regel die tugendhaften, arbeitsamen Unglücklichen zurückgesetzt werden hinter diejenigen, welche am meisten heucheln. Dieser Umstand hat besonders in England die Wirkung des ausgedehnten Armengesetzes zu einer so unheilvollen gemacht,

daß Miss Martineau eine wahrhaft entsetzliche Schilderung davon gibt. „Die Behörden", sagt sie u. A., „spendeten ihre Gaben nach einen höchst parteiischen und despotischen System. Der Squire, der Geistliche und der Pachter bildeten sich zu einem Tribunal für die Unterdrückung des Lasters und Ermunterung der Tugend, und brachten es dahin, entweder Verzweiflung oder Scheinheiligkeit bei der ganzen arbeitenden Bevölkerung hervorzurufen. Wenn die Junta durch Hinzutritt eines bezahlten Armenpflege-Gehülfen vervollständigt wurde, so war die Unterscheidung vollkommen. Garstiger Schmutz war die Probe von Armuth, — und winselnde Dankbarkeit, wie man es nannte, für das vertheilte Almosen war die Probe von Charakter. Wenn ein Arbeiter mit männlicher Miene zum Armenpfleger oder zur Kirchspiels-Versammlung kam, um ein plötzliches Unglück abzuwenden, — wenn er etwas erbat, um nicht genöthigt zu sein, sein Bett zu verkaufen: — wurde er schimpflich behandelt. Die Schmerzens-Thräne verletzten Stolzes mochte aus dem Auge springen, und das Aechzen unterdrückten Zornes mochte vielleicht den Lippen entschlüpfen. Wenn das Aechzen gehört wurde, so war dieses Mannes „„Charakter"" auf immer verloren. Das Vorgeben, zwischen den Guten und den Schlechten zu unterscheiden, brachte dem gemeinen Wesen viel mehr Nachtheil, als gelegentliche Ungerechtigkeit u. s. w."

So stand es im Jahre 1816 in England. Ganz anders war die anfängliche Wirkung des im Jahre 1838 in Irland eingeführten Armengesetzes, welches Armenverbände und Arbeitshäuser gründete, — und dennoch bestätigt dieses ebenfalls unser Princip. Diese verschiedene Wirkung Einer und derselben Einrichtung rührt von der Eigenthümlichkeit des irländischen Charakters her, welche es möglich machte, daß durch das eingeführte Armengesetz die unzweckmäßige und übertriebene Privat-Wohlthätigkeit vermindert wurde.

„Die unbegränzte freiwillige Mildthätigkeit der Irländer nämlich," sagt Miss Martineau, „welche macht, daß die Familie, die für den Tag Kartoffeln hat, jene Familie, welche keine hat, aufnimmt und ernährt, ist ein unglücklicher Beförderer der Sorglosigkeit, da die Geber auf Mangel gefaßt sind und, wenn er sie selbst trifft, dann eben so ernährt zu werden erwarten."

Eine gesetzmäßige Mildthätigkeit mußte hier als eine Hemmung wirken und das *Drücken der Arbeitsfähigen auf die Fonds der freiwilligen Mildthätigkeit* aufheben. Letztere Annahme wurde durch die Aufnahme, welche das Gesetz in Irland fand, gerechtfertigt. Diese Aufnahme war namentlich von Seiten der Bettler seltsam, wie es diejenigen erwarteten, welche die irländische Bettelei in ihren glücklichen Tagen kannten, wo sie nicht, wie jetzt, das äußere Zeichen unerträglichen Elendes

war, sondern eher einen lustigen und geselligen Charakter hatte. Ein Bettler sagte stolz zu einem Commissar, daß er wenig Sorge haben würde, wenn es nicht für seines Gleichen wäre; — ein Anderer, welcher einen armen Blödsinnigen der gesetzlichen Mildthätigkeit nicht übergeben wollte und „ohne ihn einsam" zu sein fürchtete, obgleich er es empfand, mit ihm „sehr geplagt" zu sein, hielt es für ganz hübsch, ein Blödsinniger zu sein und frei, wie diese Leute, herumschweifen zu dürfen; — eine Andere, welche den „neuen Kerker", wie sie das Arbeitshaus fortwährend nannte, haßte, fand ihr Geschäft des Bettelns durch die neue Einrichtung gestört, würde in das Armen-Arbeitshaus gegangen sein, wenn sie ihren Thee, Branntwein und Tabak dort hätte haben können, — aber da dies nicht der Fall war, so nahm sie sich vor, das Haus zu verachten, und erklärte, daß sie lieber arbeiten, als hineingehen wollte*). Der große Trost dieser Classe war, zu sehen, daß der „harte Mann" genöthigt wurde, zur Unterstützung der Armen beizutragen, während sie Schmerz und Scham bei dem fühlte, was sie als Demoralisation der Mildthätigen ansah, welche jetzt um die Verhältnisse der Bettler sich zu bekümmern und zu fragen anfingen, weßhalb sie nicht in das „(Armen-Arbeits-)Haus" gingen. Es ergab sich eine merkliche Verminderung der Haufen von Bettlern auf den Landstraßen und in den Dörfern: und in den Städten wurde es zugestanden, daß die Arbeitshäuser sie von sehr hülflosen Armen befreit hätten. Als die Hungerzeiten kamen (die Zwischenzeit von der vollständigen Verzehrung einer Kartoffel-Aernte bis zur Einsammlung der frischen), war es sichtbar, daß mehr Arbeit gethan und mehr Fürsorge getroffen war. Die anfängliche Wirksamkeit des irländischen Armengesetzes wurde als entschieden erfolgreich anerkannt." Die Erlösung Irlands konnte es allein freilich nicht bewirken, weil dessen Elend noch von einer großen Anzahl anderer Ursachen herrührt.

In manchen Fällen kann die Noth so groß sein, daß die arme Bevölkerung den Muth verliert und nicht einmal mehr die Spannkraft behält, die Arbeit, die sich ihr darbietet, zu ergreifen und auszunutzen, wie z. B. ein Pferd, das viele vergebliche Versuche gemacht hat, einen Wagen aus dem Kothe zu ziehen, zuletzt keinen Strang mehr anzieht; während, sobald es eine kleine Hülfe spürt, alle Fibern anstrengt. So könnte in einem solchen Falle auch die Hülfe der Regierung geboten sein. Sie darf nur ein gewisses Maß nicht überschreiten.

*) O'Connell, der im ersten Jahre für, im nächstfolgenden gegen das Armengesetz, überhaupt über den Gegenstand unklar war, fragte im letzten Zeitpunkte vor Annahme des Gesetzes im Unterhause: „ob die englischen Gentlemen dem Lande eine Maßregel aufzwingen wollten, welche es zurückweise."

Die Agitation von Malthus war hauptsächlich gegen die englische Armensteuer gerichtet, die in der That den Müßiggang nur begünstigte und das Elend wirklich vermehrte. Durch sie wurde eine Menge von Menschen von den übrigen Producenten ernährt, die sonst selbst productiv gearbeitet hätte. Die Einschränkung des Armengesetzes in England erlös'te die wohlhabenden Classen von einer unerträglichen Last, während trotzdem die Lage der Armen seitdem unausgesetzt sich verbessert hat. Denn natürlicher Weise werden die Menschen ihre Erfindungsgabe und Spannkraft weniger anstrengen, wenn sie eine sichere Versorgung im Armenhause vor sich haben, als wenn sie mehr auf sich selbst angewiesen sind.

Am wenigsten Noth im Allgemeinen herrscht in Nordamerica, wo gar keine Armen-Unterstützung von Staats oder Gemeinde wegen besteht; und wenn man alle Gründe für und wider erwogen hat, dann findet man, daß diese Einrichtung das Gesammtwohl und selbst das Wohl der armen arbeitenden Classen am meisten befördert. Denn wer keine gesetzliche Hülfe zu erwarten hat, wird vorsichtig; er spart für Zeiten der Noth und vermeidet, Kinder ins Dasein zu rufen, die er nicht ernähren kann. Man mag ein noch so weichherziger Menschenfreund sein, dennoch muß man die Richtigkeit dieser Thatsachen anerkennen. Bei dieser Einrichtung entsteht auch sofort ein Ersatzmittel für die freiwillige Unterstützung. Sobald nämlich die Vorsicht, der Fleiß, die Sparsamkeit der armen Bevölkerung wächs't, dann vermehrt sich auch das Vertrauen, das man auf deren Redlichkeit setzt, der Credit erweitert sich unbegränzt, und dies ersetzt reichlich, was an Unterstützung abgeht. Ein redlicher Arbeiter bekommt in einem Krankheitsfalle fast immer mehr geborgt als geschenkt. Das Borgen aber, weil es Wiederersatz erheischt, treibt den Menschen in seinem eigenen Interesse zur Redlichkeit und Pünktlichkeit an, denn er will ja seinen Credit erhalten, während das Almosen nur demoralisirt.

Wenn man aus Obigem schließen wollte, daß auch wir der allgemeinen Klage des Volkes über „Uebervölkerung" beiträten, so würde man sich sehr irren. Eine absolute Uebervölkerung gibt es nicht, sondern nur eine relative. Eine Uebervölkerung ist nur da, wo die erzeugten Producte für die Unterhaltung der Bevölkerung nicht ausreichen, wo also aus Mangel an Capital nicht genug producirt wird.

Wir sehen sogar nicht in den dicht bevölkerten, sondern in den dünn bevölkerten Ländern die größte Noth und die größte Sterblichkeit, weil die dichtbevölkerten Länder zugleich die productivsten sind. In Rußland kommen auf die Quadratmeile 600 Menschen, in England in vielen Districten über 7000; in Rußland stirbt jährlich Einer unter 25 Menschen, in England Einer unter 46. Die Staaten, welche an Volkszahl zwischen

beiden sich befinden, sind in der Sterblichkeit in demselben Verhältniß. Unter der Voraussetzung gleichen Klima's ist die Sterblichkeit durchgängig geringer in den dichter als den dünner bevölkerten Ländern.

Die Bevölkerung vermehrt sich nicht maßlos, sondern, wie wir gesehen haben, genau im Verhältnisse zur Production. Weil nun in einem stark bevölkerten Lande durch die Theilung der Arbeit, abgesehen von dem darin aufgehäuften Capital, durch die vermehrte Einsicht und Geschicklichkeit die Production, auf jeden einzelnen Kopf berechnet, größer sein muß, als in einem schwach bevölkerten Lande, wo die Theilung der Arbeit schwieriger und die Production schon durch die schlechteren Communicationsmittel gehinderter ist, so ist in einem solchen die Vermehrung der Bevölkerung verhältnißmäßig stärker, als in dem letzteren.

Die Sterblichkeit ist in den armen, an Capital, an Production rückschreitenden, in den dünn bevölkerten Ländern größer als in den volkreichen Gegenden. Dies beruht, wie gesagt, auf dem Naturgesetze, das wir bereits erörtert haben — dem Gesetze: daß bei fortschreitender Civilisation durch die Theilung der Arbeit, durch das Ansammeln von Capital, durch die vermehrte Benutzung unentgeltlicher Naturkräfte, bei Aufwendung gleicher Arbeit, mehr Producte zur allgemeinen Vertheilung kommen. Wir sehen daher Länder, die in der Cultur fortschreiten, immerwährend ihre Bevölkerung vermehren; wir sehen in ihnen eine größere Menge von Leuten, die nicht zu arbeiten brauchen, sondern von ihrem Capital leben, als in den armen Ländern. Unter den Indianern werden oft ganze Dörfer durch den Hungertod weggerafft, während ein solcher Fall in Holland unerhört ist.

Uebersehen wir mit einem Blicke die Wirkungen der Cultur: Das Capital wächs't, der Gewinn sinkt, der Arbeitslohn steigt, der Preis der Lebensmittel behält eine verhältnißmäßige Gleichförmigkeit, er steigt nur in dem Verhältnisse, in welchem der Geldwerth sinkt; er stellt sich aber gegen frühere Perioden und gegen Länder, die schlechte Verbindungswege besitzen, günstiger, weil die Preisschwankungen zwischen guten und schlechten Jahren geringer werden, weil eine größere Gleichförmigkeit im Preise der Bodenfrüchte hergestellt wird, die einer Preisermäßigung gleich kommt. Denn wenn im Mittelalter der Getreidepreis in einem Zeitraume von zehn Jahren das Zwanzigfache übersteigen konnte, so mußte ein solcher Wechsel auf die ärmere Bevölkerung offenbar weit decimirender einwirken, als wenn der Preis, wie heute in den cultivirten Ländern, nur das Doppelte ersteigt. Einerseits wird also bei steigender Cultur mehr producirt, andererseits geht die Vertheilung der Producte durch die besseren Verkehrswege gleichmäßiger vor sich; alles dies erleichtert die Vermehrung der Bevölkerung. Wohlstand und dichte Bevölkerung gehen so Hand in Hand.

Adam Smith hat im Jahre 1776 auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß die Nahrung des gemeinen Volkes in Schottland theurer war, als in England, weil das Korn aus dem letzteren nach Schottland exportirt würde; daß aber trotzdem der Arbeitslohn in England höher war. Die arbeitenden Classen mußten sich daher in England weit besser befinden, als in Schottland.

Die Vermehrung der Classe der gewöhnlichen Arbeiter, welche den größeren Theil der Bevölkerung ausmachen, hängt außerordentlich von dem Stande des Arbeitslohnes und der Getreidepreise ab. Diese Arbeiter vermehren sich desto mehr, je größer das Wachsthum der Production ist. Da nun die Production nur eine Summe von Dienstleistungen ist, die Dienstleistungen aber wieder von der Arbeitskraft selbst abhangen, so steht die Summe der zu vertheilenden Producte stets in genauem Verhältnisse mit der Bevölkerung.

So sehen wir, wie in England nach Aufhebung der Korngesetze eine außergewöhnliche Zunahme von Geburten Statt fand. Trotz des gefallenen Getreidepreises und der Billigkeit der Industrie-Waaren steigt der Arbeitslohn, an welchem Steigen mehr noch die Zunahme des Capitals als die Auswanderung schuld zu sein scheint.

Nimmt die Production im Verhältnisse zur steigenden Population ab, dann verschlimmert sich die Lage der arbeitenden Classen; dann ist die Ursache einer solchen Erscheinung aber nicht in den Naturgesetzen, sondern in der Störung dieser Naturgesetze durch menschliche Einrichtungen zu suchen. Wenn durch beschränkende Gesetze die Production nach einem bestimmten privilegirten Zweige gelenkt wird, wo das wirthschaftliche Capital weniger einbringt und der Ausfall aus der Tasche der Steuerzahlenden in Gestalt höherer Zölle gedeckt werden muß, — wenn durch solche Gesetze eine künstliche Güter-Erzeugung hervorgebracht und eine starke Arbeiter-Bevölkerung herangezogen ist und wenn dann ein solches, nicht auf eigenen Füßen stehendes und nicht naturwüchsiges Gebäude bei jeder Handels-Krisis, jedem politischen Ereignisse so erschüttert wird, daß Tausende von Arbeitern entlassen werden müssen, — dann klage man wohl den Unverstand der Menschen an, nicht aber die weisen Gesetze der Natur.

Wie unsere ganze Wissenschaft erst aus der Erfahrung geschöpft worden, so ist es auch einer jener bewundernswerthen Aufschlüsse, welche uns mehr durch die Erfahrung als durch die Theorie geworden sind, daß bei höherem Arbeitslohne sowohl Arbeitnehmer als Arbeitgeber sich besser befinden, weil die Arbeiter ungleich mehr und besser arbeiten. Das ist auch eine der Ursachen, warum der Arbeitslohn, wo er einmal auf eine

gewisse Höhe gestiegen ist, selten wieder ganz herabsinkt, wenn nicht außerordentliche Unglücksfälle störend einwirken. Auch diese Thatsache ist ein Umstand, der günstig auf die Lage der Bevölkerung wirkt.

Wenn wir annehmen müssen, daß eine relative Uebervölkerung im Verhältnisse zur Production existiren kann, so ist doch die gewöhnliche Volksmeinung sehr im Unklaren über das, was unter solcher vermeintlicher Uebervölkerung zu verstehen sei. Noch jetzt gibt es eine Menge unaufgeklärter Leute, welche den Krieg für kein Unglück halten, weil „doch zu viel Menschen auf der Welt wären". Früher hielten ihn aber sogar verständige Gelehrte für ein wohlthätiges Ereigniß; so z. B. Fischer in seiner vortrefflichen Geschichte des deutschen Handels. Und doch war das Buch A. Smith's damals schon erschienen!

Der Krieg kann ein wohlthätiges Ereigniß sein, in so fern er von einem größeren Uebel befreit, wie in Deutschland die Befreiungs-Kriege von 1813, wie der jetzige Krieg gegen Rußland; oder wenn er neue Handelsstraßen eröffnet und somit größere Vortheile in Aussicht stellt, z. B. der Krieg der Engländer mit China. Im Allgemeinen aber ist der Krieg das größte Unglück, weil er Capital und Arbeitskraft, d. h. gerade die productiven Factoren der Gesellschaft, consumirt und zerstört.

Der Krieg räumt nicht unter der überflüssigen Bevölkerung auf, sondern unter der unentbehrlichen, productiven. Nicht die Weiber, die Greise, die Kinder, die Krüppel, die Kranken werden Soldaten, sondern die jungen Männer in den Jahren ihrer besten Arbeitskraft. Diese Kräfte werden durch den Krieg theils in Unthätigkeit versetzt, theils vernichtet. Die erstere aber, die mehr consumirende als producirende Bevölkerung bleibt völlig ungeschmälert.

Uebervölkerung ist da vorhanden, wo das Capital nicht ausreicht, um die arbeitende Bevölkerung zu beschäftigen, — wo es mehr Consumenten als Producenten, wo es mehr Mägen als arbeitende Hände gibt, — kurz, wo die Consumtion größer ist, als die Production. Im Kriege wird aber gerade unter den Factoren der Production, unter dem Capital und den producirenden Händen, „aufgeräumt". Unter den consumirenden Weibern, Kindern, Greisen und Kranken wird nicht „aufgeräumt"; sie alle ziehen nicht in die Schlacht, sie alle bleiben am Leben.

Im Kriege wird eine große Masse von Capital verwüstet in Gestalt von Lebensmitteln, Kleidern, Munition, Pferden, niedergetretenen Getreidefeldern, verbrannten Häusern, gehemmtem Verkehr, gelähmter Industrie u. s. w., — also ein großer Theil der Productionsmittel wird zerstört. Wenn somit nach einem Kriege die Zahl der Consumenten sich verhältniß-

mäßig gleich geblieben, die der Producenten und der Productions-Werkzeuge hingegen sich vermindert hat, so muß die Uebervölkerung — und eine solche kann nie absolut, sondern nur relativ, verhältnißmäßig, vorhanden sein — größer sein, als vor dem Kriege. Der Zustand nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland beweis't dies zur Genüge. Vor demselben war Deutschland das reichste, nach demselben das ärmste Land Europa's; die Noth, und folglich die sogenannte Uebervölkerung, war 1648 zehnmal ärger als 1618, obgleich wenigstens ein Drittheil der Bevölkerung durch Schwert, Hunger und Seuchen hingerafft war.

Wenn es wahr ist, daß die allmähliche Lösung der socialen Frage in der Vermehrung der Production liegt, dann entfernt nichts von dieser Lösung mehr, als der Krieg.

Auch Malthus hat bemerkt, daß oft gerade die am wenigsten bevölkerten Länder es sind, denen ihre Bevölkerung am meisten zur Last ist oder die am meisten unter dem Bevölkerungs-Gesetze leiden. Dagegen hat er auch zugestanden, daß die Uebel, welche aus diesem Princip entspringen, mehr ab- als zugenommen haben.

Wie die Verminderung des Capitals mit der Abnahme der producirenden Bevölkerung Hand in Hand geht, so hängt dessen Vermehrung auch wieder mit der Verstärkung der productiven Arbeitskräfte zusammen. Ihre Wirkung ist wechselseitig, — Eines befördert das Andere. Eine Vermehrung der productiven Arbeitskräfte muß nothwendig zur Vergrößerung des Capitals, eben durch die vermehrte Production, beitragen, und das vergrößerte Capital wird wieder mehr productive Arbeitskräfte heranziehen oder die vorhandenen noch productiver machen. Der Entwicklungsgang ist also umgekehrt wie im Kriege.

Ist einmal ein Land in naturgemäßer Entwicklung so volkreich geworden, daß es trotz der raffinirtesten Cultur seine Bewohner nicht mehr von eigenen Bodenproducten ernähren kann, dann werden Lebensmittel aus dem Auslande eingeführt gegen Waaren, deren Rohstoffe ebenfalls aus dem Auslande bezogen sind, denen aber durch die inländische Arbeit höherer Werth beigebracht worden ist. So geschieht es in England, Holland, Belgien, der Schweiz. Uebrigens bezieht namentlich das erstere Land noch keineswegs so viel Getreide, als man gewöhnlich glaubt. Es producirt in guten Jahren bei dem herrlichen Stande der Landwirthschaft — trotzdem, daß viele Felder, der hohen Fleischpreise wegen, in Viehweiden verwandelt sind — fast seinen ganzen Bedarf, und importirt in schlechten Jahren höchstens den zehnten bis zwanzigsten Theil des ihm nöthigen Getreides.

Da bei Zunahme der producirenden Bevölkerung das Capital fortwährend steigt, und mit dem steigenden Capital die Nachfrage nach Arbeitern und der Arbeitslohn, so könnte die Vermehrung der Bevölkerung in solchen Ländern noch lange fortdauern, bis der ganze Boden von rauchenden Schornsteinen bedeckt ist; denn es kommt nur darauf an, daß Werthe producirt, d. h. Dienstleistungen angehäuft werden, welche gegen die in Gestalt von Lebensmitteln angehäuften Dienstleistungen anderer Länder ausgetauscht werden. Allein das fortwährend sich vermehrende Capital wird vermöge des wachsenden Arbeitslohnes bald einen stets größeren Theil der Arbeiter-Bevölkerung in den Stand setzen, kleine Capitalien zu sparen, die es dieser möglich machen, in den Colonieen eine selbstständige Existenz zu gründen. Sie wird auswandern. Wir sehen daher die Erscheinung der Auswanderung in der Regel nur von wohlhabenden Ländern und Gegenden ausgehen. Wenn Irland eine Ausnahme zu machen scheint, so darf man nicht vergessen, daß der Irländer gerade in früherer Zeit (wo er ärmer als jetzt war) am schwersten zur Auswanderung aus seiner „grünen Insel“ zu bewegen war, — daß erst in neuerer Zeit außerordentliche Umstände diese befördert haben: die überaus billigen Ueberfahrtskosten und der Umstand, daß ausgewanderte Irländer ihren Angehörigen das Reisegeld schicken. Im Allgemeinen erstreckt sich auch hier die Auswanderung nicht auf die ärmste, von der Hand in den Mund lebende Arbeiter-Bevölkerung.

Solchergestalt wird die Auswanderung und das Aufblühen neuer Colonieen fortgehen, bis in einem freilich unendlich späten Zeitraume die ganze Erde wie ein Garten bebaut und bevölkert ist. Dann wird endlich der Moment eintreten, wo die Fruchtbarkeit ihren Zenith erreicht, wo mehr Menschen nicht ernährt werden können, die Bevölkerung also nicht mehr wachsen kann. Allein diese wird schon vorher in Stillstand gerathen sein. Wir kommen hier auf das Naturgesetz zurück, welches wir oben berührt haben.

Es ist eine der Erfahrung entnommene Thatsache, daß durch die mit dem wachsenden Wohlstande verfeinerten Genüsse die Vermehrungskraft der Menschen vermindert wird. Der Wohlstand vergrößert die geistige Bildung, die Thätigkeit des Geistes absorbirt aber nach dem Zeugnisse ärztlicher Forscher die edleren Säfte ungemein stark. Dazu kommt, daß bei zunehmender Wohlhabenheit mehr Selbstbeherrschung der Einzelnen und mehr Ueberwiegen des Verstandes eintritt, d. h. daß frühe Heirathen mit noch mehr Ueberlegung vermieden und Ehen erst eingegangen werden, wenn man der Familie eine sorgenfreie Existenz sichern kann, — kurz, daß all die Erscheinungen, welche wir jetzt bei den wohlhabenden, gebildeten Ständen

jeden Tag haben, in den Jahrtausenden, während deren allmählich die ganze Erde angebaut wird und die Civilisation sich über weitere und weitere Kreise der Menschheit ausbreitet, bis in die untersten Schichten sich erstrecken und so die Unglück schaffenden Repressiv-Hindernisse des Bevölkerungs-Gesetzes bis auf ein Minimum reducirt werden.

Die Production ist einer nach unsern Verhältnissen fast unbegränzten Vermehrung fähig. Die Erde ist höchstens zu einem Drittheile bebaut, und gerade diejenigen Länder sind es am wenigsten, welche den größten Ertrag liefern könnten. In Tropenländern reicht der zehnte Theil der Bodenfläche hin, um dieselbe Zahl von Menschen zu ernähren, wie in den gemäßigten Zonen. Außerdem wird der Boden selbst durch die fortwährenden landwirthschaftlichen Verbesserungen (Kleebau, Drainirung, chemische Düngung u. s. w.) immer productiver. Deßhalb ist kaum die Gränze abzusehen, wo die Erzeugung der Bodenproducte einmal nicht mehr gesteigert werden könnte. Tritt dieser Zeitpunkt, wie nicht zu zweifeln ist, einmal ein, dann ist die Bildung so gestiegen, daß, wie oben bemerkt, die vernünftige Selbstbeherrschung auf die weitesten Kreise sich erstreckt, die Bevölkerung still steht und daß bei dem höchsten Bevölkerungsstande weniger Elend herrscht, als wo Länder ganz volksarm waren.

Hingegen darf man nicht glauben, das Elend der armen Bevölkerung dadurch zu vermindern, daß man dieser eine äußerst billige Nahrung verschafft. Denn durch die erleichterte Lebsucht wird die Bevölkerung so vermehrt, daß sie in Normal-Jahren schon den Durchschnitts-Vorrath von Lebensmitteln aufzehrt und dann in Miß-Jahren ins tiefste Elend geräth.

Aus diesem Grunde schreibt Malthus das Elend Irlands dem Kartoffelbau zu; und unter vielen anderen Ursachen scheint diese in der That die erheblichste zu sein.

„In Irland," sagt Malthus, „wie in jedem Lande, wo die Kartoffel die Haupt-Nahrung des Volkes bildet und wo jeder Mann eilt, sich zu verheirathen, wenn er nur ein kleines Stück Feld hat, um so viel Kartoffeln zu bauen, als man zur Erhaltung einer Familie von so geringen Bedürfnissen braucht, — da könnte man einen Preis darauf setzen bis zur Erschöpfung des öffentlichen Schatzes, um das beste Mittel zu finden, die Armen zu beschäftigen. Wo die Zahl der Bevölkerung sich nach dem höchsten Ertrage des Bodens (dort der Kartoffel) richtet, da muß nothwendig das größte Elend hereinbrechen, wenn nur eine kleine Mißärnte sich einstellt, wie bei der Kartoffel-Krankheit. Da der Arbeitslohn sich im Verhältnisse vom Angebot zur Nachfrage regelt, so werden sich im Kartoffelbau-

System sofort mehr Arbeiter anbieten, als nöthig sind, um die Nachfrage zu befriedigen. Die Arbeit wird also um sehr geringen Preis angeboten, und wird zuletzt auch schlecht wegen der schlechten Nahrung. Bald ist der Preis der Arbeit durch den Preis der Kartoffeln, statt durch den des Getreides, geregelt, — und weil die Kartoffel mehr Mißärnten ausgesetzt ist, oder weil bei Mißärnten nicht eine billigere Nahrung zu Hülfe genommen werden kann, da es keine billigere mehr gibt, so sind die Armen fortwährend Schwankungen und Krisen unterworfen. Die Bevölkerung Irlands lebt daher in Lumpen und Hütten."

Man muß also eine in der Regel theure Nahrungsart wünschen, um den Arbeitslohn danach zu regeln. Kartoffeln können gepflanzt werden; sie sollten aber in gewöhnlichen Jahren zum größten Theile zum Destilliren, zur Stärkemehl-Bereitung und zum Viehfutter dienen. Das Vieh stellt ein lebendiges Getreide-Magazin dar, welches in theuren Jahren angegriffen werden kann; und die Kartoffel ist dann den Rumfort'schen Suppen vergleichbar, die für die Regel nicht zu empfehlen sind, weil man sonst in theuren Jahren kein Auskunftsmittel haben würde.

Es ist also durchaus falsch, wenn man den Reichthum eines Landes dadurch zu vermehren glaubt, wenn man die Vermehrung der Bevölkerung durch Gesetze zu befördern sucht. Die Meinung über die Bevölkerungsfrage vergleicht Malthus mit den alten Vorurtheilen über das Geld. Früher hätte man auch geglaubt (Spanien, Portugal), den Reichthum eines Landes lediglich dadurch zu vermehren, daß man den Vorrath an Gold und Silber vermehrte. Die Bemühungen der Gesetzgebung, die Bevölkerung zu vermehren, müßten natürlich fruchtlos bleiben, wo nicht eine Vermehrung der Production vorhergegangen wäre. In den uncivilisirten oder unterdrückten Ländern ist die, obgleich schwache, Bevölkerung doch zu groß im Verhältnisse zu den Subsistenzmitteln, so daß ein schlechtes Jahr hinreicht, um den Mangel fühlen zu lassen und die arme Bevölkerung ins Elend zu schleudern. Der unvorsichtige Wilde, der nur an die Bedürfnisse des Augenblickes denkt, — der unglückliche Bauer, der durch seine politische Situation sich für wenig gesichert hält, die Felder, welche er besäet, zu ärnten (Walachei, Moldau 1854), — sind, der Eine wie der Andere, sehr selten fähig, dem Instincte der gegenwärtigen Leidenschaft zu widerstehen aus Furcht vor Uebeln, die erst in einigen Jahren eintreten können. Wenn Despotismus und Barbarei auf der einen Seite die Unvorsichtigkeit und somit die Erzeugung von Kindern begünstigen, so führen sie auf der anderen Seite verderbliche Schläge wider die industrielle Thätigkeit, welche doch allein diese neue Bevölkerung ernähren könnte. Die industrielle Thätigkeit kann nicht

ohne Vorsicht und ohne Sicherheit bestehen. Man kennt die Indolenz der Wilden; und welche Arbeit kann man von dem Bauer in Aegypten oder Abyssinien erwarten! Jedes Capitals beraubt, gezwungen, eine Rente zu bezahlen für ein Land, das jedes Jahr an den Meistbietenden verpachtet wird, den ungerechten Forderungen eines harten und geizigen Herrn ausgesetzt, der Plünderung des Feindes Preis gegeben, nicht einmal auf die Erfüllung eines Vertrages zu zählen wagend, der ihm dictirt worden ist, — kann er nicht mit vollem Herzen bei der Arbeit sein; und wenn er den Wunsch hätte, so kann er doch seine Industrie nicht mit Erfolg treiben. Die Armuth selbst, welche ein großer Sporn ist, der den Menschen zur Arbeit und Sparsamkeit treibt, hört auf, Effect zu haben, wenn sie gewisse Gränzen überschreitet. Das Elend ohne Hoffnung schlägt den Muth nieder und zwingt den Menschen, von einem Tage auf den anderen zu leben, ohne mehr zu arbeiten, als was gerade unerläßlich ist. Denn wie auch die Hoffnung oft oder immer mächtiger und die Furcht größer ist, als der Zustand selbst, den man hofft oder fürchtet, so sind auch die Hoffnung, unser Loos zu verbessern, die Furcht vor Noth mehr, als die Noth selbst, der mächtigste Sporn der Arbeit und Industrie. Die anhaltendsten, am besten gelenkten und wirksamsten Anstrengungen werden stets in einer Volksclasse beobachtet, welche über dem Stande des Elendes ist.

Es ist immer eine Folge der Unwissenheit und Unterdrückung, daß die Hülfsquellen der Industrie (Capital und Arbeitskraft) zerrüttet und dadurch das Jahres-Product der Ländereien und die Arbeiten, welche ihrem Einflusse unterworfen sind, vermindert werden. Diese Verminderung führt nothwendig eine in der Bevölkerung nach sich, welche auch die Zahl der jährlichen Geburten sei. Unter solchen Umständen wird vielleicht der Reiz des Vergnügens und der Mangel an Klugheit die voreiligen Heirathen wie die wilden Ehen vermehren; aber wenn solche Gewohnheiten das Volk in das Elend geschleudert haben, dann ist es unmöglich, daß sie zur Vermehrung der Bevölkerung beitragen. Sie haben keine andere Wirkung, als die Sterblichkeit zu vermehren. „Wenn man", sagt Malthus, „von den südlichen Ländern genaue Aufzeichnungen hätte, wo fast alle Frauen sich verheirathen, und zwar jung, so zweifle ich nicht, daß man die Zahl der jährlichen Todesfälle im Verhältnisse von 1 zu 17, 18 oder 20 finden würde, statt von 1 zu 34, 36 oder 40, wie es in den Ländern Europa's der Fall ist, wo die vorbeugenden Hindernisse stark sind."

In Alt-England ist die Sterblichkeit fast die geringste; die Zahl der unverheiratheten Frauen und Männer, der alten Jungfern und Hagestolzen

hingegen die größte. England ist aber auch das wohlhabendste Land, das — trotz einer dichten Bevölkerung — am wenigsten an Uebervölkerung leidet*).

Auf der anderen Seite ist ein Bevölkerungs-Zuwachs, wenn er natürliche Folge des natürlichen Zustandes der Dinge, ohne Zweifel eine Wohlthat; und er ist selbst eine nothwendige Bedingung einer weiteren Vermehrung der jährlichen Production.

---

*) Auch ist in England schon so viel ökonomische Bildung und Achtung vor der individuellen Freiheit ins Volk gedrungen, daß Männer und Frauen, die unverehelicht bleiben, nicht mehr den Spott der anderen auf sich ziehen; und wir loben das, — denn wir halten dafür, daß der Hohn, der gegen solche Personen geschleudert wird, wenn er auch individuellen Eigenthümlichkeiten seinen Ursprung verdankt, wirthschaftlich sehr wenig zu rühmen ist. Eine Dame, welche die Selbstbeherrschung hat, lieber unverheirathet zu bleiben, als eine Verbindung einzugehen, der ihr Herz nicht entgegenschlägt, verdiente mit einem respectvolleren Titel, als dem einer „alten Jungfer“, bedacht zu werden.

26. Die Auswanderung.

So lange das Mercantil-System die Politik der Staaten lenkte, mußte eine einzelne Regierung in Betreff der Anlegung von Colonieen ganz anderen Gesichtspunkten folgen, als heut zu Tage, wo der freie internationale Verkehr das Ziel der civilisirten Handels- und Industrie-Völker ist. So lange das eine Volk dem anderen seine Colonieen versperrte und deren Waaren an den Märkten der alten Welt auf einem Monopol-Preise erhielt, konnte es Sache einer wohlberechneten Politik sein, durch Aufwendung eines großen Capitals eine Ansiedlung zu gründen, in der Hoffnung, daß sie sich bald so vermehren werde, daß der Tausch des Mutterlandes mit dem Tochterstaate beide bereichern und das aufgewandte Capital nach einigen Generationen mit Gewinn zurückbringen werde. Zugleich konnte der Mutterstaat mit einigen Opfern eines Theiles seiner unzufriedenen, gährenden oder armen Bevölkerung sich entledigen, der, wenn auch hier vielleicht wenig productiv, jenseit des Oceans durch die Macht der Noth und Umstände gezwungen würde, rüstig zu arbeiten, oder dessen Arbeitskraft durch die nächst der Furcht mächtigste Bewegkraft der Menschen, die Hoffnung, erstarken würde.

In Spanien trieb der Durst nach Gold die Abenteurer nach America; die Puritaner verließen England, um eine Gewissensfreiheit jenseit des Oceans zu suchen, die ihnen in der Heimat nicht gewährt wurde. Sie schufen Urwälder zu blühenden Siedlungen um, deren Nachkommen einst die Bürger einer Weltmacht werden sollten. In jenen ersten Zeiten der Siedlungen hatten sie aber mit furchtbaren Drangsalen zu kämpfen; erst die Enkel ärnteten die Früchte, welche die Ahnen mit Blut und Schweiß gesäet. Die Regierung des Mutterlandes hatte auch später noch lange Opfer zu bringen, bis Ausfuhr und Einfuhr der Colonie auf den heimischen Markt einen belebenden Einfluß äußerten.

Jetzt, nachdem die Deutschen bei der Theilung der Welt zu kurz gekommen, nachdem Colonial-Länder nirgendwo mehr zu acquiriren sind, hat die Frage der Anlegung von Colonieen für uns nur noch einen historischen Werth.

Auch wird die Ansicht immer mehr zur allgemeinen Ueberzeugung, daß Colonieen die längste Zeit existirt haben, daß die Dependentien Englands über kurz oder lang das Beispiel Nordamerica's nachahmen werden. Diese englischen Colonieen werden dann aber schon so blühend und mächtig sein, daß sie Unterjochung unter eine fremde Macht nicht mehr zu fürchten haben, und daß dann England bei dem fort und fort Statt findenden freien Austausche der Erzeugnisse einen steigenden Absatz ohne die großen Auslagen für die Verwaltung der Siedlungen haben werde. Canada wird sich Nordamerica früher oder später anschließen; Australien wird einst ein unabhängiges Reich bilden. Der große Verkehr wird sich immer mehr der Handelsfreiheit nähern; und da Werthe nur durch den Austausch von Dienstleistungen erzeugt werden und dem Mutterlande dann eine Menge von Diensten, die zum Schutze der Colonieen umsonst geleistet wurden, erspart wird, die (in Gestalt von Capital und Arbeit) zur heimischen Production verwandt werden kann, so wird das Mutterland sich bei diesem freien Austausche noch mehr bereichern, als so lange der Tochterstaat noch abhängige Colonie war. Dem Einzelnen steht es, wenn es ihm in der Heimat zu enge wird, zu jeder Zeit frei, in die neuen Länder zu wandern, wo raschere Gewinnste, aber auch raschere Verluste gemacht werden können. Bei so bewandten Umständen kann die Colonieen-Frage für Deutschland keine praktische Bedeutung mehr haben. Uns beschäftigt nur noch die Auswanderungs-Frage; diese aber in um so höherem Grade, je mehr die Zahl der Auswandernden eine jährlich wachsende ist.

Diese Frage kann und darf von zwei Seiten aus aufgefaßt werden: von der des Staates und von der des Individuums.

Es sind nicht immer ökonomische Gründe, welche das letztere bewegen, das Vaterland zu verlassen. Das Vaterland — ein Name, der mit Recht alle Fibern des menschlichen Herzens erbeben macht, bei dessen Klange die süßesten Gefühle rege werden, die Erinnerungen an die liebevollen Bemühungen der Mutter, an die Freuden der Kindheit und all die holden Gegenstände, an welchen das Auge mit Wohlgefallen zu hangen gewohnt war, — das Vaterland wird selten um leichtsinniger Motive willen verlassen. Nur arger Gewissenszwang, nur die Verzweiflung trieb die Hugenotten aus den Fluren des schönen Frankreichs fort, um die rauchigen Städte Englands und die Sandfluren der Mark mit ihrem Capital und ihrer Kunstfertigkeit zu bereichern und Frankreich durch die Entziehung ihrer Kräfte eine Wunde zu schlagen, die lange Zeit zu ihrer Heilung erforderte.

Auswanderungen solcher Art sind unbedingt schädlich, weil sie gewissenstreue Bewohner dem Lande entziehen; und solche sind stets die fleißi-

geren, intelligenteren, selten die ärmeren. Eine Regierung, die es durch Verfolgung der Gewissen oder durch Unterdrückung der politischen Freiheit so weit bringt, ladet eine schwere Verantwortlichkeit auf sich, weil ihre Nachfolger Rechenschaft von ihr fordern müssen für die Verkümmerung des Landes, welche durch solche Auswanderungen erfolgen muß. Nicht ohne Grund sagte daher die Königin Christine von Schweden beim Widerruf des Edictes von Nantes: Ludwig XIV. habe mit seinem rechten Arme seinen linken abgehauen.

Selbst Zwangsgesetze werden in einem solchen Falle die Auswanderung nicht sehr hindern. „Kein Bürger", bemerkt Say, „läßt sich durch Zwang zurückhalten, — es wäre denn, daß man ihn einkerkerte; und eben so wenig sein Vermögen, — es wäre denn, daß man es confiscirte. Des Unterschleifs nicht einmal zu gedenken, welcher oft unverhütbar ist, — kann er ja seine Besitzthümer in Waaren umsetzen, deren Ausfuhr erlaubt, ja, ermuntert ist, und diese ins Ausland versenden oder versenden lassen! Ist diese Ausfuhr nicht ein reeller Verlust von Werth? Wie vermöchte die Regierung zu errathen, daß sie keine Rückfracht zur Folge haben werde? Die beste Methode, Menschen zu fesseln und anzuziehen, ist: gerecht und gut gegen sie zu sein und sie ausnahmslos des Genusses derjenigen Rechte zu versichern, welche in ihren Augen die köstlichsten sind: nämlich der freien Verfügung über ihre Person und ihr Vermögen und der Fähigkeit, mit völliger Sicherheit zu gehen, zu kommen, zu bleiben, zu reden, zu lesen und zu schreiben."

Allein politische Motive sind bei den Wenigsten ein Grund zur Auswanderung, und bei diesen Wenigen muß die Verzweiflung an den nationalen oder socialen Zuständen schon einen hohen Grad erreicht haben, bis sie zu dem Entschlusse kommen, ihr Vaterland zu verlassen.

Der einer Menschenrace inwohnende, culturtragende Wandertrieb ist vielleicht der mächtigste Sporn zur Auswanderung. Und dieser Trieb ist am stärksten bei dem germanischen Stamme. Mit dieser National-Eigenschaft traten die Germanen in die Geschichte; mit ihr bevölkern sie heute alle Erdtheile. Kein anderes Geschlecht hat diesen Colonisationstrieb. Schon vor dem zehnten Jahrhundert dehnten die Normannen ihre Seefahrten bis nach Island und Nordamerica (Winland) aus.

In der Völkerwanderung wurden die meisten Völker Europa's mit germanischem Blute veredelt; je nachdem aber das letztere vorwiegt oder überwogen wird, ist die Wanderlust größer oder geringer. Sie ist vorwiegend bei den Engländern und den Deutschen, weil bei ihnen das germanische Element bei Weitem das celtische in sich aufgesogen hat; sie ist geringer

bei den Franzosen und Italienern, wo das celtische und romanische Element überwiegt. Die Spanier und Portugiesen scheinen eine Ausnahme zu machen; allein sie hatte nicht der Colonisationstrieb, sondern der Durst nach Gold übers Meer getrieben. Bloß Durst nach Gold treibt sie noch heute fort. Die spanischen Siedlungen gedeihen nicht; sie geben vielmehr ein trauriges Bild der Desorganisation. Die organisirenden Germanen werden jene einst als Erbschaft antreten, wie sie schon die der Franzosen in der neuen Welt (Canada, Luisiana) angetreten haben.

Diese Stammes-Eigenthümlichkeit darf also nicht übersehen werden, wenn man die Frage der Auswanderung richtig beurtheilen will. Weder politischer Druck, noch nationale Zersplitterung sind es allein, welche die Deutschen zur Auswanderung treiben; auch Steuerlast und Verarmung sind es nicht allein. Italien ist gewiß politisch unterdrückter und national zersplitterter, als Deutschland, — es ist gewiß weit ärmer; dennoch ist von Auswanderung dort nicht die Rede, so wenig wie in Polen und Rußland. England ist gewiß politisch frei und national geeinigt, — es erhebt sein Banner so frei und mächtig, daß jeder Engländer mit Stolz seinen Namen nennt, — es ist so reich, wie kein anderes Land der Erde; und dennoch ist die Auswanderung aus England am größten, während nur wenige Franzosen die politische Unfreiheit ihres Landes so stark fühlen, um sich dadurch bewegen zu lassen, von ihrem Vaterlande Abschied zu nehmen.

Weder Gewissenszwang, noch politische Unfreiheit, noch nationale Entwürdigung, noch Verarmung sind es allein, welche zur Auswanderung bewegen, sondern auch jener culturtragende Wandertrieb, der stets in dem Maße wächs't, in welchem die Hindernisse hinweggeräumt werden, die ihm entgegenstehen. Da solche Hindernisse aber jährlich mehr hinweggeräumt werden, da sowohl der Transport jährlich leichter und billiger, die Gefahren geringer werden, da die Ansiedlung weniger mühevoll wird, weil der Auswanderer überall schon ansässige Landsleute trifft, — so ist nicht daran zu denken, daß die seit dreißig Jahren fortwährend wachsende Auswanderung aus Deutschland aufhören werde. Keine Maßregel der Regierung wird sie hindern können.

Da aber mit jeder Auswanderer-Schaar auch eine große Summe von **Arbeitskraft und Capital aus dem Lande geht, durch deren Verlust der Staat eine Anzahl von Dienstleistungen entbehren muß**, so leidet er sowohl an Steuern als in der Gesammt-Production eine Einbuße. Der Verlust an der Production ist unbedingt, denn die Auswanderer nehmen stets mehr Capital mit, als sie zu ihrer eigenen reproductiven Consumtion im Lande gebraucht hätten; es geht

wenigstens das Ueberfahrtsgeld verloren. Und zugleich sind es niemals die ärmsten, untersten Classen, die dem Staate zur Last fallenden, welche auswandern, sondern tüchtige Arbeitskräfte.

Wenn der Staat also auch nichts thun kann, um die Auswanderung zu verhindern, so soll er doch auch nichts dazu beitragen, um diesen Trieb zu vermehren. Ueber Gesetze und Gesetzvorschläge, welche die Auswanderung ermuntern und begünstigen sollten, werden wir kaum mehr ein Urtheil abzugeben haben; dazu ist dieselbe schon zu massenhaft geworden. Es gibt aber auch andere Mittel, welche sie begünstigen, von welchen wir schon einen Theil aufgezählt haben. Um es mit Einem Worte zu sagen: Die Regierung muß Alles aufbieten, um, soweit es in ihrer Macht liegt, jeden Grund zur Unzufriedenheit hinwegzuräumen.

Wo die Auswanderung einmal nicht mehr zu verhindern ist, da sollten die Regierungen darauf Bedacht nehmen, daß den Ansiedlern eine gewisse Anhänglichkeit an die alte Heimat, an deren Sitten und Gewohnheiten bleibt, — nicht allein weil dadurch das nationale Ansehen verbreitet wird, sondern weil dann ein regerer Wechselverkehr zwischen den Colonisten und dem Mutterlande erhalten wird, welcher die Production des letzteren fördern und mit der Zeit sehr ausdehnen muß. Das Mutterland sollte z. B. für einen sorgfältigen Consulardienst in den neuen Ländern sorgen, damit nicht allein die Einwanderer nöthigenfalls Schutz und Auskunft erhalten könnten, sondern damit auch die Consumtions-Bedürfnisse ermittelt und die Anknüpfung von Handels-Verbindungen erleichtert würden.

Während vom Standpunkte der nationalen Politik die Regierungen dafür besorgt sein müssen, daß dem Lande nicht zu viele productive Kräfte entzogen werden, kann von Seiten der Individuen die Auswanderung in einem ganz anderen Lichte angesehen werden. Man wird jedoch auch hier zuvörderst unterscheiden müssen zwischen den geistigen und den materiellen Producenten. Die Beschäftigung und der Gedankengang der größeren Anzahl der ersteren sind so innig verwachsen mit dem „nationalen" Leben, daß es ihnen bei einer Uebersiedlung geht, wie einer Pflanze, die in ein ihr fremdes Erdreich versetzt wird: sie verkümmert oder verändert ihre Natur. Die Rechtsgelehrten, die Dichter, die Staatsmänner, alle diejenigen, welche an die Gemüths- und Geistes-Erfrischungen unserer gebildeten Gesellschaft gewohnt sind, solche, die sich mit Politik beschäftigt haben und, so zu sagen, ein Werkzeug in dem politischen Organismus der Nation geworden sind, — alle diese und viele andere geistige Arbeiter, alle diejenigen, denen die Erfüllung nationaler Bürgerpflichten zum Bedürfnisse geworden ist, werden sich in einem neuen Lande höchst unglücklich fühlen, wo sie alle jene Reize der heimatlichen Geselligkeit entbehren müssen, wo sie

viele Jahre lang am politischen Leben der neuen Heimat weder Theil nehmen dürfen noch können.

Die materiellen Producenten, welche an alle jene Genüsse nicht gewohnt sind, denen die bestmögliche Verwerthung ihrer Dienstleistungen, die Erwerbung von Habe und Gut und die materielle Zukunft ihrer Kinder mehr am Herzen liegt, mögen sich in dem neuen Lande recht wohl befinden.

Bei der regen Erwerbsfähigkeit neuer Länder ist sowohl das Capital wie die Arbeit höher im Preise. Ein Capitalist, der die Verhältnisse und die Sprache des Landes kennt, der zugleich klug und gewandt ist, kann rasche und hohe Gewinnste machen. Da indessen jene Erfordernisse nur in seltenen Fällen in Einer Person zusammentreffen, so möchte Verlust der häufigere Fall und zu einer Uebersiedlung von Capitalisten nicht zu rathen sein, wenn sie nicht auch schon zur gebildeten Gesellschaft gehören und ihnen dann aus obigen Gründen die Auswanderung zu widerrathen ist.

Ganz wohl stehen sich dagegen bei der Auswanderung Leute, die wenig mehr, als ihre Arbeitskraft, oder neben ihr nur ein kleines Capital, besitzen. Der hohe Lohn der Arbeit in den neuen Ländern und zugleich die billigen Lebensmittel-Preise machen solche Arbeiter, sobald sie sich nur einiger Maßen in die Sitten und die Sprache des Landes hineingefunden haben, bald prosperiren. Landleute, die nur ein kleines Capital, aber eine große Familie besitzen, können ihren Kindern in der Siedlung in der That eine sorgenfreie Zukunft bereiten, indem es ihnen leicht wird, Besitzthum zu gewinnen, welches sie in der alten Heimat bei dem geringen Umfange des väterlichen Gutes nicht oder nur in unzureichendem Maße hätten erhalten können. Die Auswanderung solcher kleinen ländlichen Besitzer wird auch dem Mutterlande weniger schaden, weil da die Güter mehr arrondirt und wirthschaftlicher bearbeitet werden können. Denn wie die zu großen Güter, so geben auch die zu kleinen Grundstücke geringeren oder keinen Ertrag. Ueberdies können die abgehenden Arbeitskräfte durch Einführung von Maschinen ergänzt werden.

Je leichter die Auswanderung solchen ländlichen Arbeitern wird, die von den Reizen gebildeter Geselligkeit im Mutterlande nicht zurückgehalten werden, denen schon ein höherer Steuerdruck genügt, um ihren Entschluß zur Auswanderung zu reifen, — um so mehr muß die Regierung darauf bedacht sein, den Steuerdruck weniger fühlbar zu machen und die Fesseln der wirthschaftlichen Bewegung, welche gerade den Ackerbau vielfach drücken, hinwegzuräumen.

Wir können schließlich eines Auswanderungs-Planes gedenken, welcher ziemlich praktisch erscheint und welchen auch die englische Regierung in neuerer Zeit in Australien zu befolgen sucht. Derselbe würde mehrere der

vorzugsweisen Schwierigkeiten beseitigen, welche den Ansiedlern in Colonieen entgegentreten. Diese Schwierigkeiten liegen nämlich darin, daß die Neusiedler mit den Verhältnissen des Landes, worin sie sich anbauen wollen, in der Regel unbekannt sind und daß sie, wenn sie sofort zur Erwerbung eigenen Besitzthums schreiten, manchen Irrthümern unterliegen und am Anfange schwere Verluste erleiden. Auf der anderen Seite sind Arbeiter — da Alle sich so schnell als möglich selbstständig anbauen wollen — sehr selten und nur zu so hohem Preise zu haben, daß sowohl der Anbau schon besiedelter Districte sich nicht rasch vermehren und productiv werden kann, als daß auch der Bau von Straßen und anderen gemeinnützigen Verkehrs-Anstalten, welche die Producte besser verwerthen machen, mehr verzögert wird, als es dem Gedeihen der Colonie ersprießlich ist. Der Engländer Wakefield schlug daher vor, die vorzeitige Besitzergreifung von Land in Colonieen und die Zertheilung der Ansiedler über dasselbe durch Festsetzung eines ziemlich hohen Preises für alles unoccupirte Land zu hindern, dessen Ertrag für die Beförderung von Arbeiter-Auswanderung aus dem Mutterlande verwandt werden soll.

„Dieses System", sagt J. St. Mill, „gründet sich auf das wichtige Princip, daß der Grad der Productivität des Landes und der Arbeit von einem richtigen Verhältnisse derselben zu einander abhängt, und daß daher Verlust von Productivkraft und eine große Verzögerung des Fortschrittes einer Colonie an Reichthum und Civilisation Statt findet, wenn wenige Menschen in einer neu angelegten Colonie es unternehmen, einen großen District sich anzueignen, oder jeder Arbeiter sogleich Besitzer und Bebauer eigenen Bodens wird; — daß aber der Instinct der Aneignung, wenn man so sagen kann, und die in allen Ländern mit Grundbesitz verbundenen Gefühle fast jeden Einwanderer bestimmen, gleich Eigenthümer zu werden und sein Land mit keiner anderen Hülfe, als der seiner Familie, zu bebauen. Könnte diese Neigung zu alsbaldigem Grundbesitze einiger Maßen in Schranken gehalten und jeder Arbeiter bewogen werden, eine gewisse Reihe von Jahren vor seiner Ansässigwerdung für Lohn zu arbeiten*), so würde beständig eine hinreichende Anzahl Lohnarbeiter zur Anlegung von Straßen, Canälen, Bewässerungs-Arbeiten u. s. w., so wie für die Gründung und Betreibung von städtischen Gewerken gewonnen werden, wodurch der Arbeiter, wenn er schließlich Grundbesitzer wird, das Land

*) Deutsche Ansiedler, die es in Nordamerika so gemacht, haben in der Regel prosperirt. Es werden darüber interessante Fälle erzählt.

durch das Vorhandensein eines Marktes und von Lohnarbeitern viel werthvoller finden würde.

„Man hat indessen gegen diese heilsame Vorsichts-Maßregel Einwendungen erhoben im Namen und auf Grund des als das große Princip der politischen Oekonomie hingestellten Satzes: daß die Individuen die besten Beurtheiler des eigenen Interesses seien. Man sagt, daß, wenn man die Sache sich selbst überlasse, das Land durch die freie Wahl der Individuen in Besitz genommen würde in solchem Umfange und zu solcher Zeit, wie es jedem Einzelnen und daher auch der Gesammtheit am förderlichsten sei, und daß eine künstliche Hinderung des Land-Erwerbes die Menschen abhalte von der Befolgung des nach ihrem eigenen Urtheile heilsamsten Weges — auf Grund einer eingebildeten Vorstellung des Gesetzgebers, daß er besser als sie wisse, was in ihrem eigenen Interesse liege. Dies ist nun aber eine völlige Verkennung entweder des Systemes selbst oder der Grundsätze, mit denen man meint, daß es im Widerspruche stehe. Wie heilsam es der Colonie im Ganzen und jedem Mitgliede derselben auch sein möge, daß Niemand sich mehr Land aneigne, als er gehörig bebauen kann, — noch Eigenthümer werden könne, bis andere Arbeiter vorhanden sind, die als Lohnarbeiter seine Stelle einnehmen können, — so wird es doch nie im Interesse des Einzelnen liegen, diese Enthaltsamkeit zu üben, sofern er nicht die Sicherheit hat, daß Andere eben so handeln werden. Umgeben von Ansiedlern, von denen jeder seine tausend Acker Landes besitzt, — wie wird er Vortheil davon haben, sich auf fünfzig zu beschränken? Oder was gewinnt ein Arbeiter dabei, seinen Erwerb überhaupt einige Jahre aufzusparen, wenn alle anderen Arbeiter sich drängen, ihren ersten Erwerb in Besitzungen mitten in der Wildniß etliche Meilen von einander anzulegen? Wenn sie durch Besitzergreifung von Land die Bildung einer Classe von Lohnarbeitern verhindern, so wird Keiner durch Aufschiebung der Zeit seiner Ansiedlung in die Lage kommen, sein Land, wenn er später solches erwirbt, vortheilhafter zu benutzen. Sollte er sich deßwegen in eine ihm und Anderen niedriger scheinende Stellung dadurch versetzen, daß er Tagelöhner bleibt, wenn Alle in seiner Nähe Eigenthümer sind? Es ist das Interesse eines Jeden, zu thun, was im Interesse Aller liegt, aber nur, wenn Andere eben so handeln.

„Das Princip, daß Jeder der beste Beurtheiler seiner eigenen Interessen sei, nach der Bedeutung, die ihm die Erheber jenes Einwandes unterlegen, würde beweisen, daß die Regierungen überhaupt nicht ihre anerkannten Pflichten erfüllen und in der That gar nicht bestehen sollten. Es ist in hohem Grade das Interesse des Gemeinwesens — der Gesammtheit, wie der Einzelnen —, sich nicht unter einander zu berauben und zu betrügen;

nichts desto weniger sind Gesetze nöthig zur Bestrafung von Betrug und Raub, weil — obwohl es in eines Jeden Interesse liegt, daß Niemand raube und betrüge — es dennoch nicht in irgend Jemandes Interesse liegt, sich des Raubens und Betrügens gegen Andere zu enthalten, wenn alle Anderen ihn berauben und betrügen dürfen. Strafgesetze bestehen überhaupt hauptsächlich deßhalb, weil selbst die allgemeine Uebereinstimmung, daß eine gewisse Verhaltungsweise im allgemeinen Interesse liegt, noch nicht macht, daß es in Jedermanns individuellem Interesse (oder, besser, in dessen Einsicht) liegt, sich derselben anzuschließen."

Suchen wir uns die Vortheile des Wakefield'schen Planes anschaulich zu machen, so springt zunächst ins Auge, daß die Unerfahrenheit mit den Sitten, Gebräuchen und eigenthümlichen Verhältnissen der Colonie den Ansiedler Anfangs viele Irrthümer begehen läßt, welche ihn nur zu häufig ins Elend bringen, von dem er sich oft nur nach Jahren, oft gar nicht wieder emporrafft. Man nimmt an, daß fast alle Auswanderer Lehrgeld bezahlen müssen, daß bei vielen aber dieses Lehrgeld den ganzen Betrag ihrer Habe ausmacht. Dieser große Verlust an Capital, der im Ganzen zu einer nicht unerheblichen Summe anwächs't, wird vermieden, wenn die Ansiedler zuerst um Lohn arbeiten und sich nach und nach so viel erübrigen, um nach Verlauf einiger Jahre sich selbstständig anzusiedeln. Auf solche Weise werden sie zuerst mit der Beschaffenheit und den Verhältnissen und mit der Sprache des neuen Landes bekannt, ohne ein Capital als Lehrgeld aufzuopfern. Das Capital, das sie nachher durch ihre Arbeit erwerben, bleibt ihnen gewiß. Wenn nun der Erlös für das Siedelland von der Regierung für die Auswanderung verwandt wird, dann ist man, ohne die Steuerkraft des Mutter- oder Tochterlandes in Anspruch zu nehmen, im Stande, die Auswanderung so zu lenken, wie sie allein ersprießlich werden kann, d. h. es sind dann nicht mehr bloß die wohlhabenden Arbeiter, welche auswandern und durch die Zurücklassung der Armen das Uebel, das man durch Auswanderung zu beseitigen hofft, nur noch vermehren, sondern es werden eben den von aller Habe entblößten Arbeitern die Mittel gegeben, nach der Colonie überzusiedeln.

Da England, wie oben bemerkt, dieses System in neuerer Zeit in Australien befolgt, und da das dortige Klima sehr günstig für den Weinbau ist, so sucht sie deutsche Winzer für die Colonie zu gewinnen. Die Auswanderung aus dem Rheingau nach Neu-Süd-Wales ist sehr stark; und weil sie gerade unbemittelten Leuten möglich gemacht wird, so können wir der englischen Regierung nicht grollen. Da wir eigene Colonieen einmal nicht haben, so kann es nur erwünscht sein, daß unsere Landsleute mit den Abkömmlingen eines stammverwandten Volkes sich vermischen, das

unter allen Völkern der erste Culturträger ist und mit welchem die Allianz für kein Land gebotener wäre, als für Deutschland, weil beide die Kräfte, die dem einzelnen mangeln, gegenseitig ergänzen.

J. St. Mill hebt bei den Vorzügen des Wakefield'schen Auswanderungs-Systemes besonders den Vorzug hervor, daß es sich durch den höheren Preis der Ländereien in sich selbst deckt und keine Steuerlast erfordert: „Der Verkauf der Ländereien ist daher bei Weitem die leichteste Erhebungsweise der nöthigen Fonds. Aber es sprechen noch andere, erheblichere Gründe dafür. Es wird dadurch dem Hange einer Colonisten-Bevölkerung vorgebeugt, die Sitten und Neigungen eines wilden Lebens anzunehmen und sich so weit zu zerstreuen, daß sie alle Vortheile des Handels, des Marktes, der Arbeitstheilung und Arbeitsverbindung verlieren. Indem die auf Kosten des Staates Eingewanderten eine beträchtliche Summe verdienen müssen, ehe sie Grundbesitzer werden können, wird für eine beständige Nachfolge von Lohnarbeitern gesorgt, die in jedem Lande selbst den kleinen Grundeigenthümern eine wichtige Hülfe sind; zugleich vermindert es die Sucht der Landspeculanten, ihren Grundbesitz zu vergrößern, und erhält dadurch die Ansiedler in einem für das Zusammenwirken erreichbaren Zustande, bringt eine beträchtliche Anzahl derselben in mäßige Entfernung von jedem Mittelpunkte des auswärtigen Handels und der nicht ländlichen Gewerbthätigkeit und sichert die Bildung und das rasche Wachsthum von Städten und städtischer Production. Die Concentration, verglichen mit der jedesmal erfolgenden Zerstreuung, wo Land umsonst zu haben ist, beschleunigt sehr die Erlangung von Wohlstand und vergrößert den für weitere Einwanderung disponiblen Fond. Vor der Annahme des Systemes von Wakefield waren die ersten Jahre junger Niederlassungen voll Beschwerden und Noth, wovon die letzte nach dem alten Systeme gegründete Colonie, die Niederlassung am Schwanenflusse, ein besonders charakteristischer Beleg ist. Bei allen späteren Colonisationen wurde das System von Wakefield befolgt, obwohl unvollständig, da der Preis der Ländereien meistens zu niedrig angesetzt und nur ein Theil des Ertrages zur Einwanderung verwerthet worden ist. Aber überall, wo es überhaupt eingeführt ist, wie in Süd-Australien, Port-Philipp und Neu-Seeland, hat die Beschränkung der Zerstreuung der Ansiedler und der Zufluß von Capitalien, den die Gewißheit, Lohnarbeit bekommen zu können, veranlaßt, trotz vieler Schwierigkeiten und schlechter Verwaltung, eine so glückliche und schnelle Entwicklung des Wohlstandes verursacht, daß diese eher mährchenhaft, als in der Wirklichkeit möglich klingt. Die älteste der Colonieen nach Wakefield'schen Grundsätzen, Süd-Australien, ist wenig älter als zwölf [jetzt siebenzehn] Jahre, Port-Philipp noch jünger, und sie sind gegenwärtig die beiden Orte der Welt, wo Arbeit von der einen und

Capital von der anderen Seite ihre höchste Vergütung finden. — Dieses sich selbst unterhaltende Colonisations-System muß, wo es einmal eingeführt ist, mit jedem Jahre an Wirksamkeit zunehmen. Seine Wirkung wird sich in geometrischer Progression vermehren können. Indem jeder arbeitsfähige Einwanderer, bis zur völligen Bevölkerung des Landes, in sehr kurzer Zeit zur Bereicherung desselben — außer seiner eigenen Consumtion — noch so viel beiträgt, als genügt, um das Herüberschaffen eines anderen Einwanderers zu bestreiten, so folgt: daß, je größer die Zahl der bereits Herangezogenen, eine um so größere Zahl noch beständig nachfolgen kann, weil jeder Einwanderer den Grund zu einer Reihenfolge anderer, in kurzen Zwischenräumen ohne neue Ausgaben zu erlangender, Einwanderer legt, bis zur Füllung der Colonie. Es wird sich daher lohnen, daß das Mutterland, zur Beschleunigung der ersten Stadien dieser Progression, der Colonie zum Zwecke der Einwanderung Vorschüsse macht, die aus dem durch Verkauf der Ländereien entstehenden Fond zurückzubezahlen wären. Bei solcher Vorstreckung der Mittel zur Beschaffung einer großen sofortigen Einwanderung würde das so angewandte Capital in der für die Colonie heilsamsten Weise angelegt werden, und würde die Arbeit und Ersparung dieser Einwanderer die Periode beschleunigen, wo eine große Summe aus dem Verkaufe der Ländereien disponibel sein wird. Es wäre nöthig, im Einverständnisse mit denjenigen zu handeln, die zur Uebertragung ihres Capitals in die Colonie geneigt sind, um den Arbeitsmarkt nicht zu überfüllen. Die Gewißheit des Vorhandenseins einer großen Anzahl Lohnarbeiter auf einem für deren Beschäftigung so productiven Felde würde eine starke Einwanderung von Capital aus einem Lande sichern, das, wie England, niedrigen Capital-Gewinn und (durch die Masse des Capitals) rasche Ansammlung vereinigt; und es wäre nur nöthig, nicht mehr Arbeiter hinzuschicken, als dieses Capital zur Zeit bei hohem Lohne beschäftigen kann."

27. Die Sklaverei.

Wir müssen noch von einer Einrichtung sprechen, welche der Colonial-Politik ihre Entstehung verdankte, — zu einer Zeit, wo sie in der alten Welt eben untergegangen war, — von der Sklaverei.

Wenn auch in ihrer Wirkung dieselbe, so hatte die [Neger-]Sklaverei in der neueren Zeit doch einen andern Entstehungsgrund, als in der alten. Roscher, der den Abschnitt über die „Unfreiheit" sehr gut bearbeitet hat, zählt mit Recht als einen der Haupt-Entstehungsgründe der Sklaverei in der Vorzeit die Besiegung im Kriege auf. Da die Jägervölker, mit welchen die Gesellschaft beginnt, die besiegten Feinde, wenn sie sie zu Knechten gemacht, nicht hätten ernähren können, so haben sie alle erschlagen (die Indianer in America machen es heut zu Tage noch so). „Von einem solchen Zustande ist zu jenem des sklavenhaltenden Nomaden gewiß ein beträchtlicher Humanitäts-Fortschritt." Die Hauptursache der Entstehung der Sklaverei im Frieden ist die wirthschaftliche Abhängigkeit.

Im Alterthum wie in der germanischen Urzeit gab es wegen der geringen Arbeitstheilung (also geringerer Civilisation), sehr wenig bewegliches Capital. Das letztere stak vorzugsweise im Boden, im Vieh und in den jährlichen Aernten. Da nun die Länder im Großen damals stets nur durch Eroberung erworben, und die Grundflächen unter die Sieger dann als Eigenthum vertheilt wurden, so war es für den Sklaven und den späteren Leibeigenen außerordentlich schwer, eine selbstständige Existenz sich zu verschaffen; und viele, die sich frei gekauft hatten, kehrten freiwillig in die Knechtschaft zurück; viele, die ursprünglich frei waren, geriethen durch Armuth und Verschuldung in die Nothwendigkeit, ihre Freiheit gegen den Lebensunterhalt zu verkaufen.

Die lange Dauer der Leibeigenschaft in Deutschland läßt sich aus einem ähnlichen Grunde erklären. Die durch den Mangel an Verkehrswegen bedingte Abwesenheit des Getreidehandels, welche eben wieder die Maga-

zinirung des Kornes vom Zehnten von Seiten der Gutsherren möglich und nöthig machte, dieses starke Schwanken zwischen den höchsten und den niedrigsten Getreidepreisen erschwerte den kleineren Leuten eine selbstständige Existenz außerordentlich. Selbst von wohlfeilen auf theure Jahre aufspeichern konnten sie nicht, weil dazu, wenn mehrere Jahre verflossen, sollte das Getreide nicht zu Grunde gehen, lebendige Magazine in Gestalt von Viehheerden nothwendig waren, die aber nur der mächtige Gutsherr zu halten im Stande war. Die kleinen Leute waren daher genöthigt, in der Abhängigkeit der Gutsherren zu bleiben, auch wenn sie es in der Macht hatten, ihre Lage zu ändern, weil die Gutsherren für die Ernährung der Leibeigenen in theuren Jahren Sorge tragen mußten.

Die wirthschaftliche Ursache der Sklaverei und Leibeigenschaft fiel erst weg, nachdem durch die Herstellung guter Verkehrswege der Getreidehandel, und durch größere Arbeitstheilung eine rüstige Industrie entstanden war, die dem intelligenten und fleißigen Arbeiter eine Existenz möglich machten. Wie sehr gerade die Werthschaffung vermittelst beweglichen Capitals in Handel- und Gewerbs-Industrie der Gegensatz ist, welcher die Unfreiheit aufhebt, davon gibt die deutsche Geschichte die lehrreichsten Beispiele.

In der Urzeit wurden alle Erzeugnisse, die man zur Befriedigung der geringen Summe von Bedürfnissen brauchte, auf den Gütern der Freien selbst verfertigt. Fleisch brachten Jagd und Viehzucht; das Getreide schuf der Ackerbau. Das Bier wurde selbst gebraut, Mehl und Brod selbst bereitet. Die Frauen der Freien spannen und woben mit ihren Mägden und verfertigten die Kleider (Nibelungenlied). Alle Geräthschaften des Friedens und Krieges wurden selbst verfertigt; daher die häufigen Benennungen in den altdeutschen Rechtsbüchern: servus sutor (Schuster-Knecht), servus faber (Schmiede-Knecht) u. s. w. Das einzige freie Gewerbe waren damals vielleicht die Waffenschmiede, weil ihre Waare, wenn sie gelungen, außerordentlich gesucht war; denn kein Werkzeug ist den damaligen Menschen kostbarer gewesen, als dasjenige, welches dazu diente, das Leben zu nehmen und es zu schirmen.

So lange Städte gar nicht oder nur in geringer Anzahl (die von den Römern gegründeten) vorhanden waren, zeigten die ersten Keime einer selbstständigen Industrie sich in den Klöstern. Von diesen sind bis zum 11. Jahrhundert die meisten Verbesserungen in der Gewerbe-Production ausgegangen *). In die Klöster flüchteten die Leibeigenen daher in solcher

*) Z. B. die Anwendung des Hopfens zum Brauen des Bieres.

Anzahl, daß Gesetze wider das Verbergen von Leibeigenen erlassen wurden. Wie groß aber auch die Zahl der Klöster war, sie blieb doch zu beschränkt, um auf eine Aenderung der Leibeigenschafts-Verhältnisse im Großen einen durchgreifenden Einfluß zu äußern. Diese Aufgabe übernahmen erst die Städte, deren Gründung im Großen dem ersten Heinrich zum unsterblichen Verdienste gereicht. Da das bewegliche Capital von da an immer wuchs und selbstständigen Verdienst ermöglichte, so entliefen die Leibeigenen in Massen ihren Herren, was die immer häufiger erscheinenden Gesetze beweisen, welche dieses Entlaufen zu hindern suchten. Wir machen also hier die Wahrnehmung, daß das bewegliche Capital es ist, welches die Leibeigenschaft allmählich aufgehoben hat. **Das Capital ist also die Milchschwester der Freiheit**, nicht ihr Feind.

Mit dem Capital wachsen die Mittel zur Ausbildung der unterdrückten Stände, und das Umsichgreifen der Civilisation verbreitet an sich schon einen gemeinsamen Fond geistigen Capitals über ein ganzes Land, über die ganze Erde, dessen die untersten Classen unentgeltlich theilhaftig werden und damit zu einer höheren Stufe geistiger und materieller Wohlfahrt sich aufschwingen können. „**Das Bedürfniß der Freiheit**", bemerkt **Roscher** sehr richtig, „wächs't nur in demselben Verhältnisse wie **die Geistesbildung**." Deßhalb meint derselbe, daß die Unfreiheit in der ersten Periode für die Unfreien gar nicht so erdrückend sei. „Das Gefühl sittlicher Entwürdigung, welches die Sklaverei, selbst von allem Mißbrauche abgesehen, in uns hervorruft, ist einem ganz rohen Zeitalter unbekannt. Auch das Kind gehorcht willig fremden Befehlen, wird von seinen Eltern zum Dienste vermiethet u. s. w."

In Europa hat die Sklaverei nur noch ein historisches Interesse; in America aber ist sie eine Frage von solcher Bedeutung, daß die Einheit der nordamericanischen Union durch sie in großer Gefahr schwebt. Bei dem so raschen Gange der Cultur-Entwicklung America's müßte die Sklavenfrage sich bald von selbst lösen, wenn nicht die südlichen, sklavenhaltenden Staaten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Zwangsmitteln die geistige Ausbildung der Neger hinderten, so daß denselben nicht einmal die Kenntniß der Schrift verstattet wird. Allein selbst wenn die Sklavenstaaten in der Vertheidigung ihrer unwürdigen und habgierigen Interessen bis zur Lossagung von der Union schritten, würde dennoch das allmähliche Aufhören der Sklaverei nicht zu vermeiden sein, und zwar aus wirthschaftlichen Gründen, wenn wir von den genetischen, der anhaltenden Mischung der Racen, auch schweigen wollen.

„Je unselbstständiger der Sklave ist," sagt **Roscher**, „um so schlechter pflegt er zu arbeiten. Was er umkommen läßt, ist ja nur Schaden

seines Herrn; was er faulenzen oder verzehren kann, Gewinn für ihn selber! Anstatt des Tagelohnes oder gar Stücklohnes *) bekommt der Sklave gleichsam Lebenslohn. Fleiß und Geschicklichkeit sind ihm schädlich, sofern der Herr ihn dann zu mehrerer Arbeit anhalten, schwerer freilassen wird. Statt der unzähligen Triebfedern des freien Arbeiters: Sorge für die Zukunft, für seine Familie, Streben nach Ehre und Behaglichkeit, — kennt der Sklave gewöhnlich nur die Eine: Furcht vor Mißhandlungen; und dagegen stumpft man sich allmählich ab." Sie wird, sagt Hume, niemals von dem Sklaven so viele Arbeit erpressen, wie die Furcht, außer Dienst zu kommen und keinen andern wieder zu erhalten, von dem freien Manne. „An feinere Arbeitstheilung, wie die Gewerbe sie fordern und wie sie meistens nur in selbstgewählten Berufsarten vorkommt, an Erfindsamkeit u. s. w. ist bei der strengen Sklaverei schwerlich zu denken. Alle Kenner sind deßhalb über die Schlechtigkeit der Sklavenarbeit einig. Und nicht bloß die Sklaven sind faul, sondern auch ihre Herren, zumal in Sklavenländern ganz besonders jede Arbeit für schimpflich gilt. Welch eine Volkswirthschaft, wo die eine Hälfte der Menschen aus Bosheit, die andere aus Hochmuth nichts ordentlich thun mag! Sobald die vermehrte Bevölkerung und Consumtion eine so ungeheure Kraftverschwendung nicht mehr erträgt, werden freie Arbeiter nicht bloß für das Ganze, sondern auch für jeden Einzelnen vortheilhafter. Auf den Bernstorff'schen Gütern ärntete man vor und nach der Freilassung: vom Roggen das dritte, und dann das acht ein Drittel Korn, von der Gerste das vierte und neun ein Drittel, vom Hafer das zweidrittel und achte Korn. Die Zanwiskischen Güter brachten siebenzehn Jahre nach der Emancipation drei Mal so viel ein, als während der Leibeigenschaft. Selbst in Brasilien werden als Zuckersieder, Destillateurs, Fuhrleute u. s. w. gewöhnlich nur Freie benutzt. — Von dem Gesammt-Ergebnisse der volkswirthschaftlichen Production pflegt der freie Arbeiter eine viel größere Gütermenge in Anspruch zu nehmen, als der Unfreie, der mit dem Minimum seines Lebensunterhaltes zufrieden sein muß. Für den Herrn unmittelbar ist die freie Arbeit nur dann vortheilhafter, wenn die allgemeine Production dadurch so sehr gesteigert wird, daß auf seinen Antheil eine größere Gütermenge trifft. Dies wird indessen bei einer blühenden Volkswirthschaft regelmäßig der Fall sein. — Zugleich wird derselbe Grad von Knechtschaft beim Steigen der Cultur für den Knecht

*) Ein namhafter Oekonomist geht so weit, den Stücklohn als eine der Hauptursachen der großartigen gewerblichen Entwicklung Englands zu bezeichnen.

immer drückender. Je mehr derselbe geistig fortschreitet, um so mehr bedarf er der Freiheit, um so tiefer empfindet er seinen Zustand als Entwürdigung. — Daß ein gänzlich unvermittelter Sprung aus der vollen Leibeigenschaft in die volle Freiheit mancherlei Uebel mit sich führen kann, ist nicht zu bezweifeln. Kein Mensch wird „„frei geboren"", sondern nur mit einer Anlage zur Freiheit; diese Anlage will aber entwickelt sein. Jene Kenntniß und Achtung des Gesetzes, jene Selbstbeherrschung, welche die wahre Freiheit bedingen, sind nie ohne Mühe, selten ohne Fehlgriffe und stets nur durch Uebung zu erlangen. In der Regel möchten beide Theile, Knecht wie Herr, aller Unbequemlichkeiten des früheren Verhältnisses sofort ledig sein, aber dessen Bequemlichkeiten noch ferner genießen. Der Knecht z. B. will jetzt freilich keinen besonderen Gehorsam mehr leisten, verlangt aber noch immer die besondere Milde des Grundbesitzers, Capitalverleihers, der früher sein Herr war. Da kann es denn beiderseits an Klagen nicht fehlen!"

Nachdem England die Emancipation der Sklaven in seinen westindischen Colonieen vermittelst der Entschädigung der Sklavenbesitzer durch eine halbe Milliarde durchgesetzt und dadurch ein unvergängliches Denkmal in der Weltgeschichte sich errichtet hat, ist diese Frage nur noch in Nordamerica von praktischer Bedeutung. Die starke Vermehrung der dortigen Bevölkerung, welche sich regelmäßig in fünfundzwanzig Jahren verdoppelt, wird wahrscheinlich schon innerhalb eines Menschenalters die freie Arbeit so billig gemacht haben, daß sie in Verbindung mit dem dort so ausgebildeten Maschinenwesen mit der Sklavenarbeit concurriren kann. Damit ist die Sklaverei gebrochen. Politische Verhältnisse werden dazu beitragen, die Krisis zu beschleunigen und die Emancipation noch näher heranzurücken, als die reguläre wirthschaftliche Bewegung sie für sich allein herbeiführen würde. Wenn das Gesetz, welches die Auslieferung flüchtiger Sklaven aus den nicht sklavenhaltenden Staaten gebietet, auch nicht früher schon durch die Legislation aufgehoben wird, so wird diese Aufhebung doch ohne Zweifel Statt finden, wenn der nicht mehr zu vermeidende Anschluß Canada's an die Union erfolgt. Die Sklavenbesitzer sind sodann gezwungen, ihr System so viel als möglich zu mildern und dadurch von selbst wieder die allmähliche Emancipation anzubahnen. Denn wollten sie bei der jetzt immer noch grausamen Behandlung der Sklaven beharren (Mangel jeder geistigen Ausbildung, Trennung der Familienglieder, von Gatten, Eltern und Kindern bei dem Verkauf), so würde sie eine massenhafte Flucht der Sklaven in die benachbarten freien Staaten, die bei den zunehmenden Verkehrsmitteln immer leichter wird, bald eines Besseren belehren. Trennung von den nördlichen Staaten der Union würde ihnen nichts helfen,

weil das Ausreißen nur noch massenhafter überhand nähme. Sie werden gerade aus dem Grunde gern oder ungern bei der Union bleiben müssen. Nachdem dann ein milderes System der Sklavenwirthschaft eingeführt ist, wird die wirthschaftliche Bewegung, die Ausbreitung arbeitsparender Maschinen, das Billigerwerden der freien Arbeit und die Zunahme des Capitals mit dem Abnehmen des Zinsfußes die Krisis vollenden helfen. In dieser kürzeren oder längeren Uebergangs-Periode wird die Bildung der Sklaven sich vermehren und der Eintritt der Emancipation endlich ohne merkliche Störung erfolgen, wie das auch in Europa mit dem Aufhören der Leibeigenschaft der Fall gewesen ist.

---

28. Das Gesindewesen.

Wir können hier mit einem Worte das Gesindewesen berühren, da dieses, wie aus der Sklaverei die Leibeigenschaft, aus der letzteren sich heraus entwickelt hat; worauf schon das den Herrschaften so gewöhnlich eingeräumte Züchtigungsrecht hindeutet. Vor Allem wird es interessant sein, die Frage zu beantworten, ob das alte patriarchalische Verhältniß zwischen Herrn und Diener der Musterzustand war, und ob das allmähliche Aufhören desselben zu beklagen ist. Wir müssen Letzteres vom wirthschaftlichen Standpunkte aus verneinen; denn die romantischen Seiten der gesellschaftlichen Zustände sind selten die wirthschaftlichen gewesen. Die Cultur strebt dahin, bei gleicher Arbeit die Production zu vermehren. Wie aber bei der Stückarbeit mehr producirt wird, als bei der Tagelohnarbeit, so bringt die letztere auch mehr zu Wege, als die Dienstbotenarbeit. „Auf den höheren Culturstufen", sagt Roscher, „geht das ganze Verhältniß mehr und mehr in die freie Concurrenz über, am frühesten und auffallendsten in den Städten. Wo ein starker Zusammenfluß von Menschen ist, da begegnen sich natürlich Nachfrage und Angebot von Diensten am leichtesten. Je näher dann in dieser Entwicklung das Gesindewesen dem Tage- oder Stücklohne rückt, um so kürzer wird die gewöhnliche (präsumirte) Contractsdauer, um so beliebiger der Zeitpunkt der Kündigung; um so mehr beschränkt sich das ganze Verhältniß auf einzelne verabredete (Dienst-) Leistungen, und um so häufiger sucht man von beiden Seiten das häusliche Gesinde durch außer dem Hause wohnende Lohnarbeiter zu ersetzen. Bei der englischen Landwirthschaft hat sich dieser letztere Uebergang hauptsächlich im dritten Decennium unseres Jahrhunderts vollzogen: unläugbar zum großen Vortheil der landwirthschaftlichen Technik. In Deutschland haben vorzüglich die Domainen-Verkäufe, die Conscription, Landwehrpflicht *) u. s. w. eben dahin gewirkt. So

---

*) Durch die erstere hat sich die Zahl der selbstständigen kleinen Haushaltungen auf dem Lande sehr vermehrt. Die militärpflichtigen jungen Männer scheut

erklärt es sich, daß z. B. in Preußen 1819: 9.4 pCt. der Bevölkerung als Dienstboten lebten, 1822 nur 8.3, 1843 nur 7.9 pCt."

Die überhand nehmenden Klagen über den so häufigen Dienstwechsel, die Prämien, welche man ausbietet, um lange Dienstverhältnisse zu begünstigen und aufzumuntern, die Beschwerden über fortwährend steigende Ansprüche des Gesindes hangen genau zusammen mit dem Bedauern über den „Verfall der Zeit", das bei jeder Uebergangs-Periode laut wird, wo alte Zustände sich auflösen und neue Verhältnisse sich bilden. Der Grund dieser Veränderung ist aber ein wirthschaftlicher und civilisatorischer. Mit dem productiven Aufblühen eines Landes steigt einestheils die Bildung und die Liebe zur Freiheit und Selbstständigkeit, andererseits steigt der Arbeitslohn und mit ihm natürlich die Ansprüche des Gesindes, das leichter freie Arbeit finden kann. Die Klagen sind daher durchaus unbegründet, weil sie wider einen Fortschritt der Gesellschaft gerichtet sind. Hat man sich einmal an die neue Nothwendigkeit gewöhnt, so findet man vielleicht, daß das decentere Höflichkeits-Verhältniß zwischen Herrn und Diener auch seine schönen Seiten hat.

---

man sich in Dienst zu nehmen, weil sie zu leicht zur Unzeit aufgeboten werden. Der zurückkehrende Soldat ist für den Knechtstand gewöhnlich zu vornehm.

29. Die Arbeitseinstellungen.

So strebt die wirthschaftliche Bewegung fortwährend jenem Zustande der freien Arbeit zu, wo die Dienstleistungen der Menschen, ungehemmt von den staatlichen Fesseln, frei gegen einander abgewogen werden. Je tiefer der Culturzustand eines Landes, desto gefesselter ist die Arbeit, desto mehr sind die unteren Stände in der Ausübung ihrer Arbeitskräfte zu Gunsten der höheren beschränkt. Indem die wirthschaftliche Bewegung diese Fesseln sprengt, bewirkt sie die Emancipation des vierten Standes und die Lösung der socialen Frage durch Mehrproduction, mit demselben Mittel. Die reichsten, freiesten Länder sind diejenigen, wo zugleich die Arbeit am wenigsten gehindert ist.

Nächst der Frage der Gewerbefreiheit langen wir hier bei einem Gegenstande an, der in der Gesetzgebung noch mancher Controverse begegnet, der Frage, welches Verfahren der Staat gegenüber den Arbeits-Einstellungen (Strikes) beobachten solle. Wir sind der Meinung, daß man in dieser Hinsicht in England den richtigen Weg eingeschlagen hat, indem der Staat, ohne Einmischung, die ökonomischen Factoren des Capitals und der Arbeit ihren Streit unter sich ausmachen läßt.

Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß die Arbeiter, wenn sie Lohnerhöhung fordern, nicht immer im Rechte sind, weil die Höhe des Lohnes sich nach den Erwerbs-Verhältnissen des Landes und dem Vorrath an Capital richtet; es ist nicht zu läugnen, daß die Arbeiter meistentheils durch die Einstellung der Arbeit nur sich selbst schaden, weil sie den Conflict und die Arbeitslosigkeit nicht so lange aushalten können, wie die Unternehmer; es ist nicht zu läugnen, daß es häufig im Interesse der Arbeiter selbst wäre, wenn der Staat sie an der Selbsthülfe hinderte, weil ihnen dadurch der Verlust durch Arbeitslosigkeit, die ihr Ziel meistens doch nicht erreicht, erspart würde; — allein es ist im Interesse des Staates selbst rathsam, daß er sich nicht einmische, weil er durch seinen Zwang den permanenten Vorwurf der Arbeiter auf sich ladet, daß er sie an der Verbesserung ihrer Lage gehindert habe, die ihnen so lange möglich erscheinen wird, als sie

nicht durch eigene Erfahrung während eines Strike eines Besseren belehrt sind. Eine massenhafte Arbeitseinstellung wird viele Uebelstände mit sich führen, sie wird die Industrie lähmen und die Arbeiter in noch üblere Lage versetzen, als vorher; allein ein solcher Strike ist eben ein, wenn auch kostspieliges, Mittel, die Arbeiter von dem Wahne zu heilen, daß man willkürlich, ohne Rücksicht auf die Capitalmenge und die Erwerbsfähigkeit des Landes, den Lohn erhöhen könne. Der Staat wird die Last unaufhörlicher Vorwürfe einer unzufriedenen Proletarier-Classe nicht auf sich laden; und die Cur wird eine radicale sein. Andererseits ist auch sehr wohl zu erwägen, daß die Arbeitgeber wegen ihrer geringen Zahl sich leichter verabreden und kraft ihrer größeren Mittel die Arbeiter unbillig drücken können; ein Strike gibt dann jedesmal die Veranlassung, das Verhältniß aufzuklären, und die Principale werden oft durch die Wucht der öffentlichen Meinung gezwungen, eine billige Lohnerhöhung zu bewilligen. Ueberhaupt fordert es die Achtung vor dem Eigenthumsrechte, zu welchem auch die freie Disposition über die eigene Arbeitskraft gehört, daß man dem Arbeiter keine größeren Schranken setze, als jedem Andern, zumal er nichts Anderes besitzt, als seiner Hände Kraft und Geschicklichkeit.

30. Die Gewerbe-Freiheit.

Aus demselben Grunde, aus welchem wir die Freiheit der Arbeit im Allgemeinen fordern, müssen wir uns für Gewerbe-Freiheit erklären.

Dieselbe Gesinnung, welche die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Zehnten, Frohnden, der Klöster und anderer in der Urzeit und im Mittelalter wirthschaftlich berechtigter Einrichtungen beklagt, hält auch die Aufhebung des Zunftwesens und die Gewerbe-Freiheit für ein Unglück.

Als es sich darum handelte, die ersten Grundlagen der freien Arbeit in den Städten festzusiedeln, da war es wirthschaftlich, daß sich Verbände schlossen, die sich Schutz und Beistand gewährleisteten wider das Faustrecht der Ritter auf dem Lande und wider die träge Willkür der edlen Geschlechter in der Stadt. Die Handwerker-Zünfte, indem sie sich wehrhaft machten, wurden eine Macht, welche die Entwicklung der freien Arbeit unendlich förderte. Nachdem aber der Staat diesen Schutz weit wirksamer übernommen hat, — nachdem durch diese Theilung der Arbeit die Production um Vieles erleichtert worden ist, weil der Gewerker sich lediglich auf seinen Beruf werfen kann und mit Selbstschutz nichts mehr zu thun hat, — muß auch der Vortheil wegfallen, welcher den Meistern ein Privilegium vor den Gesellen gab, das den nicht zünftigen Arbeiter von dem freien Rechte auf Arbeit ausschloß.

Derselbe Fortschritt, welcher sich einst von der Sklaverei zur Leibeigenschaft und von dieser zur zünftigen Arbeit vollzog, wird jetzt — getragen von der Maschine und der Wissenschaft — die gänzliche Emancipation der Arbeit vollenden. In den technisch und gewerblich am meisten fortgeschrittenen Ländern, in Preußen, Frankreich, England, Nordamerica, in der Schweiz, besteht die Gewerbe-Freiheit. Die gewerblichen Producte derjenigen Länder und Gegenden, wo die Zünfte noch herrschen, sind an Güte weit hinter jenen zurück.

Trotzdem wollen wir anerkennen, daß die Gründe, welche gegen die Gewerbe-Freiheit vorgebracht werden, nicht ohne Erheblichkeit sind. Die hervorragendsten sind dem Malthus'schen Gedankengange entnommen. (Siehe

oben „Malthus" und „Das Gesetz der Bevölkerung".) Die Gegner der Gewerbe-Freiheit heben besonders die Mißstände hervor, welche unmittelbar nach Einführung der Gewerbe-Freiheit einzutreten pflegten, die aber mit jeder Uebergangs-Periode verknüpft sind. Durch sie würde die Gründung eines selbstständigen Geschäftes so erleichtert, daß die jungen Männer übereilt einen eigenen Hausstand gründeten und heiratheten, ohne noch überlegt zu haben, ob sie die Concurrenz ihrer Gewerbsgenossen auch aushalten können, die den Vortheil der Geschäfts-Routine, einer schon erworbenen Kundschaft und in der Regel eines größeren Capitals oder Credits vor ihnen voraus haben. Wenn die Gründung der selbstständigen Existenz auch in günstige, erwerbsreiche Jahre falle und dieselbe fürs Erste gesichert erscheine, dann brauche bloß ein schlimmes Jahr zu kommen, — der junge Gewerbsmann, der sich vorher kaum der Concurrenz erwehren konnte, komme ins Gedränge und werde in vielen Fällen genöthigt, sein Geschäft aufzugeben und — mit der Sorge für eine zahlreiche Familie beladen — wieder als Geselle zu arbeiten. Die Eingehung leichtsinniger Ehen werde durch die Gewerbe-Freiheit sehr erleichtert und dadurch die Bevölkerung im Mißverhältnisse zur Production vermehrt, und so entstehe die Uebervölkerung und der Pauperismus. Bei der zünftigen Gewerkschaft hingegen, wo die Zahl der selbstständigen Meister einer Stadt nach dem Bedürfnisse derselben beschränkt sei, da heirathe Niemand, bevor er Meister geworden; als Meister wisse er aber auch, daß ihn sein Handwerk nähre, daß „das Handwerk goldenen Boden habe." So lange er noch Geselle, befinde er sich glücklich, weil sein Auskommen ihm von seiner Hände Arbeit niemals fehle, weil er aber auch von der Sorge, eine Familie zu ernähren, verschont sei.

Solchen Einwendungen entgegnen die Anhänger der Gewerbe-Freiheit: daß diese gefühlvolle Besorgniß für das Wohl der jungen Handwerker vielleicht von den Reihen derjenigen ausgehen möchte, welche fürchten, durch die Concurrenz gezwungen zu werden, mehr zu arbeiten. Die Meister aber, welche ja Praxis, Kundschaft, Capital, Credit vor den Anfängern voraus haben, hätten gewiß am letzten Ursache, vor Concurrenz sich zu fürchten. Wenn ein Handwerker ein Geschäft unbesonnen gründe und es wieder aufgeben müsse, so habe er selbst zunächst darunter zu leiden; er würde also sein Wohl gewiß etwas sorgfältiger noch bedenken, als die Zunft. Uebrigens würde das nur vorkommen in der Uebergangs-Periode, die eben nicht zu vermeiden sei; sobald einmal der neue Zustand geordnet, würden Unglücksfälle nicht häufiger vorkommen, als sonst; die jungen Handwerker würden alle Umstände genau erwägen, ehe sie ein selbstständiges Geschäft gründeten und heiratheten. Durch die Concurrenz aber würden die Producte besser und billiger; die gewerbliche Industrie blühe auf und sichere sich einen

Absatz auch in der Ferne. Wenn ein schlechter Arbeiter zu Grunde gehe, dann habe er den Schaden zu tragen; werde hingegen ein talentvoller Handwerker durch den Zunftneid an der Ausübung eines selbstständigen Gewerbes gehindert, dann habe das Publicum den Nachtheil, und das Land verliere oft noch eine tüchtige industrielle Kraft durch Auswanderung. Die Meistet sähen nur gar zu häufig, von der Concurrenz nicht gedrängt, ihr Gewerbe für eine Sinecure an, bei welcher sie sich gütlich thäten und den Namen zu den Arbeiten hergäben, welche ihre Gesellen verrichteten. In der Regel sehe man in Städten mit zünftigen Gewerben die Meister am Vormittage, statt in der Werkstätte, in der Weinstube; von dem Ueberflusse, in dem sie schwelgten, ohne viel dabei zu arbeiten, könnte recht gut ein Geselle eine selbstständige Existenz sich gründen, und — durch die Concurrenz getrieben — würden die Handwerker gezwungen, die neuesten technischen Verbesserungen sich anzueignen, an Geschmack der Form, in Güte und Wohlfeilheit der Waare zu wetteifern und so dem Publicum preiswürdigere Erzeugnisse zu liefern. Die sich vermehrende Güte der Waaren würde auf den Gesammt-Zustand des Landes rückwirken; die Industrie würde Ruf in überseeischen Ländern erhalten, die ihre Erzeugnisse gegen die unsrigen austauschten und die Erwerbsfähigkeit auf einen höheren Standpunkt brächten, als sie zu Zeiten der Zunft war.

Endlich sei die freie Verfügung eines Jeden über seine Arbeitskraft ein Eigenthumsrecht, wie jedes andere. Raube man gerade demjenigen, der nichts Anderes habe, als die Kraft und Geschicklichkeit seines Geistes und Körpers, die Befugniß, über dieselbe nach Gefallen zu disponiren, so begehe man eine noch schlimmere Handlung, als einen Diebstahl.

Solche und viele andere Gründe werden von den beiden Parteien einander gegenüber gestellt. Uns scheint der Streit bald mehr historischen Werth zu haben. Es handelt sich nicht mehr darum, was man wünscht oder für besser hält, sondern was noch möglich ist. Die Zunft-Verbände aber sind durch die ganze Umwälzung der Industrie vermittelst der Maschinen und durch die Großartigkeit der neuen Verkehrswege unmöglich geworden. Der Gedanke, der sie geschaffen, ist noch nicht untergegangen; er muß nur in die neue Zeit sich hineinpassen, und dann ersteht er verjüngt, wie ein Phönix, in den — Associationen.

---

31. Das Urheber-Recht.

Wir haben den juristisch weniger anstößigen Ausdruck — „Urheber-Recht" [Autor-Recht] — gewählt, um dasjenige Rechts-Verhältniß zu bezeichnen, welches Viele „geistiges, literarisches oder Schrift-Eigenthum" nennen, weil das formelle Recht, wie es aus der älteren Gesetzgebung, namentlich dem römischen und dem gemeinen deutschen Rechte, geflossen ist, ein „geistiges Eigenthum" nicht anerkennt.

„Alle Versuche," sagt Gerber in seinem deutschen Privatrecht, „die juristische Unrechtmäßigkeit des Nachdrucks aus allgemeinen Grundsätzen abzuleiten, insbesondere aus einem sogenannten Schrift-Eigenthume, d. h. einem Eigenthume an dem Inhalt des literarischen Werkes oder aus dem Verlags-Vertrage, mußten jeder näheren Prüfung als gänzlich haltlos erscheinen. Ein wirkliches Eigenthum besteht nur an dem körperlichen Manuscripte und den gedruckten Exemplaren."

Gerber nennt das Eigenthum: Die völlige Herrschaft einer Person über eine Sache. Jedoch haben Andere den Begriff desselben weiter bestimmt: das Recht der unbeschränkten Verfügung einer Person über eine stoffliche Sache oder ein dingliches oder persönliches Recht. Wir führen dies an, um darauf hinzuweisen, daß die Gränze, welche von der Rechtswissenschaft dem Eigenthume gezogen ist, keineswegs über jeden Streit erhaben ist.

Versuchen wir eine ökonomische Begriffsbestimmung, so ist Eigenthum: das Recht der unbeschränkten Verfügung einer Person über eine Summe von Werthen.

Bevor wir näher auf unsern Gegenstand eingehen, wäre die Frage zu erörtern, ob das Eigenthum überhaupt eine naturgesetzliche, eine naturrechtliche Begründung hat, oder ob es bloß durch willkürliche Menschensatzung entstanden ist.

Wir glauben das Erstere nachweisen zu können. Wir wollen keinen besonderen Werth darauf legen, daß der erste Begriff, den das Kind erlangt,

der Begriff des „Mein" ist, wenn es zur Unterscheidung des „Dein" auch längere Zeit braucht. Allein es ist offenbar ein Naturgesetz, daß der Mensch bestimmt ist, zu leben. Um dieses Naturgesetz zu erfüllen, muß er sich die Mittel zur Existenz verschaffen, er muß produciren. Da er aber dazu weder die Lust, noch die Mittel haben würde, wenn er nicht unbeschränkter Herr dessen wäre, was er erzeugt, so halten wir es für in der Natur begründet, daß der Mensch ein Eigenthumsrecht an dem hat, was er producirt. Ist er ein Ackerbauer, so gehören ihm, unbeschadet anderer, aus anderen Verhältnissen entspringender Verbindlichkeiten, die Früchte, welche er dem Boden entlockt. Ist er ein Handarbeiter, so ist das Product der Werth seiner Arbeit, und für dessen Preis erhält er einen Lohn, über welchen er als unumschränkter Herr verfügen kann.

Nun producirt der Mensch, indem er Dienste leistet oder indem er durch seine Kräfte Stoff in Bewegung setzt und ihm eine gewisse Form beibringt. Die Natur gibt ihre Stoffe und Kräfte überall unentgeltlich; diese erhalten erst den Werth durch die ihnen vermittelst der Bewegung, Mühewaltung, Dienstleistung, Arbeit des Menschen beigebrachte Form oder Lage. Die gewöhnlichen Dienstleistungen und Productions-Arbeiten geschehen durch die Thätigkeit der außen sichtbaren Muskeln des menschlichen Körpers; aber auch zu der mechanischsten Bewegung und Handtierung ist die Thätigkeit des Gehirns erforderlich. Die geistigen Productions-Arbeiten oder Dienstleistungen geschehen allerdings durch die Thätigkeit des Gehirns, allein auch sie bedürfen der Vermittlung des Auges, des Ohres, der Hand, des Mundes, um zur Conception und wiederum zur Emanation zu gelangen. Bewegung der äußeren und inneren Organe des Menschen ist bei jeder Production nur in verschiedenem Maßstabe erforderlich. Das Maß und die Form der Production mag verschieden sein; im Wesen und Princip hat sie ganz dieselbe Eigenschaft.

Wir haben gesehen, wie die von der Natur dargebotenen Stoffe und Kräfte unentgeltlich sind, wie nur die Dienstleistung, die Bewegung, die Arbeit des Menschen den Werth macht.

Wenn nun Jemand seine Dienste an greifbaren, materiellen Gegenständen leistet, wenn er greifbare, materielle Producte schafft und sie sich so zu seinem Eigenthume macht, wenn er somit ein bestimmtes Vermögen erworben hat, welches er nach unserem positiven Rechte Kindern und Kindeskindern vererben kann, so sind es nicht die Stoffe der Natur an sich, aus welchen die Güter bestehen, die jenes Vermögen bilden, sondern nur die angehäuften Arbeiten und Dienstleistungen, welche jenen Stoffen eine gewisse Gestalt, welche ihnen Werth beigebracht haben.

Nun haben wir schon an einer anderen Stelle (s. „Arbeitslohn") nachgewiesen, wie die Producte, die Jemand mit der Thätigkeit des Gehirns hervorgebracht hat, wie die geistigen Erzeugnisse und Dienstleistungen eben so gut einen Werth haben, als die greifbaren, materiellen Erzeugnisse. Diese Werthe haben den gleichen Ursprung, wie die in einer Sache verkörperten, folglich sollten sie auch die gleichen Rechte genießen.

Wenn der Erzeuger eines sachlichen Productes das Recht hat, dasselbe zu verbrauchen, zu verkaufen, zu zerstören, wie er will, wenn er folglich ein Eigenthumsrecht an diesem Gute hat, so sollte ein solches Recht naturgesetzlich, naturrechtlich auch dem geistigen Producenten zustehen *). Heiße

---

*) Die rein naturrechtliche Begründung des Urheber-Rechtes ist also einfach genug; sie läßt sich auf den Satz zurückführen: daß mein ist, was ich mache, was ich hervorbringe. Es gibt keine ursprünglichere Art, Eigenthum zu erwerben; selbst die Occupation ist nicht so ursprünglich.

Wir haben bemerkt, daß die Natur ihre Stoffe unentgeltlich hergab. Nun ist aber im heutigen gesellschaftlichen Zustande, im gewöhnlichen Leben, außer der Luft und dem Wasser, die Mehrzahl der Stoffe durch irgend eine Arbeit schon Eigenthum geworden; die meiste Arbeit und Production wird an Stoffe gewandt, denen bereits durch frühere Arbeit Werth beigefügt worden war. An das Eigenthum solcher Stoffe hat der Arbeiter, welcher diesen eine andere Form beibringt, durch seine Arbeit allein keinen Anspruch; wohl aber auf den Mehrwerth, welchen er durch seine Mühewaltung hinzugefügt hat. Mittels des Vertrags mit dem Herrn der Stoffe erhält er ein Aequivalent dieses Werthes im Lohne.

Dieser Lohn braucht nicht unmittelbar, auch nicht immer ganz entsprechend zu sein; Eines aber steht fest: die in dem Dienst-Vertrag enthaltene Anerkennung des ursprünglichen Eigenthumsrechtes an den producirten Werthen. Dazu kann man als Regel den Satz aufstellen: Je mehr der Werth einer Arbeit den bereits früher ins Eigenthum übergegangenen Stoff überwiegt, desto mehr tritt letzterer in den Hintergrund. [Daher gewährt auch das römische Recht dem Eigenthümer eines Stückes Leinwand, worauf ein Maler ein Gemälde gemalt hat, nur das Recht auf Entschädigung und keine Vindications-Klage; während hingegen eine solche dem Eigenthümer eines Buches zusteht, das ein Anderer gebunden hat oder hat binden lassen.]

In Betreff der Schriftsteller kommt der Stoff vollends nur als Unterlage des geistigen Inhalts und des dadurch hervorgebrachten Werthes in Anschlag; er ist im Verhältniß zu demselben gleichgültig. Aber diejenigen, welche gegen das Eigenthumsrecht an diesem Werthe polemisiren, ziehen gewöhnlich das stoffliche Element herein, was freilich zu absurden Consequenzen führt.

man dieses Recht nun Eigenthum, Privilegium oder nutzbares Recht; die formelle juristische Begriffsbestimmung sei, welche sie wolle, es kann doch die aus einem Naturgesetze entsprungene Berechtigung nicht negirt werden.

Dieser Meinung ist denn auch einer der berühmtesten Rechtslehrer, Karl Salomo Zachariä. Derselbe sagt im dritten Bande seiner vierzig Bücher vom Staate: „Es gibt drei Arten der dinglichen Rechte: das Eigenthumsrecht, das Recht der Dienstbarkeit, das Pfandrecht. — Die Gegenstände der dinglichen Rechte sind entweder körperliche oder unkörperliche Gegenstände. Die der ersteren Art sind entweder Sachen oder Personen; von der letzteren Art: Geisteswerke." „Nur dadurch kann der Mensch ein Recht an äußeren Gegenständen erwerben, daß er sich dieselben zueignet, d. h. daß er über sie gebieten will, gleich als ob sie mit seinem Körper ein organisches Ganzes bildeten."

„Soll der Mensch," heißt es an einer andern Stelle, — „soll unser Geschlecht auf das vollkommenste über die Außenwelt gebieten (was seine

---

Der Schriftsteller ist, im Unterschied von allen übrigen (selbst den Roh-) Producenten, gewisser Maßen Ur-Erzeuger; der Werth, den sein Product hat, ist durch seine Arbeit allein entstanden. Die Gedanken seiner Vorgänger, die er weiter spinnt, haben ihm gegenüber keinen Eigenthumswerth; sie sind, so zu sagen, die geistige Luft, unentgeltlich wie Naturkräfte.

Dem Schriftsteller gehört also der ganze Werth. Dieser Werth erscheint aber, sofern er ökonomischer Tauschwerth sein soll, nur in Folge der Vervielfältigung durch den Druck u. s. w. Sein Buch ist wie eine Mine. Der ursprüngliche, erste Eigenthümer, der Entdecker und Occupant — analog dem Schriftsteller — verkauft sein Eigenthumsrecht daran an einen Unternehmer, unter dem Vorbehalt, daß er von der jährlichen Ausbeute der Mine eine Tantième erhalte. Der Unternehmer gräbt (er hat ein gewagtes Geschäft unternommen, gerade wie ein Buchhändler; er kann statt der gehofften Goldader nur blinde Nester finden) und findet mehr oder weniger seinen Gewinn. Wäre es gerecht, nach der Ausbeute eines Jahres zu sagen: laß nun Andere graben? Diese Analogie ließe sich noch weiter führen; auch auf das Verhältniß zum Staate und die Beschränkung der Dauer des Verlags-Rechtes.

Positiv rechtlich wird die Sache schwieriger wegen der Bestimmung der Gränzen des Urheber-Rechtes; wegen der Frage ferner, ob z. B. Schriftsteller oder deren Erben ipso jure Ansprüche auf den Werth, resp. Ertrag einer Schrift haben, wenn im Verlags-Vertrage nichts festgesetzt ist (z. B. wegen späterer Auflagen). Diese Fragen sind indessen ökonomisch gleichgültig; sie gehören in das Feld der Jurisprudenz.

Bestimmung ist), so muß es überhaupt ein Eigenthumsrecht geben. — Denn nur durch Arbeit kann der Mensch seine Herrschaft über die Außenwelt auf das vollkommenste begründen, da es der Arbeit möglich ist und da es der Arbeit bedarf, die Güter dieser Erde zu vermehren, sie umzugestalten und sie so für den Gebrauch tauglicher zu machen. Wer würde sich aber entschließen, seine Arbeit auf eine Sache zu verwenden, wenn er sich die Sache nicht zueignen könnte, d. h. wenn er nicht hoffen dürfte, zu ärnten, wo er gesäet hat? — Diese Begründung des Eigenthums wird durch eine Menge Thatsachen unterstützt. So weit die Geschichte reicht, hatten die Güter dieser Erde in so fern ihre Herren, als sie durch Arbeit erzeugt oder für die Zwecke der Menschen tauglicher gemacht worden waren."

In einer Abhandlung über den englischen International Copyright-Act [1838] (s. Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes, 11. Bd.) spricht sich Zachariä offen für die Existenz eines „Schrift-Eigenthums" aus.

„Der ursprüngliche Rechtsgrund alles Eigenthums ist die Arbeit" — sagt er in seiner Begründung —, „weil und in wie fern Arbeit gelohnt werden muß, wenn sie verrichtet werden soll, weil und in wie fern das Eigenthumsrecht bald der einzig mögliche, bald wenigstens der vollkommenste Lohn der Arbeit ist. — Nun bedarf es aber der Arbeit der Menschen, um die leiblichen und geistigen Bedürfnisse der Menschen theils überhaupt, theils auf das vollkommenste zu befriedigen. Mithin fordert auch das gesammte Interesse der Menschen, daß der Arbeit ihr Lohn und zwar jener Lohn (das Eigenthum) werde.

„Wendet man nun diese Sätze (die als Lehrsätze keiner weiteren Begründung bedürfen) auf schriftstellerische Arbeiten an, so kann man keineswegs behaupten, daß der Rechtsgrund, welcher für das Eigenthum im Allgemeinen spricht, in seiner ganzen Strenge auch auf das Schrift-Eigenthum anwendbar sei. Niemand würde z. B. den Grund und Boden bearbeiten, wenn er nicht die Gewißheit hätte, daß er die Früchte seiner Arbeit genießen werde. Aber an Schriftstellern würde es auch dann nicht fehlen, wenn die Schriftstellerei auch keine Geldvortheile gewährte. Denn die Schriftstellerei ist eine Arbeit, welche schon in sich selbst einen Lohn hat, in dem geistigen Genusse, den eine Geistesarbeit verschafft. Gelingt sie, so hat sie einen weiteren Lohn in dem Beifall des Publicums. Schon zu Salomo's Zeiten war des Bücherschreibens kein Ende; und doch findet sich keine Spur, daß damals die Schriftsteller ein Honorar von Verlegern bezogen hätten. Auch sind die Schriftsteller nicht gerade die besten, welche bloß deßwegen schreiben, um Geld zu verdienen. — Gleichwohl würde man auf der

anderen Seite zu weit gehen, wenn man aus diesen Sätzen die Folgerung zöge, daß das Schrift-Eigenthum, dasselbe als ein nutzbares Recht betrachtet (und nur in dieser Eigenschaft kommt es hier in Betrachtung), den allgemeinen Rechtsgrund des Eigenthums überhaupt nicht für sich hätte. Es besitzt ihn, wenn auch nicht in seiner ganzen Strenge. Diese Beschränkung des Schrift-Eigenthums läßt sich u. A. in folgender Weise rechtfertigen: Die Arbeit des Schriftstellers unterscheidet sich von einer jeden anderen Art productiver Arbeiten dadurch, daß sie sich, einmal verrichtet, ohne Zuthun des Schriftstellers so vielmal wiederholt, als die Schrift abgedruckt wird, anstatt daß eine jede andere productive Arbeit an einem bestimmten Körper haftet, d. h., daß eine jede andere Arbeit so vielmal wiederholt werden muß, als sie Producte derselben Art erzeugen soll. — Schriftstellerische Arbeiten stehen allen anderen productiven Arbeiten, was den Aufwand an Zeit und Mühe betrifft, gleich. Der höhere Werth schriftstellerischer Arbeiten kann zwar ihren Preis erhöhen, aber von der allgemeinen Regel, daß der Lohn mit der Arbeit, das Eigenthumsrecht mit seinem Grunde im Verhältniß stehen müsse, kann die Arbeit des Schriftstellers durch ihren höheren Werth nicht ausgenommen werden. Das Schrift-Eigenthum, als nutzbares Recht betrachtet, ist ohnehin eine Art Monopol."

Als Aequivalent für dieses Monopol, meint nun Zachariä, könne gestattet sein, daß das Schrift-Eigenthum etwas beschränkt werde, d. h., daß es für die Dienste des Staates ein Gegenopfer bringe, indem seine Existenz auf eine bestimmte Reihe von Jahren begränzt werde.

Unter den Rechtslehrern selbst ist somit die Meinung über die Rechte der geistigen Producenten getheilt, und wie Zachariä sich launig ausdrückt, — sowohl die, welche die Frage verneinen, als die, welche sie bejahen, zerfallen wieder in zwei Parteien. — Die Vertheidiger des Nachdrucks gehen zum Theil so weit, daß sie den Nachdruck nicht nur für rechtlich erlaubt halten, sondern auch ein Verbot des Nachdrucks, wo nicht für widerrechtlich, doch für unpolitisch erklären. (Zu dieser Partei gehörten alle Nachdrucker ohne Ausnahme.) Andere stimmen zwar mit den ersteren in dem Grundsatze überein, daß die Widerrechtlichkeit des Nachdrucks schlechterdings nicht aus allgemeinen Grundsätzen abgeleitet werden könne; sie geben jedoch zu, daß nach Zeit und Umständen Gründe vorhanden sein können, den Nachdruck durch die positiven Gesetze zu verbieten. Sollten übrigens Gründe dieser Art in dem einen oder dem anderen Staate für ein Verbot des Nachdruckes sprechen, so hat das Gesetz nach den Ansichten derselben Partei die Freiheit des Nachdrucks — eine Aeußerung der natürlichen Freiheit — doch immer noch so wenig als möglich zu beschränken. — Die Gegner, die Vertheidiger des Schrift-

Eigenthums, obwohl in dem Grundsatze einstimmig, daß der Nachdruck schon an sich widerrechtlich sei, sind doch wieder in so fern getheilter Meinung, als Einige das Schrift-Eigenthum dem Eigenthum an Sachen schlechthin, also auch was die Dauer jenes Eigenthums betrifft, gleichstellen, Andere aber annehmen, daß das Schrift-Eigenthum, schon in Folge seiner rechtlichen Beschaffenheit, nicht von derselben Dauer, wie das Eigenthum an Sachen sei, daß seine Wirksamkeit daher, auch aus Gründen des öffentlichen Besten, von den positiven Gesetzen auf eine gewisse — kürzere oder längere — Zeit beschränkt werden dürfe und müsse. Der ersteren Meinung sind mehrere neuere Schriftsteller beigetreten. Sie fragen: „Wenn man zugesteht, daß es ein Schrift-Eigenthum gebe, warum soll dieses Eigenthum nicht eben so, wie jedes andere Eigenthum, auf die Erben und Rechtsnachfolger des Eigenthümers in perpetuum fortgehen?"

Macaulay, welcher sich ganz der Zweckmäßigkeits-Theorie hinneigt, hat sich 1841 im englischen Parlament für eine beschränkte Dauer des Autor-Rechtes ausgesprochen. Er gesteht dem Eigenthume überhaupt keine naturgesetzliche Berechtigung zu, noch weniger der ewigen Fortdauer desselben — dem Erb-Recht. Er sagt von dem (gewöhnlichen) Eigenthume: „Ich stimme mit Paley überein, indem ich meine, daß das Eigenthum ein Geschöpf des Gesetzes ist, und daß das Gesetz, welches das Eigenthum erzeugt, nur aus dem Grunde vertheidigt werden kann, daß es ein den Menschen wohlthätiges Gesetz ist." — „Ich vermuthe, daß selbst von denen, welche in den mystischsten und sentimentalsten Schulen der Moral-Philosophie ihre Studien gemacht haben, nur Wenige gestimmt sein werden, zu behaupten, daß es ein natürliches Erbfolgerecht gebe, welches älter sei und eine höhere Autorität habe, als irgend ein menschliches Gesetzbuch. Bestände ein solches Naturrecht, so hätten wir Mißbräuche zu entfernen, die weit ernsterer Natur sind, als die, welche sich auf die Frage des Verlags-Rechtes beziehen. Denn dieses Naturrecht kann nur Eines sein, und im britischen Reiche bestehen zwanzig Arten der Erbfolge. In England, worauf ich mich beschränken will, vererbt das Land gewöhnlich auf den ältesten Sohn. In Kent theilen die Söhne nach gleichen Antheilen; in manchen Bezirken nimmt der jüngste Sohn das Ganze. Früher wurde ein Theil des persönlichen Eigenthums eines Mannes seiner Familie gesichert, und er konnte bloß über den Rest letztwillig verfügen. Jetzt kann er über das Ganze letztwillig verfügen. — Welches von allen diesen Systemen ist nun mit der ewigen Rechtsnorm übereinstimmend? — das Erstgeburts-Recht, oder die Theilung nach Köpfen, oder das Erbrecht der Jüngeren? Sind die Testamente jure divino? Sind die beiden Zeugen jure divino?" — „Ohne Zweifel werden selbst diejenigen, welche behaupten, daß es ein Naturrecht des

Eigenthums gebe, einräumen müssen, daß die Regeln, welche die Weise vorschreiben, wie die Habe verstorbener Personen vertheilt werden soll, rein willkürlich sind und ausschließlich auf dem Willen der gesetzgebenden Gewalt beruhen."

Wenn man dem letzten Satze auch beistimmen kann, so sind die obigen Annahmen Macaulay's, worin er die naturrechtliche Begründung des Erbrechts läugnet, doch unrichtig.

Die Norm, welcher die Menschen, so wie sie den Schauplatz des Daseins betreten, unter allen Zonen gleichmäßig sich unterwerfen, ohne alle Verabredung und Ueberlieferung; die Norm, bei deren Beobachtung — unbeschadet der verschiedenen Nuancen dieser Norm — sie gedeihen, bei deren Verletzung und Außerachtsetzung sie untergehen, oder doch wenigstens diejenige Cultur-Entwicklung nicht zu machen im Stande sind, zu der sie berufen, — ist doch ein Naturgesetz zu nennen. Ein solches Naturgesetz ist aber der Begriff des Eigenthums. Ueberall, wo das Eigenthum und das Erbrecht ausnahmsweise aufgehoben waren, traten sofort solche Krankheitszustände ein, daß sie laut Zeugniß davon gaben, daß eben ein Naturgesetz verletzt sein mußte. Wir erinnern nur an die Versuche der Gütergemeinschaft in der Reformation. Sparta, wo das Eigenthum ein beschränktes war, ist in seiner Cultur-Entwicklung der verkrüppeltste griechische Stamm gewesen.

Wir haben oben den ökonomischen Satz aufgestellt: Das Eigenthum ist die Herrschaft über eine Summe von Werthen.

Nun ist schon in dem Abschnitt über den Arbeitslohn nachgewiesen, daß die geistigen Producenten so gut Werth schaffen, wie die materiellen Arbeiter, daß den geistigen Erzeugnissen so gut Werth beizumessen ist, wie den rein materiellen?

Nachdem dieser Vordersatz begründet ist, haben wir die secundäre Frage zu erörtern: Wie ist das Maß des geistigen Werthes zu ermitteln, wie ist der Preis für diesen Werth festzustellen?

Bei einem materiellen, wie bei einem geistigen Producte ist der Maßstab des Werthes die Dienstleistung, die aufgewandte Mühe, die dem Käufer ersparte Arbeit. Sobald der Käufer bereit ist, den Preis eines Erzeugnisses, wie er sich durch Nachfrage und Angebot festgestellt hat, zu entrichten, dann geht der Werthgegenstand in die Herrschaft des Käufers über, und er kann nach Gutdünken über eben diesen Gegenstand verfügen. Derselbe Fall tritt ein, wenn Jemand ein geistiges Product, z. B. ein juristisches Gutachten, eine Denkschrift, kauft. Das Eigenthum dieses Erzeugnisses geht mit der Entrichtung des Preises vom Producenten auf den Clienten über. Der Werth des Productes wird aber auch consumirt, sobald das

Gutachten bei Gericht eingereicht ist, d. h. sobald es den Zweck erfüllt hat, für den es verfertigt ist. Der Preis eines solchen richtet sich nach den Gesetzen, die wir oben in den Abschnitten über den Werth, den Preis und den Arbeitslohn dargethan haben.

Nun gibt es aber geistige Producte, die nicht sofort, sondern erst in langer Zeit consumirt werden und deren Preis auch nicht mit Einem Schlage erlös't werden kann, weil sie vermöge einer besonderen Eigenthümlichkeit erst vervielfältigt werden müssen. Es gibt geistige Erzeugnisse, welche so langes Vorstudium, so großen Kostenaufwand erfordern, daß ein einzelner Mensch nur ausnahmsweise im Stande wäre, dieselben zu kaufen, die aber zugleich so beschaffen sind, daß sie Kaufliebhaber unter einer ganzen Nation, unter allen civilisirten Völkern der Erde finden. Vermöge eines sinnreichen Verfahrens, der Buchdruckerei, können diese Erzeugnisse vervielfältigt werden, soweit es Kaufliebhaber gibt. Der pro rata sehr niedrige Preis dieser Arbeiten geht eben deßhalb nicht aus dem einmaligen, dem ersten Verkauf hervor, sondern wird erst durch eine Reihe auf einander folgender Verkäufe erzielt. Nun behaupten die Anhänger des streng formellen Rechts, wie es aus der alten Gesetzgebung hervorgegangen ist, daß durch den Verkauf eines einzelnen Exemplars eines Buches an den Käufer mit dem Eigenthum auch das Recht übergegangen sei, dieses Buch durch den Druck vervielfältigen zu lassen und die gewonnenen Exemplare zu verkaufen, d. h. das Recht des Nachdrucks. Nun wird zwar diese Behauptung auch juristisch bestritten, indem Viele der Meinung sind, daß das durch den Kauf acquirirte Eigenthum eben nur speciel auf das gekaufte Exemplar des Buches, nicht auch auf jenes Recht sich beziehe, und daß es pedantisch und unrichtig sei, ganz neue Verhältnisse, die aus einer durch Erfindungen veränderten Lage der Welt entstanden sind, auch nach dem römischen und dem gemeinen deutschen Rechte beurtheilen zu wollen, die eben solche Verhältnisse nicht kannten; — wir wollen die Sache zunächst aber ökonomisch untersuchen.

Nehmen wir ein Buch, zu dessen Erzeugung der Verfasser zwanzigjährige Vorstudien, Reisen und kostspielige Ausgaben machen mußte, die sich bis auf 20,000 Thaler belaufen; zu dessen Veröffentlichung der Verleger oder der selbst verlegende Verfasser wiederum an Kosten für Druck, Papier und Stahlstiche 20,000 Thlr. hat aufwenden müssen. Der Verleger, da er nicht weiß, welche Aufnahme das Werk bei dem Publicum finden wird, ist nicht im Stande, bei der ersten Auflage sogleich dem Verfasser ein so hohes Honorar zu zahlen, daß jene 20,000 Thlr. sofort wieder ersetzt würden; er kann ihm nur 5000 Thlr. zahlen; und der Schriftsteller muß folglich vier Auflagen abwarten, bis er nur seinen Vorschuß, sein aufgewandtes Capital wieder erhält. Ist dies geschehen, so hat er nur seine

baaren Auslagen rückerstattet erhalten; für die Zinsen, für die Versicherungs-Prämie des Capitals und vor Allem endlich für seine eigene Arbeit hat er noch gar nichts. Dafür muß er noch zwei weitere Auflagen abwarten. Darüber kann nun ein Zeitraum vergehen, welcher das Leben des Verfassers weit überdauert. Nun hat aber der Käufer eines der ersten Exemplare der ersten Auflage des Buches sofort einen Nachdruck veranstaltet. Da er nicht 25,000 Thaler dafür an Capital aufzuwenden, weil er kein Honorar zu zahlen hat und die Stahlstiche nur copiren zu lassen braucht, so kostet ihm die Herstellung einer gleichen Anzahl von Exemplaren, wie die der Original-Ausgabe, nur 15,000 Thaler. Der Nachdrucker kann somit das Buch fast um die Hälfte billiger verkaufen. Dem Publicum ist es natürlich nicht zu verargen, daß es da kauft, wo es seine Waare am billigsten bezieht; es wendet sich sofort bloß an den Nachdrucker, der Auflage um Auflage verkauft, während dem Verleger alle Exemplare liegen bleiben, die er nicht vor dem hergestellten Nachdruck verkauft hatte. Der Verleger hat somit einen Verlust von etwa 25,000 Thalern, der Verfasser hat für seine Arbeit und für sein aufgewandtes baares Capital nur 5000 Thaler. Er ist einer Summe von 15,000 Thalern und des ganzen Werthes seiner Arbeit schlechtweg beraubt. Sein Werth ist ihm gerade nicht durch Anwendung directen physischen Zwanges, aber doch durch eines jener Werkzeuge entwandt, mit welchen die Civilisation die Menschheit bereichert hat. Die formellen Juristen aber sagen: Es geschicht ihm Recht, denn es steht nicht im römischen Rechte, daß es ein Schrift-Eigenthum gebe.

Wir hätten also die Thatsache, daß der Staat zwischen dem Eigenthume von Werthen einen Unterschied macht; daß er das Eigenthum an greifbaren Werth-Gegenständen schützt, weil das römische Recht es geschützt hat, und daß die Producenten von geistigen Werthen vogelfrei sind, weil der Sachsenspiegel ihrer nicht gedacht hat. Noch weiter: alle untergeordneten geistigen Producte, wie z. B. Schriften von Sachwaltern u. s. w., wären geschützt, die höchsten Werth-Erzeugnisse des menschlichen Geistes hingegen, die Ergebnisse der Wissenschaft, durch welche die Menschheit sich die unentgeltlichen Kräfte der Natur in stets größerem Maßstabe dienstbar macht und dadurch auf immer höhere Stufen der Cultur und des Wohlbefindens emporschreitet, — diese geistigen Producte sollen, weil nicht geschützt, keinen Werth haben!

Wir sind der Meinung: die Gesetze der Volkswirthschaft haben eine tiefere Begründung, als die Gesetze der Legislation; diese müssen sich auf die Dauer nach jenen, nicht jene nach diesen richten, — vorausgesetzt immer, daß man die Gesundheit in dem Volks-Organismus befördern will, denn es könnte auch eine Krankheit zum Gesetze gestempelt werden.

Nun gut; nach den Gesetzen der Volkswirthschaft haben die geistigen Erzeugnisse nicht minder Werth, als die körperlichen. Das Eigenthum der letzteren wird durch den Staat geschützt, — folglich muß das Eigenthum der ersteren auch durch den Staat geschützt werden; auf das „Wie" kommt es dabei gar nicht an.

Wie es außerhalb der menschlichen Gemeinschaft keinen Werth, so gibt es auch außerhalb der durch Uebereinkommen und Gesetze geregelten menschlichen Gesellschaft, die man eben Staat heißt, kein Eigenthum.

Außerhalb des Staates ist selbst mein Kopf so lange nur mein eigen, als es nicht einem Stärkeren einfällt, ihn mir abzureißen. Hebt einmal alle Gesetze auf, schickt die Richter und die Advocaten ins Pfefferland, vernichtet jedes Gewohnheitsrecht und Schiedsgericht, — dann fragt, wo das Eigenthum bleibt! In der Anarchie gibt es kein geistiges Eigenthum, — wie viel wird es körperliches geben?

Wenn somit auch das Eigenthum an verkörperten Werthen ohne den Schutz des Staates nicht bestehen kann, warum sollte dieser Schutz für die geistigen Werthe nicht zulässig sein? Werth ist Werth, und Schutz ist Schutz, — auf das Mehr oder Weniger kommt es nicht an.

Der Einwand, daß das geistige Eigenthum — wir sagen „geistiges", weil wir in diesen weiten Begriff alle Werthe einschließen können, welche durch geistige Producenten geschaffen werden, also auch Stahlstiche und Erfindungen — im alten Rechte nicht aufgeführt sei, ist ein nichtiger. Die Menschheit ist im Fortschreiten begriffen. So gut die Errichtung des Eigenthums überhaupt mit der Gründung der menschlichen Gesellschaft seiner Zeit ein Fortschritt war, so kann in der durch großartige Erfindungen auf einen höheren Standpunkt gebrachten Welt ein neuer Begriff entstehen, der in den Schutz des Staates eingeschlossen werden muß. So gut die Römer zweierlei Eigenthum kannten, das Dominium und das Mancipium, — so gut das Mittelalter das Lehens-Eigenthum und das Allod unterschied, — so gut können wir ein gewöhnliches und ein geistiges oder Schrift-Eigenthum unterscheiden, gründen, schützen.

Wenn man aus dem Umstande, daß das geistige Eigenthum erst genießbar geworden sei durch die Erfindung der Buchdruckerei und jener anderen Vervielfachungs-Künste, auf dessen Nicht-Existenz schließen wollte, dann könnten wir erwähnen, daß das Alterthum auch vom Wechsel und Wechselrechte, von Staatspapieren und Banknoten nichts wußte.

Wenn man aber nicht der Ansicht ist, daß der Staat auf einem bloßen freiwilligen Vertrage beruhe (J. J. Rousseau), sondern wenn man mit Aristoteles glaubt, daß der Mensch ein politisches Thier sei, welches sich in Völkergruppen organisch entwickle und zu verschiedenen Culturstufen

emporsteige, dann braucht man den Zweck der menschlichen Vergesellschaftung mit dem Urzustande noch nicht für abgeschlossen zu halten; dann kann man glauben, daß Entwicklungsphasen eintreten, wo die Stoffe und Kräfte der Natur mit ganz anderer Einsicht gehandhabt werden, wo Werkzeuge und Begriffe walten, von denen die Vorzeit keine Ahnung hatte, wo neben dem greifbaren auch ein geistiges Eigenthum besteht, — selbst wenn es auf eine andere Art und Weise durch die Gesellschaft geschützt werden müßte, als der Grund und Boden oder ein Sack Geld.

Nachdem wir nachgewiesen, daß die geistigen Producte Werth haben, daß Werthe als solche schon Eigenthum werden können und müssen, daß es also naturrechtlich ein geistiges Eigenthum gibt, — kann uns also der Umstand nicht stören, daß das römische und das gemeine deutsche Recht nichts davon wissen. Auch das römische Recht hat Verhältnisse gesetzlich geordnet, die einem früheren Jahrhunderte unbekannt waren; und so gut in neuerer Zeit Criminal-Gesetze zum Schutze der Eisenbahnen gemacht werden mußten, obwohl die Carolina von Eisenbahnen nichts weiß, so gut kann die Legislation auch das Nutzrecht der Autoren durch Gesetze feststellen und schützen.

Nachdem wir einmal principiel keinen Unterschied zwischen dem Eigenthum von Werthen anerkennen, und das Erbrecht in Bezug auf greifbare Güter besteht, so muß es consequenter Weise auch auf das geistige Eigenthum ausgedehnt werden.

Wir haben schon oben bemerkt, daß Macaulay im Unrechte ist, wenn er dem Erbrechte keine größere Berechtigung zugesteht, als die willkürlicher Menschen-Satzung. Es ist im Gegentheil sowohl in physiologischer wie in ökonomischer Hinsicht ein Naturgesetz, dem die formelle Gesetzgebung nur in verschiedenen Schattirungen Folge gegeben hat.

Das Erbrecht ist in physiologischer Hinsicht ein Naturgesetz, weil die Kinder die Eigenschaften ihrer Eltern erben, weil sich vor Allem gewisse Krankheiten bis ins dritte und fünfte Glied, ja, noch weiter fort erben.

Von dem Uebel ist aber das Gute, nach jenem obersten Naturgesetze der Gegensätze, unzertrennlich; sind die Nachtheile der Eltern erblich, dann müssen es auch deren Vortheile sein.

In ökonomischer Hinsicht ist das Erbrecht naturgesetzlich begründet wegen der Ansammlung des Capitals. Wir haben gesehen, daß das Capital die große Locomotive der Civilisation ist, daß ohne Capital der Urzustand nicht überschritten werden kann. Nun ist das Naturgesetz, welches das Menschengeschlecht zur Fortentwicklung bestimmt, so wenig zu läugnen, wie das Gesetz des Wachsthums. Diese Fortentwicklung ist nur vermittelst des Capitals möglich; die Ansammlung des Capitals würde aber sehr gestört werden, wenn man nicht wüßte, für wen man spare, wenn man gar kein

Interesse daran hätte, Ersparnisse zu hinterlassen; und das wäre der Fall, wenn kein Erbrecht existirte.

Diese beiden Gründe sind denn auch zu allen Zeiten instinctmäßig gefühlt worden; mit wenigen Ausnahmen und Modificationen hat das Erbrecht bei allen Völkern existirt.

Dieses Erbrecht muß, wie bemerkt, auch für die geistigen Werthe vindicirt werden. Nehmen wir ein Beispiel: Ein Vater hat dem einen Sohne 10,000 Thaler in greifbarem Capital hinterlassen; dieser legt dasselbe irgendwie gewinnbringend an, und das Eigenthum an diesem Capital und dessen Gewinne verbleibt ihm und seinen Nachkommen auf ewige Zeiten. Den andern Sohn hat der Vater studiren, er hat ihn zu seiner ferneren Ausbildung Reisen machen lassen, so daß eine eben so große Summe für seine geistige Entwicklung, für die Ansammlung eines geistigen Capitals verwandt worden ist. Da die Productionsquelle bei dem Letzteren mit dem Tode aufhört, so muß derselbe, soll er seinem Bruder überhaupt gleich sein, noch bei Lebzeiten das zu seiner Ausbildung consumirte Capital durch Mehrproduction amortisiren und reproducirt seinen Erben hinterlassen können. Dies kann dadurch geschehen, daß er so hohen Lohn bezieht, daß er das Capital von 10,000 Thalern allmählich in greifbaren Gütern aufspart und seinen Erben hinterläßt, oder daß er geistige Producte erzeugt, deren Eigenthumsrecht eine Nutznießung gewährt, welche allmählich jener Summe gleichkommt. Wir haben in dem Abschnitte über den Arbeitslohn gesehen, daß die Arbeiter desto höher bezahlt werden, je kürzere Aussicht auf Verdienst sie haben, oder je größer die Gefahr ist, bei dem betreffenden Geschäfte zu verunglücken oder es zu nichts zu bringen. Dies mag einer der Gründe sein, warum caeteris paribus diejenigen geistigen Arbeiter, deren erzeugte Werthe sofort consumirt werden, verhältnißmäßig höheren Lohn bei Lebzeiten genießen, als Schriftsteller, deren Producte zum Theil erst von der Nachwelt consumirt werden. Sängerinnen sind besser bezahlt, als Staatsbeamte, und Staatsbeamte, von welchen man so große geistige Eigenschaften fordert, wie von Gelehrten, besser als letztere. Die Gelehrten finden daher ein Aequivalent an dem Autorenrechte.

Wir müssen uns aus solchen Gründen für das ewige Eigenthumsrecht an geistigen Werthen entscheiden, soweit es das Princip betrifft; die Nützlichkeitsfrage werden wir weiter unten behandeln.

Dieses volle, ungeschmälerte Eigenthumsrecht, dieses Urheber-Recht an geistigen Werthen kann nun an einen Unternehmer verkauft werden. Dieser Unternehmer, der sogenannte Verleger, tritt damit an Stelle des Verfassers, unbeschadet der Verbindlichkeiten, zu welchen er im Verlags-Vertrage dem letzteren gegenüber sich anheischig macht.

„Nachdem der Verfasser sein Werk verfaßt und niedergeschrieben hat," sagt Zachariä a. a. O., „muß eine neue Arbeit hinzukommen, oder muß — was dasselbe ist, denn ein Capital ist aufgesparte Arbeit — ein Capital verwandt werden, damit das Buch durch den Druck vervielfältigt und so für das Publicum brauchbar gemacht werde. Aber auch diese Arbeit hat einen Rechts-Anspruch auf einen verhältnißmäßigen Lohn; mit anderen Worten: der Verleger hat einen Rechts-Anspruch auf Vergütung seiner Mühewaltungen, auf Ersatz und Verzinsung seines Capitals. Und dieser Anspruch ist um so besser begründet, da ihm das Interesse des Publicums zur Seite steht. — Das macht keinen Unterschied, ob der Schriftsteller selbst oder ob ein Anderer, zum Beispiel ein Buchhändler, die Schrift verlegt. Auch in dem ersteren Falle sind der Schriftsteller und der Verleger zwei verschiedene Personen, oder es sind nur zwei verschiedene rechtliche Eigenschaften in Einer und derselben Person vereinigt.

„Das Recht des Verlegers ist nun die factische Bedingung der Wirksamkeit des Schrift-Eigenthums, dieses Eigenthum als ein nutzbares Recht betrachtet. Ohne Sicherheit des Verlagsrechtes können literarische Arbeiten, wenn sie anders einen Verleger finden, dennoch nicht dem Schriftsteller das Honorar eintragen, welches er unter der entgegengesetzten Voraussetzung von ihnen zu erwarten hätte; es wird also der Lohn, welcher der Arbeit gebührt und welcher zum Arbeiten aufmuntert oder nöthigt, wenigstens geschmälert. Man wende nicht ein, daß denn doch nicht alle Schriften nachgedruckt oder des Nachdruckes gewürdigt werden. Der Buchhändler muß seinen Gewinn und Verlust im Ganzen anschlagen und mithin dem Verluste, den er durch den Nachdruck des einen oder des anderen Verlags-Artikels litte, durch den Gewinn bei anderen Verlags-Artikeln beikommen. [Durch den Nachdruck werden daher alle Honorare herabgesetzt, — die Bücher in ihrer Gesammtheit theurer.] Die wahre Ursache der Unwirksamkeit des Schrift-Eigenthums im Alterthum lag darin, daß, wo und wann Schriften nur durch Abschreiben vervielfältigt werden, eine Controle über die Vervielfältigung einer einmal herausgegebenen Schrift factisch und mithin rechtlich unmöglich ist. Der Schriftsteller hat unter dieser Voraussetzung überhaupt nicht ein Eigenthum an seinem Geisteswerke, nicht ein Dominium materiae, sondern nur ein Eigenthum an seiner Handschrift, nur ein Dominium formae. Anders stellt sich die Sache, wo und wann literarische Arbeiten durch die Druckerpresse oder durch ähnliche mechanische Mittel vervielfältigt werden. Unter dieser Voraussetzung ist eine Controle jener Art factisch möglich.

„Der Verleger hat nur unter der Bedingung ein Verlagsrecht, d. i. ein Recht, die in Verlag genommene Schrift ausschließlich zu vervielfältigen,

daß der Verfasser ein Eigenthum an seinem Werke hat; denn der Verleger ist der Bevollmächtigte des Schriftstellers."

Nachdem der Begriff und die Existenz des geistigen Eigenthums einmal ökonomisch festgestellt sind, kommt es, um letzteres in der Gesetzgebung zur Geltung zu bringen, gar nicht darauf an, ob sich eine Analogie in der älteren Gesetzgebung finden läßt, sondern die Legislation ist ja eben da, die neuen Gestaltungen der stets sich entwickelnden und verwandelnden Gesellschaft in neue Normen zu bringen. Zu allem Ueberflusse gibt es aber dennoch eine — wenn auch entfernte — Analogie in dem gemeinen deutschen Rechte. „Letzteres kennt nämlich eine Classe von Rechten, welche nur durch Privilegien entstehen können, indem das allgemeine Recht, aus welchem die einzelne Berechtigung hervorgeht, fortdauernd bei der Staatsgewalt verbleibt. Dies sind die Gerechtigkeiten, welche durch Verleihung von regalen Rechten begründet werden. Im Allgemeinen ist der Erwerb der Privatrechte von Voraussetzungen abhängig, deren Erfüllung eine durch die gewöhnliche Handlungsfähigkeit der Personen gegebene Möglichkeit ist. Es gibt aber einige Rechte, deren Erwerbung der freien Willkür der Personen entzogen ist, indem sie der Staat ausschließlich in Anspruch nimmt und die Befugniß zu ihrer Ausübung der öffentlichen Gewalt zutheilt. Dies sind nun die sogenannten Regalien." [Gerber.] So gut nun der Staat solche Rechte an Einzelne verlieh, so gut diese nur durch den Schutz des Staates ins Leben treten konnten, so gut kann die Gesetzgebung das ökonomisch begründete geistige Eigenthum schützen.

Nachdem wir hiermit vom Standpunkte des Princips das volle, ewige Eigenthum an geistigen Erzeugnissen vindiciren zu müssen geglaubt, gehen wir zur Erörterung der Frage über, ob es nützlich sei, dieses Eigenthum auf eine bestimmte Zeit zu beschränken.

Da dasselbe ein Recht ist, dessen Ausübung erst in Folge der Umgestaltung der Neuzeit durch die Buchdruckerkunst u. s. w. möglich geworden ist, so mußte die Gesetzgebung dasselbe erst formel sanctioniren; und da war es natürlich, daß man nur Schritt für Schritt voran ging, indem die Bundes-Versammlung in Deutschland z. B. das Urheber-Recht zuerst auf zehn Jahre nach dem Erscheinen des Werkes und später auf dreißig Jahre nach dem Tode des Verfassers festsetzte. Der Umstand, daß sie das Recht erweiterte, deutete darauf hin, daß sie dasselbe principiel anzuerkennen geneigt war. Macaulay macht darauf aufmerksam, daß eine Bestimmung, welche das Recht auf eine bestimmte Zeit nach dem Tode des Verfassers ertheilt, eine Ungleichheit in sich trägt, weil dann die später erschienenen Werke desselben Verfassers, also diejenigen, welche der Regel nach die besseren sind, einen geringeren Schutz genießen, so wie auch diejenigen Schrift-

steller, welche früh sterben. Er schlägt daher vor, das Eigenthumsrecht auf eine bestimmte Zeit (42 Jahre) nach dem Erscheinen des Werkes festzusetzen, und dieser Vorschlag ist auch mit nur wenigen Abänderungen vom englischen Parlamente genehmigt worden.

Dieses Gesetz erscheint vollkommen zweckmäßig. Die Gründe, welche Macaulay für die Beschränkung des Schrift-Eigenthums auf eine gewisse Zeit vorbringt, wollen uns indessen nicht einleuchten. Sein Gedankengang ist folgender:

„Es ist wünschenswerth, daß wir einen Vorrath guter Bücher besitzen; wir können einen solchen Vorrath nicht haben, wenn die Schriftsteller nicht freigebig belohnt werden, und kein Mittel, sie zu belohnen, unterliegt so wenig Einwänden, als das Verlagsrecht. — Die Nachtheile dieses Verlagsrechtes aber" — fährt der große Geschichtschreiber fort — „sind nicht gering und klein an Zahl. Das Verlagsrecht ist ein Monopol und erzeugt alle die Wirkungen, welche die allgemeine Stimme der Menschen dem Monopole zuschreibt. Nun hat aber das letztere gewöhnlich die Wirkung, die Artikel selten, theuer und schlecht zu machen. Dies ist ein Uebel, das keinen Tag länger dauern darf, als nöthig ist, um das Gute uns zu sichern."

Von dieser Meinung ausgehend, daß das „Urheber-Recht" nicht naturgesetzlich begründet, sondern ein Monopol sei, fügt Macaulay hinzu: „Das Verlagsrecht beruht auf dem Grundsatze, den Lesern zum Vortheil der Schriftsteller eine Steuer aufzuerlegen. Die Steuer ist eine übertrieben schlechte; denn sie lastet auf dem unschuldigsten und heilsamsten aller menschlichen Genüsse, und wir dürfen nie vergessen, daß jede Besteuerung unschuldiger Genüsse eine Prämie für lasterhafte Vergnügungen ist."

Mit derselben Logik könnte man die Weinpreise reguliren wollen, weil sonst das „lasterhafte Vergnügen" des Branntweintrinkens überhand nehmen könnte.

Ohne eine Sicherung des Urheber-Rechtes ist eine gediegene Production geistiger Werke gar nicht möglich; denn nur Wenige mögen und können ohne irgend eine Aussicht auf Vergütung die Kosten und die vieljährige Arbeit übernehmen, welche geistige Werke erfordern; noch weniger aber werden Verleger zur Herausgabe eines Werkes sich entschließen können, wenn sie Gefahr laufen, durch den Nachdruck ihr aufgewandtes Capital einzubüßen. Gerade der Schutz des Verlagsrechtes ist innig verwachsen mit dem des Urheber-Rechtes; und es wird durch jenes der Uebergang vom körperlichen auf das geistige Eigenthum gebildet. Der Verfasser riskirt, sofern sein Recht nicht geschützt ist, seinen Lohn, der Verleger ein greifbares materielles Capital. Von diesem Gesichtspunkte aus können diejenigen kaum

der Uebertreibung bezüchtigt werden, welche den Nachdruck mit dem Communismus und anderen Eingriffen in das Eigenthum gleichstellen.

Macaulay nennt das geistige Eigenthum ein Monopol. Er hat Recht, wenn er behauptet, daß Monopole die Waare theurer und schlechter machten. Zugegeben auch, daß das Urheber-Recht ein Monopol wäre, so trifft die genannte Eigenschaft desselben bei geistigen Producten keineswegs unbedingt zu. Die außerordentliche Vervielfältigung und Verbreitung der Werke Schiller's und Göthe's z. B., die noch Eigenthum der Erben oder der Verleger jener Schriftsteller sind, unterstützt unsere Meinung.

Das eigene Interesse nämlich muß den Verleger geistiger Werke mehr als jeden anderen Producenten überzeugen, daß billiger Preis durch die Erweiterung des Absatzes den Gewinn vermehre. Da es außerdem sehr schwer ist, das Plagiat rechtlich beim geistigen Eigenthum nachzuweisen, so würde, wenn der Eigenthümer eines Geistes-Productes Monopol-Preise fordern wollte, bald eine zahlreiche Concurrenz in Gestalt *ähnlicher* Producte entstehen, dieselben Gedanken würden in diesem oder jenem Gewande wiedergebracht werden, so daß der Monopolist endlich durch den eigenen Schaden klug würde. Auch würde der hohe Preis jenes Geistes-Productes den Wetteifer erhöhen und vielleicht noch bessere Producte hervorrufen, welche durch die Mitbewerbung wieder auf den Preis drücken müßten.

Was nun die zeitliche Beschränkung des geistigen Eigenthums betrifft, — so ist das Product nach der vom Gesetz bestimmten Verjährungsfrist entweder noch etwas werth oder nicht. Im letzteren Falle ist die Frage überhaupt bedeutungslos; im ersteren sehen wir nicht ein, warum fremden Leuten, die sich kein Verdienst um die Sache erworben, etwas geschenkt werden soll.

Uebrigens ist die Beschränkung des Urheber-Rechtes auf eine bestimmte Frist im Wesentlichen bedeutungslos. *Ein Buch ist gewiß fast immer gerade zu der Zeit am nützlichsten, in welcher es erscheint.* Wenn es nun gerade in dieser und vielleicht der nächst darauf folgenden Generation, also etwa ein halbes Jahrhundert lang, Eigenthum des Verfassers oder der Rechtsnachfolger desselben ist: zu was soll die Aufhebung des Eigenthums nach fünfzig Jahren noch nützen? Da hat das Product meistens nur noch einen antiquarischen Werth; und dafür mag auch von den Liebhabern mehr bezahlt werden. — Wo Wohlfahrts-Rücksichten zu Gunsten der Verbreitung geistiger Werke unter das Volk obwalten, da müßte das geistige Eigenthum in der Regel gerade zur Zeit der Production *vogelfrei* sein, — indem das Erzeugniß, wie gesagt, aller Wahrscheinlichkeit nach gerade dann ein dringendes Bedürfniß befriedigt, durch welches

es hervorgerufen worden, das aber vielleicht nach zehn Jahren schon nicht mehr vorhanden oder völlig befriedigt ist.

Wollte man aber nun in consequenter Durchführung dieser „Wohlfahrts=Theorie" das Schrift=Eigenthum ganz aufheben, dann würde man gleich jener habgierigen Frau in der Fabel das Huhn tödten, welches die goldenen Eier legte.

Der völlige Schutz des geistigen Eigenthums hingegen wird die Hervorbringung ausgezeichneter Werke, die sonst oft aus Noth unterblieben wären, sehr begünstigen; denn auch der Verleger wird ein höheres Honorar bezahlen können, weil er längere Zeit auf Gewinn hoffen darf. Aus demselben Grunde kann er sich mit geringerem Gewinne bei jeder Auflage begnügen und somit die Preise niedriger stellen, als wenn er sofort nach der ersten Auflage einen Nachdruck befürchten muß. Dadurch gewinnen aber sowohl Schriftsteller, wie Publicum.

Macaulay führt als einen anderen Nützlichkeitsgrund für die zeitliche Beschränkung des Schrift=Eigenthums die Befürchtung an, daß der Erbe eines Verfassers ein Buch unterdrücken könne. Wir können darauf nur erwiedern, daß ihm kein Gesetz die Unterdrückung eines Manuscriptes verbieten kann, und daß wir nicht einsehen, warum zwischen einem geschriebenen und einem gedruckten Producte deßhalb ein Unterschied gemacht werden soll. Uebrigens muß der Erbe eines Buches immer sehr triftige Gründe zur Unterdrückung desselben haben, weil er sich damit gewisser pecuniärer Vortheile beraubt; und wenn auch Jemand im Stande wäre, aus Fanatismus ein gutes Buch zu vernichten, so wird ein solches Schicksal doch öfter schlechte Werke treffen, wie z. B. jenes Buch des „infame Marquis de Sades."

Was wir vom Autor=Rechte in Beziehung auf literarische Producte gesagt haben, gilt auch von anderen geistigen Erzeugnissen, wie Kupfer=, Stahlstichen, Holzschnitten, Lithographieen u. s. w. — Auch die Erfindungen, welche jetzt in den meisten Staaten durch die Patent=Gesetzgebung geschützt sind, müssen wir unter diese Kategorie bringen.

32. Die Wahl des Berufes.

Wenn man den Quellen nachforscht, aus welchen das Elend von Individuen und ganzen Volks-Classen entspringt, so drängt sich dem Beobachter nicht selten die Thatsache auf, daß viele Menschen durch einen Mißgriff in der Wahl ihres Berufes ihre Laufbahn in eine schiefe, wenig productive Richtung, in eine Bahn gebracht haben, in der sie ihre Fähigkeiten und Kräfte nicht zur Geltung bringen können; daß sie, wie man sagt, „ihre Carriere verdorben" haben. In einem jungen Lande, wo die Erwerbs-Verhältnisse noch keine Stabilität erlangt haben, wo die Arbeit in schrankenloser Freiheit von einer Beschäftigung zur andern überspringen kann, in einem Lande wie America mag dieser Mißstand weniger fühlbar sein, weil das Uebel leicht geheilt werden kann, indem nur der Verlust eines kürzeren oder längeren Zeitraumes, welchen die Erlernung eines neuen Erwerbszweiges erheischt, damit verknüpft ist. Anders verhält es sich hingegen in Ländern, deren Verhältnisse eine gewisse Stabilität angenommen haben, deren Gesetzgebung noch gar den leichten Uebergang von dem einen Geschäftszweige zum andern durch manche Schwierigkeiten und Opfer hindert. Wenn man nun nicht geneigt ist, zur Beseitigung dieser Hindernisse zu schreiten, wenn dies zu lange Zeit erfordern würde, während welcher noch Mancher den Verhältnissen geopfert wird, wenn es überhaupt nicht unsere Aufgabe ist, hier auf eine solche Frage einzugehen, so wundert es uns dennoch sehr, daß man noch nicht auf den Gedanken gekommen ist, die Mißgriffe einer üblen Wahl des Berufes durch zweckmäßige Maßregeln wenigstens zu mildern.

Wir wollen weniger von dem Falle sprechen, wo junge Leute aus zu geringer Selbstkenntniß und Mangel an richtigem Urtheil von Seiten ihrer Eltern einen Erwerbszweig wählen, welcher ihren Anlagen oder Neigungen nicht entspricht. Das ist am Ende Sache jedes Einzelnen oder der Familie, in welche weder dritte Personen, noch Staat oder Gesellschaft sich einzumischen haben.

Allein mindestens eben so häufig entsteht eine verfehlte Carriere dadurch, daß man eine Berufsart wählt, welche im Verfall oder übersetzt ist, oder zu der Zeit übersetzt sein wird, wo man selbstständig in derselben zu wirken hofft.

Die jungen Leute, selbst deren Eltern, haben häufig den Ueberblick nicht, um genau zu ermessen, welcher Zweig menschlicher Industrie, sei es auf dem Gebiete der geistigen oder der rein körperlichen Arbeit, der für den Anfänger passendste und zugleich der lohnendste sein werde. Ueberdies sind die Schwankungen der industriellen Verhältnisse in unserem von Dampf bewegten Jahrhundert so groß, daß nur Männer sie vollkommen zu übersehen im Stande sind, welche entweder an dem großen Weltmarkte selbst Theil nehmen, oder denen durch ihre besondere wissenschaftliche, industrielle oder amtliche Stellung ein freierer Ueberblick vergönnt ist.

Unter solchen Umständen stellt sich das Bedürfniß einer periodischen, statistischen Zusammenstellung der verschiedensten Berufszweige der ganzen industriellen Gesellschaft, mit genauer Angabe der Preise der Producte, der Arbeitslöhne, Gehalte, Honorare, der Anzahl der in jedem derselben beschäftigten Arbeiter, des Fortschrittes oder des Verfalls gewisser Erwerbszweige, zur Evidenz heraus.

Wenn die jungen Leute, oder deren Eltern, zu der Zeit, wo jene ihren Beruf zu wählen pflegen, eine statistische Uebersicht zur Hand nehmen können, um zu übersehen, welches Gewerbe, welcher Industriezweig, welches wissenschaftliche Fach in der Abnahme oder im Steigen, welches übersetzt oder welches entleert ist, welches Aussicht auf lohnende Beschäftigung in der Zukunft bietet und welches nicht, so werden Mißgriffe, wenn nicht gänzlich verhütet, doch sehr vermindert werden können.

Die preußische Regierung hat vor Kurzem die „Aufstellung von Tabellen über den Stand der Gewerbe" angeordnet. Damit wäre schon ein erster Schritt gethan, und es würde wenig mehr Mühe erfordern, wenn man diese Arbeit so erweiterte, daß auf unsern Vorschlag Rücksicht genommen würde.

33. Die Associationen.

Als der griechische Fabel-Dichter jene Worte des sterbenden Vaters erzählte, in welchen dieser, seinen Söhnen Einigkeit anempfehlend, zuerst dieselben Einen Pfeil zerbrechen hieß und dann das ganze Bündel, welches letztere keinem derselben gelang, — da hatte er schon das Geheimniß gefunden, welches zur Emancipation des Arbeiterstandes führt.

Wie schwach und unzureichend auch die Kräfte des Einzelnen sein mögen, vereint haben die Menschen stets Großes zu Stande gebracht. Die Blüthe des Mittelalters entsprang fast einzig und allein aus den Verbrüderungen, die im Kleinen in Zünften und Gilden, im Großen als Städtebünde (rheinischer, schwäbischer Städtebund, Hansa) in kraftvolles Leben traten.

Nach einer weltgeschichtlichen Pause ist in diesem Jahrhunderte in wirthschaftlicher Beziehung wieder tausendfältiges Leben angebrochen; und der Fortschritt in Wissenschaft und Technik war Veranlassung, daß alle jene Associationen in productiverer Gestalt wieder sich verjüngten.

Zunächst war es das Capital, welches sich aus den kleinsten Bruchtheilen vereinigte und Großartiges schuf, was ohne Vereinigung der Kräfte Aller unmöglich gewesen wäre. Actien-Gesellschaften haben wir zunächst die ersten und meisten Eisenbahnen und die Dampfschifffahrt zu verdanken; Actien-Gesellschaften gründen Banken und reguliren den Credit; durch sie bekommt der Gewerbsmann die Mittel in die Hand, sein Talent zur Anwendung zu bringen, — der Grund und Boden wird von seinen Lasten befreit und immer regere Entfaltung der Erwerbsfähigkeit möglich gemacht. Die kleinsten Capital-Beträge, die sonst oft unbenutzt da lagen, werden so productiv angelegt, und weil eben die kleinen Capital-Beträge in Händen der großen Masse sind*), so schwellen sie durch die Vereinigung zu ungeheuren Summen an, mit denen große Dinge vollbracht werden.

*) Bei der österreichischen National-Anleihe von 500 Millionen Gulden hat es sich kürzlich gezeigt, daß die kleinen Beträge von 20 bis 100 den größeren Theil der Anleihe gedeckt haben.

Durch diese Associationen des Capitals wird auch den weniger Bemittelten die Gelegenheit gegeben, ihre Ersparnisse gewinnbringend anzulegen, statt sie im Kasten liegen zu lassen oder in der Erde zu vergraben. Das Volk gewöhnt sich allmählich an wirthschaftliche Ideen und Gewohnheiten, an wirthschaftliches Haushalten. So fließen endlich alle Ersparnisse der Einzelnen in den productiven Hauptstock der Nation, und wir sehen entstehen alle jene herrlichen National-Denkmale des Fleißes, jene großartigen Verkehrs-Anstalten und Gewerbs-Institute, wo die früher gefürchtetsten Feinde des Menschen, das Feuer und das Wasser, wie verwünschte Geister — in Eisen gebannt — arbeiten müssen, keuchend, stöhnend, die Kraft von Millionen Menschen ersetzend und immer neue Massen von Gütern erzeugend. So schreitet es denn rüstig fort — das Zeitalter, in welchem man mit dem Dampfe fährt, mit dem Blitze schreibt und mit der Sonne malt; nur Eines noch fehlt: daß auch der Arme, der durch die Geburt Vernachlässigte Antheil erhalte an der allgemeinen Wohlfahrt. Das Capital hat dem armen Arbeiter den Weg vorgezeichnet; er bewirkt seine Emancipation durch die Association.

Englische und pariser Arbeiter, auch einige preußische Vereine*) sind in dieser civilisatorischen Aufgabe mit preiswürdigem Beispiele vorangegangen. Pariser Pianofortemacher haben Ersparnisse von im Ganzen 2500 Franken zusammengeschossen; sie haben in der ersten Zeit sich mühsam beholfen, kaum das zu ihrem Lebensunterhalte nöthige Brod auftreibend. Nach drei Jahren waren sie eine Association von vierzig, zum Theil verheiratheten, Männern und einem bedeutenden Betriebs-Capitale von etwa 50,000 Franken. Sie hatten nun so viel Credit, als sie wollten. Ein gewählter Vorstand vertheilte die Arbeiten und besorgte den Ein- und Verkauf; ein Secretär ordnete die Geldgeschäfte. Ein Theil des Lohnes wurde für den Witwen-Fond zurückgelegt, und die Kranken erhielten auch während des Siechbettes ihren Lohn. Wegen ihrer vortrefflichen Fabricate, die

*) Der frühere Abgeordnete der preußischen National-Versammlung Schulze-Delitzsch hat zu Delitzsch mehrere solcher Arbeiter-Associationen mit lobenswerthem Eifer gegründet. In seinem „Associations-Buche für deutsche Handwerker und Arbeiter“ (Leipzig, Ernst Keil, 1853) erstattet er Bericht über eine Kranken- und Sterbe-Casse, über einen Arzt-Steuer-Verein, über eine Association zur Anschaffung nöthiger Lebensmittel, über einen Vorschuß-Verein, über Associationen der Schuhmacher, Weber u. s. w. La-Martine zählt in seinem Werke über England hundert vierundfünfzig verschiedene Arten von Associationen auf.

sie durch zweckmäßige Theilung der Arbeit fortwährend veredelten, erhielten sie solchen Ruf, daß die einlaufenden Bestellungen bald nicht mehr zu erledigen waren.

Aehnlichen Erfolg hatten Vereine von Feilenhauern, von Neusilber-Geräthschaften-Verfertigern u. a. m. Die Fabrication des 250,000 Einwohner zählenden Birmingham ist auf solche associirte Arbeit gegründet. Da bei so zahlreichen Gewerks-Genossenschaften die Arbeitstheilung außerordentlich vermehrt werden kann und jeder Einzelne in seinem Zweige sich fortwährend vervollkommnet, so ist es kein Wunder, wenn solche Associationen bald die selbstständig, aber einzeln arbeitenden Meister, ja, mit großen Capitalien arbeitende Fabriken in der Mitbewerbung überflügeln. Die Geschicklichkeit der Arbeiter und ihre Zahl — welche ein Unglück, das einen einzelnen Geschäftsmann treffen und sein Geschäft lähmen kann, solidarisch trägt und dadurch Stockungen verhütet — vermehren natürlich den persönlichen Credit der Corporation. Ihr steht mehr Capital zu Gebot, als verhältnißmäßig jedem Einzelnen; und endlich sind sogar selbstständige Meister genöthigt, um Aufnahme in den Verein zu bitten. Es darf indessen nicht vergessen werden, daß nur ein gewisser Grad von Bildung die Fähigkeit verleiht, an einer solchen Verbrüderung Theil zu nehmen. Unsittlichkeit, Unredlichkeit, Trunkenheit, Zanksucht und ähnliche üble Leidenschaften, welche oft den verwahrlos'ten Individuen der niederen Arbeiterclasse ankleben, sind mit solchen Vergesellschaftungen nicht vereinbarlich, welche nur durch strenge Rechtlichkeit, Ordnung und Fleiß gedeihen können, aber dann die Arbeiter auch bald auf eine höhere Stufe stellen.

Wir sprechen hier von einem Theile der Gewerks-Arbeiter. Was solche Arbeiter betrifft, deren Beschäftigung eine solche Association nicht zuläßt, wie ländliche Tagelöhner u. s. w., so besteht die Verbesserung der Lage derselben in zweckmäßigen Ersparnissen und lucrativen Neben-Arbeiten. In vielen Gegenden spinnt das niedere Landvolk noch Leinengarn im Winter, während die Maschinen den Lohn so herabgedrückt haben, daß ein Mensch vom Ertrage des Spinnerlohnes eines Tages nicht mehr so viel Kartoffeln kaufen kann, um sich satt zu essen. Da müßten andere Beschäftigungen eingebürgert werden: Weißnähen, Weben und andere Arbeitszweige. Gerade in diesen Neben-Geschäften kann wieder durch Vereinigung und daraus entspringende zweckmäßige Arbeitstheilung sehr Ersprießliches geleistet werden.

Wo endlich Vereinigung zur Production der Eigenthümlichkeit des Geschäftes wegen nicht möglich wäre, da kann Association die Gegenstände des Verbrauchs billiger herstellen und die Consumtion erleichtern. Consum-Vereine, zur gemeinsamen massenhaften Anschaffung von Lebensmitteln,

erleichtern den Armen die Lebsucht sehr, weil der Verein durch die Gesammtmittel im Stande ist, zu rechter Zeit zu kaufen, und weil die Mitglieder an zeitige, weise Sparsamkeit gewöhnt werden. Kranken-Cassen, welche vermittelst eines kleinen periodischen Beitrages dem Arbeiter in der Krankheit unentgeltliche Pflege sichern, — Sterbe-Cassen, welche den Witwen oder den Waisen bei dem Ableben eines Arbeiters eine bestimmte Summe auszahlen, durch die ihnen über die erste Noth hinweg geholfen wird, — und welche jene zahlreichen Verbrüderungen sein mögen: — alle diese Vereinigungen helfen zusammen, die Lage der Armen immer mehr von Unglücksfällen zu emancipiren, die in der Regel die Urheber des Elendes sind.

Der besonders hervorzuhebende Vorzug der Association ist es, daß sie den directen Gegensatz des Socialismus bildet, welcher alle Industrie vom Staate aus geleitet wissen will. Der Socialismus würde die individuelle Freiheit tödten, während die Association erst recht aus ihr hervorgeht. Unterdrückt man die Individualität, so tritt man, wie Schulze-Delitzsch sehr wahr bemerkt, der Grundform aller Wesenheit zu nahe und fordert so die Natur selbst gegen sich heraus, welche dann nicht säumt, solchen Versuchen von vorn herein die Möglichkeit des Gelingens abzuschneiden. „Diesen Fehler vermeiden die Associationen durchaus. Da ist nicht von Eingriffen in das Familienleben, von Beschränkung in der Wahl des Berufes, nicht von einem Zwange zum Eintritt, von Gründung und Oberleitung der Etablissements durch den Staat die Rede; da erstickt nicht die freie Regung mannigfacher individueller Kräfte und Beziehungen in casernenmäßiger Disciplin; da wird nicht der geschickte und ungeschickte, der fleißige und unfleißige Arbeiter durch gleichen Tagelohn für Alle in Eine Classe geworfen und somit ein Hauptsporn zur Tüchtigkeit und Thätigkeit gelähmt. Ganz nach eigenem Ermessen treten die Einzelnen in die Verbände ein, welche nur der freien Entschließung der Mitglieder ihre Entstehung verdanken. Durch gemeinsame Beschlüsse werden die Unternehmungen bestimmt, das Verhältniß der Mitglieder geregelt und nur solche an die Spitze gestellt, welche das allgemeine Vertrauen für die Tüchtigsten hält. So vermag jeder Einzelne in der Gesammtheit, bei gleichem Rechte, leicht zu seiner vollen Geltung zu gelangen; und fände Jemand bei dem Gange der gemeinschaftlichen Angelegenheiten im Ganzen oder Einzelnen seine Rechnung so wenig, daß er es nicht über sich gewinnen könnte, sich der Mehrheit unterzuordnen, so steht seinem Austritte, wie dem Anschlusse an andere Vereine, die ihm besser zusagen, nicht das Mindeste entgegen. Insbesondere wird auch bei der enggeschlossensten Art der Associationen, jenen zum Gewerbebetriebe für gemeinschaftliche Rechnung, durch den der Regel

nach eingeführten Stücklohn die Arbeit nach Qualität und Quantität vergütet, und so auf der einen Seite der Thätigkeit und dem Fleiße die gebührende Rechnung getragen, während andererseits doch auch wieder durch angemessene Vertheilung der Arbeiten dem Schwächeren und weniger Geschickten Beschäftigung, so wie ein verhältnißmäßiger Antheil am Gewinne gesichert wird."

Bei der Vertheilung der persönlichen Arbeitskräfte hat die Natur die weise Anordnung getroffen, daß Stärke und Schnelligkeit auch mit Ungeduld gepaart sind, während dem Schwachen und Langsamen größere Geduld beiwohnt. Dem letzteren werden also Arbeiten genug übrig bleiben, die leicht sind, aber große Geduld erfordern und deßhalb dem Starken und Geschickten widerwärtig erscheinen. Aus diesem Grunde muß die bei einer Association mögliche Arbeitstheilung durch die zweckmäßige physiologische Austheilung der Verrichtungen die bei der Production aufzuwendende Mühe und Beschwerde bedeutend erleichtern.

Auch Schulze-Delitzsch hebt mit besonderem Nachdrucke hervor, daß der Capital-Credit, welcher dem Einzelnen auf seine bloße Person hin meist verweigert wird, der Corporation, wegen ihrer solidarischen Haftbarkeit, gern gewährt wird. „Freilich gilt im gewöhnlichen Verkehr die Arbeitskraft des Einzelnen nicht als genügende Sicherheit für die Capital-Anlage, da sie zu vielen Zufälligkeiten ausgesetzt ist und die Resultate zu wenig in der Gewalt hat. Aus diesem Grunde versagt sich ihr der Credit entweder ganz oder wird ihr nur unter so lästigen Bedingungen zu Theil, daß die dadurch zu erzielenden Vortheile in vielen Fällen gänzlich wieder aufgewogen werden. Allein dies ändert sich sofort, wenn sich die Arbeitskraft associirt. Sobald hier eine größere Gesammtheit von Arbeitern durch Uebernahme der solidarischen Verbindlichkeit die Zufälle und das Mißlingen, welchen der Einzelne ausgesetzt ist, ausgleicht und so die wechselseitige Garantie Aller für einander organisirt, hebt sich der Grund, welcher dem Credit entgegenstand, und die erforderliche Sicherheit für den Gläubiger ist vorhanden. Der Einzelne fand keine Beachtung in der Gesellschaft, weil sie ihn allenfalls entbehren konnte; allein die Arbeitskraft ganzer, großer Verbände von Arbeitern ist ihr eben so unentbehrlich, als Grund und Boden, und hat daher im Verkehr den Werth einer Hypothek."

Durch die Association verschaffen sich die Arbeiter nicht allein die Lebensmittel, Rohstoffe und Werkzeuge billiger, sondern indem sie vermöge der größeren Arbeitstheilung mehr produciren und durch den größeren Credit die Markt-Conjuncturen beim Verkauf ihrer Erzeugnisse besser abwarten können, legen sie allmählich einen Fond zurück, welcher ihnen ein sorgenfreies Alter bereitet. Wir wollen dabei nicht übersehen, wie wohlthätig

durch den Wetteifer in dem Vereine auf den Geist der Arbeiter gewirkt wird, wie die technische Fertigkeit durch die intellectuelle Anregung Vieler sich verbessert; wie der Austausch von Handgriffen, Gedanken, Einfällen oft den Anlaß zu einer wesentlichen gewerblichen Verbesserung, zu einer Erfindung abgibt, wodurch die Production wieder ansehnlich gefördert wird.

Diese kurze Darstellung wird es einleuchtend genug gemacht haben, daß die Gesetzgebung dem Associationswesen eher förderlich als hinderlich sein sollte. Denn indem das Vereinswesen den Arbeiter zu einem gebildeteren, besitzenden Mitgliede der Gesellschaft heranzieht, vermehrt es zugleich die Zahl derjenigen, welchen an der Aufrechthaltung des Friedens und der Ordnung im Staate etwas liegen muß, weil jede Störung dieser Ordnung dem Credite und der Production hinderlich, folglich der größte Feind der Arbeit ist.

34. Das Versicherungswesen.

Innig verwandt mit der Association ist das Versicherungswesen. Auch dieses gründet sich auf die Solidarität vieler vereinigten Kräfte. Die Kraft Aller gleicht dann die Schwäche und das Unglück Einzelner aus. Gegen die zerstörende Wucht von Elementen, welche früher der Schrecken der Menschen gewesen sind, hat sich der Mensch jetzt gepanzert durch das einfache Mittel der Vereinigung. Das Feuer hat seine Furchtbarkeit verloren; selbst gegen die Stürme des Meeres ist Habe und Gut versichert, — und wenn es auch kein Mittel gibt, um das Leben zu versichern, so gibt es doch eines, um die Hinterbliebenen des vom raschen Tode Uebereilten gegen Noth zu sichern. Die Feuer-, Hagel-, See-, Lebens-Assecuranzen entheben die Menschen, gegen eine verhältnißmäßig unbedeutende Entschädigung, einer Gefahr, die über den Häuptern früherer Generationen wie ein Damokles-Schwert schwebte und die Summe des Elendes bedeutend vermehrte.

Es wird uns mit der steigenden Civilisation immer klarer, wie der Mensch ein Gesellschafts-Thier ist, dessen Zustand am glücklichsten ist, wenn die Vergesellschaftung am entwickeltsten, wenn das vereinigte Zusammenwirken aller menschlichen Productionskräfte am ausgedehntesten von Statten geht.

Durch solche Vereinigung der materiellen und geistigen Macht emancipirt die Gesellschaft sich nicht allein von den zerstörenden Zufällen der Naturkräfte, sondern zieht deren unentgeltliche Mitwirkung zur Production in stets größerem Maßstabe heran, indem durch die in der Arbeitstheilung vermehrte Einsicht und Geschicklichkeit der Natur und ihren Gesetzen immer größere Geheimnisse abgelauscht werden.

Auch das Versicherungswesen ist also eine Speiche in dem großen Rade der Cultur-Entwicklung der Menschheit.

35. Handels-Verträge.

Wenn den Staaten der Schleier des Mercantil-Systems von den Augen schwindet, dann fangen sie an, Handels-Verträge mit ihren Nachbarn abzuschließen. Sie erleichtern die gegenseitige Gränzsperre, indem sie Waaren, deren Einfuhr ganz untersagt war, von nun an gegen einen bestimmten Zoll über die Gränze lassen, — indem sie den bestehenden Zoll auf Waaren ermäßigen oder ganz aufheben.

Als ein Schritt zur Annäherung an den allgemeinen freien Weltverkehr mag der Abschluß von Handels-Verträgen zu billigen sein; nur springt sofort die Beobachtung in die Augen, daß, wenn es vortheilhaft ist, den Handel mit Einer Nachbar-Nation zu erleichtern, es noch gewinnbringender sein müsse, ihn für alle Nachbar-Staaten, ja, für den Weltmarkt zu erleichtern. Denn für die Waaren, denen man den Zutritt gewährt, erhält der Staat, mit welchem der Handels-Vertrag abgeschlossen ist, ein Monopol, welches lediglich den Producenten desselben Staates zu Gute kommt und die Producenten des eigenen Landes nur durch Concurrenz drückt, ohne den Consumenten viel zu nützen. Die Verbraucher des Heimatlandes würden sich besser dabei befinden, wenn dieses Monopol, welches, wie jedes andere, höhere Preise macht, nicht existirte, sondern wenn die Producenten aller übrigen Länder ebenfalls zur Mitbewerbung zugelassen würden.

Handels-Verträge haben somit nur einen sehr bedingten Nutzen, wenn sie nicht bloß ein Uebergangs-Stadium zu einem umfangreicheren, freieren Verkehr sein sollen.

Eine Art von industriellen Staats-Verträgen ist hingegen in hohem Grade zu billigen: die internationalen Verträge zum Schutze des geistigen Eigenthums. Da das Eigenthum ohne den Schutz des Staates überhaupt nicht gesichert, sondern die Beute des Stärkeren wäre, — da das geistige Eigenthum insbesondere seinen Wirkungskreis bis über das Heimatland hinaus erstreckt: — so ist ein solcher Staats-Vertrag nur eine umfassendere Geltendmachung des Principes des Eigenthums.

Diese Ueberzeugung bricht sich immer mehr Bahn, wie wir aus den in jüngster Zeit zahlreich abgeschlossenen Verträgen zum Schutze des geistigen Eigenthums ersehen.

36. Privilegirte Handels-Gesellschaften.

Die Zeit der bevorrechteten Handels-Compagnieen ist vorüber; auch haben sie selten viel Glück gemacht. In Frankreich sind zwei oder drei ostindische Compagnieen zu Grunde gegangen, in Holland haben fünf bis sechs Bankerott gemacht; und die jetzige Maatschappy und die englisch-ostindische Compagnie sind noch die einzigen ihrer Art, nachdem noch in England die Südsee-Compagnie Fiasco gemacht. Die englisch-ostindische Compagnie hat wahrscheinlich auch die längste Zeit bestanden; übrigens ist sie eine Gesellschaft, die auf ganz besonderen Voraussetzungen beruht; sie ist gewisser Maßen ein Staat im Staate, eine Filial-Regierung, welche unterworfene Völkerstämme im Zaume hält und zur Cultur erzieht. Daß diese Handels-Compagnieen bei ihrem sehr beschränkten Nutzen für die Consumenten des Inlandes (denn sie haben für ihre Erzeugnisse ja auch Monopol-Preise) so wenig Glück gemacht haben, trotz der vielfachen Vorrechte, die ihnen eingeräumt waren, scheint einestheils darin zu liegen, daß man sich zur Entstehungszeit jener Institute einen falschen Begriff von dem Wesen des Handels gemacht hat, indem man diesem Gesetze vorschreiben zu können glaubte, während man, will man ihn mit Vortheil nützen, ihm gehorchen muß; daß Compagnie-Interessen stets lässiger gewahrt werden, und daß endlich die Abwesenheit jeder Concurrenz den Geschäftseifer erkalten machte, welcher nothwendig ist, um die besten Waaren auf dem billigsten Wege sich zu verschaffen, und dem Geschmack und der Laune des Publicums jeder Zeit zuvorzukommen.

Der Staat muß so ausreichende Mittel zum Schutze der privilegirten Compagnieen aufwenden, als für den freien Privat-Verkehr; deßhalb ist ein Privilegium, wo der Handel naturwüchsig ist, nicht geboten, weil nur die inländischen Consumenten höhere Preise für Waaren zahlen müßten, die sie von einem anderen Lande billiger bekämen; wie z. B. Deutschland ohne eine Handels-Compagnie den Kaffee wohlfeiler bekam, als die Engländer mit einer solchen. Wo der Handel aber keine günstigen Aussichten hat, da verbietet sich die Compagnie von selbst, wie das Beispiel Hollands und Frankreichs beweis't.

---

37. Der Staat und die Volkswirthschaft.

Nachdem wir mit Aristoteles angenommen haben, daß der Mensch ein politisches Thier sei, müssen wir auch die weitere Folgerung zugeben, daß die Völker für sich ein bestimmter Organismus sind, der entsteht, wächs't und wieder untergeht, wie ein einzelnes Wesen, dessen Lebensdauer sehr abgekürzt, aber auch unendlich verlängert werden kann, je nachdem das Volk den Gesetzen der Natur gehorcht oder zuwider handelt. Diese Gesetze der Natur sind für alle Völker gleichmäßig da; d. h. sie wirken unter gleichen Voraussetzungen auf das eine wie auf das andere. Weil aber diese Voraussetzungen verschieden, weil die Racen, das Klima und die Bodenbeschaffenheit der Länder, welche die Völker bewohnen, weil das Alter der letzteren verschieden ist, so kann auch die Wirkung Eines und desselben Gesetzes auf alle Nationen zu Einer und derselben Zeit nicht Eine und dieselbe sein. Das germanische Gesetz der freien Selbstverwaltung wird z. B. bei den Engländern eine ganz andere Wirkung äußern, als bei den Russen oder Franzosen, bei den Nordamericanern eine ganz andere, als bei den Bewohnern Mexico's.

„Organismus" nennen wir mit Roscher jedes „von Natur zusammengestellte und nach innewohnenden Formen im Wechsel seiner Zustände sich erhaltende System von Massen. Ein Organismus hat in sich selber sowohl ein Gesetz der Aufeinanderfolge seiner Entwicklungsstufen, als auch einen inneren Antrieb zu ihrer Verwirklichung, obschon er äußerer Begünstigungen dazu nicht entbehren kann."

Der „lebendige Organismus" kennzeichnet sich durch das „Bewußtsein", welches allen unorganischen Dingen abgeht. Um ein Beispiel aus der Völkerfamilie herauszugreifen, so sind die Juden, in alle Welt zerstreut, kein Volks-Organismus mehr. Sie besitzen als solche aber auch keine Literatur, es entgehen ihnen als solche alle höheren geistigen Productionen und Genüsse; und alle diejenigen unter ihnen, welche an letzteren Theil nehmen wollen, müssen sich mit dem Volks-Organismus, bei dem sie sich aufhalten, amalgamiren. Dann entstehen die Mendelssohn, die Börne, die Heine u. s. w.

Es bestehen zwei Parteien, von welchen die eine behauptet, daß die Naturgesetze für alle Völker zu gleicher Zeit gleichmäßig dieselbe Wirkung äußern würden, wenn man diese Einwirkung nur nicht gewaltsam hinderte, die andere dagegen dem „Glauben" sich hingibt, daß für jede Nation besondere Naturgesetze bestellt seien, die nur für sie allein passen. Man pflegt die Einen auch die kosmopolitischen, die Anderen die nationalen Oekonomisten, die Einen absolute Freihändler, die Anderen Protectionisten zu nennen. Den Ersteren wird von den Letzteren nachgesagt, daß sie den persönlichen Vortheil egoistisch den National-Interessen voranstellen wollten, daß sie die Völker in Atome zersplittern, die Anarchie einführen würden, in welcher schließlich alle Tugenden der Menschen untergehen, alle geistige Thätigkeit im Geldmachen aufgehen würde. Denn indem sie z. B. geistiges Eigenthum nicht anerkännten, müßte die geistige Production schließlich aufhören. Die Letzteren haben sich von dem Vorwurf, daß sie Privilegien zu Gunsten einzelner Capitalisten wollten, nur schlecht gereinigt.

Uns scheint, daß Beide im Unrecht sind, und daß man der Wahrheit sich nähert, wenn man das Richtige in den beiden Meinungen von den Auswüchsen einseitiger Schlußfolgerung abzusondern und dann zu vereinigen sucht.

Die Gesetze, welche die absoluten Freihändler aufstellen, möchten schwerlich zu widerlegen sein; sie sind richtig; allein ihre Verfechter machen es wie ein Mechanicus, der bei der Berechnung der Dampfkraft die Reibung in den Cylindern, den Druck der Atmosphäre und die Schwerkraft der Kolben selbst nicht mit in Anschlag bringen würde. Die Uebelstände, Krankheiten und Schwächen, auf welche die Protectionisten ihr System bauen, sind alle vorhanden; allein diese haben sehr Unrecht, solche Uebelstände und Schwächen als eine nothwendige Regel vorauszusetzen und jene von den absoluten Freihändlern verfochtenen Naturgesetze nur wenig zu beachten.

Der concrete Staatswirth muß bei voller Anerkennung der Gesetze der Natur die Hindernisse, welche die reine Wirkung derselben modificiren, ins Auge fassen und darf dabei die Umstände, welche die gegebenen Verhältnisse mit sich bringen, nicht außer Acht lassen.

Es ist nicht stets ein einziges Gesetz, das an und für sich den Stoff in einer gewissen Richtung in Bewegung setzt, sondern eine ganze Reihe durch einander laufender Naturgesetze bringt eine Bewegung hervor, die dann falsch beurtheilt wird, wenn man deren Ursache nur Einem Gesetze zuschreibt. Auch sind mehrere organisch mit einander im Stoffwechsel der Volkswirthschaft wirkende Gesetze fast immer wieder einem höheren unterworfen, welches sie zu Modificationen zwingt, die man sich schwer erklären kann. Es scheint sogar ein oberstes Naturgesetz zu existiren, nach welchem die eine Gruppe durch

Gesetze geordneter Verhältnisse mit einer höheren durch einen fast unsichtbaren Faden zusammenhängt, welcher wie der Zahn eines weiteren Triebrades die Stoffbewegung der unteren Gruppe regulirt. Diesem Grunde haben wir vielleicht die für den Denker etwas beschämende Erscheinung zuzuschreiben, daß man, sobald man ein Princip bis zur äußersten Consequenz treibt, beim Gegentheil anlangt (wie es z. B. sehr wünschenswerth ist, daß die Capital-Zinsen möglichst niedrig sind, das Capital aber vernichtet würde, sobald es gar keinen Gewinn mehr bezöge).

Wir wollen versuchen, unsere Meinung durch ein Beispiel zu veranschaulichen. Unser Sonnen-System scheint ganz für sich allein zu bestehen und seine Gesetze in keiner Abhängigkeit von anderen Systemen zu stehen. Jahr aus, Jahr ein haben wir dieselben Erscheinungen, und Alles ist in bester Ordnung. Allein dennoch findet für den scharfen Beobachter eine Veränderung Statt, die sich ihm in langen Perioden in der Schiefe der Ekliptik zu erkennen gibt. Die Veränderung der Schiefe der Ekliptik scheint, wenn wir nicht irren, von einer Wechselwirkung unseres Sonnen-Systems mit anderen, also von einem Gesetze herzurühren, welches in einer langen Periode auf die Gesetze unseres Systems einen für uns merklichen Einfluß äußern muß, wenn es unserer jährlichen Beobachtung auch völlig entgeht.

Nun haben wir an einer früheren Stelle gesagt: die Interessen jedes Einzelnen seien auch von Interesse für das Ganze, und umgekehrt. Dieses Gesetz ist vollkommen richtig; allein über ihm steht noch eine höhere Ordnung der Dinge, das Gesetz des Lebens-Organismus des Volkes, welches dem Einzel-Interesse vorgeht, sobald beide mit einander in Conflict gerathen.

Das Eigenthumsrecht z. B. ist ein Gesetz, das im Interesse der Production unverbrüchlich streng geachtet werden müßte, und dennoch muß es zuweilen durch die Expropriation verletzt werden, weil der Staat höhere Interessen etwa durch den Bau einer Eisenbahn für die Gesammtheit zu wahren hat und durch den Eigensinn eines Einzelnen nicht in seinen Lebens-Interessen sich gefährden lassen kann. Daß der in seinem Eigenthum Verletzte den Werth seines Besitzthums reichlich ersetzt erhalten muß, versteht sich von selbst. Wenn der Staat zur Deckung des Landes gegen einen kriegerischen Nachbar an einem Ort eine Festung erbauen muß, so kann er, wo es sich um die Existenz des Volks-Organismus handelt, sich nicht um die Weigerung eines einzelnen Eigenthümers, seinen Boden abzutreten, kümmern. Denn der Volks-Organismus ist schon deßwegen eine höhere Potenz, weil er dem Einzelnen mehr Macht und Erkenntniß, mehr Würde und geistigen Genuß verschafft, als wenn ein solcher, wie die Juden, unter anderen Völkern zerstreut ist. Und was er zu fordern das Recht, das zu nehmen besitzt er in der Regel die Macht. So kann es im Interesse des Volks-

Organismus liegen, durch ein strenges Forstgesetz die Abholzung der Wälder zu verbieten, die für den einzelnen Besitzer vielleicht vortheilhaft wäre; weil das Klima ausarten, weil Weinlagen dadurch dem Nordwind ausgesetzt werden, weil ganze Gegenden durch die Trockenheit versanden könnten.

Selten wird der Einzelne so viel Macht und so viel Einsicht in sein Interesse haben, um freiwillig aus eigenen Mitteln zu entfernten Wasserbauten mitzuwirken, welche ihn vielleicht nicht unmittelbar angehen. Denn wie leichtsinnig die einzelnen Menschen auf ihr Glück vertrauen, das beweis't die geringe Betheiligung, welche bis jetzt noch die Hagel-Versicherungs-Anstalten fanden.

Der Staat, die Regierung als äußerer Repräsentant des Volks-Organismus hat also nicht allein das Interesse Aller in der Gegenwart, sondern auch in der Zukunft im Auge zu haben. Darin sind sie vergleichbar mit einem sorgsamen Familienvater, der für die Zukunft seiner Kinder sorgt, der aber in seinen Beziehungen zu der Allgemeinheit sich weniger um den zukünftigen als den gegenwärtigen Vortheil bekümmern muß. Nur wo die Civilisation eines Volkes ganz bedeutend vorwärts geschritten ist, da sind vielleicht auch die Einzelnen mit solcher Vorsicht begabt, daß sie, wo ihr Interesse mit dem des Allgemeinen in Conflict kommt, das eigene opfern.

Wenn wir nun aber gesagt haben, die Regierung müsse die gegenwärtigen und zukünftigen Interessen des Volks-Organismus, d. h. Aller wahren, dann haben wir zugleich die Verdammung einer Bevorzugung einzelner Classen, durch welche das Interesse der Gesammtheit verletzt werden könnte, ausgesprochen, wir haben den Stab gebrochen über Privilegien, Monopole, über alle Schritte, welche Einzelne auf Kosten der Gesammtheit begünstigen, ohne dadurch der letzteren einen nachweisbaren Nutzen zu bringen.

Die Gewalt, welche mit diesem Gesetze dem Staate in die Hand gegeben wird, kann indessen leicht mißbraucht werden; es kann Manches für Volks-Interesse ausgegeben werden, was es nicht ist, was nur zu Lust und Frommen Einzelner dient. Deßhalb müßten die Männer, denen solche discretionäre Gewalt anvertraut ist, unter strenger Controle stehen, so zwar, daß das Volk seine Meinung durch seine Vertreter, durch die Presse, und welche die Organe noch sind, durch die es seine Meinung äußert, frei und öffentlich verkünden kann; damit sodann durch den freien Austausch der Ideen, die öffentliche Vernunft endlich siegreich und die gefährliche Klippe einer Ueberschreitung der Befugnisse der Staatsgewalt vermieden werde.

Diese Befugnisse sind auch in Quantität und Qualität sehr verschieden, je nach dem Culturstande eines Volkes. Wenn die Menschen jener Ausbund von Tugend wären, als welchen sie sich die Engel vorzustellen

pflegen, dann hätten sie einen Normal-Zustand, in welchem weder Gesetze noch Regierung nöthig wären. Da die Menschen aber weit entfernt von jenem Zustande einer wahrscheinlich langweiligen Idealität sind, da sie zudem auf außerordentlich verschiedenen Stufen der Bildung sich befinden, so muß der den Regierungen gegebene Spielraum auch in Beziehung auf die Volkswirthschaft je nach dem Bildungsgrade des Volkes größer oder kleiner sein. In Rußland muß die Regierung mehr sorgen, als in England, weil hier das Volk einen großen Theil der Arbeit von selbst verrichtet, welche dort nicht geschehen würde, wenn die Regierung sie nicht übernähme.

In militärischer Hinsicht ist dies von besonderer Bedeutung; nicht minder aber in Beziehung auf die Volks-Erziehung und das Schulwesen.

Es ist eine nicht zu bestreitende Thatsache, daß eine Nation den größeren Theil dessen, was sie ist, ihrer Erziehung verdankt. Zwar nicht bloß in der Schule, auch auf dem Markte, im Felde und am häuslichen Herde wird sie erzogen; aber die Schule ist die Anstalt, wo am systematischsten auf die Ausbildung der Jugend gewirkt werden kann — im Guten, wie im Schlechten. Den politischen und ökonomischen Verfall Deutschlands nach dem dreißigjährigen Kriege hat die unnationale, knechtische und mystische Richtung der Erziehung des Volkes nicht im Mindesten verhindert. Eine bessere National-Erziehung hätte uns gewiß einen Theil der tiefen Erniedrigung erspart. Aber wo der Knechtssinn für eine Tugend ausgegeben wird, da ist die Ausbildung eines kräftigen National-Charakters nicht zu erwarten.

Nun stehen sich auch hier wieder zwei Parteien gegenüber: die eine verlangt unentgeltlichen Unterricht vom Staate für die Kinder der Unbemittelten, — die andere vollständige Ueberlassung der Schulen an die Privat-Sorge.

Die letztere, in steter Furcht vor dem Mißbrauch der Staatsgewalt, kann sich von der Besorgniß nicht trennen, die jedesmaligen Träger der Regierung möchten der Volks-Erziehung eine einseitige, für den selbstständigen Charakter der Nation nachtheilige Richtung geben. Die erstere Partei aber glaubt, daß die armen Classen die Mittel nicht besäßen, um ohne Beihülfe des Staates für die Ausbildung ihrer Kinder zu sorgen; sie weis't auf die Verwahrlosung der untersten Classen in England hin, wo die Nicht-Einmischung des Staates in alle Dinge, welche von Privaten besorgt werden können, am meisten zum Grundsatz geworden ist; sie zieht einen Vergleich mit dem mehr bevormundeten Deutschland, wo aber von Seiten des Staates so viel geschehen ist, daß dort die Schulbildung und der Schulbesuch unter allen Ländern am größten ist. Sie behauptet, daß jener

von ihren Gegnern gefürchtete Einfluß auch von Privat-Gesellschaften ausgeübt werden könne, die ihre Mitglieder als Lehrer über ein Land zu vertheilen suchen; sie zweifelt, ob die armen Classen überhaupt auch bei unentgeltlichem Unterricht ohne Schulzwang bewogen werden könnten, genügend für die Ausbildung ihrer Kinder zu sorgen.

Auch wir möchten uns zu der Meinung der letzteren hinneigen, — vorausgesetzt, daß es jedem Einzelnen frei steht, Privat-Unterricht für seine Kinder zu bestellen, wo ihm der öffentliche nicht gefällt. Die Frage ist wieder durchaus nicht absolut zu beantworten, weil es ganz auf den Bildungsgrad des Volkes und der Classen ankommt, ob das erstere oder das zweite System, ob der Privat- oder der unentgeltliche Staats-Unterricht vorzuziehen sei. Die mittleren Classen unserer civilisirten Völker sind ohne Ausnahme so ernst besorgt um die Ausbildung ihrer Kinder, daß ein Zwang von Seiten des Staates ganz überflüssig und nur lästig ist. Bei den Americanern, wo die unterste Classe gar nicht, wie bei uns, existirt, wo Alle einem gewissen Mittelstande sich nähern, wo es Bedürfniß für Jeden ist, seine Kenntnisse aus der Zeitung zu schöpfen, wo Jeder stets „calculirt", wo die Schule von vorn herein mit Ländereien ausgestattet wird, — da wäre Schulzwang und unentgeltlicher Unterricht von Seiten des Staates ganz und gar nicht am Platze. In Frankreich dagegen, wo das Volk an Bevormundung so gewohnt ist, wo die Hälfte der Landbewohner nicht lesen und schreiben kann, wo die Volksbildung so tief vernachlässigt ist, — würde das Selfgovernment im Schulwesen nur eine noch tiefere Unwissenheit verbreiten.

Bei der Indolenz der unteren Classen in Beziehung auf Unterricht und bei der bekannten Trägheit der Jugend ist ein Fortschritt in der Erziehung der unteren Classen gar nicht möglich ohne Eingreifen des Staates. Dieser hat in Deutschland sehr viel Licht verbreitet.

Wenn nun auch periodisch engherzige Tendenzen ans Ruder kommen, so ist entweder die Bildung schon zu weit gediehen, um sich noch beeinflussen zu lassen, oder die gesunde Reaction der Natur, welche bei den Kindern gerade am stärksten sich äußert, wirft solche fremdartige Elemente leicht zur Seite. Neben den Schlacken wird gar viel Gold gelehrt, mit dessen Hülfe der Einzelne seinen Verstand von selbst weiter bilden kann.

Endlich gibt es viele Unterrichts-Anstalten, welche ohne den Staat gar nicht bestehen würden, weil sie durch den wissenschaftlichen Apparat zu theuer sind, z. B. die Universitäten, die großen Bibliotheken und Museen. Wohin soll aber eine Nation gelangen, wenn ihr die Männer fehlen, welche die Wissenschaft zur technischen Vervollkommnung der Gewerk-Thätigkeit ausbeuten?

Es ist eine Lebensfrage für eine Nation, eine Anzahl solcher gelehrten Männer zu haben, die oft von der Privat-Thätigkeit nicht leben könnten oder die Mittel nicht hätten, um ihre Experimente zu machen. Durch sie wird die ganze Nation gebildeter, wird ihr geistiges Capital vergrößert, und wird sie in den Stand gesetzt, mehr zu produciren. Wie sehr auch jeder Einzelne den Vortheil, den solche Männer gewähren, einsieht, so ist doch die egoistische Zersplitterung zu groß, um eine materielle Vereinigung aller Kräfte zur Erhaltung der Wissenschaft zu Stande zu bringen, wenn der Staat nicht eingreift.

Auch gibt es noch viele andere sehr nothwendige oder nützliche Dinge, die ohne den Staat nicht gemacht würden, z. B. die Anlegung von Leuchtthürmen, wissenschaftliche Entdeckungs-Reisen, Einführung von gleichem Maß, Münze und Gewicht, Schutz des geistigen Eigenthums in Büchern, Abbildungen und Erfindungen u. s. w.

In militärischen Angelegenheiten hat die Erfahrung am handgreiflichsten gelehrt, daß die Privat-Thätigkeit nicht ausreicht, daß der Staats-Zwang zur Beschirmung des Landes nothwendig ist; denn die Liebe zum Leben ist bei der größeren Anzahl der Menschen stärker als die Vaterlandsliebe.

Wir haben zwei ziemlich hervorragende Gegenstände angeführt, bei denen ein mächtiges Eingreifen des Staates von Nutzen sei; letzterer kann aber die Bevormundung und Reglementirerei so weit treiben, daß er die Entwicklung der Nation mehr hemmt, als wenn sie ohne alle Hülfe der Regierung sich selbst überlassen wäre. Dieses System ist auf dem Continente mehr vorherrschend, und in Rußland und Frankreich so groß, daß es die Entfaltung der geistigen und materiellen Kräfte der Nation hemmt, und daß J. B. Say im Unmuthe über diese lästige Regierungs-Wirthschaft ausrief: „Eine Regierung ist am besten, wenn sie wenig oder gar nicht regiert!"

Aber auch in England, wo das entgegengesetzte Princip der möglichst unbeschränkten Selbst-Regierung in Geltung ist, sind Uebelstände damit verknüpft, welche bei einem gemischten Systeme, wie in Preußen, nicht vorkommen. Wir haben an die geringere Schulbildung der unteren Classen, im Vergleich zu derselben in Preußen, schon erinnert; auch in anderer Hinsicht können diesem Systeme mannigfache Mißbräuche entspringen. Das Institut der Privat-Irrenhäuser in England soll schon oft in der verbrecherischen Absicht mißbraucht worden sein, sich einer mißliebigen Person zu entledigen.

Gleichwohl müssen wir als Regel den Satz annehmen: daß die Regierung sich in alles dasjenige nicht mischen solle, was die

Privat-Thätigkeit für sich zu Stande bringen kann. Denn durch die übertriebene Bevormundung der Regierung wird das Volk daran gewöhnt, zu viel, wenn nicht Alles, von dieser zu verlangen. Solche Erwartungen, von denen die meisten nicht in Erfüllung gehen, weil der Staat sie nicht erfüllen kann, erhalten aber ein fortwährend gährendes Element der Unzufriedenheit, welches die nationale Triebkraft lähmt. Zudem erwartet das Volk die Verbesserung immer mehr durch Maßregeln der Regierung, statt durch eigenes Nachdenken und eigene Anstrengung; das Volk wird träge und dumm, und nähert sich am Ende jenem Standpunkte der alten Burgunder, von denen Ammian Marcellin erzählt: sie hätten verlangt, ihr König müsse das Wetter machen können, — und ihn nach einer Mißärnte abgesetzt.

Die Functionen der Regierung lassen sich in productive, die schaffende Kraft des Volkes fördernde, und in repressive eintheilen. Zu den ersteren hätten wir z. B. die Civil-, zu den letzteren die Criminal-Gerichtsbarkeit zu rechnen. In den repressiven Functionen kann eine Regierung aber nicht genug Mäßigung beobachten, je mehr sie Gelegenheit dazu hat, sie auszuüben; denn nichts fesselt die Productionskraft mehr, als eine zu starke Bevormundung. Es würde also in Beziehung auf die repressive Thätigkeit der Regierung genügen, wenn sie Frieden und Ordnung dem Lande erhielte, das Verbrechen verfolgte und unterdrückte. Dehnt sie ihre Befugnisse aber zu weit aus, um etwa durch Repressiv-Maßregeln Einzelne zu bevorzugen (durch Prohibitiv-Zölle, Monopole, Privilegien), dann schadet sie der Productionskraft der Gesammtheit und hindert dadurch die gedeihliche Entwicklung der Nation. Doch muß auch in dieser Richtung der Gesetzgebung ein gewisser Spielraum gelassen werden. Wir brauchen nur an die Gesetze zu erinnern, welche die Arbeitszeit der Kinder in den Fabriken auf ein gewisses Maximum festsetzen. Das Privat-Interesse der Arbeitgeber und auch der Eltern in diesen unteren, weniger gebildeten Schichten ist gewöhnlich größer, als die Humanität und die Liebe. Wo gar keine gesetzliche Schranke existirt, müssen die Kinder oft mehr arbeiten, als mit ihrem körperlichen Gedeihen vereinbarlich ist. Daraus entsteht aber eine verkrüppelte Arbeiter-Bevölkerung, die später weniger producirt. Die Gebildeten, in deren Händen doch in der Regel die Gesetzgebung ist, haben daher ein begründetes Interesse daran, durch Gesetze eine solche Verschlechterung des Geschlechtes zu verhindern. Aber auch diese Befugniß dürfte nur mit äußerster Vorsicht auszuüben sein, weil dieselbe leicht von Parteien tendentiös ausgebeutet wird und dann die Beschränkung bis zu einem Attentate auf das Eigenthumsrecht ausgedehnt werden könnte, das der Arbeiter über die Kräfte seines Körpers und über seine Zeit ausübt.

Außer solchen wenigen Ausnahmefällen, wo es im Interesse des National-Organismus nützlich ist, wenn die Repressiv-Befugniß des Staates sich in die Privat-Thätigkeit einmischt, ist es schon genügend, wenn dieselbe den Frieden und die Ordnung erhält und das Eigenthum schützt. Der Schutz des Eigenthums durch die directe Schirm-Gewalt — sowohl durch eine klare, unzweideutige Gesetzgebung, wie durch eine prompte Justiz — ist von der äußersten Wichtigkeit, weil die Production davon unbedingt abhängig ist. Alle anderen Repressiv-Einmischungen der Regierung, wo sie nicht, wie bei der Expropriation und den oben angeführten Kategorieen, unbedingt nothwendig, sind so viel als möglich zu vermeiden, weil sie die schaffende Kraft des Volkes mehr lähmen können, als der gute Wille der Regierung sie im besten Falle zu fördern vermag.

Auch die „productive" Thätigkeit der Regierung kann an dieser Klippe scheitern, von der wir so eben gesprochen haben. Sie erleichtert die wirthschaftliche Bewegung schon in hohem Maße, wenn sie den Credit des Landes dadurch hebt, daß sie die Gläubiger durch einen raschen Proceßgang in ihren Forderungen gegenüber den Schuldnern schützt; auch kann sie durch Vervollkommnung der Statistik, durch Anlegung von Straßen, Canälen, Eisenbahnen, von Ackerbau-, Gewerbe- und Handels-Schulen, durch Anknüpfung neuer Handels-Verbindungen und Belehrung über die Verhältnisse entfernter Länder vermittelst der Consulate viel Gutes stiften. Sie kann zur Verbreitung zweckmäßiger Maschinen, neuer Muster, durch Anleitung zur Verbesserung der Gewerbe und Landwirthschaft (Drainage) die Production sehr begünstigen. Allein mit diesen Functionen hört die zweckmäßige Thätigkeit der Regierung in der Regel auf. Schon bei der Anlegung von Straßen, Canälen und Eisenbahnen beginnt ein berechtigter Zweifel, ob es nicht zweckmäßiger wäre, dieselbe der Privat-Thätigkeit zu überlassen. Man wird in Beziehung auf solche Verkehrs-Anstalten wieder den Culturgrad, den ein Volk einnimmt, in Anschlag bringen müssen. Wo das Volk noch so uncultivirt ist, daß es wenig an selbstthätige Speculation gewohnt ist, wo es noch die Initiative von Seiten der Regierung erwartet, da kann es gebilligt werden, wenn die Regierung den Anfang macht, weil sie die wirthschaftliche Entwicklung des Landes dadurch wirklich sehr beschleunigen kann; sobald indessen die speculative Triebkraft und Erwerbs-Thätigkeit einiger Maßen gediehen ist, sobald das Capital mehr anwächs't und Beschäftigung sucht, — dann ist es besser, die Anlegung solcher Anstalten der Privat-Unternehmung zu überlassen, weil diese, vermöge der Theilung der Arbeit, mehr Sorgfalt auf die Sache zu verwenden, ihr Interesse mehr zu wahren weiß und fast immer billiger producirt, als der Staat. Nur da, wo nach der Natur einer solchen Un-

ternehmung (Eisenbahn, Canal) die preisregulirende Concurrenz nicht möglich ist, weil z. B. zwei Eisenbahnen neben einander sich nicht rentiren würden, weil dann die Unternehmer einer solchen Anstalt ihr Interesse so wenig verstehen könnten, oder wo die Umstände sie so sehr begünstigten, daß sie einen Monopol-Preis auf die Benutzung ihres Productes setzen könnten, — da dürfte eine mäßig beschränkte Controle des Staates gerechtfertigt und sogar geboten sein.

Da der Staat mit einem in späterer Zeit erst erscheinenden Gewinne eher als eine Privat-Unternehmung sich begnügen kann, so dürften auch einzelne industrielle Unternehmungen in seine Hände übergehen, z. B. Ent- oder Bewässerung großer Bodenflächen, Bergwerke, die durch einen rationellen Betrieb einen lange dauernden Gewinn versprechen, während sie in Privathänden durch Raubbau ausgebeutet und ein großer Theil sehr nutzbarer Stoffe verschüttet und unbrauchbar gemacht werden könnte. Die Anlegung und Uebernahme von Fabriken, Eisenhütten u. s. w. ist dagegen im höchsten Grade zu widerrathen, weil der Staat, wie schon bemerkt, fast immer theurer producirt. Denn er muß den Betrieb Beamten übergeben, deren Fähigkeit genau zu beurtheilen die Regierung selten im Stande ist, und die — weil sie keinen directen Gewinn zu hoffen, keinen directen Schaden zu besorgen haben — unmöglich mit solcher Umsicht, Sorgsamkeit, Kenntniß und solchem Fleiß den Betrieb überwachen und besorgen können, als Privat-Unternehmer, deren Existenz von dem Gelingen des Etablissements abhängt.

Zugleich ist der Staat, mag er bei einem Unternehmen prosperiren oder nicht, ein sehr gefährlicher Nebenbuhler der Privat-Industrie. Wo er solche Etablissements in die Hand nimmt, da lähmt er den Unternehmungsgeist der Privatleute, weil er, unter allen Umständen durch die Steuercasse gedeckt, schlimme Conjuncturen leichter überwinden, leichter eine Zeit lang oder immer (die würtembergischen Eisenhütten) mit Verlust arbeiten kann.

Immerhin ist auch hier der Culturgrad eines Volkes in Anschlag zu bringen. In sehr zurückgebliebenen Ländern kann der Staat einen Industriezweig einzuführen suchen, wenn Private sich nicht dazu einfinden, um die sonst müßige Arbeitskraft zu beschäftigen. Nach einiger Zeit, binnen welcher die Naturwüchsigkeit des Industriezweiges sich bewährt hat, kann er vielleicht diese Production leicht an Private überlassen. In Ländern, wo nur schlechte Verkehrsmittel existiren, wo also im Binnenlande z. B. ausgedehnter Getreidehandel nicht möglich ist, der die Vorräthe gleichmäßig vertheilen könnte, da kann der Staat auch ausnahmsweise genöthigt sein, den Händler zu machen und Magazine anzulegen. Für Länder fortgeschrit-

tener Gewerbs-Thätigkeit und reicher Verkehrs-Anstalten wäre dies hingegen ein Mißgriff. Wo die wirthschaftliche Intelligenz noch so unentwickelt ist, daß die Privaten noch keinen Begriff vom Credit- und Bankwesen haben, da kann der Staat mit gutem Beispiel vorangehen; da sein Credit aber nie so billig sein kann, als der Privat-Credit, weil er die Anstalt durch Beamte verwalten lassen muß, die an ein bestimmtes Regulativ gebunden sind, während der Privat-Unternehmer alle Geldmarkt-Conjuncturen besser benutzen und bei Krisen rascher handeln, eine Gefahr also sicherer abwenden kann, — so muß der Staat so bald als möglich der Privat-Industrie die Gelegenheit bieten, Credit-Anstalten neben der des Staates zu errichten, wenn auch letztere nach und nach dadurch überflüssig werden sollte.

Dennoch gibt es einige Industriezweige, die auch ein sehr cultivirter Staat aus anderen als gewerblichen Gründen betreiben kann. Productionszweige, die zur Sicherung des Landes nothwendig sind, können ausnahmsweise von ihm betrieben werden, z. B. die Fabrication von Pulver, Säbeln, Kanonen und anderen Schießwaffen, weil der Bezug solcher Gegenstände vom Auslande im Falle eines langwierigen Krieges abgeschnitten werden und das Land dadurch in Gefahr gerathen könnte.

Auch bei solchen Industriezweigen, bei denen der Staat positiv gewinnt, weil er ein Monopol oder Regal ausübt, ist es noch sehr fraglich, ob nicht Privat-Industrie vorzuziehen wäre. Das Salz-Regal trägt dem Staate allerdings viel ein, es deckt einen wesentlichen Betrag der Steuern; da das Salz aber wieder indirect durch seine Beförderung der Landwirthschaft die Production des Landes und die Steuerkraft desselben erhöht und ein möglichst niedriger Preis zu wünschen ist, so entsteht noch die Frage, ob es nicht zweckmäßig wäre, die Salzgruben oder Salzquellen zu verkaufen oder zu verpachten, weil die Privaten billiger produciren, — vorausgesetzt, daß solcher Productionsquellen genug im Lande sind, um eine Concurrenz möglich zu machen. Wo solche Concurrenz freilich fehlt und der Privat-Producent ein Monopol erhielte, also einen Monopol-Preis ansetzen könnte, da möchte die Uebernahme des Werkes durch den Staat zweckmäßiger sein, weil die Gesetzgebung des Landes auf den Betrieb durch den Staat einen größeren Einfluß hat, als auf den durch Private.

Das Tabak-Monopol ist eine große Steuerquelle und eine weniger drückende Art der Steuererhebung, weil der Tabak kein unentbehrliches Bedürfniß ist. Da derselbe aber doch zu einem starken Bedürfnisse geworden ist, da der Staat theurer producirt und den Geschmacks-Anforderungen des Publicums sich weniger anzuschmiegen weiß, so können wir das Tabak-Monopol nicht für zweckmäßig halten. Eine Consumtionssteuer auf

den Tabak würde bestimmt denselben Dienst leisten und den Consumenten weniger lästig sein.

Außerdem ist es wegen des Principes der Arbeitstheilung stets mißlich, wenn der Staat sich zu viele Geschäfte aufladet. Er kann seine Obliegenheiten nicht zu solcher Zufriedenheit, mit solcher Umsicht und Sorgfalt erfüllen, als wenn er seine Thätigkeit auf einen geringeren Kreis von Geschäften beschränkt.

Der Staat müßte im Gegentheil mit dem guten Beispiele der Arbeitstheilung dem Volke vorangehen, das leider zu allgemein noch an dem Vorurtheile klebt, daß man so viel wie möglich „Alles selbst machen" müsse. Deßhalb ist es immer mißlich, wenn die Regierung solche Vorurtheile nährt durch Verordnungen, welche die Theilung der Gewerbe hindern, z. B. durch Verbote des Hausirhandels, des Mäkler- und Händlerwesens. Solche Geschäftsleute tragen stets zu einer größeren Theilung der Arbeit und dadurch zur Ersparung an Arbeit und an Productionskosten bei. Es ist nicht vortheilhaft für den Bauer, wenn er die gewerblichen Waaren, die er braucht, stets selbst auf dem Markte der Stadt holen muß; er verliert dadurch viele Zeit, die er productiv verwenden könnte, und wird auch zu ausschweifenden Consumtionen verleitet, die sonst unterblieben wären. Wenn ein Händler die kleinen Getreide-, Kartoffel-, Eier-, Butter-, Käse-Vorräthe auf dem Lande aufkauft und zusammen mit Einem Mal auf den Markt bringt, so kann er sie billiger verkaufen, als der Producent selber, weil er Alles auf Einer Fuhre hinbringen kann, während die Producenten, da jeder einzeln hätte zu Markte fahren müssen, mehrere Fuhrwerke brauchen, zugleich mehr Arbeit verwenden und eine Zeit verlieren, die sie vortheilhafter hätten benutzen können. Verbietet die Regierung solchen Zwischenhandel (Großherzogthum Hessen), dann macht sie nicht allein die Productionskosten höher, sondern sie kann auch durch Mangel an Angebot den Preis steigern; denn viele Producenten, die einen kleinen Vorrath an Eiern, Butter, Käse haben, verzehren ihn vielleicht lieber selbst, ehe sie sich zu dem Zeitverluste entschließen, welcher ihnen der Weg verursacht, der ihnen vielleicht einen ganzen Tag kosten würde, während sie sonst doch einen schönen Sparpfennig hätten beziehen können, dessen Verlust bei der großen Masse der ländlichen Producenten und bei langer Dauer ein großes Capital repräsentiren kann.

Wir kommen auch bei diesem Gegenstande wieder auf das Ergebniß, daß der mittlere Zustand der normalmäßige ist. Wenn man auf der einen Seite auch zugeben wollte, daß der Staat das Princip: „Laissez faire, laissez aller", ohne Hintergedanken adoptire, so ist das doch wieder nur für solche Individuen anwendbar, welche im Stande sind, für sich selbst

zu handeln. Nun gibt es aber Kinder, Unmündige, Blödsinnige, Wahnsinnige. Diese Personen muß das Gesetz in ihrem Rechte schützen, da sie es selbst nicht schützen können.

Das Princip der „absoluten“ Freiheit artet zu leicht in Willkür aus, und nichts schadet der Production mehr, als Willkür der Zustände. Die Furcht vor unbekannten Uebeln und Gefahren, die sich jeden Augenblick einstellen können (Steuern zum Beispiel, deren Erhebung von der Willkür der Beamten abhängt, so daß Niemand voraus berechnen kann, wie viel er zu zahlen hat), lähmen die Erwerbs-Thätigkeit und den Ansammlungstrieb, wie z. B. in Zeiten bürgerlicher Unruhen, wo Leben und Eigenthum unsicher sind, und in Zeiten ansteckender Krankheiten, wo die Production fast eingestellt und die Consumtion auf die höchste Potenz gesteigert wird. Daher ist es eine große Wohlthat, wenn der Staat jede Willkür streng unterdrückt und zu vermeiden sucht und Ordnung und Rechtssicherheit auf so solide Grundlagen baut, daß das Vertrauen vollkommen wird. In einem solchen Zustande wird das Land gedeihen; denn Vertrauen fördert den Credit, Credit das Capital, Capital die Production; und die Production befriedigt die Bedürfnisse der Menschen und macht sie glücklich.

Indem der Staat den Schwächeren vor dem Stärkeren schützt, indem er die Heilighaltung der Verträge und des gegebenen Wortes fordert, indem er den Meineid, den Betrug und alle Verbrechen an Person und Eigenthum straft, — befördert er die Rechtlichkeit, eine der stärksten Grundlagen der menschlichen Gesellschaft.

Doch darf der Staat seinen Einfluß nicht zu weit ausdehnen; denn der Mensch gleicht sonst dem Kinde, das, so lange es am Gängelbande geführt wird, keine Selbstständigkeit erlangt. Wo der Staat für Alles sorgen will, da geschieht in der Regel sehr wenig. Der Staat ladet sich eine größere Verantwortlichkeit auf, als er zu tragen vermag; denn er kann die an ihn gestellten Forderungen („Recht auf Arbeit“) nicht erfüllen, und das Volk geräth leicht in Unfreiheit, weil nichts dem Mißbrauche so zugänglich ist, als die Gewalt. „Die einzige Sicherheit“, sagt J. St. Mill, „gegen politische Sklaverei ist, die Regierenden durch die Verbreitung von Thätigkeit, Intelligenz und Gemeingeist bei den Regierten in gewissen Schranken zu halten.“

Glücklicher Weise werden mit der steigenden Civilisation die Gefahren, welche aus einer zu schroffen oder zu laxen Staatsgewalt hervorgehen, immer geringer. Die überhand nehmende Bildung der Bewohner vermehrt deren Gemeingeist und vermindert zugleich die Leidenschaften, welche vor-

zugsweise eine Regierungs-Gewalt mit weitgehenden Befugnissen nöthig machen. Je mehr Rechtlichkeit und Ordnung überhand nehmen, um so weniger hat der Staat Veranlassung, seine Zügel straffer anzuspannen; desto mehr erzeugt eine rege Erwerbs-Thätigkeit das Selbstvertrauen, die Würde, den Unabhängigkeitssinn der Bürger, um einer unweisen Regierung die nöthigen Schranken entgegenzusetzen.

Berichtigung.

Auf Seite 21, Zeile 26 und 28, soll es heißen: Makute, statt „Matute", auf Seite 75, Zeile 28 und 30: Necho, statt „Nego", und auf Seite 186, Zeile 16, sind die Worte: „namentlich von Seiten des Staates", zu streichen.

